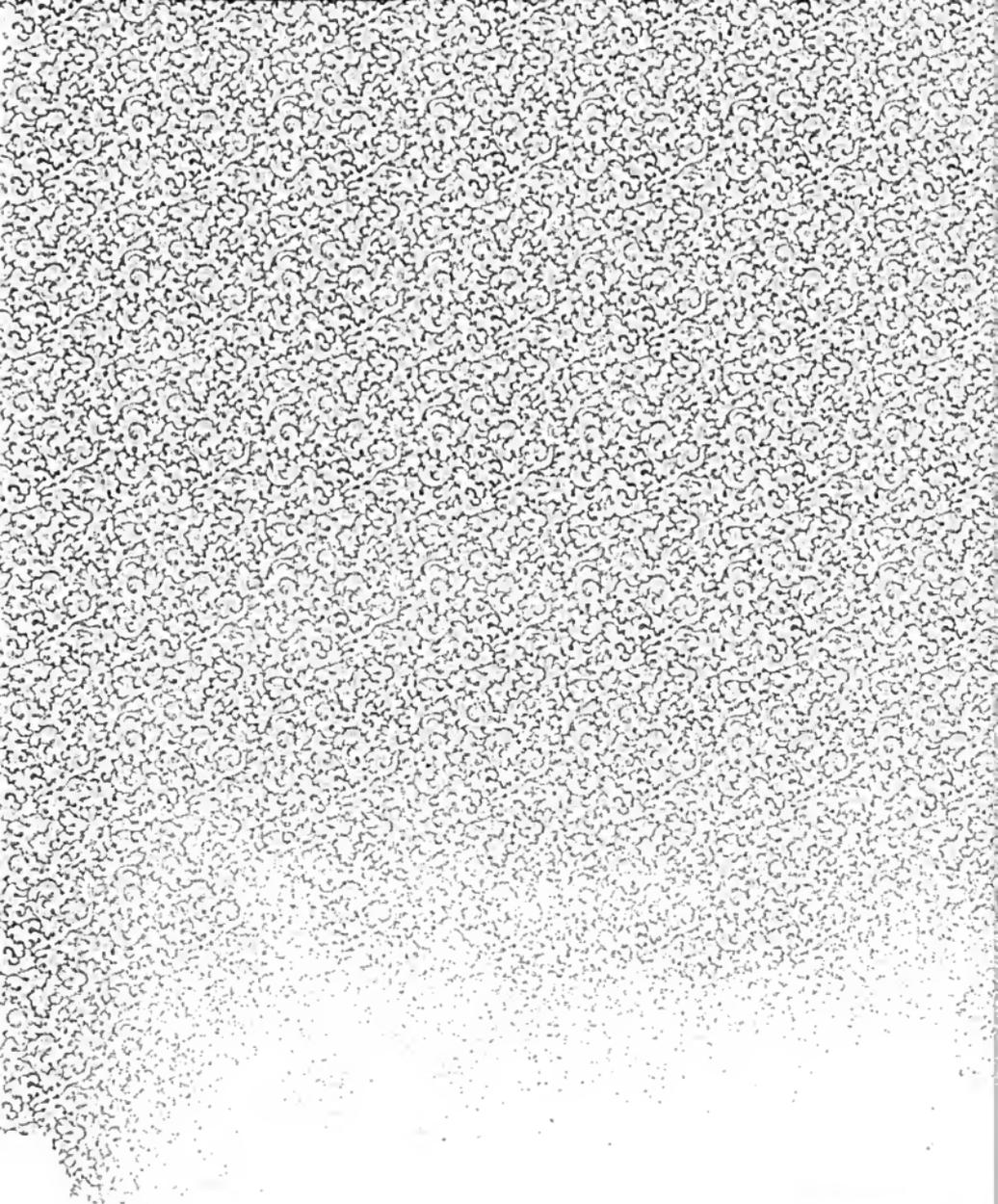


C

410,314

DUP.

The
German-American
Goethe Library
—
University of Michigan.



Burdach, Konrad
Die Sprache des jungen Goethe

34858

VERHANDLUNGEN

DER

SIEBENUNDREISSIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

DESSAU

VOM 1. BIS 4. OKTOBER 1884.

LEIPZIG,
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1885.

1776
1775
1774-52

DEM
HERZOGL. GYMNASIUM UND REALGYMNASIUM
ZU DESSAU
ZUR HUNDERTJÄHRIGEN JUBELFEIER

AM 5. UND 6. OKTOBER 1885

GEWIDMET

VON

B. G. TEUBNER IN LEIPZIG.

Inhalt.

	Seite
<u>Verzeichnis der Mitglieder</u>	V—X
<u>Verteilung der Mitglieder nach den Landschaften</u>	XI
<u>Feitschriften und Geschenke</u>	XII
<u>Erste allgemeine Sitzung</u>	1—36
Eröffnungsrede des ersten Präsidenten	1—23
Begrüßung durch Se. Excellenz den Staatsminister von <i>Kroßigk</i> und den Bürgermeister <i>Dr. Fink</i>	23—24
Geschäftliche Mitteilungen des zweiten Präsidenten	24—26
Gedächtnisrede des Prof. <i>Dr. Gösche</i> (Halle) auf <i>Richard Lepsius</i>	26—36
<u>Zweite allgemeine Sitzung</u>	36—69
Vortrag des Prof. <i>Dr. Meier</i> (Graz) über die ältere Geschichte der Albanesen	36—46
Vortrag des Prof. <i>Dr. Gosez</i> (Berlin) über den Stand der Vergamensischen Arbeiten	46—59
Anhang: Gedächtnisrede des Prof. <i>Dr. Gösche</i> (Halle) auf <i>Wilhelm Müller</i>	61—68
<u>Dritte allgemeine Sitzung</u>	68—83
Geschäftliche Mitteilungen des ersten Präsidenten und des Prof. <i>Dr. Eckstein</i> (Leipzig)	68—72
Vortrag des Prof. <i>Dr. von Brunn</i> (München) über die <i>Medusa</i>	72—81
Mitteilung des Prof. <i>Dr. von Duhn</i> (Heidelberg) über den <i>Heidelberger Schloisverein</i>	81—83
<u>Vierte allgemeine Sitzung</u>	83—123
Geschäftliche Mitteilungen des ersten Präsidenten	83—85
Vortrag des Oberlehrers <i>Dr. Weisenborn</i> (Mühlhausen in Thüringen) über die Gattungen der <i>Prosa</i>	86—90
Vortrag des Prof. <i>Dr. Gerlach</i> (Dessau) über das <i>Dessauer Philanthropin</i> in seiner Bedeutung für die Reformbestrebungen der Gegenwart	90—106
Mitteilung des Vortrags des Prof. <i>Dr. Max Müller</i> (Oxford) über die heiligen Bücher des <i>Orients</i> durch Prof. <i>Dr. Gösche</i> (Halle)	107—112
Mitteilung des Prof. <i>Dr. Eckstein</i> (Leipzig) über die <i>Monumenta Germaniae paedagogica</i> des <i>Dr. Kehrle</i>	112—113
Berichte über die Verhandlungen der Sektionen	113—121
Schlußworte des zweiten Präsidenten und des Hofrats Prof. <i>Dr. von Erlich</i> (Würzburg)	121—123
<u>Verhandlungen der pädagogischen Sektion</u>	121—162
Erste (konstituierende) Sitzung	125—136
Zweite Sitzung	136—136
Vortrag des Prof. <i>Sier</i> (Worms) (Eröffnungsrede): „Darf das Mittelhochdeutsche vom Lehrplane der Gymnasien und Realgymnasien ausgeschlossen werden?“	126—136
Dritte Sitzung	136—141
Vortrag des Prof. <i>Dr. Eiler</i> (Berlin) über den Turnunterricht an den höheren Schulen	136—141
Vierte Sitzung	141—163
Vortrag des Oberlehrers <i>Dr. Heinzelmann</i> (Erfurt): „Wie ist der Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten zu erteilen, damit derselbe seine erzieherische Aufgabe nicht verfehlt?“	141—162
<u>Notiz, betr. die Verhandlungen der orientalischen Sektion</u>	163
<u>Verhandlungen der germanisch-romanischen Sektion</u>	163—186
Erste (konstituierende) Sitzung	163—164
Zweite Sitzung	165—180
Vortrag des Prof. <i>Dr. Gering</i> (Halle) über den Plan einer neuen Ausgabe der <i>Liederreda</i> von <i>Symons</i> und <i>Gering</i> für <i>Zachers germanische Handbibliothek</i>	165
Vortrag des <i>Dr. Eiler</i> (Leipzig) über die <i>Pläne des Schillerschen Don Karlos</i>	165—166
Vortrag des Privatdozenten <i>Dr. Burdach</i> (Halle) über die <i>Sprache des jungen Goethe</i>	166—180

	<i>Seite</i>
Dritte Sitzung	180—186
Vortrag des Privatdozenten Dr. Jostes (Münster) über einen niederrheinischen Mystiker des 16. Jahrhunderts	180
Antrag des Prof. Dr. Zacher (Halle) betr. die deutsche Prolethibel	180—181
Vortrag des Prof. Dr. Mohr (Berlin) über germanische Wörter dunklen Ursprungs	181—186
Verhandlungen der archäologischen Sektion	187—211
Erste (konstituierende) Sitzung	187—188
Eröffnungsworte des Hofrats Prof. Dr. Gaebechen (Jena)	187—188
Zweite Sitzung	189—193
Vortrag des Prof. Dr. von Brunn (München) über eine Marmorgruppe in Würzburg Referat des Gymnasialdirektors Dr. Müller (Flensburg) über Fröbners Abhand- lung: Le comput digital	191—192
Vortrag des Hofrats Prof. Dr. von Crichto (Würzburg) über Phidias in Rom	192—199
Dritte Sitzung	193—202
Vortrag des Dr. Lange (Jena) über die profanen Gelände in Olympia	193—202
Vierte Sitzung	202—211
Vortrag des Dr. Thraemer (Leipzig) über das Heiligtum der Athena Polias zu Vergamos	202—208
Vortrag des Hofrats Prof. Dr. Gaebechen (Jena) über den Künstler Moderno	208—210
Verhandlungen der philologischen (kritisch-oxegetischen) Sektion	212—238
Erste (konstituierende) Sitzung	212
Zweite Sitzung	213—229
Vortrag des Dr. Hanfen (Leipzig) über die sogenannten kyklischen Verfälsche	213—216
Vortrag des Dr. Crusius (Leipzig) über die griechischen Parömiographen	216—226
Dritte Sitzung	229—232
Vortrag des Gymnasialdirektors Dr. Bobrik (Belgrad): 'Entdeckungen im Horaz' Vortrag des Hofrats Prof. Dr. von Crichto (Würzburg) über zwei Stellen des Ivanus	229—231
Vierte Sitzung	231—238
Vortrag des Gymnasialdirektors Dr. Volkmann (Jauer): 'Zur Geschichte der griechischen Rhetorik'	232—238
Vortrag des Dr. Hinrichs (Berlin) über die Homerschen Aolismen	232—234
Verhandlungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion	239—271
Erste (konstituierende) Sitzung	239—240
Zweite Sitzung	241—243
Vortrag des Gymnasiallehrers Lucke (bisher in Köthen, jetzt in Zerbst) über Heinzes Behandlungsweise der geschlossenen geometrischen Gebilde	241—242
Vortrag des Gymnasialdirektors Dr. Gerhardt (Eisleben) über die Mathematik auf dem Gymnasium mit Bezug auf die Forderungen in dem Preussischen Regulativ vom 31. März 1882	242—244
Dritte Sitzung	244—249
Vortrag des Realschullehrers Dr. Parow (Halle) über den Manganen Universal- Apparat	244—246
Antrag des Realgymnasialdirektors Dr. Dronke (Trier)	246—247
Antrag des Oberlehrers Dr. Nowel (Köthen)	247—249
Vierte Sitzung	249—271
Geschäftliche Mitteilung des Vorsitzenden	249—250
Vortrag des Oberlehrers Dr. Böttcher (Leipzig) über die Beobachtung des Sonnen- laufs durch die Schüler	250—263
Vortrag des Realschullehrers Rotz (Bartehude) über die Sonnenstrahlung auf der nördlichen im Vergleich mit derjenigen auf der südlichen Erdhälfte	263—271
Verhandlungen der neusprachlichen Sektion	272—278
Erste (konstituierende) Sitzung	272—273
Zweite Sitzung	273—278
Vortrag des Oberlehrers Dr. Loew (Bernburg) über den Anfangsunterricht im Französischen	273—278
Dritte Sitzung	278—297
Vortrag des Oberlehrers Dr. Deutschens (Zwickau) über die Lautphysiologie beim neusprachlichen Unterrichte	278—297
Vierte Sitzung	297—298
Debatte über den Anfangsunterricht im Französischen	297—298

Verzeichnis der Mitglieder.*)

Präsidium.

1. Krüger, Dr., Schulrat und Gymnasialdirektor. Dessau.
2. Stier, Gymnasialdirektor. Zerbst.

Sekretariat.

3. Ballin, Dr., Oberlehrer. Dessau.
4. Eckstein, Dr., Oberlehrer. Zittau.
5. Wäschke, Dr., Oberlehrer. Zerbst.

*) *Lokalkomit.* Vorsitzender: Schulrat Dr. Krüger.

1. *Finanzausschuß:* Kommerzienrat Ossent (Vorsitzender), Banquier Wandel (Schatzmeister), Inspektor Buchmann, Rentier Heybruch, Professor Lebe, Obergingenieur Mohr, Oberlehrer Dr. Pieper, Lehrer Schnuse.
2. *Wohnungsausschuß:* Professor Dr. Hachtmann (Vorsitzender), Apotheker Gabriel (stellvertretender Vorsitzender), Diakonus Dr. van der Biele, Geh. Sekretär Demper, Fabrikbesitzer Fitzau, Oberlehrer Dr. Franke, Rechtsanwalt Frenckel, Lehrer Gaul, Realgymn.-Lehrer Geißler, Pfarrer Grape, Rektor Hilsbach, Rektor Kaiser, Geh. Justizrat a. D. Klinghammer, Oberlehrer Dr. Köhler, Landgerichtsrat Kraus, Fabrikdirektor Krüger, Schuhmachermeister H. Lippold, Rentier Th. Mohr, Gutsbesitzer Olberg, Medizinal-Assessor Pusch, Fabrikdirektor Dr. Reichardt, Rentier L. Reinicke, Medizinalrat Dr. Richter, Kommissionsrat Rischbieter, Realgymn.-Lehrer Ströse, Rektor Sturm, Oberlehrer Warmbold, Pastor Werner, Regierungsrat Witting, Rentier Würdig.
3. *Bau- und Dekorationsausschuß:* Oberst z. D. v. Olszewski (Vorsitzender), Prokurist Ackermann, Oberlehrer Bennhold, Bauinspektor Jannskowski, Zimmermeister Jänicke, Regierungs- und Baurat Murray, Kommissionsrat Polysius, Kunstmaler Schwendy, Hofmaler Seemann, Realgymn.-Lehrer Ströse, Hofbauinspektor Tölpe.
4. *Vergütungsausschuß:* Landgerichtspräsident Pietscher (Vorsitzender), Oberlehrer Dr. Ballin (stellvertretender Vorsitzender).
Subkommissionen des Vergütungsausschusses:
 - a. *Festdinerkommission:* Kommissionsrat Rischbieter (Vorsitzender), Oberlehrer Dr. Ballin (stellvertretender Vorsitzender), Prokurist Ackermann, Rechtsanwalt Frenckel, Lehrer Gaul, Professor Dr. Hachtmann, Bauinspektor Januskowski, Obergingenieur Mohr, Rentier Th. Mohr, Fabrikbesitzer Schütz.
 - b. *Verpflegungskommission:* Oberlehrer Bennhold (Vorsitzender), Prokurist Bardenwerper, Rechtsanwalt Frenckel, Gymnasiallehrer Dr. Fritsche, Lehrer Gaul, Oberlehrer Dr. Köhler, Amtsrichter Meyer, Oberlehrer Dr. Pieper, Gymnasiallehrer Wittig.
 - c. *Exkursionskommission:* Oberlehrer Dr. Pieper (Vorsitzender), Obergingenieur v. Oechelhäuser (stellvertretender Vorsitzender), Oberlehrer Dr. Ballin, Prokurist Bardenwerper, Gymnasiallehrer Bunge, Rechtsanwalt Frenckel, Gymnasiallehrer Dr. Fritsche, Professor Dr. Gerlach, Kammerherr von Gleichen, Professor Dr. Hachtmann, Oberlehrer Dr. Köhler, Fabrikdirektor Dr. Reichardt, Kommissionsrat Rischbieter, Fabrikbesitzer Schwarz.

Vorsitzende der Sektionen.

6. Rümelin, Oberschulrat. Dessau. (Pädagogische Sektion.)
7. Wellhausen, Dr., Professor. Halle. (Orientalische Sektion.)
8. Elze, Dr., Professor. Halle. (Germanisch-romanische Sektion.)
9. Gaedchens, Dr., Hofrat und Professor. Jena. (Archologische Sektion.)
10. Hertz, Dr., Professor. Breslau. (Kritisch-exegetische Sektion.)
11. Buchbinder, Dr., Professor. Schulpforta (Math.-naturwissenschaftliche Sektion.)
12. Lambeck, Dr., Professor. Köthen. (Neusprachliche Sektion.)

Ehrenmitglieder.

13. v. Krosigk, Excellenz, Staatsminister. Dessau
14. Stockmarr, Excellenz, Generalleutenant z. D. Dessau
15. Oelze, Regierungspräsident. Dessau.
16. Fietscher, Landtagspräsident. Dessau
17. Fank, Dr., Bürgermeister. Dessau.

Die übrigen Mitglieder.

- | | |
|---|--|
| <ol style="list-style-type: none">18. Ackermann, Präsident. Dessau.19. Ackermann, Prokurist. Dessau20. Albracht, Dr., Professor. Schulpforta.21. Alsleben, Oberlehrer. Zerbst.22. Anton, Dr., Gymnasialdirektor. Naumburg.23. Arnoldt, Dr., Gymnasialdirektor. Prenzlau.24. Ascherson, Dr., I. Kustos an der Königl. Universitätsbibliothek. Berlin.25. Bahr, Dr., Gymnasiallehrer. Magdeburg.26. Bahrs, Dr., Oberlehrer. Dessau. | <ol style="list-style-type: none">27. Baltzer, Gymnasiallehrer. Weimar.28. Bardenwerper, Prokurist. Dessau.29. Bauer, Oberlehrer. Bernburg.30. Baumann, Hofbuchhändler. Dessau31. Bech, Dr., Professor. Zeitz.32. Hechstein, Dr., Professor. Rostock33. Belger, Dr. Berlin.34. Beloch, Professor. Rom.35. Benecke, Direktor. Berlin.36. Hennhold, Oberlehrer Dessau.37. Benemann, Gymnasiallehrer. Zerbst. |
|---|--|

Die übrigen Mitglieder des *Vergütungsausschusses*: Intendantrat Diedicke, Hofkapellmeister Klughardt, Fabrikdirektor Krüger, Landgerichtsrat Rudolph, Fabrikdirektor Schneibel, Kunstmaler Schwendy, Professor Dr. Seelmann, Hofmaler Seelmann, Oberlehrer Dr. Strien, Realgymn.-Lehrer Ströse, Referendar Suhle, Oberlehrer Dr. Weyhe, Direktor Dr. Wickenbagen, Hofkammerassessor Wolff.

5. *Reaktionsausschuss*: Oberlehrer Dr. Bahrs (Vorsitzender), Gymnasiallehrer Reinicke (stellvertreter der Vorsitzender), Oberlehrer Dr. Ballin, Hofbuchhändler Baumann, Lehrer Meißner, Hofbuchdrucker Reiter, Professor Dr. Seelmann.
6. *Empfangsausschuss*: Oberlehrer Dr. Strien (Vorsitzender), Realgymn.-Lehrer Fräsdorf (stellvertreter der Vorsitzender), Lehrer Bergter, Inspektor Buchmann, Gymnasiallehrer Bunge, Lehrer Dr. Fricke, Gymnasiallehrer Dr. Fritsche, Lehrer Gaul, Rentier Heybruch, Lehrer Klebe, Lehrer Krütschmar, Rentier Mertens, Lehrer Nagel, Bahnhofsinspektor Roscher, Lehrer Schwarze, Realgymn.-Lehrer Dr. Stein, Referendar Suhle, Oberlehrer Dr. Weyhe, Gymnasiallehrer Wittig.

Anßerdem:

Finanzdirektions-Präsident Ackermann, Geh. Hofkammerrat Böning, Kreisdirektor Branne, Hofkammer-Präsident Fitzau, Geh. Regierungsrat Dr. Franke, Justizrat Freyberg, Amtsgerichtsrat Henning, Stadtrat Hooijer, Postdirektor Hönicke, Geh. Regierungsrat Joachim, Geh. Medizinalrat Dr. Mann, Rechnungsrat Nary, Geh. Kommerzienrat Oechelhäuser, Regierungspräsident Oelze, Amtrat Roth, Oberschulrat Rümelin, Konsistorialpräsident Steinkopff, Realgymn.-Direktor Dr. Suhle, Generalsuperintendent Teichmüller, Ministerial-Kanzlei-Direktor Trenkel, Oberbaurat Vogt, Geh. Regierungsrat Walther, Kaufmann G. Weber, Kommerzienrat Ziegler.

35. Berdez, Oberlehrer a. D. Dessau.
 39. Bergter, Lehrer an der höh. Töchter-
 Dessau.
 40. Berliner, Dr., Berlin.
 41. Bienenmann, Oberlehrer, Brandenburg.
 42. Bindsail, Dr., Oberlehrer. Berlin.
 43. Bobrik, Gymnasialdirektor. Belgard.
 44. Böttcher, Dr., Oberlehrer. Leipzig.
 45. Boldt, Dr., Oberlehrer. Eberswalde.
 46. Bolte, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
 47. Borst, Dr., Redakteur. Halle.
 48. Bräuner, Inspektor der Vorschule. Zerbst.
 49. Brandt, Gymnasialdirektor. Bernburg.
 50. Brandt, Oberlehrer. Grimma.
 51. Braune, Realgymn.-Direktor. Harburg.
 52. Breitenbach, Dr., Fürstenwalde.
 53. Brennecke, Dr., Rektor. Friedland i. Westpr.
 54. Brinkmeier, Dr., Professor. Ballenstedt.
 56. Brunn, Regierungsrat. Dessau.
 56. v. Brunn, Dr., Professor. München.
 57. Buchmann, Inspektor der Vorschule. Dessau.
 58. Budy, Oberlehrer. Gera.
 59. Bunge, Gymnasiallehrer. Dessau.
 60. Burdach, Dr., Privatdozent. Halle.
 61. Clower. New-York.
 62. Conrad, Gymnasiallehrer. Neu-Ruppin.
 63. Conze, Dr., Professor. Charlottenburg.
 64. Cramer, Oberlehrer. Bornburg.
 65. Crusius, Dr., Privatdozent. Leipzig.
 66. Dannehl, Dr., Oberlehrer. Sangerhausen.
 67. Decker, Dr., Oberlehrer. Magdeburg.
 68. Deutschbein, Oberlehrer. Zwickau.
 69. Dieck, Dr., Oberlehrer. Schulpforta.
 70. Diederichs, Dr., Oberlehrer. Halberstadt.
 71. Dinter, Dr., Professor. Grimma.
 72. Droste, Gymnasiallehrer. Detmold.
 73. v. Duhn, Dr., Professor. Heidelberg.
 74. Eberhard, Dr., Oberlehrer. Magdeburg.
 75. Eckstein, Dr., Professor. Leipzig.
 76. Eggers, Dr., Oberlehrer. Norden.
 77. Ehling, Dr., Gymnasiallehrer. Celle.
 78. Elster, Dr. Leipzig.
 79. Erdmann, Dr., Oberlehrer. Königsberg.
 80. Euler, Dr., Professor, Dirigent der Turnlehrer-
 Bildungsanstalt. Berlin.
 81. v. Fischer-Bonzon, Dr., Oberlehrer. Kiel.
 82. Fischer, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
 83. Fischer, Dr., Realgymn.-Direktor. Bernburg.
 84. Flasch, Dr., Professor. Erlangen.
 85. Fiebbe, Dr., Oberlehrer. Flensburg.
 86. Fleischer, Dr., Professor. Leipzig.
 87. Förstemann, Cand. prob. Magdeburg.
 88. Fräsdorf, Realgymn.-Lehrer. Dessau.
 89. Franke, Dr., Gymnasiallehrer. Schleusingen.
 90. Franke, Dr., Geh. Regierungsrat. Dessau.
 91. Franke, Dr., Oberlehrer. Dessau.
 92. Franke, Oberlehrer. Zerbst.
 93. Frenckel, Rechtsanwalt. Dessau.
 94. Fricke, Dr., Lehrer an der höh. Töchter-
 schule. Dessau.
 95. Friedel, Dr., Gymnasialdirektor. Stendal.
 96. Friedrich, Gymnasiallehrer. Mühlhausen
 i. Th.
 97. Fritsche, Dr., Gymnasiallehrer. Dessau.
 98. Fügner, Dr., Konrektor. Nienburg a. W.
 99. Fuhrmann, Dr., Rektor. Ballenstedt.
 100. Fulda, Dr., Gymnasialdirektor. Sangerhausen.
 101. Gast, Professor. Zerbst.
 102. Gebhardi, Dr., Oberlehrer. Gnesen.
 103. Geißler, Realgymn.-Lehrer. Dessau.
 104. Gerhardt, Dr., Gymnasialdirektor. Eisleben.
 105. Gering, Dr., Professor. Halle.
 106. Gerlach, Dr., Professor. Dessau.
 107. Gerlach, Dr., Oberlehrer. Parchim.
 108. Gildemeister, Dr., Professor. Bonn.
 109. v. Gleichen-Bufswarm, Kammerherr und
 Forstassessor. Dessau.
 110. Glöckner, Oberlehrer. Zerbst.
 111. Goldmann, Dr., Oberlehrer. Halle.
 112. Gosche, Dr., Professor. Halle.
 113. Grahl, Gymnasiallehrer. Greiz.
 114. Grape, Pfarrer. Dessau.
 115. Greger, Oberlehrer. Zerbst.
 116. Grosch, Dr., Gymnasialdirektor. Nordhausen.
 117. Grose, Dr., Gymnasiallehrer. Dramburg.
 118. Groser, Dr., Professor und Gymnasialdirektor.
 Wittetock.
 119. Grube, Dr., Privatdozent. Berlin.
 120. Grünwedel, Dr. Berlin.
 121. Guhrauer, Gymnasialdirektor. Lauban.
 122. Gurlitt, Dr., Professor. Graz.
 123. Guthe, Professor. Leipzig.
 124. Haack, Realgymn.-Lehrer. Osterode.
 125. Haacke, Dr., Professor. Burg.
 126. Hachtmann, Dr., Professor. Dessau.
 127. Härter, Oberlehrer. Stendal.
 128. Hansfen, Dr. Leipzig.
 129. Hartung, Dr., Oberlehrer. Köthen.
 130. Hasselbaum, Dr., Oberlehrer. Kassel.
 131. Hedicke, Dr., Professor. Quedlinburg.

132. Heine, Dr., Direktor der Ritterakademie. Brandenburg a. H.
133. v. Heinemann, Dr., Professor, Oberbibliothekar. Wolfenbüttel.
134. Heinzelmann, Dr., Oberlehrer. Erfurt.
135. Henze, Dr., Realgymn.-Lehrer. Berlin.
136. Herchner, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
137. Herrmann, Gymnasiallehrer. Seehausen.
138. Hesse, Archidiakon. Dessau.
139. Hey, Dr., Oberlehrer. Döbeln i. S.
140. Heydemann, Dr. Berlin.
141. Hildebrand, Oberlehrer. Zerbst.
142. Hillebrandt, Professor. Dresden-Blasewitz.
143. Hinrichs, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
144. Hüfisch, Rektor. Dessau.
145. Hochheim, Dr., Professor. Magdeburg.
146. Höfer, Dr., Oberlehrer. Bernburg.
147. Hofmann, Verlagsbuchhändler. Berlin.
148. Hummel, Dr., Oberlehrer. Potsdam.
149. Hynitsch, Professor. Quedlinburg.
150. Ifland, Dr., Gymnasiallehrer. Stettin.
151. Ignatius, F. Berlin.
152. Ignatius, W. Berlin.
153. Imelmann, Dr., Professor. Berlin.
154. Jänicke, Zimmermeister. Dessau.
155. Jahn, Pfarrer. Pötnitz b. Dessau.
156. Jahn, Dr., Oberlehrer. Celle.
157. Jahn, Oberlehrer. Bernburg.
158. Jahn, Realgymn.-Lehrer. Mühlhausen i. Th.
159. Januskowski, Baupinspector. Dessau.
160. Joachimi, Geh. Regierungsrat. Dessau.
161. Jobst, Oberlehrer. Stettin.
162. John, Rektor. Havelberg.
163. Jostes, Dr., Privatdozent. Münster.
164. Josupeit, Oberlehrer. Rastenburg i. Ostpr.
165. Julius, Dr., Privatdozent. München.
166. Junge, Gymnasialdirektor. Greiz.
167. Jungmann, Dr., Rektor und Professor. Leipzig.
168. Kälberlah, Dr., Gymnasiallehrer. Guben.
169. Kannengießer, Dr., Gymnasiallehrer. Lüneburg.
170. Kautsch, Dr., Professor. Tübingen.
171. Kehrbach, Dr. Berlin.
172. Keil, Dr., Professor. Halle.
173. Kellermann, Gymnasiallehrer. Havelberg.
174. Kern, Gymnasialdirektor. Berlin.
175. Kern, Gymnasialdirektor. Frankfurt a. O.
176. Kindscher, Professor, Archivrat. Zerbst.
177. Kirchner, Gymnasiallehrer. Wismar.
178. Kins, Dr., Gymnasiallehrer. Kassel.
179. Klein, Dr., Gymnasialdirektor. Eberswalde.
180. Klinghammer, Geh. Justizrat a. D. Dessau.
181. Klinkhardt, Oberlehrer. Reichenbach i. Schl.
182. Klofs, Dr., Oberlehrer. Bernburg.
183. Kluge, Dr., Professor. Jena.
184. Kluge, Oberlehrer. Köthen.
185. Kluth, Gymnasiallehrer. Eberswalde.
186. Knaut, Dr., Professor. Eisleben.
187. Knoche, Dr., Gymnasiallehrer. Magdeburg.
188. Knörrich, Dr., Oberlehrer. Wollin.
189. Knoke, Dr., Oberlehrer. Bernburg.
190. Kögel, Dr., Oberlehrer und Privatdozent. Leipzig.
191. Köhler, Dr., Oberlehrer. Dessau.
192. Köhler, Rektor. Königswinter.
193. Köhn, Dr., Oberlehrer. Guben.
194. Kölbinger, Professor. Breslau.
195. Kohlmann, Dr., Oberlehrer. Emden.
196. Kolbe, Dr., Gymnasialdirektor. Treptow a. R.
197. Krause, Prorektor. Hanau.
198. Krause, Dr., Professor. Zerbst.
199. Krüger, Direktor der Zuckeraffinerie. Dessau.
200. Krumbacher, Dr., Privatdozent. München.
201. Kühn, Dr., Realgymn.-Lehrer. Wiesbaden.
202. Kuhn, Dr., Professor. München.
203. Kusch, Gymnasiallehrer. Potsdam.
204. Kuthe, Dr., Gymnasiallehrer. Wismar.
205. Labarre, Gymnasiallehrer. Potsdam.
206. Lademann, Professor. Greifswald.
207. Lammert, Dr., Oberlehrer. Leipzig.
208. Lange, Dr., Privatdozent. Jena.
209. Lause, Gymnasiallehrer. Sangerhausen.
210. Lebe, Professor. Dessau.
211. Lehfeldt, Dr., Realgymn.-Lehrer. Brandenburg a. H.
212. Levy, Dr., Privatdozent. Freiburg i. Br.
213. Lieschke. Dresden.
214. Lindner, Gymnasialdirektor. Hirschberg i. Schl.
215. Löwe, Dr., Oberlehrer. Bernburg.
216. Löwe, Dr., Oberlehrer. Stettin.
217. Lortzing, Dr., Professor. Berlin.
218. Lucke, Gymnasiallehrer. Köthen.
219. Lübbert, Dr., Gymnasiallehrer. Halle.
220. Luppe, Dr., Oberlehrer. Kiel.
221. Maafs, Gymnasiallehrer. Flensburg.
222. Mahn, Dr., Professor. Berlin.
223. Mahrenholts, Dr., Realgymn.-Lehrer. Halle.
224. Matthiae, Dr., Oberlehrer. Berlin.
225. Matthiesen, Dr., Oberlehrer. Hünsum.

226. Meier, Gymnasialdirektor. Schleiz.
 227. Meißner, Dr., Professor. Bernburg.
 228. Meißner, Lehrer. Dessau.
 229. Menge, Dr., Professor. Eisenach.
 230. Menge, Dr., Professor. Sangerhausen.
 231. Merklein, Gymnasiallehrer. Bernburg.
 232. Meyer, Amtsrichter. Dessau.
 233. Meyer, Dr., Professor. Graz.
 234. Meyer, Gymnasiallehrer. Zerbst.
 235. Michaelis, Dr., Berlin.
 236. Mische, Realgymn.-Lehrer. Halberstadt.
 237. Möbius, Dr., Oberschulrat. Gotha.
 238. Mohr, Oberingenieur. Dessau.
 239. Müller, Dr., Professor. Arnstadt i. Th.
 240. Müller, Dr., Gymnasialdirektor. Flensburg.
 241. Müller, Dr., Oberlehrer. Halberstadt.
 242. Müller, Dr., Oberlehrer. Kiel.
 243. Müller, Dr., Oberlehrer. Wurzen.
 244. Münnich, Dr., Gymnasialdirektor. Norden.
 245. Muff, Dr., Gymnasialdirektor. Stettin.
 246. Murray, Regierungs- und Baurat. Dessau.
 247. Nake, Dr., Professor. Berlin.
 248. Nathusius, Dr., Realgymn.-Lehrer. Halberstadt.
 249. Naumann, Dr., Schloß Hermstein b. Worms.
 250. Nicolai, Gymnasialdirektor. Köthen.
 251. Niemeyer, Dr., Gymnasiallehrer. Potsdam.
 252. Niemi, Realprog.-Lehrer. Luckenwalde.
 253. Nindl, Gymnasiallehrer. Bernburg.
 254. Nöthe, Dr., Magdeburg.
 255. Nouvel, Oberlehrer. Köthen.
 256. v. Oechelhäuser, Oberingenieur. Dessau.
 257. Öhmichen, Professor. München.
 258. Ortman, Dr., Professor und Konrektor. Schleusingen.
 259. Ossent, Kommerzienrat. Dessau.
 260. Otte, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
 261. Parow, Dr., Realschullehrer. Halle.
 262. Paul, Professor. Freiburg i. Br.
 263. Pauli, Oberlehrer. Bernburg.
 264. Peters, Professor. Leitmeritz i. B.
 265. Pfautsch, Gymnasialdirektor. Spandau.
 266. Pieper, Lehrer. Burg.
 267. Pieper, Dr., Oberlehrer. Dessau.
 268. Plaehn, Dr., Gymnasiallehrer. Altenburg.
 269. Plathner, Gymnasiallehrer. Bernburg.
 270. Pöhlig, Dr., Oberlehrer. Seehausen.
 271. Poersch, Bankdirektor. Dessau.
 272. Pötsch, Dr., Oberlehrer. Döbeln.
 273. Polthier, Gymnasiallehrer. Wittstock.
 274. Polysius, Kommissionsrat. Dessau.
 275. Prenzel, Gymnasiallehrer. Stendal.
 276. Prinz, Dr., Bibliothekar. Münster.
 277. Prühle, Dr., Oberlehrer. Berlin.
 278. Quedefeld, Dr., Oberlehrer. Freienwalde a. O.
 279. Rasmus, Dr., Gymnasialdirektor. Brandenburg a. H.
 280. Raspe, Dr., Gymnasialdirektor. Güstrow.
 281. Rave, Oberlehrer. Hannover.
 282. Reichardt, Dr., Direktor der Zuckerraffinerie. Dessau.
 283. Reinicke, Gymnasiallehrer. Dessau.
 284. Reinicke, Gymnasiallehrer. Köthen.
 285. Richter, Dr., Rektor. Eisleben.
 286. Richter, Rektor und Professor. Leipzig.
 287. Rischbieter, Kommissionsrat. Dessau.
 288. Röhl, Dr., Gymnasialdirektor. Königsberg i. N.
 289. Rösler, Gymnasiallehrer. Hannover.
 290. Röthe, Dr., Berlin.
 291. Rogge, Dr., Oberlehrer. Fürstenwalde.
 292. Rohrmann, Dr., Harburg.
 293. Rohrmann, Eisenbahnbetriebsinspektor. Dessau.
 294. Roth, Amtrat. Dessau.
 295. Roth, Real-Programm.-Lehrer. Buxtehude.
 296. Sachse, Realgymn.-Lehrer. Grünberg.
 297. Schallopp, Vorsteher des stenogr. Bureau des Reichstages. Steglitz b. Berlin.
 298. Schaper, Dr., Gymnasialdirektor. Berlin.
 299. Schaper, Gymnasiallehrer. Salzwedel.
 300. Scheibe, Dr., Oberlehrer. Merseburg.
 301. Scheil, Gymnasiallehrer. Zerbst.
 302. Schellert, Dr., Realgymn.-Lehrer. Bernburg.
 303. Schilling, Professor. Bowdon b. Manchester.
 304. Schimberg, Dr., Gymnasiallehrer. Ratibor.
 305. Schlie, Dr., Hofrat und Museumsdir. Schwerin.
 306. Schlundt, Dr., Oberlehrer. Greiz.
 307. Schmagier, Realgymn.-Lehrer. Gera.
 308. Schmidt, Dr., Gymnasialdirektor. Halberstadt.
 309. Schmitt, Dr., Buchhändler (H. G. Teubner). Leipzig.
 310. Schnelle, Dr., Rektor und Professor. Grimma.
 311. Schunse, Lehrer. Dessau.
 312. Schrader, Dr., Geh. Regierungsrat, Universitätskurator. Halle.
 313. Schreyer, Dr., Professor. Schulpforta.
 314. v. Schröder, Dr., Dozent. Dorpat.
 315. Schröder, Dr., Oberlehrer. Halberstadt.
 316. Schröter, Dr., Cand. prob. Zerbst.
 317. Schröter, Baukommissar. Dessau.

318. Schubert, Prof., Hofbildhauer. Dresden.
 319. Schubring, Dr., Oberkonsistorialrat. Dessau.
 320. Schubring, Dr., Gymnasialdirektor. Lübeck.
 321. Schubring, Gymnasiallehrer. Berlin.
 322. Schubring, Realgymn.-Lehrer. Erfurt.
 323. Schütz, Fabrikbesitzer. Dessau.
 324. Schütze, Dr., Prof. a. D. Bernburg.
 325. Schuhardt, Oberlehrer. Halberstadt.
 326. Schultz, Dr. Hirschberg.
 327. Schulz, Gymnasiallehrer. Seehausen.
 328. Schulze, Dr. Lübeck.
 329. Schulze, Buchbändler. Köthen.
 330. Schwarz, Fabrikbesitzer. Dessau.
 331. Seelmann, Dr., Professor. Dessau.
 332. Seelmann, Hofmaler. Dessau.
 333. Sicking, Dr., Gymnasiallehrer. Zerbst.
 334. Simon, (Calvary & Co.) Berlin.
 335. Sorgenfrey, Dr., Rektor. Neuhaldensleben.
 336. Stein, Dr., Realgymn.-Lehrer. Dessau.
 337. Steinberg, Dr., Oberlehrer. Berlin.
 338. Steindorff, Dr. Berlin.
 339. Steinkopff, Konsistorialpräsident. Dessau.
 340. Stier, Professor. Wernigerode.
 341. Stoy, Dr., Professor und Schulrat. Jena.
 342. Stoy, Dr., Privatdozent. Jena.
 343. Strack, Dr., Professor. Berlin.
 344. Straub, Dr., Professor. Stuttgart.
 345. Strien, Dr., Oberlehrer. Dessau.
 346. Ströse, Realgymn.-Lehrer. Dessau.
 347. Stürenburg, Dr., Professor und Konrektor. Leipzig.
 348. Suchsland, Dr., Oberlehrer. Halle.
 349. Suhl, Dr., Realgymn.-Direktor. Dessau.
 350. Teichmüller, Oberhofprediger und General-
 superintendent. Dessau.
 351. Teichmüller, Professor. Wittstock.
 352. Teuber, Dr., Oberlehrer. Eberswalde.
 353. Thiele, Gymnasiallehrer. Stettin.
 354. Thomaszewski, Gmn.-Direktor. Konitz.
 Westprofesen.
 355. Thrämer, Dr., Oberlehrer. Leipzig.
 356. Todt, Dr., Provinzialschulrat. Magdeburg.
 357. Trenkel, Gymnasiallehrer. Zerbst.
 358. Trülsen, Realprog.-Lehrer. Luckenwalde.
 359. Urban, Dr., Professor und Propst. Magdeburg.
 360. v. Urlichs, Dr., Professor und Hofrat. Würz-
 burg.
 361. Venediger, Dr., Oberlehrer. Spandau.
 362. Vieluf, Oberlehrer. Hirschberg i. Schl.
 363. Vieter, Dr., Professor. Marburg.
 364. Völcker, Dr., Gymnasialdirektor. Schönebeck.
 365. Vogel, Dr., Rektor und Professor. Leipzig.
 366. Vogt, Reg.- und Oberbauat. Dessau.
 367. Voigt, Dr., Professor. Greifswald.
 368. Voigt, Dr. Leipzig.
 369. Volkmann, Dr., Gymnasialdirektor. Jauer.
 370. Vollmöller, Dr., Professor. Göttingen.
 371. Wagner, Dr., Privatdozent. Erlangen.
 372. Walter, Dr., Gymnasiallehrer. Stettin.
 373. Wandel, Banquier. Dessau.
 374. Warmbold, Oberlehrer. Dessau.
 375. Weber, Dr. Berlin.
 376. Weber, Dr., Professor. Berlin.
 377. Weber, Dr., Gymnasialdirektor. Eisenach.
 378. Wegener, Dr., Oberlehrer. Magdeburg.
 379. Wegener, Gymnasiallehrer. Potsdam.
 380. Wehrmann, Dr., Geh. Regierungs- und
 Provinzialschulrat. Stettin.
 381. Weichert, Dr., Oberlehrer. Demmin.
 382. Weifenborn, Dr., Oberlehrer. Mühl-
 hausen i. Th.
 383. Weifenborn, Dr., Professor a. D. Erfurt.
 384. Weniger, Dr., Gymnasialdirektor. Weimar.
 385. Werner, Pastor. Dessau.
 386. Wessel, Dr., Oberlehrer. Küstrin.
 387. Westphal, Dr., Gymnasiallehrer. Freien-
 walde a. O.
 388. Wetzel, Oberlehrer. Berlin.
 389. Weyhe, Dr., Oberlehrer. Dessau.
 390. Wheeler, Privatdozent. Jena.
 391. Wichmann, Dr., Gymnasiallehrer. Zerbst.
 392. Wickenhagen, Dr., Direktor der höheren
 Töchtersehule. Dessau.
 393. Wilmers, Gymnasiallehrer. Schulpforta.
 394. Windisch, Dr., Professor. Leipzig.
 395. Wissowa, Dr. Breslau.
 396. Wittich, Dr., Realgymn.-Direktor. Kassel.
 397. Wittig, Gymnasiallehrer. Dessau.
 398. Wörner, Dr., Prof. und Konrektor. Leipzig.
 399. Wolfram, Dr., Gymnasiallehrer. Prenzlau.
 400. Wölcker, Dr., Professor. Leipzig.
 401. Watk, Dr., Gymnasiallehrer. Spandau.
 402. Zacharia, Dr., Professor. Greifswald.
 403. Zarnecke, Dr., Prof. und Geh. Hofrat. Leipzig.
 404. Zelle, Dr., Oberlehrer. Berlin.
 405. Ziemer, Dr., Gymnasiallehrer. Colberg.
 406. Zippel, Dr., Oberlehrer. Greiz.

Verteilung der Mitglieder nach den Landschaften.

Dessau	73
Anhalt excl. Dessau	45
	Anhalt 118
Preußen: Prov. Brandenburg (aus Berlin 38)	75
" Sachsen	68
" Pommern	16
" Hannover	14
" Schlesien	11
" Schleswig-Holstein	7
" Hessen-Nassau	6
" Ostpreußen	2
" Westpreußen	2
" Rheinprovinz	2
" Posen	1
" Westfalen	1
Königreich Sachsen	32
Sächs. Herzogtümer	20
Bayern	8
Mecklenburg	6
Baden	3
Württemberg	2
Großherzogtum Hessen, Braunschweig, Lippe je 1	3
Lübeck	2
	Deutsches Reich 399
Österreich	3
Italien, England, Rußland, Amerika je 1	4
	Gesamtsumme 406

Festschriften und Geschenke*).

- 1—6. *Festschriften der Anhaltischen (1) Gymnasien und (2) Realgymnasien, und zwar*
- a) Des Herzogl. Karlsgymnasiums zu Bernburg.
Inhalt: Meißner, De iambico apud Terentium septenario. — Greve, Die Auflösung simultaner quadratischer Gleichungen durch Diskriminantenbildung.
 - b) Des Herzogl. Realgymnasiums zu Bernburg.
Inhalt: Höfer, Der Feldzug des Germanicus im Jahre 16 n. Chr. Mit einer Karte. — Loeewe, Entwurf eines französischen Elementarbuchs nach neueren Anschauungen.
 - c) Des Herzogl. Gymnasiums zu Dessau.
Inhalt: Hachtmann, Symbolae criticae ad T. Livi decadem tertiam. — Seefmann, De nonnullis epithetis Homeris commentatio.
 - d) Des Herzogl. Realgymnasiums zu Dessau.
Inhalt: Ströse, Das Bacillarienlager bei Klieken in Anhalt. Mit 2 Tafeln in Steindruck.
 - e) Des Herzogl. Ludwigsgymnasiums zu Köthen.
Inhalt: Anhalt, Quaestio Herodota.
 - f) Des Herzogl. Francisceums zu Zerbst.
Inhalt: Zurborg (?), Symbolae ad actatem libelli qui ΘΗΝΑΙΩΝ ΗΘΑΙΤΕΙΑ inscribitur defensiondam. — Wächke, Studien zu den 'Ceremonien' des Konstantinos Porphyrogenetos. — Stier, Horatiana. — Stier, Albanesische Farbennamen.
7. Stier, *Seria mazla iocia. Carmina XXXVII graeca latina theotica. Accedunt aliorum carmina vel graece vel latine reddita.*
8. Gerlach, *Führer durch Dessau und Umgegend.*
9. *Liederbuch für die Mitglieder der 37. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.*
10. Krüger, *Reliquiae Philanthropini.* (Verzeichnis der in einem Zimmer des Gymnasiums aufgestellten heiliglichen Sammlung.)
11. Prospekt eines im Verlage von Fr. Andr. Perthes in Gotha zum Reformationsfeste v. J. erschienenen Büchleins u. d. T.: *Vademecum aus Luthers Schriften.* Für die evangelischen Schüler der oberen Klassen höherer Lehranstalten zusammengestellt und herausgegeben von Krüger und Delius.*
12. Latendorf, *Theodor Körner und Toni Adamberger.* (Für die Mitglieder der germanisch-romanischen Sektion.)
13. Zarncke, *Goethes Notizbuch von der schlesischen Reise im Jahre 1790.* (Desgleichen.)
14. *Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie.* IV, 1. 1882.
15. *Berliner philologische Wochenschrift.* IV, 40. 1884.
16. *Philologische Rundschau.* IV, 40. 1884.
17. *Deutsches Literaturblatt.* 1884. Nr. 27.
18. *Fünfter Bericht über die 'Bibliotheca Gothana'.*
19. *Satz- und Druckprob eines 'deutsch-lateinischen Handbüchleins der Eigennamen aus der alten, mittleren und neuen Geographie,* zusammengestellt von Saalfeld.*
20. *Katalog der sprachwissenschaftlichen Werke des Prof. Dr. A. Mahn.*
21. *Statuten und Korrespondenzblatt (1884, Januar) des allgemeinen deutschen Schulvereins.*
22. *Aufruf, betr. die Errichtung eines Wilhelm Müller-Denkmal in Dessau.*
23. *Probnummer der 'Monumenta Germaniae paedagogica' von Kehrbach.*
24. *Prospekt der 'Internationalen Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft,* herausgeg. von Techmer.*
25. *Tageblatt der 37. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.* 1884. Nr. 1—4.

*) Über die mit der Versammlung verbunden gewesenen Festlichkeiten und den Verlauf derselben vgl. den eingehenden Bericht des Prof. Dr. Hachtmann in der 'Zeitschrift für das Gymnasialwesen', 1885, Heft 1—5.

Erste allgemeine Sitzung

am Mittwoch, den 1. Oktober 1884.

Die Sitzung wird von dem ersten Präsidenten, Herrn Schulrat und Gymnasialdirektor Dr. Krüger, um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr vormittags mit folgender Rede eröffnet:

Hochansehnliche Versammlung!

Zum erstenmale hat das Herzogtum Anhalt die Ehre, die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in seinen Grenzen willkommen zu heißen, — gerade ein Jahr später, als nach dem vor zwei Jahren in Karlsruhe gefaßten Beschlusse dies der Fall sein sollte. So muß denn das erste Wort, welches ich von dieser durch Ihr, meine hochverehrten Herren, — wie ich überzeugt bin, nachsichtsvolles — Vertrauen mir überwiesenen Stelle an Sie richte, ein Wort der Entschuldigung sein, eine Bitte um Indemnität dafür, daß das von Ihnen für diese Versammlung designierte Präsidium erst in diesem Jahre dem ihm erteilten Auftrage nachgekommen ist. Die Erklärung hierfür liegt ausschließlich in der Thatsache, daß für den Herbst des Jahres 1883 — wie leider erst nach dem bezüglichen Karlsruher Beschlusse der diesseitigen Oberschulbehörde bekannt wurde — bereits der 'Kongress für innere Mission' unser Dessau als Versammlungs-ort in Aussicht genommen und von Höchster Seite bereits vor uns Philologen und Schulmännern die erbetene Zusage erhalten hatte. Unmittelbar nach einander aber, geschweige denn gleichzeitig zwei Wanderversammlungen hier tagen zu lassen, verbot sich durch zwingende Rücksichten lokaler Art. Freilich beschloß der Vorstand des genannten Kongresses demnächst, im Hinblick auf die für den Monat September des letztverflossenen Jahres anberaumte Lutherfeier in unserer Nachbarstadt Wittenberg, die für Dessau geplante Versammlung ausfallen zu lassen. Nachdem jedoch einmal Ihr Präsidium für den Michaelisternin dieses Jahres unter den obwaltenden Umständen durch öffentliche Bekanntmachung sich entschieden hatte, glaubte dasselbe schon zur Vermeidung von Irrthümern an diesem Termine nunmehr festhalten zu sollen. Wir hielten uns umso mehr für hierzu berechtigt und hofften umso weniger Ihre Mißbilligung uns hierdurch zuzuziehen, da ja im Laufe der letzten Jahre bekanntlich in philologisch-schulmännischen Kreisen vielfach der Wunsch laut geworden, unsere Panegyris fortan nicht alljährlich, sondern 'tertio quoque anno' stattfinden zu lassen, — da sogar ein bezüglicher Antrag bereits vor zwei Jahren auf die Tagesordnung der diesmaligen Versammlung gesetzt worden ist. Wir bitten Sie, meine hochverehrten Herren, diesen bereits vorliegenden Antrag, über welchen wir im übrigen nicht haben präjudizieren wollen, bei der Fällung Ihres Urteils über unser Verfahren als mildernden Umstand uns zu gute kommen zu lassen.

Wohl wäre es begreiflich, wenn Sie nunmehr, nach dieser längeren Zwischenzeit, mit gesteigerten Erwartungen hierher gekommen sein sollten. Möge das, was diese Versammlung Ihnen wirklich bieten wird, nicht allzuweit hinter solchen Erwartungen zurückbleiben!

Ein kleines Land zwar und eine im Vergleich zu so manchen früheren Versammlungsorten kleine Stadt ist es, woher Ihnen heute der Graf eines herzlichen Willkommens entgegenönt. Doch ein Land, gar lieblich von der Natur gesegnet, durch die fürsorgende Thätigkeit seiner das Wohl der Unterthanen auf treuem Herzen tragenden Fürsten, durch den arbeitsamen Sinn seiner Bewohner von geringen Anfängen aus durch der Jahrhunderte Flucht zu immer gesteigerten Blüthe emporgeführt, ein Land, dessen Bewohner ohne Überhebung einstimmen dürfen in die Worte des Altmeisters Goethe:

„Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meiste;
Kurz und schmal ist sein Land, wenig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder, — da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein,“

— ein Land, in welchem seit jeher Fürst und Volk einig sind in der Überzeugung, das Glück eines Landes vor allem bedingt wird durch gute Schulen.

Durch diesen Gedanken liefs sich leiten jener kenntnisreiche Fürst Ludwig von Anhalt-Cöthen, das langjährige Oberhaupt der zu Weimar gestifteten „Fruchtbringenden Gesellschaft“ oder des „Palmenordens“, dessen auf Anhaltischem Boden vor allen die Herren Germanisten gern sich erinnern werden, jener Fürst, welcher im Anfange des 17. Jahrhunderts, von Begeisterung erfüllt für die neue Lehrweise eines Wolfgang Ratich, diesem in seiner unmittelbaren Nähe eine Stätte vielversprechender, bald freilich durch eine jähe Katastrophe beendigter Wirksamkeit eröffnete. Und zweifellos in noch höherem Grade schwebte jener Gedanke vor dem kunstsünnigen, edlen Herzoge Leopold Friedrich Franz, dem in dem Andenken einer dankbaren Nachwelt fortlebenden 'Vater Franz', unter dessen besonderer Protektion etwa 150 Jahre später das einst weltbekannte Basedowsche Philanthropin hier in Dessau ins Leben trat.

Beide Namen — Ratich und Basedow — haben durch den Einfluss, welchen ihre Reformen zeitweilig auf weite Kreise geüßert, unserem Anhalt einen Platz in der Geschichte der Pädagogik vindiziert. Verblichen ist längst der Glanz ihrer Namen, geblieben aber in Fürst und Volk bis auf den heutigen Tag — zum Segen der höheren und niederen Schulen dieses Landes — die auch durch jene Namen repräsentierte Überzeugung, daß ein fortdauernder Stillstand auf dem Gebiete der Schulreform den Anfang des Rückschritts bezeichnet, daß für die Jugend das Beste eben gut genug ist, und nichts in der Welt früher oder später so reiche Zinsen trägt, wie ein zum Besten der Schule, zu Nutz und Frommen des heranwachsenden Geschlechts zur rechten Zeit verausgabtes Kapital¹⁾.

Abkürzungen. Th.'s L. = Friedr. Thiersch's Leben. Hrsggb. von Heinrich Thiersch. I. II. 1866.
Gel. Sch. = Friedr. Thiersch, Über gelehrte Schulen mit besonderer Rücksicht auf Bayern. I—III. 1826—1831.

G. Z. d. gel. Unt. = Friedr. Thiersch, Über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland u. s. w. I—III. 1838.

1) Vergl. die trefflichen Worte Thiersch's in seinem Schreiben an Herrn von Maucher (An-

Die Stadt aber, in welcher Sie weilen, — schon eine flüchtige Umschau wird Sie seit gestern haben erkennen lassen, wie weit diese Stadt, wenn auch seit Jahren in frohem, gesundem Wachstum begriffen, in ihrer Gesamtphyiognomie zurücksteht hinter der Pracht und dem Glanze so mancher anderer Orte, wo früher unser Kongress getagt. Und doch bergen auch diese einfach angelegten Strafsen, diese schlichten, prunklosen Häuser manche Erinnerungen von Interesse für ein philologisch-schulmännisches Gemüt, ganz abgesehen davon, daß vielleicht gar jener durch den eigentümlichen Kontrast seiner Bauart zu der seiner nächsten Umgebung mehr in die Augen fallende, als durch äußere Schönheit die Augen bestrickende Turm unserer 'Kavalertrafse', durch seine besondere Gestalt gewissermaßen ein Wahrzeichen unserer Stadt, das Verdienst sich erwirbt, Sie zu erinnern an sein römisches Original und so Ihre Gedanken zu lenken von der Strafe, welche dem 'alten Dessauer' ihre Existenz verdankt, nach der ewigen Stadt der sieben Hügel.

Unwillkürlich werden Sie dieses um Preußen und hierdurch auch um Deutschland hochverdienten Heldenfürsten, seiner Thaten und Schicksale hier gedenken. Gewiß aber werden während dieser Tage auch manche andere Namen, welche mit der Geschichte der Stadt Dessau unauflöschlich verbunden sind, vor Ihrem geistigen Auge vorüberziehen: der Freund und Schüler Lessings Moses Mendelssohn, welcher hier das Licht der Welt erblickt, der Dichter Friedrich Matthisson, welcher hier im Dienste einer edlen Fürstin segensreich gewirkt und auf dem Wörlitzer Friedhofe seine letzte Ruhestätte gefunden, Christoph Kaufmann, der Genie-Apostel in der grünen Friesjacke mit mähenartig fliegendem Haupthaar und dem naturwüchsigen Knotenstock in der Hand'), wie er sich selbst nannte, 'der Repräsentant der Menschheit', und neben ihm der Gründer des Philanthropins: Johann Bernhard Basedow, einst viel gefeiert und viel beneidet, trotz aller seiner unbestreitbaren Verdienste aber die Wahrheit bestätigend des alten Dichterworts:

ut unque defecere mores,
dedecorat bene nata culpa.

Die Erinnerung an Basedow wird Sie unwillkürlich weiter denken lassen an seinen Amtsgenossen und Gegner zugleich, an Christian Heinrich Wolke, dessen Methode einst hier so staunenswerte Resultate an Basedows noch nicht fünfjähriger Tochter Emilie erzielte, nicht minder an den edlen Christian Gotthilf Salzmann, dessen hiesige segensreiche Wirksamkeit sich widerspiegelt in dem Werke seines Lebens, in dem vor wenigen Monaten in das zweite Säkulum seines Bestehens eingetretenen Schnepfenthaler Erziehungsinstitut'), endlich an den Verfasser des 'Robinson', an Joachim Heinrich

fang Januar 1830): 'Tauschen wir uns nicht über dasjenige, was unseren Fürsten ruhmvoll und erreichbar ist. Beschränkt an materiellen Kräften, wenn wir ihre Staaten mit den großen vergleichen, gehemmt durch die Formen, in denen sich das öffentliche Leben bewegt, sind sie außer Stande, auf dem Gebiete der europäischen Politik oder als Eroberer oder als Gesetzgeber zu glänzen; aber ein Gebiet, in welchem sie ungehindert die schönsten Lorbeeren pflücken können, liegt in den Anstalten, durch welche die geistige Kraft und Bildung gepflegt wird und auch das Kleine groß und ehrwürdig erscheint'. (Th.'s L. I, S. 363).

1) Vergl. Hosäns, Ernst Wolfgang Behrisch (1738—1809). Ein Bild aus Goethe's Freundeskreise. Dessau, 1883. S. 26.

2) Vergl. die pietätsvolle 'Festschrift zur hundertjährigen Jubelfeier der Erziehungsanstalt Schnepfenthal' (1881) und die in derselben (S. 133, Anm.) citierten Worte Wieses ('Pädagog. Ideale

Campe, den 'Edukationsrat' und späteren Kurator des Philanthropins, den einst — zunächst spurlos — von hier Verschwundenen, der — nicht instande, 'die bösen Geister der Zwietracht im Philanthropin zu bannen' — eines Tages letzteres seinem Schicksale überliefs und bei Tagesgrauen in aller Stille, um seinen inneren Menschen zu retten, auf seinem hierdurch historisch gewordenen Schimmel zum Zerbster Thore hinausritt gen Hamburg!). Die Stätte ferner, wo einst Wilhelm Müller weilte, der früh verklärte Sänger der 'Griechenlieder', dessen Gedächtnis wir morgen feiern wollen, die Stätte, wo einst Friedrich Schneider, der Schöpfer des unsterblichen 'Weltgerichts', seine musikalischen Triumphe feierte, wie sollte diese Stätte nicht Ihr Inneres sympathisch berühren? Endlich aber, meine Herren, schenken Sie im Vorübergehen auch wohl einen teilnahmsvollen Blick unserer Johanniskirche in Erinnerung an den 'großen' und den 'kleinen Bröder', an jene Zeit, wo auch dieser und jener von Ihnen — vielleicht unter dem Scepter eines 'Orbilius plagosus' — die radimenta seiner Latinität aus einem dieser einst weit verbreiteten Lehrbücher geschöpft, deren Verfasser seine Laufbahn als Geistlicher an jener Kirche begannen.

Sie sehen, meine hochverehrten Herren: an Erinnerungen persönlicher Art, wertvoll für den deutschen Gelehrten und den deutschen Schulmann, fehlt es unserer Stadt durchaus nicht. Was Ihnen aber an äußerer Schönheit die Stätte selbst nicht bietet, das wird Ihnen — falls eine freundliche Herbstsonne unserer Versammlung leuchtet — die nähere und die weitere Umgebung in umso größerer Fülle entgegenbringen: die herrlichen Eichenwäldungen unseres Anhaltlandes, wohl geeignet, vor allem die Perle unseres Landes: Wörlitz, die Geburtsstätte Friedrichs und Karls von Raumer, die Heimat auch Heinrichs von Brunn, welchen mit Max Müller wir stolz den Unseren nennen, — Wörlitz, wo inmitten der schönsten Natur und der edelsten Geselligkeit viele Träger berühmter Namen, zumal zur Zeit des Herzogs Leopold Friedrich Franz, glückselige Tage verlebt haben²⁾, — Wörlitz, wo (um von anderen zu schweigen) der 'Prophete rechts' und

und Proteste' 1884, S. 23): 'Wo in Anstalten, die auf Basedows Vorgang zurückzuführen sind, die Fehler seines unruhigen Geistes rechtzeitig erkannt und vermieden wurden, stellte sich das, was er gewollt, reiner dar, und sie hatten Bestand, z. B. Schneefenthal, das heute noch ein ehrendes Denkmal der Basedowschen Pädagogik ist. Wie viele haben dort in einer für Leib und Gemüth zuträglichen Lebensordnung fröhliche Jugendjahre verlebt und sind der Anstalt durch Gewöhnung an Arbeit, einfache Lebensweise und Abhärtung für immer dankbar geworden'.

1) Vergl. Leyser, Joachim Heinrich Campe. 1877. I, S. 31 ff. — Über die Gründe seiner Flucht bemerkt Campe in einem zu seiner Verteidigung an den Major von Humboldt, den Vater seiner früheren Zöglinge (Alexander und Wilhelm v. H.), gerichteten Schreiben (Leyser I, S. 38 f.) unter anderem: 'Eine unaufhörliche Folge von hernagenden Krankheiten, welche oft mehr von dem traurigen Schicksale unseres Instituts als von bösen Menschen herrührten, hatten meine Leibes- und Seelenkräfte nach und nach dergestalt angegriffen, daß ich mit der größten Wahrscheinlichkeit besorgen mußte, binnen kurzer Zeit entweder meinen Verstand oder mein Leben zu verlieren und dadurch meine kleine hilflose Familie mit mir ins Verderben zu ziehen. Dieser letztere Umstand war für mich entscheidend; denn mich selbst würde ich aus Liebe zu unserer Sache, noch mehr aber aus liebster, innigster Verehrung meines theuersten Fürsten gern aufgeopfert haben'.

2) Vergl. Hoßius, Großherzog Carl August und Goethe in ihren Beziehungen zu Herzog Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau. 1877.

der 'Prophete links', wo neben Basedow auch Lavater¹⁾ einst ein gern gesehener, viel gefeierter Gast jenes Fürsten gewesen, — Wörlitz, wo auch das 'Weltkind' Goethe mit seinem Herzoge Karl August zu wiederholten Malen gewesen, freilich ohne seinem fürstlichen Gastgeber²⁾ persönlich näher zu treten³⁾, wohl aber im Vollgenusse der dort ihm umgebenden lieblichen Natur, welchem er an einem schönen Maimorgen des Jahres 1778 in einem Briefe an Frau von Stein⁴⁾ in folgenden bekannten Worten Ausdruck gegeben: 'Hier ist's jetzt unendlich schön. Mich hat's gestern Abend, wie wir durch die Seen, Kanäle und Wäldchen schlichen, sehr geführt, wie die Götter dem Fürsten erlaubt haben, einen Traum um sich herum zu schaffen. Es ist, wenn man so durchzieht, wie ein Märchen, das einem vorgetragen wird, und hat ganz den Charakter der Elysäischen Felder; in der sachtesten Mannigfaltigkeit fließt eins in das andere, keine Höhe zieht das Auge und das Verlangen auf einen einzigen Punkt; man streicht herum, ohne zu fragen, wo man ausgegangen ist und hinkommt. Das Buschwerk ist in seiner schönsten Jugend, und das Ganze hat die reinste Lieblichkeit'.

Ja, ein liebliches Land ist es, meine Herren, in dessen Grenzen Sie weilen, und ein herzliches 'Willkommen' in diesem Lande rufen Ihnen mit Ihrem Präsidium an dem heutigen Morgen alle diejenigen entgegen, welche während der verfloffenen Monate — nach dem Vorgange der Herzogl. Staatsregierung — hier am Orte mit uns Hand in Hand und Schritt vor Schritt, wie ich dankbar bekenne, getragen von dem gastfreundschaftlichen Sinne der gesamten Einwohnerschaft, bemüht gewesen sind, die nicht geringen Schwierigkeiten besonders lokaler Art, welche sich der Abhaltung dieser Versammlung zunächst hier entgegenstellten, immer mehr zu beseitigen und Ihnen einen behaglichen, Ihre Erwartungen nach Möglichkeit befriedigenden Aufenthalt zu bereiten. Ihre gütige

1) Vergl. den 'Bericht eines Zeitgenossen' über 'Lavater in Deutschland' (Sievers' akadem. Blätter. 1884. I 7, S. 429 ff.): 'In Dessau wurde er empfangen, wie man einen Mann von Verdiensten empfangen muß. Es ist bekannt, wie sehr er von dem Fürsten und der Fürstin geliebt wird. Er ist gleichsam ihr Hausfreund, ihr Rathgeber, ihr Beichtvater, ihr Alles'.

2) Vergl. über diesen das treffende Urteil des Herzogs Karl August in einem Schreiben desselben (Wörlitz, 7. Juni 1780) an Kuebel (Hosius a. a. O. S. 16): 'Unsere Zeit geht sehr angenehm dahin; der Fürst ist vertraulicher und freundschaftlicher gegen mich, als jemals. Es ist doch eine der schönsten Seelen, die ich kenne. Ich habe nie Jemanden gesehen, der durch seine bloße Existenz mehr Wohlwollen, Treuherzigkeit und Menschenliebe allen denen, so um ihn sind, mittheilt, als dieser Fürst. Man ist ordentlich besser bei ihm'.

3) Vergl. die Äußerungen des Herzogs Franz über Goethe in einem etwa im Jahre 1811 stattgehabten Gespräche desselben mit Reil, dem damaligen Propste zu Wörlitz (Hosius a. a. O. S. 26 f.): 'Goethe, mein lieber Propst, paßte nicht für mich. Er paßte besser zum Großherzog. Wir harmonirten nicht recht in Gesinnung und Gefühl. Als Dichter kam er mir nie, als Staatsmann nur auf Augenblicke nahe. Als Kunstkennner und Freund der Alterthümer stand er mir schon näher, in manchen Stücken war er sogar weiter gekommen; denn er hätte tiefere Studien gemacht. In den Grundsätzen und Ansichten von der schönen Baukunst und ihren Werken waren wir nicht immer einig. Die Schauspielkunst, die ihn dlanals, als er mich zuweilen mit dem Großherzog, zuweilen allein besuchte, ganz besonders interessierte, ließe ich noch links liegen. Ich hatte mehr und Anderes zu thun. Nur was die Gothische Baukunst und die schöne Gartenkunst anlangt, da mußte er mir den Preis zugestehen und vor mir die Segel streichen. Er hatte ja England nicht gesehen. Sonst war er mir, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, zu vornehm, zu höfisch-gemessen, manchmal unangenehm schweigsam. Auch spürte ich im Allgemeinen etwas von Inhumanität (?) an ihm. Wir sind so auseinander gekommen'.

4) Vergl. Goethes Briefe an Frau von Stein. Hrsgeg. von Fieltz. 1883. I, S. 126.

Nachsicht, an welche wir von vorn herein appellieren, wird dazu beitragen, daß dieser Wunsch sich erfüllt. Und somit noch einmal: Willkommen!

Das Herkommen will, meine hochverehrten Herren, daß auch Ihr diesmaliger erster Präsident sich nicht begnügt, Ihnen einen Gruß des Willkommens entgegenzurufen, vielmehr durch einige weitere Betrachtungen einen geeigneten Übergang zu bahnen sucht zu den wissenschaftlichen Vorträgen, welche wir hier vernehmen werden. Über die Wahl des Themas für diese Betrachtungen konnte ich nicht mehr in Zweifel sein, seitdem ich mich dessen erinnert, daß das Jahr der 37. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, daß das Jahr 1884 die Vollendung bezeichnet des Centenariums zweier Koryphäen unserer Wissenschaft, in welchen wir zugleich dankbar verehren zwei der Stifter unseres bald seit 50 Jahren bestehenden Vereins. Am 17. Juni des Jahres 1784 erblickte Friedrich Thiersch das Licht der Welt, am 4. November desselben Jahres Friedrich Gottlieb Welcker. Schon hat die Münchener Hochschule im letztverflossenen Sommer in festlicher Stunde ihrem Friedrich Thiersch, welcher volle 50 Jahre dort in guten und in bösen Tagen ein stets treuer Kämpfer für Wahrheit und Recht gewesen, den Tribut nimmer erlöschender Verehrung und Dankbarkeit gezollt. Auch die rheinische Hochschule wird es sich — wie ich vertraue — nicht nehmen lassen, an dem kommenden 4. November in würdiger Weise ihres Welckers zu gedenken, dessen Name ein nimmer vergängliches Blatt bleiben wird in dem vielblüttrigen, vollen Ruhmeskranze jener Universität. Ist es da nicht eine Pflicht der Pietät, welche uns mit diesen zwei von uns geschiedenen, doch ewig leuchtenden Sternen unserer Wissenschaft verbindet, daß auch wir bei unserem diesjährigen Zusammenkommen ihr Andenken feiern und unter dem Glück bedeutenden Doppelzeichen 'Thiersch und Welcker' unser Werk beginnen? Meine Herren, wenn dies geschehen sollte, so durften meines Erachtens auch die Bildnisse dieser Männer heute in unserer Mitte nicht fehlen¹⁾. Ich schätze mich glücklich, daß infolge des bereitwilligen Entgegenkommens, welches ich in München, Bonn und Berlin bei meinen bezüglichen Bemühungen gefunden²⁾, Ihre Blicke heute auf die edlen Züge eines Thierschs und eines Welckers sich richten dürfen, und wenn ich beiden den wohlverdienten Lorbeer auf das Haupt gedrückt, so darf ich ja wohl überzeugt sein, hiermit in Ihrem Sinne gehandelt zu haben. (Bravo!)

Mit vollem Rechte, meine Herren, steht der Name Friedrich Thiersch unter den nunmehr bis auf 3 Namen (von Leutsch in Göttingen, Pott in Halle, Cäsar in Marburg) dahingeschiedenen 27 Stiftern unseres Vereins, welche den vom 20. September des Jahres 1837 datierenden Aufruf zur Gründung desselben unterzeichnet haben, obenan. Thiersch war es, welcher — wohl angeregt durch die zwei Jahre zuvor auf der Naturforscherversammlung in Bonn gewonnenen Eindrücke — bei Gelegenheit der glänzenden, noch nichts von der nach wenigen Wochen sich vollziehenden Gewaltthat des Königs Ernst August

1) Die Lorbeer geschmückten Büsten standen auf beiden Seiten der Rednerbühne.

2) Herr Prof. Dr. Carriere in München hatte die Güte gehabt, die in seinem Privatbesitz befindliche Thiersch-Büste durch Vermittlung des Herrn Prof. Dr. von Brunn daselbst leihweise dem Redner zugehen zu lassen. Der Abguss der Welcker-Büste war zu obigem Zwecke in Berlin besonders angefertigt, und zwar unter Benutzung der noch vorhandenen Afingerschen Form für die auf der Bonner Universitäts-Bibliothek befindliche Welcker-Büste.

ahnenden Säkularfeier der ehrwürdigen Georgia Augusta¹⁾ einer Idee, die auch von anderen bereits vielfach erwogen war, in zündender Weise Worte lieh, welcher damals unter Zustimmung eines Alexander von Humboldt und aller anderen Anwesenden das erste Statut unserer Versammlung entwarf und wenige Wochen nachher, von freudiger Begeisterung für dieses Unternehmen erfüllt, auch Gottfried Hermann für dasselbe zu gewinnen wußte. 'Die vorzüglichste Absicht ist' — so schrieb er damals an den princeps philologorum²⁾ — 'die Philologen der verschiedenen Sparten und Schulen in möglichster Zahl zu einander zu bringen, und die Hoffnung, welche sich daran knüpft, ist, daß der mündliche und persönliche Verkehr vieles ausgleichen werde, was sich widerstrebt, vieles fördern, was durch gemeinsamen Rath besser gedeihen wird, vorausgesetzt, daß überall das Tüchtige im Auge behalten und die kraftlosen oder unklaren Bestrebungen beseitigt werden. — — Denn am Ende streben wir doch nach demselben Ziel, und Verständigung über die rechten Wege ist, wie mir scheint, so leicht, wie Einigung unserer Wissenschaft und Einigung der in ihr Arbeitenden gegenüber den uns allen gleich gefährlichen Feinden des stets wachsenden Industrialismus und Materialismus nöthiger thut als je': Worte, welche nichts anderes sind, als eine treffende Umschreibung der bis auf den heutigen Tag — neben sonst beliebten Statutenveränderungen — völlig intakt gebliebenen Thierschschen Fassung des ersten Statuts, nach welcher unsere Versammlung vor allem zum Zwecke hat, 'die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen in wesentlichen Übereinstimmung, sowie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren'. Ein heiliges Vermächtnis, welches Thiersch für immer uns hinterlassen, gleichwie der ehrwürdige, hoch betagte Friedrich Jacobs, 'sincerae humanitatis sacerdos idem vivumque exemplar'³⁾, im Jahre 1839 von den damals zu Mannheim versammelten deutschen Philologen und Schulmännern festlich begrüßt, diese Huldigung dadurch erwiderte, daß er in ergreifenden Worten sein 'testamentum in prociuctu' machte und 'den friedlichen Sinn', dessen er sich bewußt war, der philologisch-schulmännischen Mit- und Nachwelt vermachte⁴⁾. In der That, niemand war nach seiner ganzen Persönlichkeit mehr geeignet, zur Lösung jener Aufgabe, 'die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen', ein sicherer Wegweiser zu sein, als Friedrich Thiersch, gewissermaßen eine verkörperte Versöhnung der damals sich befehdenden grammatisch-kritischen und historisch-antiquarischen Richtung der Philologie, ein vorbildlicher dux et auxipex, welcher in seinem vielumfassenden litterarischen Wirken — wie bei Gelegenheit seines 50jährigen Doktorjubiläums die Tübinger Adresse treffend hervorhob⁵⁾ — 'scite iuseebat Heynium cum Godofredo Hermanno'.

1) Thiersch an Jacobs (18. Dezember 1837): 'Das schreckliche Ende, was die Göttinger Sachen zu nehmen angefangen haben, ist tief ergreifend. Welcher Stoff, wenn eine Cassandra während des Geräusches der Säkularfeier über die Wälle der Stadt gegangen und ihr Geschick verkündigt hätte!' (Th.'s L. II, S. 476.)

2) Brief Thierschs an Gottfr. Hermann vom 21. Oktober 1837. (Th.'s L. II, S. 466 ff.)

3) Worte der von Karl Friedr. Hermann verfaßten, im Jahre 1839 von der zweiten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner dem ehrwürdigen Friedr. Jacobs überreichten Adresse. Vergl. Verhandl. der Mannheimer Philol.-Versammlung S. 39.

4) Vergl. ebendasselbst S. 19 f.

5) Vergl. Fleckeisens Jahrb. f. Philol. u. Pädag. 1858. S. 526.

So ist denn Friedrich Thiersch in eigentlichem Sinne der geistige Urheber, der Vater unserer Vereinigung. Gerade heute vor 46 Jahren, am 1. Oktober des Jahres 1838 war es ihm beschieden, in Nürnberg die erste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu eröffnen, und zwar mit einer Rede, welche die veredelnde und Charakter bildende Wirkung des altklassischen Unterrichts hervorhob. Und wer von uns, meine Herren, weiß nicht, daß Thiersch seitdem Zeit seines Lebens die Seele dieser Versammlungen geblieben ist, 'in quibus' — wie es in derselben Adresse weiter treffend heißt — 'si tu abesses, universae rei aliquid videbatur deesse: nemo enim Te disertus explicabat res gravissimas, nemo quid quoque tempore ac loco esset aptissimum melius intellegebat, nemo pari erat auctoritate ac faeundia, qua, si quid incidisset minus commodi, aut praevideretur aut componeretur'. So war es denn ein Akt der Gerechtigkeit, als unser Kongress im Jahre 1851 zu Erlangen — auf unseres Ecksteins Antrag — beschloß, dem allverehrten Manne durch Überreichung einer lateinischen Votivtafel den Tribut lauterster Pietät darzubringen, und was gewiß viele damals im stillen empfanden, dem gab der Altmeister August Böckh den richtigsten Ausdruck bei Stellung jenes Antrages durch den Zwischenruf: 'Hätte schon längst geschehen sollen!'. Die letzte Philologen-Versammlung aber, welcher Thiersch beigewohnt hat, die Versammlung zu Stuttgart im Jahre 1856, gewiß im Sinne aller liefers der Präsident die Schlusssitzung derselben ausklingen in ein Hoch auf 'Thiersch, den Vorsprecher freier Geistesentwicklung, den Erzieher des deutschen Volkes, den Freund deutschen Denkens und Lebens' — eine Huldigung, welcher der Gelehrte in edler Bescheidenheit entgegengesetzte ein Hoch auf 'Württemberg und seine Schulen und seine Schulmänner, auf unser wahrhaft deutsches Württemberg!').

Im Februar des Jahres 1860 ging Thiersch ein zur ewigen Ruhe. Seines Todes gedachte die in jenem Jahre zu Braunschweig tagende Philologen-Versammlung durch den Mund ihres ersten Präsidenten, meines — wie ich weiß, auch vielen von Ihnen — unvergesslichen Vaters, und Ecksteins faeundia widmete dem Dahingeshiedenen einen tief empfundenen Nachruf¹⁾.

Zu den Stiftern unseres Vereins zählt auch Friedrich Gottlieb Welcker, und wohl dürfen wir überzeugt sein, daß auch er den Versammlungen desselben stets ein warmes Herz bewahrt hat, wenngleich er nur anfänglich — so viel ich weiß — bisweilen zugegen gewesen. Ein widriges Geschick gestattete ihm nicht, der vierten im Jahre 1841 stattfindenden Versammlung persönlich zu präsidieren. Doch aus dem Bade Ems, wohin er sich zur Stärkung seiner Gesundheit zurückgezogen hatte, ehrte und erfreute er die in Bonn unter dem Präsidium des erst jüngst dorthin berufenen Friedrich Ritschl vereinigten Philologen und Schulmänner durch nachträgliche Einsendung seiner geplanten Eröffnungsrede 'über die Bedeutung der Philologie', welche heute vor 43 Jahren daselbst zur Verlesung gelangte²⁾.

So machen uns, meine ich, neben der hohen Bedeutung der Namen 'Thiersch' und 'Welcker' für die Altertumswissenschaft, die Verdienste beider um unseren Verein

1) Vergl. Verhandl. der Erlanger Philol.-Versammlung (1851). S. 48 und 66 ff.

2) Vergl. Verhandl. der Stuttgarter Philol.-Versammlung (1856). S. 127.

3) Vergl. Verhandl. der Braunschweiger Philol.-Versammlung (1860). S. 11 f. und S. 33 ff.

4) Vergl. Verhandl. der Bonner Philol.-Versammlung (1841). S. 42 ff.

gewissermaßen zur Ehrenpflicht, ihrer an dem heutigen Tage zu gedenken. Wenn ich meinerseits aber mir stets dessen bewußt geblieben bin, wie wenig mein guter Wille wirklich instande sein würde, den Ihrerseits mit vollem Rechte an den ersten Präsidenten einer solchen Versammlung sich richtenden Anforderungen allseitig zu entsprechen, so fühle ich in noch gesteigertem Maße die Schwierigkeit des mir von Ihnen übertragenen ehrenvollen Amtes und zugleich die Unzulänglichkeit meiner persönlichen Qualifikation, indem ich jetzt mich vor die Aufgabe gestellt sehe, in dem Jahre der 100jährigen Wiederkehr des Geburtstages eines 'Thiersch' und eines 'Welcker' in dieser hochansehnlichen Versammlung beiden von uns geschiedenen Koryphäen Worte der Erinnerung zu widmen. Wie könnte ich es wagen, auch nur den Versuch zu machen, meinerseits in dem eng begrenzten Rahmen dieser Stunde die Persönlichkeit beider Männer, ihr Wirken im öffentlichen Leben und ihre viel umfassende literarische Thätigkeit auch nur den Hauptzügen nach zu schildern? Ein würdigerer, ein beredterer Mund, als der meinige, wäre hierzu berufen. Dem Schulmanne, welchen Sie hier vor sich sehen, wollen Sie es freundlichst zu gute halten, wenn er sich darauf beschränkt, seinen Blick auf die ihm nächstliegende Seite des Wirkens beider Männer zu richten, wenn er durch seine Worte erinnert an das teure Vermächtnis, welches Thiersch und Welcker durch das Vorbild ihrer Persönlichkeit, wie in mehreren ihrer Schriften den deutschen höheren Lehranstalten und insbesondere den deutschen Gymnasien hinterlassen haben.

That es doch not, und ist es doch eine Erquickung zumal in der heutigen Zeit, welche so vieles auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung Althergebrachte in Frage stellt, welche so überreich ist an in der Regel gut gemeinten, gar oft aber von nur geringer Sachkenntnis zeugenden, schnell hinter einander sich überstürzenden, abreifen Vorschlägen zur Reform der Schule¹⁾, in einer Zeit, welcher immer mehr das abhandeln zu kommen scheint, was Goethe einmal treffend 'ruhige Bildung' genannt hat, — ist es doch da, meine ich, eine Herzenserquickung, aus dem Gewirr der Gegenwart in die Ruhe der Vergangenheit zu flüchten und Trost und Stärkung zu schöpfen aus dem unvergänglichen Born, welchen einst der 'praeceptor Bavariae' für die Mit- und Nachwelt erschlossen. Gestatten Sie mir aber, bevor ich mich ihm zuwende, einige bezügliche Worte auch über unseren Welcker.

Denn auch Er war unser —, dessen können wir Schulmänner mit freudigem Stolz uns rühmen. Bereits am Ende seines zweiten akademischen Studienjahres, im Jahre 1803

1) Vergl. Schrader (Zeitschr. f. d. Gymn.-W. 1884. S. 221.): 'Quacksalber giebt es freilich überall, namentlich auf den Gebieten, in denen Erkenntnis und Übung zusammenreffen, z. B. in der Medizin, bei welcher doch jedermann, etwa mit Ausnahme der heutigen Antivivisektionisten, die Forderung strengen Studiums erhebt. Bei der Behandlung des Geistes sind aber die Stümper und Quacksalber mindestens ebenso schädlich, als bei der des Körpers. Leider ruft auf jenen noch nicht in gleichem Maße der Bann der Lächerlichkeit und Gemeingefährlichkeit; sonst würden sich nicht täglich die unreflexen Pläne zur Umgestaltung unserer Schulen von denen hervorragen, welche offenbar seit dem Verlassen der Schulbank keine Schule gesehen, kein Arbeitsheft der heutigen Jugend durchmustert, kein philosophisches oder pädagogisches Buch gelesen haben. — — Jeder wirklich Schulkundige wird wohl mit mir dasselbe aus Ekel und Unwillen gemischte Gefühl teilen, welches das in der Presse und leider auch in manchen Landesvertretungen stets wiederkehrende und eben deshalb schädliche Geschwätz über Schuleinrichtungen und Unterrichts-Grundsätze erregen muß.'

war Welcker Lehrer an dem Pädagogium zu Gießen, und wohl mancher von denen, welche später in Bonn zu den Füßen des Hochbetagten geessen, hat aus seinem eigenen Munde vernommen, daß ihm jene Lehrthätigkeit, welcher er stets eine besonders warme Erinnerung bewahrt hat, die 'glücklichste Thätigkeit' seines Lebens gewesen. 'Welcker war' — wie sein Biograph sagt¹⁾ — 'mit ganzer Seele Lehrer; er setzte im Verkehr mit den Schülern seine ganze Persönlichkeit ein, die selbst noch jugendlich frisch und kühn vorwärts strebte; die Jugendbildung schien ihm eine edle und hohe Aufgabe, die das Beste und Höchste für sich beanspruchen müsse'. Eine 'harmonische Anregung des ganzen Menschen', das galt ihm schon früh als das ideale Ziel aller Jugendbildung. Etwa 13 Jahre lang ist Welcker in Gießen neben seiner akademischen Thätigkeit diesem Lehrberufe treu geblieben, und als er demnächst sich entschloß, seine Stelle am Gymnasium niederzulegen, da 'kam ihm dies schwer an, weil man' — wie er an Frau von Humboldt schrieb — 'durch die lange Mühe gefesselt wird und auch in wenig Äußern so sicher und unmittelbar wirkt'. Aus dieser Zeit der Gießener Schulthätigkeit nun stammen zwei Schriften Welckers, welche wohl verdienen, vor Vergessenheit bewahrt zu werden: eine Programmschrift aus dem Jahre 1810 unter dem Titel: 'Über einen wichtigen Gegenstand des Unterrichts in Gymnasien²⁾' und eine im Januar 1814 'zum Besten unbemittelter Freywilliger des Großherzogthums Hessen' herausgegebene Broschüre³⁾ unter dem Titel: 'Warum muß die französische Sprache weichen und wo zunächst?'

'Die Ketten sind plötzlich gefallen, die auf Deutschland lasteten. Aber die leisen Fäden, mit denen wir fest umgarnet sein mußten, wenn man uns Ketten bieten wollte, können nur allmählig wieder entwirrt, zerrieben und abgelesen werden, wie sie uns nach und nach umschlungen haben' — so lauten die Anfangsworte der letzterwähnten kleinen Schrift, welche Welcker verfaßt hat, nachdem er kurz vorher zum Eintritt in das vom Großherzoge von Hessen gebildete Freikorps gegen Frankreich sich gemeldet hatte und nun ungeduldig dem Befehle zum Ausmarsch entgegenseh. Von tiefer sittlicher Indignation erfüllt wegen des Eindringens französischen Wesens, französischer Denk-, Rede- und Handlungsweise in unser deutsches Vaterland, 'rechnet er am allgeringsten auf die ganze hochherzige Jugend Deutschlands, daß sie den Unfug unter sich nie mehr dulden wird', und bezeichnet als 'den Ort, von wo es am dringendsten und zugleich am leichtesten ist, die französische Sprache zu verbannen, die gelehrten Schulen'. Nun, meine Herren, es bedarf keiner Ausführung, daß sich von einseitig nationalem Standpunkte aus diese Frage nicht lösen läßt, daß vielmehr mit vollem Rechte seit langer Zeit auch die französische Sprache einen unbestrittenen Platz in dem Lehrplane der deutschen höheren Schule einnimmt. Gleichwohl bleibt jene Schrift mit ihrer kräftigen, aus dem Herzen des Verfassers quellenden Sprache⁴⁾ ein herrliches Zeugnis für die wahrhaft nationale Gesinnung unseres Welckers,

1) Vergl. Kekulé, Das Leben Friedr. Gottl. Welckers, S. 125 f.

2) Wieder abgedruckt in Welckers 'Kleinen Schriften' V, S. 258 ff.

3) Leider nicht ebendasselbe wieder abgedruckt — Der gütigen Vermittlung des Herrn Prof. Dr. Kekulé zu Bonn verhandte der Redner die Zusendung des auf der dortigen Universitäts-Bibliothek befindlichen Exemplars dieser Schrift.

4) Vergl. a. a. O. S. 40 f.: 'Das Fieber der Gallomanie greift durch Ansteckung allmählich weiter. Wo aber die Schönen nicht von selbst anfangen, sich von der fremden Sprache abzutun, die an sich

welcher er — wie seine Bonner Schüler sich erinnern — auch noch in hohem Alter gelegentlich im Kolleg oder in engerem trauten Kreise so packenden Ausdruck zu geben wußte, und auch diese aus jedem Worte jener Schrift hervorleuchtende nationale Gesinnung, meine ich, läßt sich ansehen als ein vorbildliches, dem deutschen Gymnasium hinterlassenes Vermächtnis.

Und nicht minder die den Mittelpunkt der zweiten vorhin erwähnten Welkerschen Schulschrift bildende Mahnung, daß auf den höheren Schulen vor allem nötig sei 'die fleißige Übung der Selbstthätigkeit und Composition, ein fruchtbares, unzersplittertes Selbststudium, das Componiren der Schüler, sei es zur Übung des Erfindens oder der bloßen Darstellung einer gegebenen Sache, sei es in dieser oder jener Stilart'. Denn — sagt Welker¹⁾ — 'die Freude am gelungenen Eigeneu wird bald mehr Lust und Streben erwecken, als das Fremde, wenn es auch noch so vortrefflich ist'. Als Beleg hierfür dient ihm Jean Paul, der 'einen Pflögling seiner Muse über jede Idee schreiben läßt, worüber er gelesen, weil er glaubt, daß in der erziehenden Welt nichts über das Schreiben gehe, nicht einmal Lesen und Sprechen, und daß ein Mensch dreißig Jahre mit weniger Ertrag seiner Bildung lese, als ein halbes schreibe, und der empfindlich über diejenigen klagt, welche jungen Seelen keine stillen Stunden gönnen, sondern um sie unter dem Stöhnen ihres blühenden Weins gegen alle Winzerregel mit Behacken, Bedängen, Beschneiden handthieren'. Die Heranbildung demnach und die Pflege eines durch eigene Arbeiten sich bethätigenden wissenschaftlichen Sinnes in der heranwachsenden Jugend²⁾, zugleich unter umsichtiger Individualisierung — denn (sagt Welker treffend) 'in dem Lehrer muß ein gewisser Kunstsinn der Menschenbildung sein' —, ist dasjenige, was schon der damals 26jährige Lehrer mit vollem Rechte als einen 'wichtigen Gegenstand des Unterrichts in Gymnasien' bezeichnet, und 50 Jahre später, am Abende seines Lebens zur Zeit der Jubelfeier seines Professorjubiläums, da schreibt der ehrwürdige Greis, seiner Jugendliebe treu, ein ähnlich lautendes Wort desselben Jean Paul als Wahlspruch unter sein Bildnis: 'Wahrlich, auf der runden, platten Erdkugel steht fast keine Freude fest, als nur die der wissenschaftlichen Untersuchung'. Wie zutreffend aber und für jedes Zeitalter giltig ist ferner alles, was in derselben Schrift über den Wert einer zeitigen Geschmacksbildung der Jugend gesagt wird und im Zusammenhang hiermit über den Wert der 'nicht früh genug zu beginnenden' Dichterlektüre!

nicht wohllautend ist und mit einem schönen deutschen Herzen und fröhlichen ungewungenen Sinn eine wahre Dissonanz bildet, dahin werden vielleicht die zurückgekehrten Krieger die eigene Sprache, worin sie sich mutbig, frey und froh fühlen, zurückführen. Gar mancher von ihnen wird nicht Lust haben, den Frauensohn fernher nachzuspüren, und in sich die herrliche Wahrheit empfinden: der du bist, der glaube zu sein ('*qualis es, talem te esse existimes*' Cic. pro M. Cael. c. 3.). Vergl. außerdem die nicht minder charakteristischen Äußerungen a. a. O. S. 35, 39, 43, 45 f., 48.

1) A. a. O. S. 263 ff.

2) Vergl. Kekulé a. a. O. (S. 168) über Welker: 'In den Tagen der Sehnach hatte er seine Schüler am Pädagogium spanischen Heldensinn mit deutscher Gefügigkeit in einem Aufsätze zusammenstellen und nachweisen lassen, welches wol das würdigste sei'. Vergl. mit der Tendenz, welche offenbar der Wahl dieses Themas zu Grunde lag, die Schlafworte der Schrift 'Über einen wichtigen Gegenstand etc.' wo 'das jugendliche Alter' genannt wird 'das Geschlecht, dessen Hauptcharakter nicht bloss, nach Aristoteles' wohlwollender Schilderung (rhetor. II, 12), in der Fülle eigener Hoffnungen, sondern auch in dem Hoffnungsreichen für die Väter und den ganzen Staat besteht'.

‘Weit wichtiger noch’ — heisst es dort¹⁾ — ‘ist der in das ganze Leben einfließende Geist der Poesie. Richtig und tief fühlen, klar anschauen, den Ereignissen, die uns umgeben, Gestalt absehen und Gestalt geben, das Gemeine verachten, für das Treffliche glühen, das Große, Schöne, Heitere, Naive, das Tieflostige und Scherzhafte, wodurch die verstockten Schlenen unseres Wesens wieder geöffnet werden, empfinden, die wahre Freiheit gewinnen, die den Staaten so erspriesslich, als sklavischer Sinn und sein mechanisches Thun verderblich ist, die die Verfassung ehrt und erhält und die Pflicht zur Lust macht, Eifer und Selbstthätigkeit stählen, an Muster des Edelsinns, der Selbstbeherrschung, der Vaterlandsliebe, des mutvollen Duldens, der Geistesleichtigkeit sein Herz anschließen, Heiterkeit und Laune einathmen, durch den ruhig großen Stil der besten Kunstwerke Größe und Ruhe lieb gewinnen, gegen die Störungen und Verdriesslichkeiten des Lebens eine schützende Aegide erwerben, — — dies sind Früchte der Poesie’. Wahrlich, ein schönes Zeugnis für die tief poetische Natur unseres Welckers selbst, aus dessen Worten, wie aus dem ‘erwärmenden Gesamteindrucke seiner Persönlichkeit, geheimnissvoll und unwiderstehlich Weibe und Aufschwung über das wissenschaftliche Leben seiner Schüler zu kommen’²⁾ pflegte, dem einst galten die in festlicher Stunde von Otto Jahn, dem Unvergesslichen, gesprochenen Worte³⁾: ‘— Diese Richtung geht aus der eigensten Natur Welckers hervor, welche ihn stets dem Ganzen zudrängt, weil sie eine tief poetische ist. Wo immer ein Hauch der schöpferischen Kraft walte, die aus dem Geiste des Volks wie der Einzelnen die Wahrheit und Schönheit schafft, die unvergänglich ist, da zieht sie mit unwiderstehlicher Macht den verwandten Geist an. Vor seinem sinnenden Blick enthielte sich die Tiefe des Alterthums; im Glauben des Volks, im Cultus, im Stufengange der sich entwickelnden Poesie, in den schönen Gestalten der bildenden Kunst offenbarte sich ihm derselbe Geist, und was vor ihm in Trümmern lag, erstand vor dem Blicke des Sehers zum Ganzen im Glanze des Hohen und Edlen, dem seine Seele von Jugend auf allein zugewandt gewesen ist. Damit ist nicht gemeint, dafs er je das Kleine und Unsehnbare gering geachtet, die Tagesarbeit des Sammelns und Sichtens gescheut habe, o nein, auch sein Gelehrtenleben ist in dem Sinne ein köstliches gewesen, dafs es Mühe und Arbeit war; aber ihm ist der Staub der Gelehrsamkeit zu dem bunten Staube auf den Schmetterlingsflügeln der Psyche geworden’.

Und zum anderen Friedrich Thiersch, der ‘praeceptor Bavariae’ oder vielmehr ein zweiter ‘praeceptor Germaniae’, der begeisterte, unerschrockene und thatkräftige Philhellene, in dessen Herzen die ‘Griechenlieder’, welche einst hier unser Wilhelm Müller sang, den hellsten Wiederklang gefunden, der auf griechischem Boden einst mit unerschütterlich tapferem Sinne selbst eingetreten für die Wiedergeburt des hellenischen Volkes und Zeit seines Lebens der Sache dieses Volkes treu geblieben, dem Hellas ein zweites Vater-

1) A. a. O. S. 269.

2) Schlussworte der von der philosophischen Fakultät zu Bern zum fünfzigjährigen Professorjubiläum Welckers (16. Oktober 1859) überreichten Adresse. Vergl. den Separat-Abdruck des von L. S. in Fleckeisens Jahrbüchern f. Phil. u. Päd. (1860) gegebenen Berichts über dieses Jubiläum, Seite 14.

3) Vergl. ebendasselbst S. 26.

land geworden, den die dankbare hellenische Jugend einst allerwärts auf seinen Fahrten und Wanderungen in Hellas auch als ihren διδάσκαλος begrüßte, — Friedrich Thiersch, dem an dem Tage seines schon erwähnten 50jährigen Doktorjubiläums die Berliner Akademie der Wissenschaften mit vollem Rechte zurufen konnte: 'Wahrlich, Germania und Hellas, beide schulden Ihnen die schönste Bürgerkrone¹⁾, der 'in seltenem Maße harmonisch ausgerüstete Mann', der nach einem weiteren treffenden Worte seines Sohnes und Biographen²⁾ 'drei Eigenschaften in sich vereinigte, die sonst gewöhnlich nur getrennt erscheinen: griechische Idealität, römische Charakterstärke und christliche Milde', — Friedrich Thiersch, wie Thomas³⁾ zu seinem Gedächtnis einst nicht minder richtig gesagt, ein 'Humanist in des schönen Wortes vollem Umfange: ein καλὸς κἀγαθός'. Denn 'er gehörte noch zu jenen immer selteneren Gelehrten, die, auch wenn sie auf curulischem Stuhle sitzen, noch mit den untersten und jüngsten, mit dem Jüngling und dem Knaben, gleich liebevoll und theilnehmend verkehren, bei denen Kopf und Herz sich stetig berühren und im gesunden Pulsschlag gegenseitig erwecken. Dieser echte Adel der Gesinnung läßt den Mann nicht ruhen und rasten: er schafft das Gute ohne Unterlaß, im Hause und im öffentlichen Leben, für den Einzelnen, für das Vaterland, für die Menschheit'.

Getragen von frischer, jugendlicher Begeisterung hatte Thiersch im Jahre 1808 seine öffentliche Lehrthätigkeit an dem Gymnasium zu Göttingen begonnen, als er schon im nächstfolgenden Jahre an das Gymnasium zu München berufen wurde, wo er 'sogleich mit der Kraft auftrat, durch die er der eigentliche Begründer der philologischen Studien in Bayern geworden ist⁴⁾.

Hatte er doch bald erkannt, wie mangelhaft seit langer Zeit die Beschaffenheit der wissenschaftlichen Lehranstalten in Baiern war, und worin die Hemmungen ihres Gedeihens bestanden⁵⁾. Dem jüngst durch den Zuwachs neuer Provinzen aus einem Kurfürstentum ein stattliches Königreich gewordenen Lande fehlte auf dem Gebiete des Unterrichtswesens noch völlig eine planmäßige Organisation, welche um so notwendiger erschien, je mehr es seit den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts dem aus der Bewegung des Philanthropinismus hervorgewachsenen Realismus allmählich gelungen war, Bresche zu legen in die Mauer des das Studium der alten Sprachen hoch haltenden Humanismus. Ein wesentlicher Vorschub sollte dieser Strömung gewährt werden durch den im Jahre 1804 erschienenen 'Lehrplan für alle churfürstlich-bayerischen Mittelschulen'. Im Grunde aber steigerte derselbe nur noch die Verwirrung der Schulorganisation, und auch das durch die treffliche Schrift des Centralstudienrats Niethammer 'Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichts in unserer Zeit' vorbereitete 'allgemeine Normativ der Einrichtung der öffentlichen Unterrichtsanstalten in dem Königreiche Bayern' vom Jahre 1808 war weder geeignet, die Gymnasien zu kräftigen, noch die neben diesen gegründeten Realanstalten lebensfähig zu machen. Beiden Arten von Lehranstalten fehlte es vor allem an qualifizierten Lehrern, und die kümmerliche Qualifikation derselben hatte zur natür-

1) A. a. O. (vgl. Seite 7, Anm. 5) S. 520.

2) Th.'s L. II, S. 609.

3) Gedächtnisrede auf Friedr. von Thiersch. 1860. S. 83.

4) Friedr. Jacobs (Personalien, S. 86) bei Thomas a. a. O. S. 14.

5) Th.'s L. I, S. 285 ff.

lichen Folge eine gleich kümmerliche Besoldung, bei welcher selbst in den Hungerjahren 1816 und 17 der bayerische Premierminister es bewenden liefs, als er kühl bis ans Herz hinan den notleidenden Professoren die von Niethammer für sie beantragte Teuerungszulage strich. Weitere Verordnungen während der letzten Regierungsjahre des Königs Max setzten die normale Leistungsfähigkeit der Lehranstalten durch Verkürzung des Lehrkurses wesentlich herab. 'Sollen die Kuaben schon in den Windeln anfangen, Latein zu lernen', — so hiefs es damals — 'sollen wir sie von den Ammen annehmen, um aus ihnen Studenten zu machen'? Die Folge war die Schaffung eines 'Ideals der Mittelmäßigkeit').

Da bestieg am 13. Oktober 1825 der 39jährige König Ludwig den Thron. 'Wir begrüfsen uns in einer neuen Zeit' — so schrieb der alte Feuerbach bald darauf an Thiersch¹⁾ — 'in einer wunderbaren und mit grofsen Veränderungen schwangeren Zeit, die vieles neue alt, vieles alte neu machen wird. Wir haben nun einen wirklichen König, wie viel ist nicht damit gewonnen, und keine Ministerkönige mehr; dringt nicht eine andere schwarze Heerschaar an die ledige Stelle ein, so feiern wir den schönen Auferstehungstag des Wahren, Guten und Rechten'.

Nicht weniger begrüfste Thiersch den Thronwechsel mit den freudigsten Hoffnungen auch für die Hebung der Schulen. 'Baiern zu selbständiger wissenschaftlicher Würdigkeit und Gröfse zu erheben', diesem hohen Ziele hatte er zugestrebt 'anfänglich als Lehrer des Gymnasiums, dann als Vorstand des von ihm gegründeten philologischen Seminars'). Das Ziel zu erreichen, konnte er um so sicherer hoffen, als bald nach dem Regierungsantritt des Königs Ludwig die Universität von Landshut nach München verlegt und das philologische Seminar derselben einverleibt wurde. Und in der That, gar bald gelang es ihm, den jugendlichen, hochbegabten und für seinen königlichen Beruf vielseitig vorbereiteten Herrscher für das ihm vorschwebende Ziel zu erwärmen. Bereits zwei Monate nach dem Regierungsantritte bezeichnete eine Verordnung des Königs Ludwig dem obersten Kirchen- und Schulrate als 'eine der vorzüglichsten Aufgaben seiner Wirkksamkeit, baldmöglichst dem Könige einen wohlbemessenen, tief durchdachten, den Bedürfnissen der Zeit und des bayerischen Volkes entsprechenden Schulplan vorzulegen'. Und wenige Jahre nachher, am 8. Februar des Jahres 1829 unterzeichnete König Ludwig, welcher kurz vorher den Ausspruch gethan²⁾: 'Nun, ich will, dafs meine Schulen werden sollen, wie die in Sachsen und Württemberg', den von einer Kommission, deren Seele von Anfang an Thiersch gewesen war, entworfenen 'Plan der Einrichtung der lateinischen Schulen und Gymnasien in Bayern'.

Eine wahrhaft humanistische Schulordnung, durch welche eine klare und gesunde Gliederung der höheren Lehranstalten in Angriff genommen, durch welche das alte gute Anrecht des altsprachlichen Unterrichts auf eine zentrale Stellung in dem Lehrplan der Gymnasien wiederum anerkannt und vor allem dem Lehrstande eine würdige, gesteigerte Berufsfreudigkeit erzeugende unabhängige Stellung gegeben wurde. Doch fehlten nicht

1) Thiersch (Gel. Sch. I, S. 18): 'Werden die Forderungen an die Schulen nicht höher als auf die Mittelmäßigkeit gestellt, so werden sie bald auch unter diese herabsinken und nicht einmal mehr Männer von einer bestimmten Brauchbarkeit für ein angewiezenes Geschäft zu liefern im Stande sein'.

2) Th. v. L. I, S. 255.

3) Thomas a. a. O. S. 20.

4) Th. v. L. I, S. 351.

die laudatores temporis acti, Gegner aus dem hierarchischen und Gegner aus dem industriellen Lager, die Anhänger der altkatholischen Lehrmethoden und andererseits des modernen, auf das im Leben Brauchbare gerichteten Realismus¹⁾. Ihrer Koalition gelang es, daß der kaum ins Leben getretene Schulplan schon im nächstfolgenden Jahre verdrängt wurde durch eine anderweitige 'Ordnung der lateinischen Schulen und Gymnasien', das Werk einer beklagenswerten Reaktion, in manchen Beziehungen sich anschließend an den Plan des Jahres 1829, vor allem aber die Forderungen desselben bezüglich des zu Leistenden in dem Grade herabstimmend, daß nach Thierschs eigenen Worten in dem Plane von 1830 der Plan von 1829 'umhergeht wie ein Gespenst, wie ein zweiter Schatten des Deiphobus²⁾': ein Übergang zu der bald sich anschließenden, rückläufigen Bewegung unter dem Ministerium Wallersteiu und zu der unheilvollen Periode des Ministeriums Abel, unter welchem es dahin kam, daß wiederum den Geistlichen und Ordensmännern die Gymnasien überwiesen, daß Benediktiner-Gymnasien errichtet und protegirt wurden, daß Philologen, die nicht zugleich Geistliche waren, überhaupt nicht zur Anstellung gelangten, auch nicht an protestantischen Gymnasien, daß dagegen 'ein katholischer Theologe, der im philologischen Examen in München wegen arger Unwissenheit durchgefallen war, als Gymnasialprofessor angestellt wurde, mit Übergelung der in der Prüfung bewährten nicht theologischen Kandidaten³⁾: Dinge, welche seiner Zeit dem ältesten Schüler Thierschs, unserem Ludwig Döderlein den Klageruf entlockten: 'Wir stehen bald wieder da, wo wir vor 30 Jahren gewesen sind'.

Doch trotz alledem, trotz aller Angriffe und Intriguen mutvoll das Haupt emporgehoben, das Herz stets voll Vertrauen auf den besseren, gesunden Geist der ihm vertrauenden Jugend, voll Hoffnung auf das 'bona causa triumphat', wahrhaft ein 'veritatis libertatisque vindex acerrimus contra tenebricosa callidorum hominum consilia⁴⁾', so harrete unser Friedrich Thiersch aus in dem Kampfe für die gute und gerechte Sache. Es war ihm eine wohl begründete Überzeugung, daß, 'wie auch die Ansichten der Machthaber wechseln, unabänderlich bestehen die Grundlehren und Grundsätze, von denen das Wohl der gelehrten Schule bedingt ist⁵⁾', und diese Überzeugung verließ ihm inmitten aller Stürme den Mut und die Ruhe, das einst unmittelbar nach dem Regierungsantritte des Königs Ludwig in freudiger Hoffnung begonnene und durch den Schulplan von 1829 gewissermaßen gekrönte Werk zu Ende zu führen, welches vor allem Thierschs Namen unsterblich gemacht hat in der Geschichte der Pädagogik, dessen bleibender, allgemeiner Wert vor allen seinen anderen Verdiensten auf dem Gebiete der Schule ihm vindiziert den Ehrentitel eines 'praeceptor Germaniae'. Ich meine das in den Jahren 1826—1831 erschienene dreibändige Werk unter dem Titel:

'Über gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern.'

An dieses Werk in erster Linie dachte ich, als ich sprach vorhin von einem 'Ver-

1) Th.'s L. I, S. 301.

2) Thomas a. a. O. S. 23.

3) Th.'s L. II, S. 502.

4) Worte des von der Göttinger Georgia Augusta zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum Thierschs im Jahre 1858 erneuerten Dip'loms. (Vgl. a. a. O. S. 521).

5) Cef. Sch. III, 3, Vorr. S. I.

mächtnis' Thierschs für die deutschen höheren Lehranstalten. Hat doch Thiersch selbst diese Schrift als ein solches bezeichnet. In einem Briefe an seinen bis zum Tode innig geliebten Portenser Lehrer Lange vom 2. April 1826¹⁾ bemerkt er: 'Meine Schulschrift — — habe ich ein Testament genannt, weil sie ein Vermächtnis meiner Ansichten über diese Sache an das Publikum im Allgemeinen ist'. Wohl war es Thiersch bei Abfassung dieses Werkes zunächst darum zu thun, seinem engeren bayerischen Vaterlande zu dienen. Bereits sah er in anderen Teilen Deutschlands, was er für Bayern erstrebte, verwirklicht²⁾. Die Präceptorien Württembergs, die sächsische Fürstenschule Pforta, deren Schüler einst gewesen zu sein Thiersch oft mit dankbarem Stolz sich gerühmt hat, die Universität Göttingen: dem Besten, was auf diesen Anstalten bereits für die drei Stufen des gelehrten Unterrichts, die Lateinschule, das Gymnasium und die Universität, erreicht war, sollte Baiern nunmehr nachzueifern. Um den Weg aber nach diesem Ziele zu bahnen, wird in jenem Werke 'das ganze Material der Erziehung und Bildung sowohl nach den Vorlagen und dem Sachverhalt der Geschichte, als nach den Forderungen und Bedingungen der wechselvollen Zeit bis ins einzelne abgehandelt, zugleich aber von diesem allgemeinen Standpunkte aus das gelehrte Schulwesen Bayerns (sowie das Schicksal der Wissenschaft in diesem Lande) von der sogenannten Lateinschule bis zur Universität und Akademie in allen Verflechtungen, Gängen und Irrwegen aufgedeckt und beurteilt³⁾. Nicht schöner, nicht erschöpfender vermag ich dieses κριμα ἐς αἰῶνις unseres deutschen Lehrstandes zu charakterisieren, als dies von dem Festredner der Münchener Akademie der Wissenschaften einst zu Thierschs Gedächtnis geschehen ist: 'Fragst Du, nach welchen Grundsätzen die neueren Culturvölker ihre Jugend erzogen, auf welche Richtung sie die Geister gewiesen haben, zieht es Dich an, zu wissen, wie und seit wann die rein germanischen Staaten im Leben der Schule sich von den Romanen scheiden, — — suchst Du Auskunft, wie sich Staat und Schule, Schule und Kirche zu einander verhalten, wie man den berechtigten Forderungen derselben zu begegnen habe, willst Du klar sehen, wohin Freiheit der Lehre, wohin Zwang des Hörens führt, zweifelst Du, ob man auch heute noch den klassischen Studien einen vorzüglichen Platz im Bereiche nationaler Erziehung zugestehen, verlangst Du, daß man den Lehrern überhaupt und insbesondere eine ehrenvolle, sorgenfreie Stellung gewähren müsse' —, schlagen — so füge ich hinzu — Stimmen an Dein Ohr, welche in überhebungsvoller Ignoranz wagen, den Lehrstand, welchem Du seit Deiner Jugend die beste Kraft Deines Lebens weißt, und in dem Du das Glück und die Freude Deines Lebens findest, öffentlich den 'weniger vornehmen' Stand zu titulieren, der geringeren Anspruch als andere Stände, namentlich als der Juristenstand habe auf honos et praemium⁴⁾, —

1) Th.'s L. I, S. 321 ff.

2) Th.'s L. I, S. 287 ff.

3) Thomas a. a. O. S. 21.

4) Gel. Sch. I, S. 67: 'Ehre und Belohnung! Wird dieser oberste Grundsatz, der auch in dem Gebiet der Wissenschaften und der Erziehung die Grundlage des Gedeihens, die Gewähr des Erfolges, der Schirm des Guten, die Abwehr des Schlechten ist, auch unter uns in dem Umfange, dessen er fähig ist, für den Lehrstand geltend gemacht, so ist die Zeit der geistigen Unmündigkeit, der sich weise denkenden Hülfsheit, der Seichtigkeit im Wissen, des Unvermögens im Handeln, in ihren stärksten Grundpfeilern erschüttert, und mit dem erstarken, seiner Bestimmung gewachsenen, in ihr mit Heiterkeit wirkenden Lehrstand beginnt für die Schulen eine Zeit, die den neuen und gesteigerten Forderungen des Vaterlandes an seine den wichtigsten Geschäften bestimmte Jugend genügen und dadurch die höchsten

wohl an, 'so greif' nach diesem Werke: Du findest, was Du suchst, sei es im Nachweis der Geschichte, sei es im Vorhalt einer gewissenhaften Überzeugung. — Die Klarheit der Darstellung, die Kraft und Schürfe des Ausdrucks, die Anmuth der Sprache, der Wohlklang des Geftiges macht das Werk zugleich zu einem Muster deutscher Prosa, zu einer Zierde deutscher Rede' — ich möchte sagen — oft wahrhaft Demosthenischen Geistes und Schwunges¹⁾, und doch — 'der wievielste derer, welchen es nach Beruf oder Amt zustände, ist heute mit diesem Grundbuche seines Fachs vertraut und von seinem Geiste erfüllt²⁾? — so wie der jüngere Feuerbach davon erfüllt war, als er seinem geliebten Lehrer schrieb: 'Ihr Heft über Lehr- und Lernfreiheit habe ich mit einem wahren Jubel gelesen und nur Eins bedauert, — dafs ich Sie nicht da hatte, um Ihnen um den Hals zu fallen. Der Mensch muß eine Bestienseele im Leibe zappeln haben, der hier nicht von der Gewalt der Wahrheit ergriffen und von jenem edlen Schwunge der Begeisterung für Freiheit und Wissenschaft, von dem jedes Wort angehaucht ist, hingerissen wird? Mit vollem Rechte ist gesagt worden: 'Diese Arbeit hat einen bleibenden Werth, und es liegt in ihr, wenn uns die Hoffnung nicht täuscht, ein noch in Zukunft zu hebender Schatz'³⁾.

Gewifs aber nicht minder in dem einige Jahre später erschienenen Werke, welches ebenfalls als ein teures Vermächtnis unseres Thierschs verdient 'weniger erhoben, doch desto mehr gelesen' zu werden, welches Thiersch selbst 'nicht nur von Schulmännern, sondern von Allen beachtet und erwogen' sehen wollte, 'welchen mit dem Wohl ihrer Angehörigen das Wohl des Ganzen, das in der Zukunft ruht, am Herzen liegt'⁴⁾, in dem ebenfalls mehrbündigen Werke 'über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien', veranlaßt bekanntlich dadurch, dafs Thiersch im Jahre 1833 als Kommissar nach der Pfalz gesandt wurde, um dort eine Visitation aller Unterrichtsanstalten auszuführen, Vorschläge zur Gründung neuer Schulen und zur Verbesserung der alten zu machen. Eine Mission, zu deren glücklicher Lösung nach seiner ganzen Persönlichkeit niemand geeigneter sein konnte, als Thiersch, und an welche demnächst im Auftrage

Bedürfnisse desselben befriedigen, seine größten Güter mit Weisheit und Stärke schirmen kann'. — S. 71: 'Stellt die Frage, wohnt ihre Lösung, wie ihr wollt, so verlangt die Schule, wenn sie über den Hausbedarf gemeinen Wissens und beschränkten Vermögens emporgehoben und eine Erziehung zur Menschlichkeit durch Pflege der Tugend, der Wissenschaften und des Geschmacks werden soll, einen Lehrstand, der, dieser Aufgabe gewachsen, seine Bestimmung in der Schule findet und gemäß der Stellung, die ihm seine innern Vorzüge anweisen, der Schwierigkeit seiner Arbeiten, der Wichtigkeit seines Amtes geehrt und belohnt wird, aus welchen Klassen auch seine Mitglieder gezogen werden'.

1) Vergl. z. B. die Schlussworte der ersten Abteilung des ersten Bandes: 'Es ist genug des guten Willens, der halben Mafregeln, des Zögerns, des Bedenkens. Fast ein Menschenalter ist über dem Zaudern und Schwanken dahin geflossen, und noch stehen die Schulen weit hinter den Erfordernissen der Bildung und der Wissenschaft zurück, zurück gegen eine Zeit, die der gründlichen Einsicht, der gewandten Thatkraft, der reifen Männlichkeit im Wissen und im Vermögen mehr als irgend eine begehrt und in dem gewaltigen Schwung ihres Triebwerkes über alle (alle?) Halbheit alternder Schwäche und über das Unvermögen ihres Rathes zertrümmernd hinwegrollt'.

2) Thomas a. a. O. S. 21.

3) Th.'s L. 1, S. 339.

4) Th.'s L. 1, S. 287.

5) G. Z. d. gel. Unt. I, S. 11.

der Regierung weitere Studienreisen sich schlossen nach Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau, der Rheinprovinz und Westfalen, sodann nach Holland, Frankreich und Belgien. Die vielseitigen Ergebnisse aller dieser Reisen sind in dem genannten Werke zusammengestellt, welches bei aller darin sich findenden bunten Mannigfaltigkeit doch in summa, wie das Werk 'über die gelehrten Schulen', sich charakterisiert als 'eine Schutzschrift für die ideale Bildung überhaupt im Gegensatz zur materiellen Richtung, die sich nur an das Äußerliche, das Greifbare und Nützliche hält, und welche' — nicht selten — 'sich der Religion ebenso entfremdet zeigt, wie dem Studium des Alterthums¹⁾'. 'Welche unseren Kindern und dem Vaterlande, wenn einmal nichts mehr gilt, als was sich zählen und messen läßt', mit diesem Klagerufe kündigt Thiersch das Erscheinen dieses Werkes in einem Briefe an Gottfried Hermann an²⁾, und in einem nach Jahresfrist geschriebenen Briefe an Friedrich Jacobs redet er treffend von einer zu bekämpfenden *ήγεμονία τῶν βαναύσων*³⁾.

Versagen muß ich's mir, meine hochverehrten Herren, an dieser Stelle einzutreten in das Detail beider hochbedeutsamen Werke. Gestatten Sie aber, daß ich im Hüblichst auf so manche' die Gegenwart bewegende Frage der Schul- und insbesondere der Gymnasialreform instar omnium Sie erinnere an ein Glaubensbekenntnis, welches Thiersch in dem letztgenannten Werke vor nunmehr 46 Jahren abgelegt hat, das aber — wie ich vertraue — uns allen noch heute aus der Seele gesprochen ist⁴⁾:

'Für die Schirmung der höchsten, durch die ideale und traditionelle Bildung bedingten Güter und die Festigkeit der auf ihnen ruhenden Ordnung steht und arbeitet derjenige, welcher die Grundlage der alten Erziehung stärkt und den Bau über ihr fest und unerschütterlich zu führen sucht, welcher in Allem, was die edelsten Geister der vergangenen Zeit uns in That und Wort Großes hinterlassen, die lautersten Quellen der Bildung für den Geist und der Erhebung des Gemüths findet, der die Jugend für das Edle, das Erhabene, das Schöne begeistert, während er ihren Verstand schärft und ihre Einsicht erleuchtet, und sie dadurch über Trachten nach dem Gemeinen und Handgreiflichen zur Bewunderung und zum Schirm jener Güter erhebt, auf welche wir gegründet sind.

'Diesem entgegen aber, gleichviel nach welcher Ansicht und in welcher Absicht, und für die Schwächung der erhaltenden Ideen und im Interesse der auflösenden Macht handelt nicht nur, wer jene Basis, auf welcher die Bildung und Ordnung von Europa ruht, ausgräbt, oder für Bildung eine andere, neue legt, der das traditionelle Erbe großer Vorfahren verachtet, verschmäht oder befindet, sondern auch Jeder, mehr oder weniger, welcher auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts bei Bildung des Staates, der zuletzt das Ruder der Staaten und der Zukunft in den Händen hat, die Studien, denen das Überlieferte seinen Einfluß verdankt, durch Verkürzung oder Schwächung beschränkt oder sie dadurch zurückdrängt, daß er die Jugend mit einer Überzahl von anderen Lehrstoffen überladet und die Theilnahme für sie tötet, endlich wer in ihnen eben nur ein Mittel für gewisse formelle Zwecke, oder in ein wenig Latein die Hälfte für gewisse Bürgern nützliche, den materiellen Verrichtungen dienende Künste wahrnimmt.

1) Th.'s L. II, S. 395.

2) Th.'s L. II, S. 447.

3) Th.'s L. II, S. 476.

4) G. Z. d. gel. Unt. I, S. 10 f.

‘Aber auf der andern Seite wird auch derjenige dem Feind in die Hände arbeiten, der den Blick nicht auf die vielfachen Bedürfnisse und die gesteigerten Anforderungen der Gegenwart gerichtet hält, noch bemüht ist, ihnen zu genügen; welcher versäumt, vorzukehren oder zu fördern, was, sei es dem Elementarunterricht in seinen vielfachen Gestalten und seiner großen Ausbreitung, sei es dem technischen, praktischen Unterricht für Industrie, Handel und Gewerbe heilsam werden kann. Für dieses Alles ziemt mit besonderer Sorgfalt zu wachen und zu handeln, während man zugleich bemüht sein soll, jene Burg der Civilisation zu schirmen, welche durch die traditionellen Studien gegründet ist. Wer dieses Beides wohl beachtet und sich in gleicher Weise bemüht, für die Studien der höheren Wissenschaften und für die höheren Gewerbe in rechter Weise vorzukehren, was beiden zuträglich ist, und dadurch den Widerspruch in Wahrheit vermittelt, — in dessen Bemühen wird man die wohlthätige, die gesegnete Hand erkennen, die allein den Garten der Bildung anzubauen und seine verschiedenartigen Früchte zu pflegen geeignet ist’.

Meine Herren! Besonders die Schlussworte dieses Glaubensbekenntnisses verdienen Beachtung¹⁾. Thiersch, der begeisterte Anhänger und unermüdete Vorkämpfer des altklassischen Unterrichts, dem sicherlich das Wort Schillers aus der Seele gesprochen war: ‘Es ist der Mühe wert, gelebt zu haben, wenn man den 23. Gesang der Ilias gelesen’, — auch Thiersch war geneigt, neben jenem Unterrichte als an sich berechtigt anzuerkennen das Verlangen nach einem andern, von dem Studium der alten Sprachen in engerem Sinne abgewandten Bildungsgange, wie schon Niebuhr im Jahre 1829 dem Freunde geschrieben hatte: ‘Es ist in den Leuten ein dunkles Gefühl, dafs allerdings für den industriellen Theil ein anderer Unterricht Noth thut, als der in den philologischen Schulen; wenn sie ihn nur nicht so miserabel platt wollten, oft die respektabelsten in ihrem Kreise. Diese Aufgabe, der von Gelehrsamkeit entfernten Klasse eine Bildung für Verstand und Geist zu geben, die der analog ist, welche wir der Philologie verdanken, ist wohl eine der allerschwersten und mufs doch zu lösen sein’²⁾.

Gar vieles ist zur richtigen Lösung dieser Aufgabe seitdem geschehen. Möge bei allem, was die Zukunft weiter nach dieser Richtung etwa bringen wird, stets der Weg inne gehalten werden, welchen Thiersch auf der zweiten, zu Mannheim im Jahre 1839 stattgehabten Philologen-Versammlung gezeichnet hat in einem Vortrage, der ebenfalls wohl verdient, von der Nachwelt als ein Vermächtnis aus seinem Munde vor der Vergessenheit bewahrt zu werden, in einem Vortrage ‘über das Verhältnis und das gemeinsame Interesse der humanistischen und industriellen Bildung unserer Zeit’³⁾.

‘Das Gymnasium in zwei auf einander folgende Anstalten für Knaben und Jünglinge zu scheiden’, ausserdem aber ‘neben der gelehrten Schule die Realschule einzurichten und beide Gattungen in gehörige Stellung zu einander und den Bedürfnissen der Gesellschaft zu bringen’⁴⁾, dies hielt auch Thiersch bereits zur Zeit der Abfassung seines Werkes

1) Durchaus einseitig und verkehrt urteilt über Thierschs bezügliche Anschauungen Schmidt (Gesch. der Pädagogik IV, S. 682 ff.); vergl. z. B.: ‘Das Gymnasium von Thiersch ist eine rein formalistische Anstalt, wo der jugendliche Geist in die todtten Schnürstiefeln einer abstrakten Grammatik eingekengt wird’. (2)

2) Th.’s L. I, S. 551.

3) Verhandl. der Mannheimer Philol.-Vers. S. 41 ff.

4) Gel. Sch. III, S. 554.

'über gelehrte Schulen' für geboten, und beachtenswert erscheint, daß schon Thiersch hierbei lebhaft eingetreten ist für eine gemeinsame humanistische Grundlage beider Gattungen von Lehranstalten¹⁾. Dagegen sträubte er sich mit Energie gegen das Stroben, 'die klassischen Studien bei ihrer Ausbreitung und Stärke zu erhalten', zugleich aber 'für die Realien in der' — gelehrten — 'Schule den ihnen nöthigen Umfang und Aufwand an Zeit und Kraft zu gewinnen'²⁾.

Nur kurz erinnere ich an die heftige Polemik, zu welcher Thiersch von dieser Anschauung aus sich bestimmen liefs gegen den hochverdienten Mann, welcher bereits in jener Zeit an der Spitze des Preussischen höheren Unterrichtswesens stand, gegen Johannes Schulze³⁾, der gewifs nicht minder als Thiersch stets der Überzeugung huldigte, daß das klassische Altertum die Grundlage aller Gymnasialbildung bleiben müsse, der aber für hiermit verträglich erachtete, neben dem altsprachlichen Unterrichte auch den Realien innerhalb des Lehrplans der Gymnasien einen gesicherten Platz zu geben, und dennoch zweifellos freudig zustimmte, wenn Thiersch schrieb⁴⁾: 'μὰς ἰσ τὰ Βεστὲ', 'Mafs ist das Beste', wöchte man über den Eingang zu jedem Gymnasium jener Monarchie schreiben, und den Wunsch dazu, daß es ihren würdigen Pflegern allen gegeben werde, dasselbe zu erkennen'.

Im Hinblick auf jene Preussische Strömung aber hatte Thiersch bereits im Jahre 1826 an seinen Freund Lange bezüglich der beiden ersten Bände seines Werkes 'über gelehrte Schulen' geschrieben⁵⁾: 'Auch die Preussischen Behörden können das ihrige darin finden, wenn sie wollen', und unverhohlen macht er gegen letztere Front in dem 'die neue Lehrweise in Preußen oder die gleichmäfsige' — (?) — 'Steigerung des classischen und realistischen Unterrichts' betitelten Abschnitte des Schlussbandes jenes Werkes. Wahrlich, welchem Schulmanne gieng nicht das Herz auf, wenn Thiersch dort in seiner warmen, edlen Sprache⁶⁾ als 'die Grundbedingung aller wahren und höheren Bildung die Theilnahme' bezeichnet, 'erzeugt aus Bewunderung und erzeugend jenen warmen und freien Trieb nach dem vollen und ganzen Genufs desjenigen, worauf sie gerichtet ist', und wenn er begründend hinzufügt: 'Unmöglich aber ist, daß Theilnahme gezeitiget oder stark erhalten werde aufser durch Sammlung der Thätigkeit auf wenige grofse und jeder Anstrengung würdige Gegenstände, in deren Erwägung und Ergründung sich das jugendliche Gemüth genug thun, mit denen es sich innerlich befreunden, an denen es sich gleichsam erbauen und erheben kann. Wo ihr Licht über dem Innern des Knaben, des Jünglings aufgeht, ist ihm das Fröhroth des neuen Lebens mit seinen Morgenwolken und seinem jede Knospe des Geistes

1) Gel. Sch. I, S. 279: 'Die gelehrten Schulen lassen sich bei ihrer Bestimmung wohl erhalten und genügen zugleich den Anforderungen des bürgerlichen Lebens, wenn dem für dieses bestimmten Zöglinge nach Vollendung des Unterrichts in den zwei untern Gymnasialklassen eine ihren künftigen Berufs gongende Lehranstalt neben dem Gymnasium eingerichtet und geöffnet wird, sei es daß sie höhere Bürgerschule oder Realschule oder polytechnische Schule genannt werde'.

2) Gel. Sch. III, S. 310.

3) Vergl. Gel. Sch. III, S. 309 ff. ('Die neue Lehrweise in Preußen, oder die gleichmäfsige Steigerung des classischen und realistischen Unterrichts') und S. 352 ff. ('Über Gang und Lage der gelehrten Schulen in Preußen'), außerdem G. Z. d. gel. Unt. I, S. 526 ff. ('Beurtheilung des öffentlichen Unterrichts in Preußen').

4) G. Z. d. gel. Unt. I, S. 338.

5) Th.'s L. I, S. 392.

6) Gel. Sch. III, S. 339.

erfrischenden Hauch angebrochen, und ein Tag der Wärme, der Blüthe und Frucht hat für seine Jugend begonnen? Und democh: wer unbefangene die litterarischen Akten jenes Streites prüft, der mufs meines Erachtens zu dem Resultate gelangen, dafs das Preussische Gymnasium schon damals durch ein rechtzeitiges und im Prinzip jedenfalls mafsvoll gedachtes und geplantes Einlenken in die angedeuteten Forderungen der Zeit seine Lebenskraft nicht geschwächt hat, sondern gesteigert, und dafs Thiersch im Unrecht war, wenn er den prophetischen Ausspruch that¹⁾: 'Wie die alte Lehre durch Dürftigkeit und Trockenheit der geistigen Pflege, wird die neue Lehre durch Übermafs und Übersättigung die innere Gesundheit zerstören, und die Bildung des Geistes bis auf die Möglichkeit abtöden; und in der Mitte vereinigt, geben aus Bayern der Jesuit und der Schulrath aus Preussen sich einander die Hände, jener verwundert, dieser vielleicht erschrocken, auf so verschiedenen Wegen zu demselben Ziele gekommen zu sein'.

Nun, Thiersch hat selbst seinen Irrtum gefühlt, als es ihm wenige Monate später auf einer Reise vergönnt war, mit eigenen Augen Einblicke in Preussische Gymnasien zu thun und in Berlin selbst mit Joh. Schulze über 'Einrichtung, Führung und Mafs der Gymnasien in Preussen²⁾ zu verhandeln. 'Die preussischen gelehrten Schulen' — so lautete nun sein Urteil³⁾ — 'sind zwar nicht, was sie sein könnten, wohl aber die besten unter allen, deren Europa sich jetzo rühmen kann'. Und klingt es nicht wie ein ergreifender Schlußakkord seines vielumfassenden Werkes über 'gelehrte Schulen', wenn Thiersch nach allen vorausgegangenen litterarischen Fehden gerade in den letzten Zeilen dieses Werkes⁴⁾ den früheren Gegner als 'den Kampfgenossen für dieselbe Sache' begrüßet und hinzufügt: 'Deshalb sage ich aller Fehde mit ihm ab, und mögen die Winde jedes Wort verwehen, was bei derselben, wenn auch nicht mit böser Absicht, doch verletzend ist gesagt worden. Hab' ich aber sein Inneres in Wahrheit begriffen, so wird er die Hand, die ich ihm biete, unbedenklich ergreifen, und wir werden, jeder in seinem Kreise und seiner Art, für die gemeinsame grofse Sache künftig in ungestörter Eintracht wirken. Denn heilbar, sagt Homer, sind die Herzen der Edlen'. — Meine hochverehrten Herren! Für eine 'gemeinsame grofse Sache' wirken auch wir, 'ein Jeder in seinem Kreise und seiner Art'. Unsere gemeinsame Arbeit gilt der Wahrheit auf dem Gebiete der Wissenschaft, sie gilt — sei es in der Schule, sei es auf der Universität — der heranwachsenden oder der schon erwachsenen Jugend des einen grofsen deutschen Vaterlandes, und 'was haben wir Theureres' — so lautete der Scheidegrufs des 72jährigen Thiersch am Abende seines Lebens, in der Schlußsitzung der letzten Philologenversammlung, welcher er beigewohnt hatte⁵⁾ — 'was haben wir Theureres und Kostbareres, als unsere Jugend? Was haben wir Gröfseres anzustreben, als die vollständige, unbedingte Entwicklung der Bildung derselben für Christenthum und Tugend im öffentlichen und Privatleben? Wir haben hierfür Mittel in Bewegung zu setzen, die nicht von heute und von gestern, die schon alt sind, wie die Bildung selbst, die ihre innere Kraft zu erwecken und zu gestalten zu allen Zeiten bewiesen haben, nicht erst zu beweisen

1) Gel. Sch. III, S. 341.

2) Gel. Sch. III, S. 552.

3) Gel. Sch. III, S. 554.

4) Gel. Sch. III, S. 560.

5) Verhandl. der Stuttgarter Philol.-Versammlung (1856) S. 126.

haben, und die einen Jeden zur Anerkennung des großen Grundsatzes hinführen, daß der Geist nur durch den Geist geweckt wird¹⁾.

Wohlan denn, meine hochverehrten Herren, halten wir der Jugend zum Heil immerdar hoch das theure Vermächtnis, welches Friedrich Thiersch und Friedrich Gottlieb Welcker uns hinterlassen haben. Möge davon Zengnis ablegen auch unsere diesmalige Versammlung! Möge demnächst auch von dieser Versammlung gesagt werden können, was einst Friedrich Ritschl der 4. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner nachrühmen durfte²⁾, daß sie 'ein erhebendes Zengnis abgelegt, mit welch beharrlicher und erfolgreicher Eintracht wir in einer Zeit, die durch modernste Interessen vielfach hin- und hergezogen wird, festgehalten haben an dem idealen Lebenskerne, welchen uns die Hochhaltung und die Durchdringung des klassischen Alterthums gewährt'.

Mit diesem Wunsche, meine Herren, erkläre ich nunmehr die 37. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für eröffnet. (Lebhafter Beifall.)

Meine Herren! Das erste, was uns jetzt obliegt, ist eine weitere Pflicht der Pietät. Einer alten, schönen Sitte treu, gedenken wir zu Beginn unserer Verhandlungen der theuren Genossen, welche seit unserem letzten Zusammensein von dieser Erde geschieden. Gar viele schmerzliche Verluste haben wir im Laufe der letzterflossenen beiden Jahre zu beklagen gehabt, und neben hochbetagten Männern, welche der Tod abgerufen nach einem langen arbeitsvollen Leben, war so manchem hoffnungsvollen Leben nach Gottes Rathschluß frühzeitig ein Ziel gesetzt. Wie mancher von ihnen verdiente durch einen eingehenden Nachruf geehrt zu werden! Nur in aller Kürze aber ist mir hier vergönnt die Namen der Geschiedenen zusammenzustellen:

Karl Halm († 9. Oktober 1882), Anton Joseph Reisacker († 30. Oktober 1882), Karl Joachim Marquardt († 30. November 1882), Wilhelm Herbst († 21. Dezember 1882), Olshausen († 29. Dezember 1882), Bratuschek († 15. Januar 1883), Otto Korn

1) Vergl. Zeller ('Über die Bedeutung der Sprache und des Sprachunterrichts für das geistige Leben', Vortr. und Abhandl. III, S. 108 ff.) S. 154 f.; Gerade die Jugendbildung wird von vielen mit dem bloßen Lernen verwechselt. Sie haben sich nicht klar gemacht, daß es sich bei jener nicht darum handelt, sich eine Anzahl bestimmter Kenntnisse und Fertigkeiten für Zeitens Lebens einzuprägen, daß ihre Aufgabe vielmehr die ist, die Geisteskräfte möglichst alleseitig zu üben und zu entwickeln, den Sinn und das Verständnis für alles das zu wecken, was dem Leben des Menschen einen Werth gibt und es ihm erleichtert, sich in der Welt zurechtzufinden, daß für sie weit mehr darauf ankommt, wie gelernt wird, als was gelernt wird. Auch das letztere ist freilich nicht gleichgültig. Aber der Maßstab, nach dem der Werth des Lernstoffes beurtheilt sein will, ist nicht der handwerksmäßige des Nutzens für bestimmte praktische Zwecke, sondern der des Einflusses auf die Bildung des Geistes und Charakters. Nicht mit den Gegenständen hat sich die Jugend auf unseren Gelehrtschulen zu beschäftigen, welche einen jeden in seinem späteren Lebensberuf am häufigsten vorkommen werden, sondern mit denen, welche an sich selbst den höchsten Werth haben, dem Geist und Gemüth die gesündeste, kräftigste, dem jugendlichen Alter am besten zusagende Nahrung gewähren; und an diesem Maßstabe gemessen wird die Kenntniss des klassischen Alterthums und die Grundlage derselben, die der alten Sprachen, die Stelle, welche sie gegenwärtig im Jugendunterricht einnimmt, auch fernac zum Segen für das geistige Leben unseres Volkes behaupten'.

2) Verhandl. der Bonner Philol.-Versammlung (1844). S. 94.

(† 23. Januar 1883), Kleinsorge († 12. Februar 1883), Gustav Thaulow († 11. März 1883), Christian Friedr. Wentrup († 15. März 1883), Ernst Koepke († 19. März 1883), Hermann Perthes († 15. Juni 1883), Klemens († 16. Juli 1883), Wilhelm Dindorf († 1. August 1883), Theodor Adler († 17. September 1883), Karl Bursian († 21. September 1883), Clemm († 21. September 1883), Alfred Schottmüller († 16. Oktober 1883), Hermann Schmidt († 21. Oktober 1883), Arnold Schäfer († 20. November 1883), Hugo Ilberg († 30. November 1883), Löwe († 16. Dezember 1883), Hermann Ulrici († 11. Januar 1884), unser Hermann Zurborg († 15. Januar 1884), Justus Jeep († 15. Januar 1884), Siegfried Goldschmidt († 31. Januar 1884), Theodor Heyse († 10. Februar 1884), Karl Müllenhoff († 19. Februar 1884), Büchmann († 24. Februar 1884), Stinner († 25. März 1884), Friedländer († 5. April 1884), Lütjohann († 8. April 1884), Püschel († 14. Mai 1884), Krähner († 10. Juni 1884), Johann Gustav Droysen († 19. Juni 1884), Richard Lepsius († 10. Juli 1884), Lichtenstein († 8. August 1884) und — vor wenigen Wochen — Gustav Kieffling († 15. September 1884).

Ein langer 'Zug des Todes', meine Herren, hat mit diesen Namen vor unseren Augen sich dahin bewegt, und viele teure Erinnerungen sind bei dem einen wohl durch diesen, bei dem andern durch jenen Namen aufs neue erweckt. Vereinigen wir uns in dem, was wir empfinden, indem wir treu dem Worte des Tacitus: 'feminis lugere honestum est, viris meminisse', im stillen geloben, das Andenken der von uns Geschiedenen stets in Ehren zu halten. Des zum Zeichen — τὸ τῶν ἡρώων ἐστὶ θανάτων — ersuche ich Sie Sich von den Sitzen zu erheben. (Geschicht.)

Erster Präsident. Meine Herren! Ich habe Ihnen nunmehr mitzuteilen, daß Ihr Präsidium sich gestattet hat, zu Ehrenmitgliedern unserer Versammlung folgende in Dessau ansässige Herren zu ernennen: Se. Excellenz Herr Staatsminister von Krosigk, Se. Excellenz Herr Generalleutnant a. D. Stockmarr, Herr Regierungspräsident Oelze, Herr Landtagspräsident Pietscher, Herr Bürgermeister Dr. Funk. — Wir glauben Ihres Einverständnisses, meine Herren, von vornherein gewiß zu sein. (Bravo!)

Es liegt uns nun weiter ob, unser Bureau zu bilden, resp. zu vervollständigen. Das Präsidium macht Ihnen den Vorschlag, das Schriftführeramt zu übertragen den Herren: Oberlehrer Dr. Ballin aus Dessau, Oberlehrer Dr. Wäschke aus Zerbst und Gymnasiallehrer Dr. Eckstein aus Zittau. — Ich erlaube mir die Anfrage an die geehrte Versammlung zu richten, ob sie mit diesem Vorschlage einverstanden ist. (Ja wohl!) Somit ersuche ich die genannten Herren, ebenfalls an diesem Tische Platz zu nehmen. (Geschicht.) Ich erteile nunmehr das Wort Seiner Excellenz Herrn Staatsminister von Krosigk.

Staatsminister von Krosigk (Dessau): Hochgelehrte Versammlung! Se. Hoheit der regierende Herzog, mein gnädigster Herr, der auch in der fernem Schweiz des heutigen Tages mit hohem Interesse gedenkt, hat mir den sehr ehrenvollen Auftrag hinterlassen, die hohe Versammlung zu begrüßen, in Seinem Namen in Anhalt willkommen zu heißen und Ihnen, meine hochverehrten Herren, allen dafür den freudigen Dank Sr. Hoheit auszusprechen, daß Sie bei der Wahl des diesjährigen Versammlungsortes unseres Anhalts gedacht und Ihre Zelte unter uns aufgeschlagen haben. Meine hochgeehrten Herren! So, wie unser Durchlauchtigster Landesherr, so denkt und dankt Ihnen aber auch das

ganze Land und wünscht Ihren hohen Bestrebungen und Zielen den besten und segensreichsten Erfolg.

Und damit, meine hochverehrten Herren, noch einmal und zugleich im Namen des ganzen Landes: Herzlich willkommen in Anhalt! (Lebhafter Beifall.)

Erster Präsident: Meine Herren! Ich glaube in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich mir gestatte, dem Herrn Staatsminister von Krosigk den verbindlichsten Dank auszusprechen für die liebenswürdigen Worte, mit denen wir von Sr. Excellenz soeben begrüßt sind. Das Wort hat nunmehr Herr Bürgermeister Dr. Funk!

Bürgermeister Dr. Funk (Dessau): Meine geehrten Herren! Gestatten Sie mir, das ich im Anschluß an die eben gesprochenen Worte des Herrn Vertreters der Staatsregierung Sie auch namens dieser Stadt willkommen heiße. Sie finden ja hier so manches, was geeignet ist, in den Stunden der Erholung Geist und Herz zu erquickern, und Sie finden manche Stelle, die uns an Momente erinnert, welche für die Geschichte des Deutschen Schulwesens nicht ohne Bedeutung sind. Aber was wir Ihnen zu bieten vermögen, ist doch nur gering im Verhältnis zu dem, was wir Ihnen zu danken haben: ich meine die Anregungen, die Sie uns gewähren, ich meine die Beziehungen, in die wir zu Ihnen treten durch den persönlichen Verkehr und durch die Teilnahme an Ihren Verhandlungen. Vor allem mahnen Sie uns, das es ideale Interessen giebt; Sie erinnern uns, das die Wissenschaft Selbstzweck ist und nicht bloß das Mittel dazu, materielle Interessen wahrzunehmen. Es sind die besten Erinnerungen aus den Tagen der Jugend, die Sie in uns wachrufen.

Mit dem Dank dafür heiße ich Sie herzlich willkommen, wünsche, das Ihre Beratungen dienen mögen zum Heile Deutscher Wissenschaft, und hoffe, das Sie in solchem Sinne sich dieser Tage erinnern mögen. (Bravo!)

Erster Präsident: Meine Herren! Sie haben selbst schon bezeugt, wie dankbar Sie mit mir sind für die freundlichen Worte, welche wir soeben vernommen haben. Ich möchte nunmehr meinen verehrten Herrn Kollegen Stier ersuchen, die erforderlichen geschäftlichen Mitteilungen zu machen.

Zweiter Präsident: Hochgeehrte Herren! Insbesondere hochgeehrte Berufs- und Amtsgenossen! Sie und Ihre Rechtsvorgänger in Karlsruhe haben mir die ehrenvolle Aufgabe zuerteilt, an der Vorbereitung und Leitung der gegenwärtigen Versammlung in zweiter Stelle mich zu beteiligen. Ich sage Ihnen dafür meinen verbindlichsten Dank. Der Schwerpunkt liegt ja in dem ersten Präsidenten; — wo irgendwie sonst meine Dienste in Anspruch genommen werden, werde ich selbstverständlich meine Obliegenheiten nach Kräften zu erfüllen suchen und bitte zum voraus um Ihre gütige Nachsicht, — eventuell auch, wenn mein Gesundheitszustand irgendwie hemmend einwirken sollte, was ich nicht hoffe; am guten Willen meinerseits wollen Sie nicht zweifeln.

Es liegt mir für jetzt ob, wie der erste Herr Präsident schon erwähnt hat, Ihnen geschäftliche Mitteilungen zu machen.

Die erste Mitteilung dieser Art betrifft einen Nachtrag zu den Eingängen, die Sie bereits im ersten Tageblatt gelesen haben: es ist eine Probenummer der 'Internationalen Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft' von Friedrich Techmer; ein Exemplar liegt vorläufig zur Einsicht aus, und es werden eine Anzahl bezüglicher Prospekte morgen zur Verteilung gelangen.

Das Nächste wäre dann, wie es üblich ist bei den Philologenversammlungen, die

Kommission für die Wahl des nächsten Versammlungsortes zu bilden. Es ist üblich, sämtliche frühere Präsidenten, die in der Versammlung gegenwärtig sind, zu ersuchen, zusammenzutreten und das Weitere vorzubereiten. Irre ich nicht, so sind nach der Liste nur die Herren Eckstein, Kern und von Urlichs anwesend; sollten noch sonst einige sein, so bitte ich, uns später gefälligst Mitteilung zu machen. Die betreffenden Herren würden ersucht werden, morgen nachmittag nach der beendigten Grundsteinlegung sich in dem Konferenzzimmer des Gymnasiums hier zu einer Beratung einfinden zu wollen.

Ich darf in Parenthese gleich etwas anfügen. Der Name des letztgenannten Herrn ist durch ein Versehen in der Liste etwas anders wiedergegeben und dementsprechend eingereicht worden. Es ist wohl vollkommen verzeihlich, wenn hier und da Versehen vorkommen; aber ich glaube im Sinne und Namen des Redaktionsausschusses zu sprechen, wenn ich die davon betroffenen Herren bitte, wo irgendwie ein Versehen vorgekommen ist, es bei jenem berichtigen zu wollen.

Es wäre dann weiter unsere Aufgabe, eine Vorberatung herbeizuführen über die Ihnen für den Freitag zur Beschlussfassung vorliegenden Anträge von der Karlsruher Versammlung, von denen Sie aus dem 'Tageblatt' bereits Kenntnis genommen haben werden. Meine Herren, es wäre ja natürlich an sich möglich, sie gleich im Plenum zu beraten; vielleicht aber kürzt es unsere Verhandlungen ab und liegt auch sonst im Interesse der Sache, wenn auch hierfür eine Kommission zur Vorberatung ernannt würde. Das Präsidium macht Ihnen den Vorschlag, die eben bezeichneten Herren damit zu betrauen. Es ist ja nach dem Statut eigentlich ein besonderer Ausschuss, aus den Präsidenten der vier letzten Versammlungen bestehend, für dergleichen in Aussicht genommen; da die in der Regel nicht alle beisammen sind, so ist es hier wohl am naturgemäßesten, auch jene Herren darum zu bitten. Sollte jemand einen anderen Vorschlag haben, so bitte ich ihn zu äußern; wo nicht, so nehme ich an, daß er genehmigt ist.

Was die anderen geschäftlichen Mitteilungen betrifft, so sind sie eigentlich wohl alle nur Wiederholungen dessen, was im 'Tageblatt' bereits angegeben ist. Es ist aber bei derartigen großen Versammlungen nichts natürlicher, als daß das eine oder andere übersehen wird, und Sie wollen sich daher entschuldigen, wenn ich Ihnen zum Teil oder durchweg Bekanntes in Erinnerung zu bringen mir gestatte.

Zunächst die Sektionen. Wo die Sektionen tagen, ist angegeben. Es ist ein glückliches Verhältnis, daß mit Ausnahme der archäologischen, die im Konzertsale des Theaters tagen wird, die anderen sämtlich im Gymnasium — also ungefähr gegenüber — ihr Unterkommen gefunden haben. Es ist dort bereits Vorkehrung getroffen, daß gleich unten die verschiedenen Lokalitäten angegeben, also leicht zu finden sind. Die Herren Vorstände der Sektionen wollen nachher die Güte haben und die Sektionen zu konstituieren suchen.

Es ist ebenfalls auch schon im 'Tageblatt' darauf hingewiesen, daß es dringend wünschenswert ist, die betreffenden Tagesordnungen der einzelnen Sektionen möglichst bald in dem dazu bestimmten Briefkasten niederzulegen, damit sie zur Kenntnis des Präsidiums kommen und dann weiter im nächsten 'Tageblatt' angezeigt werden können.

Es ist ja wohl schon bekannt, daß allerdings von den 7 im Programm genannten Sektionen die letzte noch nicht zu den ständigen gehört; es ist aber wohl zu erwarten, daß sie jetzt den ständigen eingereiht werden kann. Wie Sie sich erinnern wollen, ist

es Gesetz, das eine Sektion, die dreimal hintereinander von wenigstens 20 Mitgliedern besucht gewesen ist, damit den ständigen beigelegt wird.

Das Nächste wäre (ich erlaube mir die Reihenfolge nach den Nummern des 'Tageblattes' zu wählen), was in IX gesagt ist: das an jedem Abend spätestens erwartet wird, das diejenigen, die am Mittagessen in diesem oder jeuem Hôtel teilnehmen wollen, die Güte haben, sich einzuzeichnen.

Ferner XII: Se. Hoheit haben gnädigst Sein Residenzschloß und andere Schlösser hier in der Umgegend (mit einziger Ausnahme desjenigen im Georgium, welches gegenwärtig bewohnt ist) zum Besuche freigestellt, und es sind besondere Stunden angegeben, wo der Besuch besonders willkommen sein würde: Mittwoch und Donnerstag in den Nachmittagsstunden 1—3. Ich erinnere ferner noch daran, das Herr Pastor Stenzel, Vorstand des numismatischen Kabinetts, sich ebenfalls sehr freuen wird, Herren, die sich besonders für diesen Zweig interessieren, daselbst begrüßen zu können.

Es folgt XIII: Vergnügungen. Wir haben dringend bitten müssen, uns möglichst rechtzeitig die Meldungen für den Ausflug nach Wittenberg zugehen zu lassen; es hängt davon zum Teil mit ab, ob ein Extrazug gewählt werden kann, oder ein anderer Zug statt dessen benutzt werden muß. Eigentlich ist ja die Frist abgelaufen; aber ich glaube, das einzelne Nachmeldungen immer noch sehr willkommen sein würden. Ich erlaube mir also die dringende Bitte, das, wer sich noch nicht entschieden hatte, aber nunmehr entschieden hat, seine Meldung jetzt schleunigst besorgt.

Heute abend ist gesellige Vereinigung im 'Hofjäger'. Wie Sie bereits aus dem 'Tageblatt' ersehen haben, ist ein Konzert mit anschließendem Tanz beabsichtigt. Es wird gewiß den Mitgliedern sehr willkommen sein, denjenigen Einwohnern unserer Stadt, die nicht Mitglieder der Versammlung sind, die aber die Güte gehabt haben, Freiquartier für Mitglieder der Versammlung zu gewähren, eine Aufmerksamkeit dadurch zu erweisen, das sie zu dieser geselligen Vereinigung einladen. Es sind zu diesem Zwecke Billets erforderlich, und die Herren werden gebeten, bei Zeiten diese Billets in Empfang zu nehmen.

Ich glaube auch noch an XVI erinnern zu dürfen: das die Eisenbahnbillets durch Tektoren, die im Empfangsbureau zu erhalten sind, ergänzt werden müssen; endlich auch an XVII: das Subskriptionslisten für die 'Verhandlungen' der Philologenversammlung in verschiedenen Lokalen ausgelegt sind und gebeten wird, da die entsprechenden Eintragungen bei Zeiten vornehmen zu wollen.

Das wäre dasjenige, was ich Ihnen an geschäftlichen Mitteilungen zu machen hätte.

Erster Präsident: Ich bitte nun Herrn Professor Dr. Gosche aus Halle, das Wort zu nehmen zu der uns freundlichst in Aussicht gestellten

Gedächtnisrede auf Richard Lepsius.

Professor Dr. Gosche (Halle): Indem mir vergönnt ist, über den kürzlich heimgegangenen Richard Lepsius das Wort zu ergreifen, muß ich Sie, hochansehliche Versammlung, um zweifache Nachsicht bitten. Ich bin in der Lage, über Lepsius sprechen zu können aus dessen Schüler und Freund, und nach einer landläufigen Theorie ist es ja nicht gestattet, anders als wissenschaftlich zu berichten und zu erzählen —, ohne jede eigentlich herzliche Teilnahme, nur mit durchgängiger Gegenständigkeit. Aber wenn irgend etwas, meine Herren, im Leben sein gutes Recht hat, so ist es das dankbare Herz, und

von diesem Rechte lassen Sie mich Gebrauch machen, schon um deswillen Gebrauch machen, weil ich lediglich von diesem Standpunkte aus diese einzig geartete Persönlichkeit tiefer zu verstehen meine, als es sonst möglich wäre.

Dann habe ich aber noch um eine zweite Nachsicht zu bitten. Wenn man von Lepsius redet, so hat man sich einen außerordentlich weiten Horizont zu stecken. Ich werde Sie nun bei unsrerer gemeinschaftlichen Betrachtungen führen müssen an die entferntesten Grenzen Ostasiens und in das Sprachengetriebe Afrikas hinein; wir werden uns zu vergegenwärtigen haben, wie Lepsius die ägyptische Geschichte aufsucht am Ende des vierten Jahrtausends vor Christus, und wie er sich bemüht, den gegenwärtig noch christentums- und kulturlosen Völkern ein Alphabet zu schaffen, das sie verstehen und gebrauchen können. Gerade die Größe und die Tiefe der von mir nicht sowohl gesuchten, als vielmehr sich mir darbietenden eigentümlichen Aufgabe bringt es mit sich, daß ich so Ihrer Nachsicht weit mehr bedarf als für irgend einen bestimmten wissenschaftlichen Gegenstand, der nach hergebrachter Methode und nach bestimmten Zielen hin behandelt werden könnte. Aber wenn schon der warme Ton unseres heutigen Herrn Präsidenten der Heimgegangenen zu Ihrer herzlichen Genugthuung gedenken konnte: so zweifle ich keinen Augenblick daran, daß Sie mir gern folgen werden, wenn ich Sie einlade, in großen Schritten mich zu begleiten in der Darstellung des Entwicklungsganges von Richard Lepsius.

Sie alle ohne Zweifel kennen die schöne Stelle, von der er ausgegangen ist: jenes herrliche Saalthal, das bei Naumburg sich anmutig zu gestalten beginnt, ist seine Heimat gewesen, — nicht seine zufällige Heimat, sondern sein unter ganz charakteristischen, teils noch vorhandenen, teils wechselnden Verhältnissen gegebene Heimat. Als Richard Lepsius am 23. Dezember 1811 in Naumburg geboren wurde, war dies noch eine sächsische Stadt. Sein Vater, ein ausgezeichnete hochgebildete Jurist, hatte bald nachher die schwierige Aufgabe, seinen frühreifen Sohn durch die Übergänge vom sächsischen Kurfürstentum, seit kurzem Königtum, zum preussischen seit einem Jahrhundert bewährten Königtum, aus einer alten in eine neue Ordnung der Dinge zu begleiten: der eben erst lernende Knabe hatte allerlei Fragen zu stellen über die Wandlungen so eigentümlicher Schicksale. Aber das, was bei anderen Kindern frühreif, fast naseweis erscheinen könnte, bildete hier das verräterische Merkmal einer höchst eigentümlichen Geistesentwicklung. Der Knabe, nicht nur lernend, sondern auch sich ganz eminent sittlich vorbildend, kommt sehr bald zu jener schönen Auffassung des Lebens, welche engbegrenzte Reiche nicht kennt, sondern der instinktiv ein prävalierendes Staatswesen mit großen menschlichen Absichten bedeutender gilt, als eine zufällige Nationalität, die kleinstaatlich ihre Ideale zu formen hat.

So tritt denn Richard Lepsius frühzeitig genug, schon als lernender Knabe, ein in eine gewisse allgemeine deutsche Anschauung, — nicht in jene romantische Anschauung, welche ihn damals umgab, sondern in diejenige Anschauung der deutschen Dinge, wie sie sich allmählich zu großen Thaten gestalten sollte.

Bald gab es für einen solchen Knaben in Naumburg nichts mehr schulmäßig zu lernen, desto mehr aber in der eigentümlichen Art dieser Stadt. Vor des jungen Lepsius Augen stand jener wunderbare Dom, dessen Erinnerungen so weit zurückreichen, ein Dom mit verhältnismäßig modernen Dingen ausgeputzt, welche allerlei Fragen des Knaben wachriefen. Und als man ihn nun nach Schulpforta that, da brachte er schon allerlei kunstgeschichtliche oder wenigstens baugeschichtliche Probleme. über die sein gewissen-

hafter Vater ihn sehr geschickt unterrichtet zu haben scheint, mit sich. Viele von ihnen werden den reizenden Frieden des herrlichen Schulpforta kennen; an keiner Stelle kann ein junger strebsamer Mann zugleich in seiner etwa überströmenden Kraft so zweckmäßig gebunden, aber auch wieder in seiner individuellen Entwicklung so gefördert werden, wie hier. Dort in Schulpforta fand Richard Lepsius eine frühgotische Cisterzienserkirche, welche allerlei Kunstanschauungen in ihm mächtig weckte; dort fand er Erinnerungen an Klopstock, an Fichte, an Thiersch, die alle dieselbe Schule besucht hatten, und es bildete sich nun ein höchst eigentümlicher, tief gemüthlicher, historisch bestimmter Sinn in dem Knaben aus. Alles, was sich ihm darbot, wollte er geschichtlich ergreifen; Schularbeiten, sonst der Schrecken manches strebsamen Schülers, waren seine Freude, und so geschah es denn, daß er, ohne einen jeden Anflug philisterhafter Anschauung, der fleißigste Schüler von Schulpforta war und nach sechs Jahren die Anstalt mit der ersten Censur verlassen konnte.

Für den nach allen Seiten hin bedeutend vorbereiteten hätte man fürchten können, daß sich seine übersprudelnde geistige Kraft mannigfach verlieren könnte. Nichts von alledem. Er tritt mit philologischer Bestimmtheit in Leipzig ein. Nun ist es merkwürdig, daß Gottfried Hermann, der damals den Mittelpunkt der Leipziger philologischen Bestrebungen bildete, doch nicht mit der ganzen Fülle seiner Genialität auf ihn einwirken konnte. Es war zu viel absolut Divinatorisches in Hermann, in seinem reichen Konjekturnvermögen, wenn ich mich so ausdrücken darf. Lepsius suchte aber nach einer festeren Schule, vor allen Dingen suchte er nach einer philologischen Schule, wo auch dem Künstler, dem Realisten, sein Recht würde.

Dankbar bewundernd verläßt er Gottfried Hermann und geht nach Göttingen. Und was fand er hier? Den einzig gearteten Otfried Müller! Otfried Müller hatte 1828 sein Buch über die Etrusker herausgegeben; das war für den jungen Lepsius nun ein Buch voll wissenschaftlicher Reize, voll mächtiger Anregungen. Er sah hier auf einmal, was Lepsius' Herzensfreude sein ganzes Leben lang gewesen ist, eine klar erkennbar geschichtliche Individualität und dabei doch ein großes geschichtliches Rätsel hart an einander stoßen. Es fehlte nicht viel daran, daß Lepsius in Göttingen die strengere Philologie verließ und sich lediglich der Archäologie zuwandte. Er hat diesen vielleicht für ihn sehr angezeigten Schritt doch nicht gethan, sondern er pflegte die strenge, ihn sicher schulende Philologie weiter, und mit einer sehr festen, sprachlich wie realistisch gestärkten Philologie siedelte Lepsius nach vier Semestern nach dem, damals noch nicht gefährlich verführerischen Berlin über.

In Berlin fand er Otfried Müllers Vorbild, den realistischen Humanisten August Böckh, und neben ihm den romantisch angehauchten Linguisten Franz Bopp. Franz Bopp, damals noch in ganz frischer Kraft, mußte ganz unmittelbar auf Richard Lepsius wirken; denn schon längst hatte dieser sich in den Kunstgesprächen mit seinem Vater in Naumburg daran gewöhnt, den Grundelementen aller Kulturscheinungen nachzuspüren, die Stelle aufzusuchen, wo irgend ein natürlicher Akt mit bewußter Kunstleistung unmittelbar zusammenhängt. Hierin begegnet er Franz Bopp. Bopp, obgleich seiner ganzen Art nach nicht dazu angethan, die psychologischen Rätsel der Sprachwissenschaft zu lösen, gab ihm doch mannigfache Fingerzeige nach diesem Punkt hin und so sehen wir denn, wie das reiche Wissensmaterial, welches Lepsius sich in Leipzig und Göttingen angeeignet hatte, jetzt — wir wollen den Ausdruck brauchen — eine psychologische Richtung be-

kommt. Er betrachtet jetzt Kunstdenkmäler und betrachtet die eigentümliche Schriftart der Inschriften mit einem ganz anderen Auge; es drängt ihn, in jedem einfachen Zuge, in jedem besonderen Schriftcharakter etwas Charakteristisches und Besonderes zu finden. Und so geht er denn zunächst, durch Otfried Müller angeregt, an die Beschäftigung mit den iguvinischen oder, wie man gewöhnlich nach mehr mittelalterlicher Weise sagt, eugubischen Tafeln. Wohl lagen seit der Mitte des 15. Jahrhunderts diese Tafeln aller Welt vor; aber keiner hatte vor Lepsius daran gedacht, daß der Buchstabe, das Schriftzeichen an und für sich etwas Lebendiges sein und Fingerzeige für das Wesen der Sprache geben könne, wie die Entwicklung eines ganzen Schriftsystems eine linguistische Bedeutung haben müsse, insofern das Schriftsystem im engsten Zusammenhang steht mit der Sprachentwicklung selbst. Ja, unser größter Schriftkennner, der Lepsius vorausgegangen ist, der treffliche Ulrich Kopp, hatte von diesem eigentümlichen inneren Zusammenhang zwischen Sprache und Schriftentwicklung noch keine Vorstellung. Der divinatorische Scharfsinn Wilhelms von Humboldt hatte indessen diesen wichtigen Punkt gelegentlich schon angedeutet. Vielleicht geht der damals noch so junge Lepsius zu weit (wie das ja geschieht, wenn man einen neuen Gedanken lebhaft durchdenkt), in der kohärenten Zusammenentwicklung der Schrift und der Sprache ein Naturgesetz zu entdecken; er meint geradezu, die Schrift müsse sich notwendig entwickeln, wie sich die Sprache entwickle, ja die Schrift müsse organisch, wie die Sprache selbst, von allem Anfange an ohne klares Bewußtsein, wie nach einem künstlerischen Naturtriebe, entstanden sein. Es war das eine Auffassung, die der romantischen Anschauung von dem Ursprung der Sprache ganz parallel lief; aber sie war vielleicht selbst zu romantisch. Indes trug sie für den Augenblick doch den außerordentlichen Gewinn ein, daß Lepsius jene iguvinischen Tafeln auf die innere Entwicklung ihres Schriftcharakters hin untersuchte. Und man darf wohl sagen: mit Lepsius ist in dem Jahre 1833, da er am 22. April in der philosophischen Fakultät der Universität Berlin ein Gesetz der Schriftlehre verteidigte, anknüpfend an eine landschaftlich begrenzte Inschriftengruppe, der erste Schritt für die Entwicklung und Klarstellung der italischen Sprachverhältnisse geschehen; die große Aufgabe jedoch, welche er sich damals gestellt hatte, hat er 1841 noch durch die große Sammlung von oskischen und umbrischen Inschriften zum erstenmal in methodischer Weise gelöst, ehe er sich ganz scheinbar weitabliegenden Studien widmete.

Zunächst aber geschah es fast instinktiv, daß Lepsius, nachdem er sich mit der Abhandlung über die iguvinischen Tafeln den Ehrentitel eines Berliner Doktors verdient hatte, nach Paris ging. Hier fand er Eugen Burnouf, scheinbar eine Persönlichkeit, von der Lepsius in der Richtung, in welcher er sich einmal bewegte, nicht die geringste Förderung hätte empfangen können; aber das Auge des Genies sieht weiter. Lepsius' Scharfblick war bei seinen sprachlichen Studien die eigentümliche indische Schrift aufgestoßen, welche wir sanskritisch Dewanagari nennen, jene eigentümlich zurecht gelegte, nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt erhaltene, sondern gewiß mit kalligraphischem Bewußtsein gestaltete alte indische Schrift, in der unsere Sanskritwerke gewöhnlich gedruckt sind. Diese Schrift regte ihn außerordentlich an. Er fragte sich — und wir dürfen nicht vergessen, daß damals die grundlegenden Untersuchungen eines Burnell noch nicht vorlagen — er fragte sich, wie diese eigentümliche indische Schrift möchte entstanden sein. Nun giebt es in dieser Schrift (abgesehen von der Vokalbezeichnung) besonders zwei merk-

würdige Charakteristika: die Laute r und h werden durch keine festen Konsonantenkörper — mit einem senkrechten Strich zur Rechten, wie die übrigen Konsonanten — dargestellt. Lepsius pflegte gern davon zu erzählen, wie ganz besonders diese abweichende Gestalt des sanskritischen r, welches eben den senkrechten Grundstrich aller übrigen Konsonanten nicht hat und ohne folgenden Vokal über der Linie bezeichnet wird, entstanden sein möchte. Dementsprechend zog er noch den anderen Buchstaben h, aber nicht mit gleichen Konsequenzen, heran. So kam er auf die eigentümliche Vorstellung, daß das r im Altindischen sehr wahrscheinlich kein voller Konsonant gewesen sei, und indem er auf Grund der Schrift die Natur des Lautes glaubte bezweifeln zu können, kam er auf den sehr folgereichen Gedanken, daß Schriftcharakteristikum und Wesen des Lautes unbedingt miteinander zusammenhängen. Seine Theorie ward vielfach bestritten; aber er hat, ganz entsprechend den gelegentlichen Äußerungen in seiner kurz vorher erschienenen Schrift über die eruginischen Tafeln, für die ganze Schriftforschung eine neue Bahn eingeschlagen.

Es war ganz natürlich, daß, wer einmal die Schriftentwicklung nicht als eine gelegentliche Erfindung, als ein Kunststück dieses oder jenes Schreibers oder dieser oder jener Schreiberschule auffaßt, — daß ein solcher auch die Schriftentwicklung auf einer Stelle aufsuchen mußte, wo sie sich gewissermaßen normal vollzieht, ja, man kann sagen, durch alle möglichen Stufen abmündet. Soweit unsere Kenntnis reicht, läßt sich eine solche organische Entwicklung der Schrift von dem überall als Grundelement vorauszusetzenden einfachen Bilde bis zu dem einzelnen Lautzeichen hin nur an drei Stellen des Erdbodens mit einiger Sicherheit verfolgen; zwei dieser Stellen liegen aber außerhalb unseres ganzen Kulturkreises: das sind die chinesische und die peruanische Schrift, — mit diesen beiden Schriftarten konnte die Entwicklung, in deren Mitte wir stehen, nichts zu thun haben. Wohl aber fragte es sich, ob nicht die altertümliche, in ihrer rätselhaften Vieldeutigkeit auffälligste Schriftart, welche wir kennen, die sogenannte Keilschrift der Euphrat- und Tigrisländer und dann ganz besonders die durchsichtiger entwickelte Hieroglyphenschrift Ägyptens in irgend einem Zusammenhang mit der gesamten Theorie der Schrift stehen können.

Von diesem Gedanken bewegt, begab Lepsius sich von Paris nach Turin, wo er dem großen Ägyptologen Rosellini in frischester Kraft begegnete und eine der herrlichsten Sammlungen von Papyrusurkunden und Hieroglyphendenkmälern vorfand. Er beschäftigte sich in richtiger Erwägung mehr und mehr mit der Hieroglyphik und untersuchte besonders eine große Papyrushandschrift, welche aus mehr als 70 Blättern bestand, und ihrem allgemeinen Inhalt nach von ihm als „das Totenbuch“ gegenüber Champollions „Rituel funéraire“ bezeichnet worden ist. — jenes merkwürdige Buch, das in vielen Hunderten von Exemplaren, bald in kürzerer, bald in weiterer Fassung, bald vollständig, bald in kleinen Fragmenten, uns in zahlreichen ägyptischen Sarkophagen entgegentritt. Dieses eigentümliche Buch, welches uns, den Koran ausgenommen, in mehr Handschriften vorliegt als irgend ein anderer Text der Weltliteratur, hat bei seiner vielfachen Verbreitung zu verschiedenen Zeiten das Eigentümliche, daß in der einen irgend ein Wort bezeichnet wird durch ein zusammenfassendes Bild, während es in der anderen durch entsprechende Lautzeichen ausgedrückt erscheint, und wenn wir heute, echt philologisch, eine Sammlung der erreichbaren Varianten geordnet vor uns hätten, so wäre unzweifelhaft eine hervorragende Epoche der ganzen Entwicklung der ägyptischen Hieroglyphik bis in das letzte Viertel des zweiten vorchristlichen Jahrtausends vollständig mit Sicherheit zu verfolgen.

Lepsius zog es vor, diesen ältesten und vollständigsten Papyrus herauszugeben, und dieser Turiner Papyrus, der 1842 als „das Tottenbuch der Ägypter“ erschienen ist, bildet für heute noch die eigentliche Grundlage aller sorgfältigeren, das Graphische wie das Grammatiche philologisch auffassender Hieroglyphenstudien. Durch die nahliegende Vergleichung verschiedener Handschriften dieses Werkes gewann Lepsius, dessen Blick auch durch die Untersuchung anderer Schriftweisen glücklich geschärft war, eine Anschauung, die außerordentlich fruchtbar, für die ganze Schriftgeschichte epochemachend werden mußte. Er bemerkte gegenüber den vorangegangenen Arbeiten besonders des Engländers Young und des Franzosen Champollion des Jüngeren, daß von einem gleichmäßigen Lautwert der ägyptischen Bilderschrift gar nicht die Rede sein könne, sondern daß es allgemeine Lautzeichen gebe und nur in einer bestimmten Zahl. Neben den allgemeinen Lautzeichen stünde dann eine Gruppe von Begriffszeichen, von Determinativen und wie man sie nun unterscheiden will.

Von diesem Gedanken erfüllt, kam Lepsius nach Rom, und in Rom beschied ihn ein glückliches Schicksal das Beste, was er überhaupt erfahren konnte: die Begegnung mit Christian Karl Josias Bunsen. Es ist ein landläufiger Scherz, den man sich diesem außerordentlichen Manne gegenüber erlauben zu dürfen glaubt, hier und da sein Streben nach philologischer Accuratesse, seinen allezeit fertigen, scheinbaren Dilettantismus in kirchlichen Fragen, seine Freude an bedeutsamen Problemen der Menschheit zu bespötteln. Meine Herren, wer einmal den Fortschritt der Ägyptologie und — ich will das, obgleich außerhalb des Kreises meiner Betrachtungen liegend, hinzufügen — den Fortschritt unserer älteren Kirchengeschichte, ja der gesamten Religionsgeschichte der Menschheit aufmerk-samer verfolgt hat, der wird Bunsen als einen der größten Faktoren innerhalb der deutschen Wissenschaft anerkennen müssen. So fand Lepsius in Bunsen den bedeutenden Menschen, der ihn verstand; und aus dieser beiden Männer gemeinsamem Verständnis des ägyptischen Altertums zunächst ist hervorgegangen eine verhältnismäßig kleine französische Abhandlung von noch nicht hundert Oktavseiten, welche die ganze moderne ägyptische Wissenschaft systematisch begründet und für alle Zeiten begründet hat: das ist das berühmte Sendschreiben an Rosellini, das Lepsius im Jahre 1837 als die erste Nummer des IX. Bandes der *Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica* in Rom herausgegeben hat. Jetzt war auf einmal Licht und Methode in die ganze ägyptische Wissenschaft gebracht; man konnte sagen, daß, wenn der Standpunkt, den Lepsius mit dieser Schrift einnahm, treu festgehalten wurde, wenn mit philologischer Geduld Varianten gesammelt wurden, — dann schließlich jene Reife der Ägyptologie sich herausgestalten mußte, welche wir heute an Lepsius' Nachfolgern und Mitarbeitern bewundern. Wenn man diesen Brief auch nur flüchtig überliest, so findet man die Grundlagen der gegenwärtigen ägyptischen Wissenschaft, soweit sie streng philologischer Art ist, vollständig und sicher gezeichnet.

Was war es nun Wunder, wenn nach dieser Columbesthat von Lepsius alle Welt meinte, er müßte nun für seine besondere Wissenschaft eine großartige ägyptische Expedition unternehmen in historischen, speziell in sprachlich philologischen Sinne? Und es war ein wie von der Vorsehung herbeigeführener Umstand, daß König Friedrich Wilhelms IV. Interesse für diese Studien gewann. Alexander von Humboldt hat das große Verdienst, wie in vielen anderen Richtungen, so auch in dieser, mit seinem Freunde Bunsen in den vornehmeren Krisen Interesse geweckt und so eine der bedeutendsten wissenschaftlichen

Thaten angebahnt zu haben. Jetzt ging es Schritt vor Schritt, und im Sommer des Jahres 1842, nachdem das Totenbuch und eine Auswahl altägyptischer Urkunden erschienen war, konnte die ägyptische Expedition von Lepsius unternommen werden.

Viele von uns haben das Werden und die Schicksale dieser merkwürdigen Expedition, welche in systematischer Auffassung der wissenschaftlichen Aufgaben weit die herrliche französische von 1799 bis 1801 überragen mußte, kennen gelernt. Mit historischem Sinn unternommen, mit einem klaren Blick für die philologische Seite der Denkmäler, wie es am Ende des vorigen Jahrhunderts ganz unmöglich war, geht Lepsius an seine große Aufgabe, — er eigentlich allein, nur umgeben von ein paar tüchtigen Zeichnern und von dem geistvollen Abeken, der sich so außerordentlich rasch, sei es in die Aufgaben Bismarckscher Politik, sei es in Hieroglyphenkunde, zu finden gewußt. Da wurde in den Jahren 1842 bis 1845 die merkwürdige Thatsache aufgedeckt, an der Frankreich und die frühere ernste Wissenschaft überhaupt zu zweifeln gewagt hatten, daß der ganze ägyptische Kulturstrom nilaufwärts gegangen sei, daß die ägyptische Kultur also nicht das Resultat einer afrikanischen Kulturbewegung sei, sondern im Zusammenhang stehen müsse mit der ganzen Bewegung der kaukasischen Rasse, soweit sie von Indien aus sich westwärts gegliedert habe. Bis in das Ende des vierten Jahrtausends v. Chr. hin wurden die Denkmäler untersucht; alles, was in irgend welchem Zusammenhang mit der Geschichte Ägyptens stand, wurde herbeigezogen, und Sie alle kennen die eigentümliche Entdeckung, welche Lepsius — eigentlich zwar nicht zum ersten Male (denn eine verdukelte Sage hatte das Richtige bewahrt) aber doch wissenschaftlich als eine so fundamentale machte, daß sie als sein Eigentum bezeichnet werden kann: daß nicht der Berg Sinai die Stätte des heiligen Wirkens Moses' war, sondern der Berg Serbül. Alle Grenzgebiete, mit denen Ägypten in irgend welchem geschichtlichen Zusammenhange stehen konnten, wurden herbeigezogen.

So dürfen wir uns nicht wundern, daß, als Lepsius heimkehrte, diese Heimkehr wie die Rückkehr eines Triumphators war. Durch seine Sammlungen, durch die Gründung des Museums für ägyptische Altertumskunde in Berlin ist in dieser gesicherten Grenzwissenschaft zwischen Griechenland und dem Orient eine ganz neue Ära eingeleitet worden. Der Entdeckungen und der Gewinne waren so viele, daß ihre Ausbeutung und Verwertung die Kräfte eines einzelnen übersteigen, und frühzeitig die bedeutende Mitarbeit — zu Anfang nicht ohne längstvergesene Konflikte — vor allem von Heinrich Brugsch gewonnen werden mußte.

Aber auch der Laie, der diesen wissenschaftlichen Bewegungen ferner stand — ich schliesse hier denjenigen, der sonst die alte Geschichte zum Gegenstand seiner Studien gemacht haben könnte, ohne Ägyptolog zu sein, nicht aus — selbst der Laie staunte, als er in das in der Mitte der fünfziger Jahre vollendete ägyptische Museum in Berlin trat. Es war unter Lepsius' Händen und Augen eine Thatsache vollzogen worden, von der man angesichts dieser herrlichen Denkmälersammlung nicht die rechte, vollkommen zutreffende Vorstellung gewinnt. Man muß sich wieder an Lepsius' Freund Bunsen wenden und in seinem Buch 'Ägyptens Stellung in der Weltgeschichte', das seit 1845 erschienen ist, hin und her blättern, um zu wissen, daß in Ägypten, bei seinem rätselhaften Volke, sich ein Stück Menschheitsgeschichte vollzogen hat, wie die anderen Länder und Völker alle es nicht kennen.

Aber Lepsius wurde nicht müde zu forschen, zu entdecken. Es ist Ihnen allen bekannt, daß er, schon etwas gebrochen an Kraft, im Winter 1866/67 wieder nach Ägypten ging; er vervollständigte da eine Reihe von bis dahin noch zweifelhaften Entdeckungen, er schloß eine ganze Folge sprachlich bedeutsamer Fragen ab. Ein großer Gewinn war es, daß er ein Seitenstück fand zu der berühmten Inschrift von Rosette, deren sich das Britische Museum in London rühmt, eine gut erhaltene dreisprachige Inschrift von Tanis — in Hieroglyphen, in Volksschrift und griechisch, welche seinen Schriftforschungen die vollste Bestätigung verlieh.

Aber mit diesen ägyptischen Arbeiten, die nun wie ein breiter Strom durch die Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften und durch die Zeitschrift für ägyptische Sprache sich hinziehen, hängt eine andere bedeutsame Frage auf das engste zusammen. Ihm, der als klassischer Philologe begonnen hatte, der bei seinen morgenländischen, besonders bei seinen afrikanischen Studien so eigentümliche Sprachformen durchforscht hatte, war die Frage immer näher und näher getreten, ob denn, was ja mit der Einheit des Menschengeschlechtes zusammenhängt, alle Sprachen auf Eine Urform zurückgeführt werden könnten. Lepsius war scharfsinnig, zugleich aber aufrichtig genug, zu sagen, daß dieses eigentümliche Thema weder ein Problem für die gegenwärtige Wissenschaft ist, noch von einer Wissenschaft der Zukunft wird gelöst werden können. So weit unsere geschichtliche Kenntnis, ja selbst die anticipierend-darwinistische Erforschung der Menschheit zurückreicht, giebt es eine vielgepaltene Menschheit, giebt es verschiedene Völkerrassen. Und dementsprechend hat Lepsius auch zunächst den einfachen Satz festgehalten, daß es im wesentlichen Sprachverschiedenheiten gebe nach der Verschiedenheit der Rassen. Es darf uns nicht stören, daß er gelegentlich von Buchstabensprachen und buchstabenlosen Sprachen, von das grammatische Geschlecht bezeichnenden Sprachen und von geschlechtslosen Sprachen spricht; sieht man genauer in seiner Untersuchung zu, so wird man finden, daß die Trennung der verschiedenen Sprachen im ganzen und großen zuerst auf bedeutsame physiologische Grundlagen zurückgeht.

Aber es hatte das eigentümliche Interesse für die Mannigfaltigkeit und relative Einheit der Sprache doch noch eine andere Seite. Überall, wo Lepsius beobachtete, und mochte er auch nur den äußeren Charakter der Schrift oder der Sprache beobachten, drängte sich in seinen Beobachtungen der Gedanke vor, daß, wie verschieden die Völker nach Farbe, Gestalt und Sprache sein möchten, sie im Kerne doch den einheitlichen Begriff der Menschheit darstellen. In dieser Voraussetzung — wenn wir es noch so bezeichnen sollen — wurzelt seine schöne Begeisterung für die Missionsthätigkeit. Man mußte einmal an den Debatten seines Hauses teilgenommen haben, wo Gitzlaff und andere bedeutende Missionare mit einander berieten, wie denn nun diesem oder jenem Volke mit der Leuchte des christlichen Glaubens beizukommen sei, wie man ihm den Reichtum der Bibel aufzuthun vermöchte: — da konnte man sehen, wie er auf jede Eigentümlichkeit der Sprache achtete, wie er wachte diesen oder jenen eigentümlichen Sprachlaut auch exakt wiederzugeben, wie er zuletzt daran verzweifelte, der an Bilderzeichen so unendlich reichen chinesischen Sprache eine bequeme Umschrift zu schaffen. Ich glaube kaum bei der Lösung irgend einer Frage einer Wissenschaft in ihm einen so außerordentlich kernigen und gesunden religiösen Sinn lebendig gesehen zu haben, als hierbei. Sein

aus diesen immer wiederholten, gewissenhaften Erwägungen hervorgegangenes Universalalphabet ist nicht allein die Angelegenheit einer außerordentlich feinen, das Wesen der Sprache wie der Schrift gleichmäßig ins Auge fassenden Wissenschaft, sondern es ist auch die Sache eines religiös tief angelegten Herzens. Zuletzt mußte er aber doch darauf denken, wie auf einem vielleicht bequemer behaubaren Gebiete als China, Japan und die altasiatischen Kulturländer zu sein scheinen, diese seine Forschungen der religiösen Sache zu gute kommen könnten.

Und hier knüpfte er denn in seinen letzten Lebensjahren wieder an Arbeiten seiner ersten ägyptischen Expedition an. Er gab im Jahre 1880 ein Werk über die Nubasprache heraus. Meine Herren, was könnten Sie, die Sie mit den höchsten Idealen des klassischen Altertums zu thun haben, es interessieren, wenn hier ein Werk über die literaturlosen Natursprachen genannt wird? Und doch ist gerade dieses sich scheinbar in eine Spezialität verlierende Werk über die Nubasprache eine Kapitalangelegenheit der ganzen Lepsius'schen Weltanschauung. Er will in diesem Werke nachweisen, wie alle die verschiedenen afrikanischen Völker in ihren näheren Beziehungen sich zu einander stellen; er will nachweisen, wie in den verschiedenen afrikanischen Sprachen, die ihm erreichbar waren, die er selbst zum ersten Male aufgezeichnet hat, ein gewisser Zusammenhang stattfindet, wie in dem Ideenschatze, den ja jede Sprache uns entgegenbringt, noch eine Aussicht gegeben sei, diese jetzt noch kulturlosen Völker der glänzenderen Entwicklung der Zukunft einzureihen.

Es ist in der That ein großartiger Gedanke, der durch diese wie Lepsius' sämtliche sprachliche Bestrebungen geht. In Berlin hat der übermütige Unverstand gelegentlich wohl sich den Scherz erlaubt, Lepsius' ganze Thätigkeit als eine ABC-Schützenthätigkeit zu bezeichnen. Freilich, wenn man unter dem ABC nichts anderes versteht, als womit der vier- bis sechsjährige Bub in der Schule sich herumzuquälen hat, dann wäre das ein elendes Geschäft. Aber — und hier knüpfte ich wieder an den ersten Ausgangspunkt meiner Betrachtungen an — Lepsius sah in der Schrift einen doppelten Akt: einmal einen künstlerischen und dann einen rein intellektuellen. Die Schrift war ihm das Merkmal einer ganzen Kulturentwicklung; und weil er eine gleich große Kulturentwicklung der ganzen Menschheit gönnte, so ging er darauf aus, was mancher Spezialforscher ihm verargt hat, ein Universalalphabet aufzustellen: er wollte für alle Sprachen ein Ausdrucksmittel finden, — das freilich nur einer immerhin großen, aber doch begrenzten Gruppe von Missionaren zu gute gekommen ist.

Was aber, meine Herren, wäre alle wissenschaftliche Arbeit, wenn sie nicht schließlicly doch große Reflexe würde auf denjenigen, der sie vollzieht? Unsere Arbeit kann nicht von unserem Wesen losgetrennt werden; unser Herz und unser Sinn müssen sich entsprechend dieser Arbeit gestalten. So war denn Lepsius auch, ganz entsprechend diesen universalistischen Arbeiten, diesen auf das Fundamentale aller sprachlichen und Kulturentwicklung gerichteten Arbeiten, ein vielseitig bewegter und zugleich eigentümlich tiefer Mensch. Er gehörte zu den ersten Menschen, welche meinen, daß der ganze Grund des Herzens nicht für die große Masse da sei; er hatte unter Umständen etwas Abschließendes, man hat ihn daher als Forscher wohl gelegentlich als einen stolz abweisenden Mann bezeichnet. Nichts ist aber rührender als die Worte des Nachrufs zu lesen, welche ihm Heinrich Brugsch gewidmet hat. Dieser unter den lebenden größte Ägyptologe stand

vor langen Jahren, da er eben seine Entwicklung begann, einmal in scharfem Gegensatz zu dem bereits bewährten Meister, und der Lorbeerkranz, den er ihm jetzt auf sein Grab gelegt hat, dieser Lorbeerkranz ist der eines dankbaren Schülers und Mitforschers. Ganz unumwunden erkennt dieser größte deutsche Hieroglyphenforscher nach und neben Lepsius an, welche Stellung Lepsius in der von beiden hocherbobenen Wissenschaft einnahm.

Es war aber durchaus nicht diese eminente Hieroglyphenforschung allein, die uns den Mann so außerordentlich wertvoll macht. — Es gab eine Zeit, da waren seine Salons in Berlin geöffnet allen wissenschaftlichen Bestrebungen, und wer den bedeutendsten Männern der Gegenwart begegnen wollte, dem durfte es nur geschehen, dafs er in diese Salons eintreten durfte. Es gehörte zu den schönsten Gewinnen irgend eines Menschenlebens, wenn man das Glück haben konnte, im engeren Kreise der lebhaftesten Debatten hier ein Wort von Bunsen, dort ein Wort von Christian Rauch, hier eins von Jakob Grimm, und wie alle die großen Leute unseres Jahrhunderts heißen, zu vernehmen. Lepsius, wie er war, fafste alles, was man ihm offen entgegenbrachte, mit einem offenen und weiten Herzen und Verstand auf; er rangierte gleichsam jede noch so kleine Gabe in seinem gauzen geistigen Vorrat ein, und nur das Eine liebte er nicht: geistige Unselbständigkeit und Unthätigkeit; er hatte einen Widerwillen gegen jene anspruchsvollen Bettler, die wissenschaftlich kollektieren. Und auch in dieser Beziehung mußte er von Verständnislosen Tadel erfahren.

Es wird wenig über ein halbes Jahr her sein, da sah ich den trefflichen Mann zum letztenmale. Es war eine schlanke, in jüngeren Jahren außerordentlich elastische Körpergestalt; ein aristokratisch feines Gesicht verriet den feinsten Sinn; aus den feingeschnittenen Lippen konnte nie ein banales Wort kommen; und wenn er im engeren Kreise war, so wufste man, dafs man einen ganzen Mann vor sich hatte: da greuzte seine Mittheilbarkeit an vollständige, ganz vollständige Hingabe. Und er wurde immer milder und milder; zuletzt zog er sogar eine Abhandlung, welche eine attackierende Selbstverteidigung war, aus den Abhandlungen der Akademie zurück; denn er gewahrte sein Ende.

Dieses Kommenntüssen des Endes vor der erwarteten Zeit in gemindertem äufserem wie innerem Glück ist der tragische Punkt in Lepsius' Leben. Seine ersten Thaten haben etwas von leuchtendem achilleischem Charakter: da schreitet er fort unter der Sonne des Glücks, wie nur einer der besten Unsterblichen der Vorwelt schreiten kann; — nachher wird es dunkler um ihn her, und er fängt an, einsam zu werden; das Glück scheint ihn verlassen zu sollen.

Als ich ihm aber ansah, dafs seine yordem so elastische, die Beweglichkeit eines Kavaliere und die Festigkeit eines Forschers in sich verbindende Gestalt nun bald im Tode würde versteinern müssen: da nahm ich vorahnd von ihm mit mir das Bild eines steinernen Memnon, wie Sie ihm alle aus Sage und Bild kennen, aus jenem Bilde zumal, das eine fesselnde Zierde seines großen ägyptischen Prachtwerkes bildet. Da ruht schweigend der tote Kolofs, starr dasitzend, das Auge sichtlich geschlossen: und doch will er hinaussehen, er will, wie es scheint, schlummernd etwas erfahren; nur — so berichtet eine spätere Sage des schon seinem Ausgange zugeneigten Altertums — wenn die Sonne aufgeht, dann klingt dieser Stein. Und so sehe ich das Bild von Lepsius vor meinem inneren Auge wie einen Kolofs, den das Schicksal ein wenig zertrümmert hat; aber wenn ein neuer

Strahl unserer Wissenschaft über diesen Kolofs hinweg leuchten wird, dann wird er beredt wiederklugen! (Lebhafter Beifall.)

Erster Präsident: Meine Herren! Die warm empfundenen Worte der vernommenen Gedächtnisrede haben uns alle tief in unserem Innern sympathisch berührt; ich spreche dem Herrn Redner den Dank der Versammlung aus. (Lebhaftes Bravo.)

Meine Herren, die heutige Tagesordnung ist erschöpft. Es liegt mir nur noch ob, Ihre Zustimmung einzuholen zu der bisher im 'Tageblatt' als 'vorläufig' bezeichneten Tagesordnung für den nächsten Tag. Sie finden dort verzeichnet:

- 1) Herr Professor Dr. Meyer aus Graz: 'Über die ältere Geschichte der Albanesen';
- 2) Herr Professor Dr. Conze aus Berlin: 'Über den Stand der Pergameinischen Arbeiten';
- 3) Herr Oberlehrer Dr. Weissenborn aus Mühlhausen (Thüringen): 'Über die Gattungen der Prosa'.

Ich richte die Frage an die geehrte Versammlung, ob Einspruch gegen diese Tagesordnung erhoben wird. (Pause.) Einspruch ist nicht erhoben; die genannten drei Vorträge stehen also auf der Tagesordnung für den nächsten Tag.

Noch bringe ich in Erinnerung, daß morgen früh die zweite Sitzung um 10¹/₂ Uhr — und zwar pünktlich um 10¹/₂ Uhr, nicht etwa mit Einhaltung des akademischen Viertels — ihren Anfang nehmen wird.

Ich schliesse die Sitzung.

(Schluß der Sitzung gegen 12³/₄ Uhr.)

Zweite allgemeine Sitzung

am Donnerstag, den 2. Oktober 1884.

Der zweite Präsident, Gymnasialdirektor Stier (Zerbst), eröffnet die Sitzung etwas vor 10³/₄ Uhr mit folgenden Worten:

Meine Herren! Die gestern von Ihnen beschlossene Tagesordnung — die nur durch ein Versehen im heutigen Tageblatt noch als eine 'vorläufige' bezeichnet worden ist — enthält in erster Nummer den Vortrag des Herrn Professor Dr. Meyer aus Graz:

Über die ältere Geschichte der Albanesen¹⁾.

Ich ersuche den Herrn Professor, jetzt diesen Vortrag zu halten.

Professor Dr. Meyer (Graz): Hochgeehrte Versammlung! Von der Strada marina in Korfu sieht man hinüber nach den albanesischen Bergen. Diesseits ist blühendes Leben in frühlichem Frühlingslicht, der hellglänzende Ölwald und die Goldorange in dunklem

1) In allen wesentlichen Punkten übereinstimmend mit dem von seiten des Herrn Redners dem Präsidium zum Abdruck zugegangenen Aufsätze desselben Verfassers 'Zur älteren Geschichte der Albanesen' (in der Cottaschen Ztschr. für Allgem. Geschichte, Kultur, Litteratur- und Kunstgeschichte. IX, S. 667 ff.).

Laube, und drüben ragen, nur getrennt durch die schmale Meereenge, die finstern und verschlossenen Höhen empor. Kleine Ortschaften kleben an den Felsen, und die Gipfel deckt Schnee. In all dem Zauber der griechischen Welt stehen sie da wie ein Rätsel, wie eine andere, ungastlichere Welt. 'Hier streift der Wolf, der Adler wetzt die Klan', hier hausen Männer, wild wie Wolf und Aar'. Lord Byron hat manches zu ihrem Lobe gesagt, und Joh. Georg von Hahn hat ihren Sitten und Einrichtungen ein langjähriges, liebevolles Studium gewidmet. Trotzdem haben erst die politischen Ereignisse der jüngsten Zeit die allgemeinere Aufmerksamkeit auf die Albanesen gelenkt. Man weiß nun, daß sie ein wichtiges Element auf der Balkanhalbinsel sind, mit dem sowohl Griechen als Slawen jedenfalls zu rechnen haben. Dem Slawen steht der Albanese am liebsten mit der Flinte in der Hand gegenüber; aber auch das Liebesmühen der Griechen ist bis jetzt nicht sonderlich erfolgreich gewesen.

Wenn man von Dörfern liest, deren Bewohner mittels aufgeblasener Schläuche aus Ziegenfellen den Fluß abwärts zu schwimmen pflegen, so ist man geneigt, sie am Kongo oder in Neu Guinea zu suchen. Sie liegen in einem europäischen Lande, und der Fluß ist der Drin in seinem Lauf zwischen dem Ochridasee und Skutari. Derartige Seltsamkeiten birgt Albanien. Es ist merkwürdig, daß geographischer und ethnographischer Entdeckungseifer von dem Lande sich nicht mehr angezogen fühlt, dessen großartige Naturschönheiten seit Grisebach und von Hahn wenige gesehen haben und niemand mehr beschrieben hat. Auch in das noch wenig geklärte Terrain der albanesischen Geschichte sind wenige Forscher eingedrungen. Wir wissen im großen ganzen noch heut nicht mehr darüber als das, was uns Hahn gelehrt hat (1854). Zum öfteren sind uns seine Thesen vorgetragen worden, leider nicht immer mit Nennung seines Namens; und auch die nicht wenigen Irrtümer, die der vortreffliche Gelehrte infolge seiner nicht ausreichenden linguistischen Vorbildung begangen hat, werden uns häufig nicht erspart, ohne daß dieselbe Entschuldigung heut dafür anzuführen wäre. Beinahe hat man über den Sammlungen Hahns eines seiner Vorgänger vergessen, der über die ältesten Bevölkerungsverhältnisse auf der Balkanhalbinsel zuerst die Ansichten geäußert hat, die wesentlich noch heut für richtig gelten: Thunmanns Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europäischen Völker sind ein für ihre Zeit (1774) geradezu bewundernswürdiges Buch.

Die hauptsächlichste Schuld an unserer mangelhaften Kenntnis der albanesischen Geschichte trägt der Mangel an Quellen. Dieses Volk hat niemals daran gedacht, selbst auch nur die kleinste Notiz über seine Geschichte aufzuzeichnen. Überall sind wir auf die Berichte der Völker angewiesen, die mit den Albanesen in Berührung kamen. Für die neuere Zeit ist daran kein Mangel: Charakter und Bestrebungen eines Ali von Tepelen vermögen wir mit wünschenswerter Klarheit zu schildern. Im Mittelalter ist das Volk der Albanesen einmal in den Gesichtskreis des ganzen Occidents gekommen, als die Heldenkraft des Georg Kastrioti die Heere des Islam zerschmetterte; aber der unkritische Panegyrikus des Barletius hat mehr dazu beigetragen, die Geschichte dieses Zeitraums zu verwirren als aufzuklären. Im übrigen hängt die Kenntnis des albanesischen Mittelalters von den byzantinischen Chronisten ab, die selten genug sich um diese entfernte Provinz bekümmert haben. Eine genaue und systematische Durchforschung dieser Quellen wird vielleicht noch manches interessante Einzelmoment, sicherlich aber keine zusammenhängende Kunde ergeben. Trotzdem ist sie wünschenswert; denn Hopfs Darstellung ist schwer zu-

gänglich und mühsam zu lesen, die Kompilation aber, welche Herr Hertzberg daraus veranstaltet hat, ist recht ungenügend.

Der Name der Albanesen wird, wie man weiß, zuerst beim Geographen Ptolemäos, also in der Mitte des 2. Jahrhunderts nach Christus, genannt. In der Aufzählung illyrischer Stämme figurieren neben Taulantiern, Elimioten und Oresten auch Albaner mit ihrer Hauptstadt Albanopolis. Der Gradbestimmung des Ptolemäos zufolge müßte dieser Stamm in der Gegend von Dibra und am schwarzen Drin gesucht werden; doch scheinen seine Positionsangaben gerade für diesen Teil willkürlich und wertlos zu sein. Man könnte daher von vornherein nichts dagegen haben, wenn man in Albanopolis das heutige Elbasan erkennen wollte. Indessen dies ist gewiß unrichtig. Wir kennen für Elbasan den antiken Namen: er lautete Skampa, und wir werden kaum fehl gehen, wenn wir denselben in dem Namen des Flusses Skumb, an welchem Elbasan liegt, erhalten glauben. Zudem ist der Name Albanier mit seinem *l* sicherlich nur eine gräcisirte Form eines Namens mit ursprünglichem *r*. Die Serben nennen ihren albanesischen Nachbar Arbana, die Griechen Arvanitis, und aus der letzteren Form ist das türkische Arnaut, das auch die Bulgaren brauchen, umgestellt. Arberi heißt eine Landschaft in Albanien, dieselbe, welche auch Ljapëri oder Ljapëri genannt wird; es ist das Gebiet der akrokeranischen Berge und ihr Hinterland, die Distrikte von Avlona (Vljoë), Kurveljes n. s. w. Der Bewohner heißt Arber. Wir müssen hierin den Stamm erkennen, dessen Name, wie so häufig, von Fremden zum Gesamtnamen eines weit größeren Gebietes erhoben wurde. Die Albanesen selbst, besonders die nördlichen und die im Königreich Griechenland und in Italien lebenden, haben diese Gebrauchsweise acceptiert. Für die echtere Bezeichnung der eigenen Nationalität im Munde der Albanesen selber gilt der Name Skjipetär für Albanese und Skjip für albanesische Sprache. Man hat unmögliche Erklärungen dieses Namens aus Wörtern, welche 'Adler' und 'Fels' bedeuten, aufgestellt; die einzig mögliche Ableitung ist die von dem Verbum skjipënj 'ich verstehe'. Skjipetär heißt nichts weiter als 'der Verstehende'; so nennt der Albanese eben den, welcher seine Sprache versteht. Die Bezeichnung ist eine verhältnismäßig junge, denn das erwähnte Verbum ist ein aus dem Lateinischen (*experere* 'verstehen') eingedringenes Lehnwort.

Wie der Stamm der Arber zu der Ehre gekommen ist, Gesamtname der Albanesen zu werden, das können wir in diesem Falle ebensowenig wie in manchen anderen mit Bestimmtheit sagen. Es scheint übrigens, daß er in seine jetzigen Wohnsitze aus nördlicher gelegenen eingewandert ist: wenigstens kennt die Kiepertsche Karte am Flusse Arzen, südlich von Tirana und östlich von Durazzo, einen Ort Arbona, der wahrscheinlich damit in Zusammenhang steht. Damit kommen wir der Lage der Albanier bei Ptolemäos näher. Die Umgestaltung eines einheimischen Arber oder, wie der Name ursprünglich lautete und im Norden noch heut lautet, Arben, zu Albanier darf in griechischem Munde nicht befremden. Leider haben die Griechen es durchaus verschmäht, fremde Völker- und Ortsnamen in der einheimischen Form wiederzugeben; Anpassung an die Gesetze der eigenen Sprache und Anlehnung an sonst Bekanntes und öfter Gehörtes hat Umgestaltungen zur Folge gehabt, welche jetzt bei der Untersuchung der alten Geographie und Ethnographie auf Schritt und Tritt hinderlich sind und schon manchen Weg ins Blaue hinein veranlaßt haben. Hier mögen die Albaner in Italien oder die gleichnamige Völkerschaft am Kaukasus eingewirkt haben. Es ist bezeichnend für eine gewisse Richtung in der Völker-

kunde, daß diese nachträglich hergestellte Namensgleichheit genügt hat, um darauf die bis in die neueste Zeit geglaubte Fabel von einer Einwanderung der Albanesen vom Kaukasus her zu bauen. Diese Hypothese hat in nichts auch nur den mindesten Halt: weder spricht für sie irgend eine historische Überlieferung noch die Vergleichung der albanesischen Sprache mit den von den kaukasischen Stämmen gesprochenen Mundarten.

Wir dürfen vielmehr bei dem Mangel an einer entgegenstehenden Thatsache annehmen, daß die Albanesen in Albanien oder wenigstens in einem Teile desselben seit uralter Zeit wohnen und Descendenten der Illyrier sind, welche im Altertum im Gebiete des heutigen Dalmatien, Bosnien und Albanien angesiedelt waren. Diese Ansicht erfreut sich gegenwärtig weit verbreiteter Zustimmung.

Die Bezeichnung der Albanesen als Neullyrier ist demnach ebenso zutreffend, wenn auch ebensowenig geschmackvoll, als die der heutigen Griechen als Neugriechen. Daß im Laufe der Jahrhunderte eine ungemein starke Rassenmischung mit italischem und slawischem Elemente stattgefunden hat, ist an und für sich sehr wahrscheinlich und wird durch die Ergebnisse der linguistischen Untersuchungen noch näher gelegt. Wenn wir sehen, wie von den alten Schriftstellern der körperliche Unterschied der hochgewachsenen, blondhaarigen keltischen Eroberer von den kleinen, mageren, brünetten Einwohnern Illyriens hervorgehoben wird, so stimmt das durchaus nicht mehr zu dem heutigen Typus des albanesischen Kriegsmannes. Wir dürfen hierüber vielleicht einmal von der Anthropologie Aufschluß erwarten, wenn diese ihre Methode wissenschaftlicher gestaltet haben wird und wenn ihr zuverlässiges Material aus diesen Gegenden zu Gebote steht.

Abgesehen nun aber von dieser einen feststehenden Thatsache, daß die Albanesen Nachkommen der Illyrier sind, ist im einzelnen noch vieles unklar und zweifelhaft. Hahn hat in den beiden Hauptdialekten des Albanesischen, dem gegischen und dem toskischen, die alte Scheidung in Illyrisch und Epirotisch wiedererkennen wollen. Das ist möglich, meinestwegen sogar wahrscheinlich, aber durchaus nicht erwiesen. Gewiß ist daran festzuhalten, daß die Bewohner von Epirus, die dem Griechen zu allen Zeiten für Barbaren gehalten haben, eine ungrische Sprache redeten, die zum Illyrischen wohl in nahem Verwandtschaftsverhältnisse stand; so, wie ich auch heute noch meine vor Jahren ausgesprochene Behauptung, daß die Makedonier keinen griechischen Dialekt sprachen, trotz des versuchten Gegenbeweises von Herrn Fick in vollem Umfange aufrecht halte. Bei alledem aber kann der heutige Unterschied des Gegischen und des Toskischen, der lange nicht so groß ist wie der des sicilianischen und römischen Italienisch, auf einer späteren Differenzierung beruhen. Das Studium des in Griechenland gesprochenen Albanesisch läßt mir diese Anschauung gegenwärtig als die plausiblere erscheinen.

Über die Ausbreitung des illyrischen Volksstammes im Altertum läßt sich etwas Gewisses nicht sagen. Die Alten und ihre späteren Kompilatoren haben allerlei Völker, von denen sie wenig Sicheres wußten, illyrisch genannt, wie sie ja auf anderem Gebiete mit dem Namen skythisch ähnlichen Mißbrauch getrieben haben. Daß die Dalmater oder Delmater dazu gehörten, scheint sicher, wenn ich auch die Ableitung des Namens von dem albanesischen Worte für 'Schaf' *dêje* nicht für völlig erwiesen halte. Auch die angrenzenden Liburner, Histrer und Veneter rechnet ein so besonnen abwägendes Buch wie Nissens Italice Landeskunde zur illyrischen Völkergruppe; und man mag sich daran freuen, ein Wort wie das venetische *œva* 'die Kuh' mit albanesischem *ka-u* 'der Ochse'

zu vergleichen. Ebenso hat wohl der Helbig'sche Aufsatz, der die Japyger oder Messapier auf der Halbinsel von Tárauto für illyrisch erklärt, das Richtige getroffen¹⁾. Wenn man dem Strabo bei seiner Ankunft in Brindisi mitteilte, *brention* bedeute im Messapischen 'Hirschkopf', so ist es sehr verführerisch, dabei an das albanesische *brin*, 'Horn, Geweih', zu denken. Indessen darf man sich niemals verhehlen, daß die etymologische Deutung alter Orts- und Völkernamen aus einer durchaus nicht sehr altertümlichen, sondern in ihrem Laut-, Formen- und Wortbestande sehr wesentlich durch allerlei Einflüsse alterierter Sprache, wie es das Albanesische ist, einen wenig soliden Unterbau schafft. Man hat es bis auf unsere Tage häufig nachgeschrieben — ich finde es z. B. noch in Kiepert's vortrefflicher Geographie —, daß der Name der Japyger identisch sei mit dem der Ljapen in der oben erwähnten Landschaft Arberí. Mir erscheint das deshalb unrichtig, weil der Name Ljap, Ljaberí (denn auch die Form mit *b* kommt vor) gewiß nichts weiter ist als die nach slawischem Lautgesetze erfolgte Umgestaltung von Arberí, Alberi im Munde der Slawen, die ja eben aus dalmatinischem Albona Labin, aus dem Flußnamen Albi 'Elbe' Labo gemacht haben. Herr Jireček hat zur Erklärung des Volksnamens der Satrer das albanesische Wort *sater* 'Schwert' herangezogen; dieses bedeutet aber genauer ein 'Fleischermesser' und ist erst ein Lehnwort aus dem Türkischen.

Die illyrischen Japyger sind gewiß übers Meer herüber gekommen, das ja zwischen Otranto und Kap Linguetta keine bedeutende Breite besitzt. Es ist erwähnenswert, daß eine lautliche Besonderheit, die sich im Süditalienischen findet und sich bereits im alten Oskischen fand, die Angleichung von *nd* zu *nn* und von *mb* zu *mm*, auch im Albanesischen vorkommt. Es liegt nahe, dort an den Einfluß des Japygischen zu denken, obwohl man nicht vergessen darf, daß häufig der Zufall auf durchaus unverwandten Sprachgebieten die gleichen Erscheinungen hervorgerufen hat. Weitergehende Hypothesen über eine einstige Ausbreitung der Illyrier über ganz Griechenland und vollends eine Identifikation derselben mit den in der alten Ethnographie übel berüchtigten Pelasgern sind, wie mir scheint, durchaus zurückzuweisen. Sie haben neuerdings ein Pendant gefunden in der Behauptung eines hervorragenden griechischen Gelehrten, der die Slawen, welche im Laufe des Mittelalters Griechenland besiedelt haben, samt und sonders für Albanesen erklärte. Ich habe mich damals in der „Allgemeinen Zeitung“ mit Entschiedenheit dagegen ausgesprochen, und mein Freund Sathas — von ihm ist die Behauptung — ist mir darüber etwas böse gewesen. Trotzdem halte ich noch heut aufrecht, daß allein die zahlreichen slawischen Ortsnamen in Griechenland jenen Gedanken einfach als unmöglich erscheinen lassen. Es ist bedauerlich, daß die Griechen diese rein wissenschaftliche Frage in eine nationale verwandeln. Es erinnert mich daran, wie ungehalten einmal Karl Simrock war, als A. Kuhn ihm slawische Abstammung zuschrieb.

Waren also die Illyrier die Vorfahren der Albanesen und die illyrische Sprache eine ältere Phase des heutigen Albanesisch, so ist das Illyrische eine indogermanische Sprache gewesen; denn das Albanesische ist ohne Zweifel indogermanisch. Infolge seines geringen Bekantnisens und seiner starken Mischung mit Fremdem hat man dies lange Zeit nicht erkannt und selbst, als es erwiesen war, nicht immer genügend anerkannt. Es

1) Vgl. auch den Aufsatz von Stier über 'die messapischen Inschriften' in Kuhns Zeitschr. für vgl. Sprachforschung VI.

handelt sich nun darum, seine Stellung innerhalb der indogermanischen Sprachenfamilie genauer zu bestimmen. Vorwiegend ist noch heut die Meinung, daß es ganz besonders nahe mit dem Griechischen verwandt, ja sogar nichts anderes als ein stark degenerierter altgriechischer Dialekt sei. Unklare historische Vorstellungen von naher Berührung der Hellenen mit den Illyriern gaben den Anstoß dazu, die Pelasgerhypothese wirkte verwirrend, auch politische Tendenzen auf Verschmelzung des albanesischen mit dem griechischen Elemente spielten hinein. Besonders der italienische Albanese Camarda lieh dem Beweise dieser Ansicht seinen guten Willen und sein mangelhaftes linguistisches Wissen. Eine genaue sprachwissenschaftliche Analyse des Albanesischen löst dieses Phantom in nichts auf. An einem anderen Orte habe ich den Beweis geführt, daß von einer engeren Zusammengehörigkeit des Albanesischen mit dem Griechischen keine Rede sein könne. Hier darf ich nur die Hauptpunkte dieses Beweises kurz andeuten. Das Indogermanische besaß zwei verschiedene Arten von Gutturallauten; diese sind im Griechischen — bis auf gewisse Reste — zusammengefallen, im Albanesischen dagegen auseinander gehalten wie im Arischen und im Baltisch-Slawischen. Das Indogermanische besaß aspirierte Medien (*gh* u. s. w.); diese sind im Griechischen zu aspirierten Tenues geworden, im Albanesischen zu einfachen Medien (*g* u. s. w.) wie in den nordeuropäischen Sprachen. Spezielle Übereinstimmungen mit dem Griechischen sind mir im Albanesischen nicht mehr begegnet als solche mit dem Keltischen oder dem Italischen. Will man das Illyrisch-Albanesische an eine andere Sprachgruppe näher anlehnen, so könnte es höchstens die baltisch-slawische sein. Indessen auch hier sind die näheren Übereinstimmungen nach den Grundsätzen zu beurteilen, die man gegenwärtig überhaupt bei den Anschauungen über die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen in Anwendung bringt. Die Grenzen einzelner Spracherscheinungen decken sich häufig nicht mit den Grenzen der Sprachgebiete im ganzen genommen.

Das Illyrisch-Albanesische ist somit als ein selbständiges Glied in die Familie der indogermanischen Sprachen einzureihen. Über seine Beziehungen zum Thrakischen, das völlig ausgestorben ist, aber, wie man glaubt, im Rumänischen noch Spuren seines Daseins hinterlassen hat, kann ich mich hier nicht auslassen. Die Illyrier sind also in das Land, das sie seit alter Zeit bewohnen, einmal in prähistorischer Zeit eingewandert; bis jetzt wenigstens hat noch keine der mannigfachen Hypothesen, die man über den Ursitz der Indogermanen aufzustellen für gut gefunden hat, die Balkanhalbinsel dafür in Anspruch genommen. Damit ist es aber von vornherein wahrscheinlich, daß sie eine andere, ältere Bevölkerung dort angetroffen haben; denn es läßt sich nicht bezweifeln, daß Europa vor der Ausbreitung der Indogermanen in ihre späteren Wohnsitze bevölkert war. Die Betrachtung des albanesischen Wortschatzes unterstützt diese Ansicht durchaus. Eine große Anzahl von Kulturwörtern sind den Albanesen mit den übrigen indogermanischen Stämmen gemeinsam. Von ihnen darf man annehmen, daß sie aus der Urheimat mitgebracht worden sind. So, um einige Beispiele anzuführen, die Bezeichnungen für Jahr, Monat, Winter, Tag und Nacht, für Mond, Erde, Wasser; von Tieren tragen indogermanische Namen z. B. Bär, Wolf, Fliege, Floh, Maus, Schaf, Ziege, Wurm; die Worte für Fleisch, Knoblauch, Nufs, Gras, Stein lassen sich aus indogermanischen Mitteln erklären; die Namen von Körperteilen wie Achsel, Busen, Finger, Hand, Knie, Ohr, Zahn, die Ausdrücke für Bart, Blut, Knochen, Thräne begegnen Verwandten in den Schwestersprachen.

Die Bezeichnungen aus dem Kreise des Familienlebens sind allerdings nicht die bei der Mehrzahl der indogermanischen Stämme gebräuchlichen; indessen sind für Vater und Mutter Ausdrücke vorhanden, die dem Indogermanischen auch sonst nicht fremd sind, die für Sohn und Tochter stimmen mit den lateinischen überein, und das Wort für Schwester (*motre*) halte ich für identisch mit dem indogermanischen *māter* 'Mutter', das im Litauischen in der allgemeinen Bedeutung 'Weib' vorkommt. Nur das Wort für 'Bruder' hat ein fremdartiges Ansehen (*vla*), indessen ist seine Vereinigung mit dem indogermanischen *bhrater* doch vielleicht möglich.

Eine zuverlässige Vorstellung von dem Kulturzustande der Illyrier bei ihrer Einwanderung ist freilich auf Grund des vorliegenden Sprachmaterials kaum möglich. Denn sicher sind manche alte Kulturwörter später verloren gegangen und besonders durch lateinische ersetzt worden. Wichtiger aber ist es, daß wir im Albanesischen auf eine Anzahl von Wörtern stoßen, die allem Anscheine nach nicht indogermanisch sind. Möglich, daß manche von ihnen sich doch schließlich noch einer Ableitung aus arischen Mitteln fügen werden; alle gewiß nicht. Von ihnen liegt die Vermutung nahe, daß sie aus der Sprache der Ureinwohner ins Albanesische eingedrungen sind. Manche dieser interessanten Wörter sind dem Albanesischen mit dem Rumänischen gemeinsam. Das scheint darauf hinzuweisen, daß die ältesten Phasen dieser beider Sprachen von derselben prähistorischen, fremden Sprache beeinflusst worden sind. So heißt *kodre* im Rumänischen 'Wald', im Albanesischen 'Hügel', ein allem Anschein nach fremdes Wort, das zu dem Stadtnamen Scodra (Skutari) in Beziehung zu stehen scheint; *maj* 'Berg', *borç* 'Schnee' scheinen ebenfalls keine indogermanischen Wörter zu sein; auch die Griechen werden ihren Boreas aus nordischem Sprachkreise geborgt haben. Das albanesische Wort für 'Kuh' (*ljopë*) findet sich in deutschen Alpenmundarten wieder, auch dort ein Trümmerstück uralter Bevölkerung. Vereinzelt Zusammenreffen mit dem Baskischen, das ja allgemein als ein Rest der ältesten in Europa gesprochenen Sprachen gilt, wie in den Wörtern für 'Steru' und 'Schwanz', kann zufällig sein. Jedenfalls sind hier noch soviel Rätsel als Worte.

Wenn der Morgen der Geschichte für Griechenland längst angebrochen ist, liegt über dem illyrischen Norden noch dunkle Nacht. 'In das gewaltige Völkergetümmel, das auch dort damals gewogt haben mag, reicht die Fackel der Geschichte nicht, und die einzelnen Streiflichter, die in dieses Gebiet fallen, sind wie der schwache Schimmer in tiefer Finsternis mehr geeignet, zu verwirren, als aufzuklären'. Wiederholt wird uns von Kämpfen der makedonischen Könige mit den Illyriern berichtet, die niemals zu einer vollständigen Unterwerfung geführt zu haben scheinen. Der Einfall der Kelten, welche sich zuerst am Anfang des vierten Jahrhunderts v. Chr. auf der Balkanhalbinsel zeigten und durch längere Zeit in illyrischem Gebiete hausten, hat, soweit ich sehe, in der Sprache keinerlei Spuren zurückgelassen. Dann tritt die Gestalt des Königs Pyrrhos ins Licht der Geschichte. Er ist ein Epirot mit griechischem Namen; der Einfluß des Hellenentums war damals natürlich in diesen Gegenden schon sehr mächtig. Die Signatur der späteren albanesischen Kondottiere ist diesem Mame bereits deutlich aufgeprägt. Er hat als ein großer Feldherr begonnen und als ein Abenteurer geendet. Die Kämpfe der Römer in Illyrien, die sich an die Namen der Königin Teuta und des Königs Gentios knüpfen, hat Zippel in seinem Buche eingehend dargestellt. Die dann folgende römische Ordnung der

Dinge in Illyricum ist von dem tiefeingreifenden Einflusse auch auf die illyrische Sprache gewesen. Man kann sagen, daß sie nur mit knapper Mühe dem Sibiakal gänzlicher Romanisierung entgangen ist. Wenig fehlte, so hätten wir heut statt des Albanesischen eine romanische Sprache mehr. Die Entlehnungen im Wortschatz sind ungeheuer zahlreich; über die frühe Zeit ihrer Aufnahme kann kein Zweifel bestehen, da das *c* vor *v* und *i* noch den alten Wert als Gutturallaut hat. Sie erstrecken sich nicht bloß auf Kulturbegriffe, die den Illyriern vermutlich erst durch die Römer bekannt geworden sind, sondern auch auf solche, wo fremder Einfluß sonst gewöhnlich machtlos bleibt. Damals sind sehr viele altillyrische Wörter für immer in der Sprache untergegangen. Die Tiernamen für Pferd, Hund, Taube, Hahn, Löwe, Igel, Schmetterling, Fisch sind lateinisch, ebenso Apfel, Kirsche, Bohne, Frucht, Getreide, ja Ast, Zweig und Blatt; Gold, Silber und Blei tragen lateinische Benennungen, wie auch Öl, Brot, Zwiebel, Pfeffer, Ei, vielleicht auch Wein und Essig. Für Himmel, Wind und Luft, für Fluß und Flamme sind lateinische Wörter an die Stelle der einheimischen getreten. Das meiste, was auf das Wohnen in festen Ansiedelungen und auf geordnete öffentliche Verhältnisse sich bezieht, ist romanisch benannt: Stadt, Mauer, Dorf, Turm, Brunnen, Bad, Haus, Hütte, Treppe, Ofen, Zelt, Glocke; König, Krone, Gericht, Gesetz, Krieg und Frieden, Freund und Feind, Nachbar. Im Familienleben sind die Worte für Enkel, Stiefsohn, Ehe, Waise und Witwe Lehnworte. Kleidungsstücke wie Hemd, Hose, Mütze, Tasche, Ärmel, Gegenstände des täglichen Gebrauchs wie Bett, Buch, Papier, Feder, Kerze, Krug, Löffel, Säge, Stock tragen fremde Namen. Aber auch für Körper und Seele, für Mund, Magen, Leber, Haar, ja für Leben gelten die lateinischen Ausdrücke. Von den Jahreszeiten ist der Frühling lateinisch benannt. Ausdrücke, die erst mit dem Christentum Eingang gefunden haben, wie Ostern, Weihnachten, Fasten, Engel, Teufel, befremden weniger; auch eine der albanesischen Bezeichnungen für Gott ist lateinischen Ursprungs. Indessen mag auf all dies kein besonderes Gewicht gelegt werden; Mischungen im Lexikon alterieren im Grunde das eigentliche Wesen der Sprache nicht. Wohl ist dies aber der Fall, wenn man das einheimische Gebäude der Flexion durch fremden Einfluß untergraben findet; da beginnen die Erscheinungen, welche schließlich zum gänzlichen Aufgehen in fremder Redeweise führen. Wir nehmen solche im Albanesischen wahr. In der Konjugation finden wir rein lateinische Zeitformen und Modusformen, in der Deklination wird die Mehrheit auch nach lateinischer Weise bezeichnet; man darf die Frage aufwerfen, ob nicht der Artikel und einige wichtige Fürwörter lateinischen Ursprungs sind, wie es von einigen Zahlwörtern sicher steht. Demgegenüber will es nichts mehr bedeuten, wenn wir alltäglich gebrauchte Bindewörter, wie 'und', 'aber', 'daß', und zahlreiche Präpositionen als aus dem Lateinischen herübergewonnen nachweisen können.

Allerdings ist uns aus der Mitte des fünften Jahrhunderts n. Chr. bezeugt, daß damals das Latein in den Ländern zwischen dem Adriatischen, Ägäischen und Schwarzen Meere als Amts- und Haussprache galt. Jedenfalls aber legt es ein glänzendes Zeugnis von der Assimilierungskraft der römischen Sprache ab, daß es ihr gelungen ist, einem so unbotmäßigen und freiheitsliebenden Volke wie den Albanesen gegenüber derartige Erfolge zu erringen. Keine andere Sprache der Völker, denen die Albanesen nachher gehorcht haben, hat in ähnlicher Weise gewirkt. Gar keine Spuren haben die Goten und die Normannen zurückgelassen. Alarich war etwa zehn Jahre Präfekt von Illyrien, auch

nach seinem Tode sind Goten in Nordalbanien zurückgeblieben, erst 535 weicht das gotische Heer aus Dalmatien. Man darf 130 Jahre als die Dauer dieser germanischen Herrschaft ansetzen. Trotzdem hat niemand im Ernste vermocht, ein gotisches Wort im Albanesischen nachzuweisen. Ohne Erfolg war auch der spätere Ansturm der Normannen unter Robert Guiskard und Boëmund. In die Zwischenzeit fallen verschiedene Einfälle der Slawen, welche wahrscheinlich im dritten Jahrhundert zum erstenmal auf der Balkanhalbinsel erschienen waren. Seitdem ziehen sich diese slawischen Invasionen wie ein roter Faden durch die byzantinische Geschichte. Ihnen im einzelnen nachzugehen, ist hier nicht der Ort; die bekannten Untersuchungen, unter denen die des bulgarischen Gelehrten Drinov mit besonderer Auszeichnung zu nennen ist, geben darüber den erreichbaren Aufschluss. „Um die Hälfte des siebenten Jahrhunderts war die slawische Kolonisation der Balkanhalbinsel vollendet.“ Nordalbanien bildete bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts eine Provinz des serbischen Reiches; erst in den Wirren, welche nach dem Tode Stephan Dušans unter dessen Erben ausbrachen, machten sich die einheimischen Dynastengeschlechter frei. Der Süden Albaniens stand etwa hundert Jahre lang unter der Herrschaft der Bulgaren; des Zaren Symeon Reich umfaßte die albanesische Küste mit Ausnahme einiger byzantinisch gebliebener Seeplätze von Korfu bis an die Drinmündung, gegen Serbien bildete der vereinigte Drin, der weiße Drin und der Ibar die Grenze. Erst das Despotat von Epirus löste die bulgarische Herrschaft ab.

Über die Slawen in Albanien giebt es eine russisch geschriebene Untersuchung des um die Geschichte der Südslawen wohl verdienten Makušev, die mir leider bis jetzt nicht zugänglich geworden ist. In der Sprache der Albanesen ist starker slawischer Einfluß nicht zu verkennen. Die zahlreichsten slawischen Lehnwörter finden sich in den Mundarten von Nordalbanien, das dem Slawentum am längsten gehorchte und auch heute noch in fortwährender Berührung mit slawischem Elemente steht. Aber eine Anzahl slawischer Lehnwörter sind allen albanesischen Mundarten gemeinsam, auch denen, die in Griechenland und in Italien gesprochen werden; das beweist, daß sie ziemlich früh, jedenfalls vor dem 14. Jahrhundert, im Albanesischen recipiert waren. In Italien braucht man z. B. die slawischen Wörter für Schlüssel (*kljč*); Krippe (*gradž*). Marktplatz (*trg*), Nagel (*gvozd*); letzteres kommt in dieser Form nur im Bulgarischen vor. Sonst haben fast alle slawischen Elemente im Albanesischen serbische Lautform. Die Entlehnungen gehen auch hier oft weiter, als es sonst der Fall zu sein pflegt; nicht wenige Verba sind z. B. eingedrungen. Die Flexion ist dagegen ganz unberührt geblieben. Die zahlreichsten Lehnwörter beziehen sich auf Begriffe des bürgerlichen Lebens; dazu stimmt Kallays Behauptung, daß die Albanesen im serbischen Reiche vorzugsweise Viehzüchter waren. Mütze (*šapka*) und Sandale (*opinki*) tragen slawische Namen, von Gewerben das des Schmiedes (*šorač*) und des Webers (*kač*). Tier- und Pflanzennamen sind wenige eingedrungen, dagegen die auf Besitzverhältnisse sich beziehenden Worte *četa* und *bašina*; *zakon* für Gebrauch, Gewohnheit ist auch in Italien bekannt.

Die albanesischen Einwohner des Königreichs Italien beziffern sich auf etwa hunderttausend Seelen. Die ersten mögen herüber gekommen sein, als Skenderbeg 1461 seinen Abenteuerzug zur Unterstützung Ferdinands von Arragonien nach Apulien unternahm. Es wird berichtet, daß ihm für diesen etwas müßigen Beistand die Stadt Trani mit zwei anderen befestigten Orten als Zuflucht und Notanker für den Fall einer Kata-

strophe überlassen wurde. Diese trat bald nach Skenderbegs Tode (1468) ein. Eine große Anzahl Flüchtlinge fand auf italienischem Boden gastfreundliche Aufnahme und den Genuß wertvoller Privilegien. Aus jener Zeit stammen die albanesischen Dörfer in Kalabrien, der Kapitanata, Basilikata und der Terra d'Otranto, deren genaues Verzeichnis man bei Biondelli nachlesen mag. In Sicilien war die erste Niederlassung Contessa (1450), es folgten Palazzo Adriano (1481), Pianna dei Greci (1488) und Mezzojoso (1490); Santa Cristina ist eine im 17. Jahrhundert von Pianna ausgegangene Zweigkolonie. Die Mundarten der italienischen Albanesen tragen die Hauptzüge des Südalbanesischen, zeigen aber vielfach älteren Typus als das heutige Toskische. Dafs sie von italieuischen Lehnwörtern wimmeln, ist selbstverständlich; dafs ihnen slawische nicht fremd sind, wurde bereits erwähnt. Wenn wir hören, dafs noch heut ein Lied gesungen wird, in welchem in schmerzlicher Klage Moreas gedacht wird, so erweist das, dafs ein Teil dieser Ansiedler aus Griechenland kam, und darum wird uns das Vorkommen einzelner griechischer Wörter in ihrem Sprachschatz nicht befremden dürfen. Auffallender sind hier türkische Entlehnungen: in den Sprachproben bei Papanti finde ich *hak* 'Recht', *inat* 'Zorn'; bei Otranto sagt man für 'Markt' *pošar*, das ist 'Bazar'; in den Volksliedern Radas kommt *pedier* für 'Fenster' vor. Solche und andere Wörter müssen von jenseits des Meeres mitgebracht sein und beweisen, wie wenig widerstandsfähig das Albanesische gegenüber der damals noch so kurzen Einwirkung des Türkischen war.

Voll türkischer Wörter ist heute das im türkischen Albanien gesprochene Albanesisch, besonders die gegischen Mundarten, hier wieder vornehmlich der Stadtdialekt von Skutari. Die puristischen Bestrebungen von Kristoforidis richteten sich besonders gegen diese Eindringlinge. In Südalbanien ist das Zusammenwohnen mit dem griechischen Elemente nicht ohne Folge geblieben. Am stärksten ist der Prozentsatz griechischer Wörter natürlich unter den Albanesen des Königreichs Griechenland; unter zehn Wörtern, nach denen ich fragte, bekam ich immer fünf bis sechs griechische zu hören. Man weifs, dafs in Attika die Landbevölkerung vorwiegend albanesisch ist (z. B. in Eleusis, in Menidhi u. s. w.); die Inseln Hydra und Spetsia glorreichen Andenkens, sind von Albanesen bewohnt, die noch heute den grössten Teil der griechischen Marine stellen, und auch in anderen Teilen des Königreichs, besonders in Böotien, Argolis, Koriinth, dem südlichen Arkadien sind sie zahlreich vertreten, im ganzen wohl nicht viel unter zweihunderttausend. Genaueres über den Zeitpunkt und über die Provenienz dieser Ansiedelungen wissen wir nicht; zum erstenmal werden 1349 Albanesen im Peloponnes genannt, doch ist nicht zu bezweifeln, dafs albanesische Scharen schon viel früher in Griechenland gewohnt haben. Die Prüfung der Sprache zwingt uns, Einwanderung aus Südalbanien anzunehmen.

Der Zweck meiner kurzen Skizze war, anzudeuten, welche Spuren die Haupttappen der Geschichte der Albanesen in der Sprache dieses Volkes zurückgelassen haben. Ich konnte dabei die Hinweisung auf manche gelehrte Einzelheit nicht immer so umgehen, wie ich gewünscht hätte, wofür ich nachträglich um Nachsicht bitte. Eingehendere Beweise für manche Behauptung kann ich nur an anderen Orten geben. Skenderbeg und Ali Pascha von Jänina, die bedeutendsten Männer der mittelalterlichen und neueren Geschichte Albanien, sind auch weiteren Kreisen längst genügend bekannt gemacht worden. Um so mehr Entschuldigung wird vielleicht der Versuch finden, die ältere Geschichte ihres Volkes in großen Umrissen zu zeichnen. (Lebhafter Beifall.)

Zweiter Präsident: Wünscht jemand in der Versammlung zu dem eben gehörten Vortrage das Wort? Dann bitte ich den Namen zu nennen. (Pause.) Es geschieht nicht.

Ich kann nicht leugnen, daß ich selbst die Versuchung empfand, über einige Punkte in näheren Meinungsaustausch mit dem Herrn Vortragenden zu treten. Ich widerstehe dieser Versuchung im Interesse unserer kurz bemessenen Zeit, und weil sich ja gerade hier die Sache privatim leicht ergänzen läßt.

Wir sind gewiß alle, so wenig auch vielleicht gerade hier unter uns Filalbanj — wie die Italiener jetzt zu sagen pflegen — sich befinden, sehr erfreut darüber, daß die albauesischen Studien, welche eine zeitlang vorzugsweise von Theologen oder von Juristen, wie Joh. Georg von Hahn, oder von Mediziuern, wie Dr. Reinhold, betrieben wurden, nun von einem berufenen Forscher der Sprachvergleichung fortgesetzt, revidiert und berichtigt werden und dieser uns eine Probe *viva voce* gegeben hat. In diesem Sinne danke ich dem verehrten Herrn Vortragenden, gewiß in Ihrer aller Sinne — und gebe zugleich die fasses der Verabredung gemäß an den Herrn ersten Präsidenten ab.

Erster Präsident: Meine Herren! Nach Maßgabe der heutigen Tagesordnung folgt nunmehr der Vortrag des Herrn Professor Dr. Conze aus Berlin:

Über den Stand der Pergamenischen Arbeiten.

Ich ersuche den verehrten Herrn, diesen seiner Zeit auf meine Bitte gütigst in Aussicht gestellten Vortrag jetzt zu halten.

Professor Dr. Conze (Berlin):

Hochverehrte Versammlung! Das Präsidium hat mich aufgefordert, Ihnen einen Bericht über unsere Arbeiten in Pergamon zu erstatten. Diese Arbeiten stehen zwar einigermassen unter dem Zeichen des Schweigens und befinden sich wohl dabei; aber eine Aufforderung zum Sprechen aus so berufenem Kreise durfte doch nicht abgelehnt werden. Wir waren dann darauf bedacht mit dem Vortrage zugleich Anschauung zu bieten, und die Generalverwaltung der kgl. Museen hat sich zu dem Zwecke in dankenswerter Weise mit dem Präsidium verbunden. Beide gemeinsam haben das beschafft, was hier ausgestellt ist: ein Situationsplan von Pergamon, in summarischer Form nach den Aufnahmen der Herren Humann und Bohn hergestellt; sodann eine landschaftliche Ansicht der Burgkrone von Pergamon, wie sie in der Kaiserzeit etwa ausgesehen haben wird, gezeichnet und den kgl. Museen geschenkt von Fr. v. Thiersch, dem Enkel unseres Philologen¹⁾; er hat dabei die Rekonstruktion der drei Hauptgebäude von Bohn und Stiller zu Grunde gelegt; drittens ein anspruchsloses Holzmodell des großen Altars oder vielmehr nur des Unterbaus desselben; es fehlt obenauf nicht nur der eigentliche Altar von Asche, über dessen Platz und Gestalt wir ja nichts wissen, sondern auch die ionische Säulenhalle, welche vermutlich ringsum lief. Man mag so an diesem Modell

1) Im Buchhandel u. d. T.: Friedr. Thiersch, Die Königsburg von Pergamon. Stuttgart, Engelhorn. 1883. Fol.

gleich sehen, wie günstig für den Gesamteindruck der Aufsatz einer solchen Halle auf den sonst allzufachen Baukörper gewesen sein muß. Dieses Modell ist nur gemacht und soll auch hier hauptsächlich dazu dienen, zu zeigen, wie weit es bisher gelungen ist die *disiecta membra* der Gigantomachiereliefs in ihrem ursprünglichem Zusammenhang unter sich und mit der Architektur wieder zu ordnen. Endlich sind auch einige photographische Ansichten des pergamenischen Stadtberges und Photographieen von Teilen der Gigantomachie¹⁾ hier ausgehängt.

Die Arbeiten, über welche ich Ihnen nunmehr zu berichten habe, sind noch in vollem Gange, sowohl in Pergamon selbst, als auch im kgl. Museum zu Berlin. Dort in Pergamon gilt es immer weiter nach Ergänzungsstücken unserer Funde zu suchen und das Bild der antiken Stadt, aus deren Ganzem heraus diese Funde stammen, zu vervollständigen; hier in Berlin ist die Aufgabe gestellt, den Funden soweit ihre ursprüngliche Gestalt wiederzugeben, wie es nach den Zerstörungen zweier Jahrtausende möglich ist, und sie in dieser Gestalt würdiger Weise der Anschauung der Nachwelt zu überliefern. Zwischen Pergamon und Berlin werden denn auch bereits die Korrekturbogen einer Publikation ausgetauscht, welche alles, was an beiden Stellen erreicht wird, zusammenzufassen bestimmt ist. Endlich haben wir auch nächst diesen so weit amtlichen Arbeiten des Eingreifens der freien Forschung und Kunstthätigkeit zu gedenken, welche sich der Funde, der mit ihnen gebotenen Aufklärungen und mit ihnen gestellten neuen Probleme, mit Eifer bemächtigt.

Die Arbeit in Pergamon selbst wurde nach den Vorerhandlungen am 9. September 1878 begonnen und damals ununterbrochen bis in den Januar 1880 fortgesetzt, wiederaufgenommen im August 1880 auf ein volles Jahr bis zum August 1881, und, zum drittenmale begonnen im Mai 1883, wird sie bis in das nächste Jahr hinein im Gange bleiben. Nach diesem Hergange nehmen wir an, daß, wenn dann auch wieder einmal eine Pause eintreten müßte, wir deshalb den Platz nicht aus dem Auge verlieren werden.

Die erste anderthalbjährige Ausgrabungscampagne war die große Zeit des ganzen Unternehmens und die wenigen, die damals von ihm wußten und bei ihm thätig sein durften, denken wohl nicht an sie zurück, ohne daß ihnen das Herz höher schlägt. Es war eine Zeit voll von Anstrengung und Genuß, von Entdeckerfreuden und -sorgen, sie ist es, welche die eigentlichen durchschlagenden Erfolge zu verzeichnen gab. Alles das hat Carl Humann mit der ganzen Frische seines Wesens in unserm ersten vorläufigen Berichte im Jahrbuche der kgl. preussischen Kunstsammlungen I, S. 129 ff. erzählt. Mit Carl Humanns Namen bleibt die pergamenische Arbeit für immer verbunden, und ich möchte unserer Staatsregierung auch hier den Dank dafür aussprechen, daß sie die Organisation unserer Arbeit durch Humanns feste Anstellung mit dem Titel eines Direktors an den kgl. Museen und dem Wohnsitze in Smyrna in einem wesentlichen Punkte gesichert und damit zugleich die Leistungen Humanns belohnt hat. Unter Humanns Leitung haben die Ausgrabungen durch alle drei Campagnen hindurch gestanden, und unter ihr nehmen sie ihren Fortgang. Aber die Aufgaben wuchsen über das Maß dessen, was ein einzelner leisten konnte, hinaus, und so ist denn Herr Baumeister Bohn vom September 1879 an Humann ständig in Pergamon zur Seite gewesen; im Sommer 1883, als Humann

1) Verlag von W. Spemann, Berlin-Stuttgart.

zu einem anderen wissenschaftlichen Eroberungszuge in Dr. Puchsteins Begleitung nach dem Nimrud-dag im oberen Euphratlande delegiert war, hat er, wie auch sonst bei kürzeren Abwesenheiten Humanns, den Ausgrabungsarbeiten allein vorgestanden. Seine Hauptleistung aber ist die Beobachtung und Aufnahme der architektonischen Funde und deren Rekonstruktion gewesen; vor allem hat das Bild des großen Altars, wie es uns vor Augen steht, durch ihn feste Gestalt gewonnen, wie auch das des Athenatempels mit seinem Peribolos. Zur Untersuchung des Augusteums auf der höchstens Höhe der Burg traten die Herren Stiller und Raschdorf jun. ein, welche unsere Arbeiten während der Monate Oktober, November, Dezember 1879 teilten. Für die epigraphischen Studien, welchen aus den Ausgrabungen einige Hunderte von Inschriften zuwuchsen, hat anfangs während einer kurzen Zeit Herr Dr. Lolling, dann im Sommer 1883 und hoffentlich damit nicht zum letztmaligen Herr Dr. Fabricius durch sorgfältige Kopieen den ersten Grund gelegt. Nennen wir noch den inzwischen früh verstorbenen Maler Christian Wilberg, der es nicht dem Photographen allein überließ, uns Bilder des heutigen Pergamon zu schaffen, so sind, was ich nie gern versäume, die führenden Personen genannt, die an Ort und Stelle bei unsern Werke Hand angelegt haben.

Steigen Sie zur Burg von Pergamon hinauf, so finden sie als einzige gastliche Stätte zwischen allem Wust der Ausgrabung außer einer Steinhütte, in der ein Wächter schläft, zur gastlichen Aufnahme nur eine kleine Bretterbaracke einfachster Art; da haben alle die verkehrt, sich erquickt und geruht, die ich eben genannt habe. Auf die Holzbretter der Thür ist noch von Wilbergs Hand mit schwarzer Farbe der deutsche Wappenadler gemalt, links und rechts davon stehen nach Seemannsart die Namen einiger Herren vom Stabe unserer Kriegsschiffe Komet und Loreley, die bei den Transporten der Fundstücke zu verschiedenen Malen mitgewirkt haben und erinnern daran, daß noch eine ansehnliche Reihe von Namen aus den allerhöchsten Kreisen, wie aus Kreisen des kaiserlichen Reichsdienstes und der kaiserlichen Reichsregierung als Förderer des Pergamenischen Unternehmens zu nennen wären, sonst natürlich die Chefs und Mitglieder des königlichen Kultusministeriums, in dessen Auftrage die ganze Arbeit ausgeführt wurde.

Durch den, man muß sagen zufälligen, Fund zweier Kolossalreliefbruchstücke, die im Jahre 1871 Humann in die Hände fielen und durch ihn als Geschenke nach Berlin gelangten, wurde, wie ich ja wohl als bekannt voraussetzen kann, die ganze Unternehmung angeregt. Von der Freude an diesen einzelnen Proben ging man nicht nur zum Suchen nach anderen Stücken, sondern zum Aufsuchen des ganzen Bauwerks, dem sie angehört haben möchten, über; als man dessen Spur gefunden hatte, wurde man weiter geführt zum Nachsuchen nach möglichst allen noch findbaren zugehörigen Teilen und stellte sich die Aufgabe der Rekonstruktion des ganzen Monuments, benützte zugleich in der Überlieferung Hilfe für besseres Verständnis zu finden, Zweck und Zeit der Errichtung zu bestimmen. Während alles dieses schrittweise gelang, warf man die Blicke aber bereits weiter. Das einzelne Bauwerk war doch wieder nur ein Teil eines großen Baukomplexes, einer ganzen Stadt und nicht der unansehnlichsten einer, von deren Plauschema und Aufbaugestaltung, von deren mannigfaltiger Ausstattung nun in gleicher Weise eine Vorstellung wiedergewonnen werden mußte. Derart wurde das Problem immer größer und umfassender. Charakteristisch für die Art der Untersuchung war es, daß nicht, wie z. B. bei dem Schwesterunternehmen in Olympia ein Führer, den dort die Beschreibung des Pausanias

abgab, zu Gebote stand, sondern dafs, ähnlich wie im kleinen bei den österreichischen Expeditionen auf Samothrake, so gut wie ohne alle litterarische Führung von Stück zu Stück und Spur zu Spur gleichsam tastend ins Dunkle hinein die Untersuchung geführt werden mußte; um so heller erschien danach das Bild, das heute, wenn auch noch unvollständig, doch als ein ganz neues vor unsern Augen steht.

Wir sehen eine der bedeutendsten Residenzen, einen der Mittelpunkte geistigen und materiellen Lebens der hellenistischen Periode vor uns. Ihr Bild, dessen Züge gegenüber bisherigen Vorstellungen namentlich das voraus haben, dafs sie richtig sind, entspricht auch insofern der Wirklichkeit, als wir es mit Hilfe der uns heutzutage so recht geläufig gewordenen Betrachtungsweise sofort als ein in verschiedenen, den Zeiten nach wechselnden Phasen erkennen.

Wir sehen die Stadt als hochgelegene verhältnismässig kleine Festung, als jenes *ἄκρα* auf der *ἄκρα*, der *ὄρεϊα κορυφή* des Berges, dessen Gesamtform Strabo als *στροβιλοειδής* bezeichnet. Dort oben hütete jener Philetairos den Schatz des Lysimachos und machte sich dort mit ihm unabhängig. Wir sehen dann ein Sichansbreiten der Stadt, ganz begreiflicher Weise entsprechend der Ausbreitung ihrer Macht; den zwei großen Abschnitten der Machtentwicklung, zuerst unter Eumenes I. und Attalos I. und dann besonders unter Eumenes II. nach der Schlacht von Magnesia, entspricht ein Vorrücken des Mauerrings weiter den Berg abwärts, dessen ganzen Fufs bis an die Ufer des Ketios und Selinus herab die gewaltige Stadtmauer umfasste, welche in großen Resten noch vorhanden, vermutlich Eumenes II., überhaupt dem großen Bauherrn in Pergamon, ihre Entstehung verdankt. Nur an der Nordostseite, wo die *ἄκρα* schroff abfällt, hat die befestigte Stadtgrenze nie gewechselt. Dort ist die natürlich feste, aber damit auch keiner Entwicklung fähige Seite des Stadtkörpers, während dieser sich südwärts, westwärts, südostwärts wie ein großes lebendiges Wesen in Ausdehnung und später Zusammenziehung bewegt hat. In der Königszeit, wo trotz aller Machtentfaltung die Kriegsgefahr wiederholt bis in ihr Weichbild hereinrang, blieb die Stadt stets starker Mauerwehr bedürftig; die beiden Flüsse flossen ausserhalb. Erst als das pergamenische Reich dem römischen einverleibt war und an den Segnungen der Kaiserzeit Anteil gewann, die zuerst den großen Gebieten um das Mittelmeer einen einigermassen dauernden Zustand öffentlicher Sicherheit schenkte, konnte die Stadt entfestet über die Linie des Eumenischen Mauerrings hinaus sich frei in die Ebene hinein breiten. Es geschah in der Richtung auf das berühmte Asklepiosheiligtum, welches bis dahin weit vor den Thoren gelegen war. Dieses römische Pergamon war also eine offene Stadt, die ganze Königsstadt gleichsam ihre Akropole. Aber ein Wiederaufbau von Befestigung zeigt sich in einer Mauer, welche in etwas engerem Umfange als die Eumenische den Stadtberg umschliesst. Von da sehen wir dann mit dem Sinken der Sicherheit die Bemühung den Platz zu halten sich auf engere höhergelegene Abschnitte des Berges zurückziehen. Den riesigen Notmauern, hinter denen sich das Römertum auf europäischem Boden von Schottland über die Rhein- und Donaulände hin bis an das Schwarze Meer gegen neu aufstehende und andringende Volksmächte verschanzte, gehört, ohne dafs wir genauer die Erbauungszeit bestimmen wollen, jene bis zu vier Meter dicke sog. byzantinische Mauer an. Zu ihrer Errichtung wurden die großen Marmorwerkstücke, Architektur und Skulptur, der Monumente auf der Hochburg und dem Marktplatze verwendet. Es ist die Mauer, aus welcher die ersten Reliefplatten der Gigantomachie von Hunnam hervor-

gezogen wurden und deren jetzt vollendeter Abtragung wir so besonders viele kostbare Überreste verdanken, die in ihr etwa ein Jahrtausend lang vor weiterer Zerstörung geborgen gelegen hatten. Zu allerletzst wich die mittelalterliche Feste wieder auf den Umkreis der Philetairischen Akra zurück und setzte ihr Mauerfläckwerk auf die antiken Festungsfundamente dort auf, bis endlich alles oben verödete, während die türkische Stadt, wieder als Binnenstadt in einem großen mächtigen Reiche, unten in der Niederung, aber in geringerer Ausdehnung als die römische Unterstadt sich ausbreitete.

Wie im gesaueten Planschenia, so tritt uns der Charakter der einzelnen Perioden der Stadtgeschichte auch im Aufbau der einzelnen Bauwerke entgegen, die beständig Gegenstand unserer vom Einzelnen ins Ganze zielenden Untersuchung sind.

Auf vorspringendem Felsgrat hoch oben innerhalb der ältesten Stadt haben wir das vollständig dem Boden gleich gemachte Urheiligtum der Stadt, den Tempel der Athena Polias, wiedergefunden und seine Bauform rekonstruiert, die alles andere Pergameneische an Alter übertrifft. Wir haben zugleich gefunden, wie der altherwürdige Tempel in der Königszeit seine reiche Ausgestaltung namentlich durch einen prunkenden Hallenbau um seinen Hof erhielt, haben aufgedeckt, wie die südlich und westlich nächstgelegenen, für das gesteigerte Leben der Königsstadt wichtigsten Verkehrsplätze, der Markt und das Theater, umgebaut und neugebaut wurden und namentlich auf dem ansehnlichsten Punkte des Marktes jener gewaltige Altar des Zeus Soter mit seinem kostbaren Skulpturenschmucke errichtet wurde. Er erwuchs nach allem, was wir in Anschlag bringen können, auf dem Höhenpunkte der pergameneischen Königsmacht, nach dem verhängnisvoll entscheidenden Siege an der Seite der Römer bei Magnesia am Sipylus, bekanntlich 190 v. Chr. Als Bauherr des Altars erscheint also Eumenes II. und da er auch dem Athenaheligtum seine neue Gestalt gegeben und das Theater erbaut haben wird, so tritt sein Name in die Reihe derer eines Salomon, Perikles und Augustus, als der eines Neugestalters seiner Hauptstadt, und damit wohlbegründet und dafür bestätigend zugleich steht also bei Strabo der Satz: κατεσκεύασε δὲ οὗτος τὴν πόλιν καὶ τὸ Νικηφόριον ἄκρει κατεφύεσκε, καὶ ἀναθήματα καὶ βιβλιοθήκας καὶ τὴν ἐπὶ τοσούτῃ κατοικίαν τοῦ Περσέου τὴν νῦν οὖσαν ἐκείνος ἐπιτοκάλησε.

Von dieser Gruppe königlicher Bauten sondert sich nunmehr klar das, was die römische Kaiserzeit als architektonische Neuschöpfungen hervorrief; außer einer Anzahl noch namenloser, mit ihren festen Pflasterungen, Mauern und Wölbungen noch heute standhaltender Baureste stammen daher unten in der Ebene ein zweites Theater, sodann die für ihre Zeit charakteristischen Anlagen eines Zirkus und eines Amphitheaters, sowie wahrscheinlich große Thermen, deren malerisches Ziegelgemäuer, im Sommer von Scharen von Störchen bevölkert, unter dem meistangenommenen Namen einer Basilika das eigentliche monumentale Wahrzeichen von Bergama bildet. Daher stammt die mehr als Überbrückung, die auf eine ganze Strecke weit führte, von modernen Häusern überbaute Zuwölbung des Selinusflusses, daher die an einzelnen Pfeilerresten kenntliche einst gedeckte Straße, die eine gute Viertelstunde weit zu dem Asklepieion führte, dessen heute sichtbare Ruinen ebenfalls römisch sind. Römisch ist, so weit heute seine Bauform vorliegt, auch das Gymnasion τῶν νέων auf halber Höhe am Südhange des Stadtberges. Es gipfelt aber die römischen Bauten in dem Augusteum, welches höher als Athenatempel und Zeusaltar von der Spitze des Stadtberges südwestlich gewendet ins Land schaute, und für welches selbst der Standplatz, durch kühne Wölbbauten über den natürlichen

Abhang einer Schlucht vorgeschoben, erst geschaffen werden mußte. Dem Heiligtnie ihres Vaters unfern entstand auf der äußersten Nordspitze der Burg auch ein Tempel der Julia.

Dem Zurückweichen der Stadt auf den kleinen Umkreis ihrer Bergkrone entspricht dann endlich der Bau einer christlichen Kirche vielleicht um 500 n. Chr. grade an der Stelle, zum Teil über den Fundamenten des damals schon zerstörten Urheiligtumes der Athena Polias. So fällt wie für die Betrachtung des Planschemas, so für die des Aufbaus der Stadt die späteste Gestalt mit der frühesten zusammen. Vorher und nachher trieben nur die Hirten über den Berg und kreisten die Adler um ihn.

Alles, was ich bisher über Planschema und Aufbau der Stadt Pergamon in ihren verschiedenen Epochen gesagt habe, ist erst Ergebnis der preussischen Arbeiten. Über die Stadtform wurden bis dahin ganz ungenügende und in wesentlichen Punkten verkehrte Vorstellungen zum besten gegeben; kein einziges der genannten Gebäude kannte man überhaupt oder wußte es richtig zu benennen. Die Geschichtswissenschaft hat diese Gesamtaufklärung gewiß besonders hoch zu stellen und ich denke mit wehmütiger Freude daran, wie Joh. Gustav Droysen einer solcher Bereicherung der Geschichte des Hellenismus in den letzten Jahren seines Lebens noch warme Teilnahme schenkte. Aber so recht im Mittelpunkt unserer Unternehmung stand doch mehr ein Einzelnes, jener Prachtaltar mit seinen Skulpturen und die Absicht nicht nur sie zu kennen, sondern sie zu haben. Die Personifikation dieser Absicht zu 'haben' ist Carl Humann gewesen und so hat Pergamon Olympia ergänzt.

Es ist ein verantwortungsvolles Verfahren die Denkmäler dem Boden, auf dem sie entstanden und mit dem sie verwachsen sind, zu entreißen; etwas noch Lebendiges von ihrer Existenz geht dabei immer verloren. Es muß daher das Äußerste versucht werden bei der Hebung und Bergung, dann am neuen Aufbewahrungsorte so zu verfahren, dafs jener Verlust möglichst gemindert und durch neue Pflege Ersatz für ihn geschaffen wird.

Wir sind ehrlich bemüht diesen Anforderungen zu entsprechen. An Ort und Stelle hat sich neben dem leitenden Personal eine ganze Reihe von Aufsehern und Arbeitern für die besondere Leistung, welche hier gefordert wird, allmählich herangebildet oder ist zum Teil schon natürlich begabt und durch andere Arbeiten vorbereitet in den Betrieb der Ausgrabungen eingetreten. Auch ihrer und dessen, was wir ihnen verdanken, soll man gedenken. Unsere beiden Aufseher, Mastor Janni der grofse und der kleine, Laludis und Samothrakis mit Familiennamen, stehen billig obenan. Von der Marmorinsel Tinos stammend, der eine ein geschickter Steinmetz von Profession, der andere ein Tischler; sie haben die zahllosen Fragmente, wo es darauf ankam, mit intelligenter Handhabung aus der Verschüttung hervorgeholt, aus der Verbauung gelöst und sie derart verpackt auf den weiten Transport geschickt, dafs zwischen der Burghöhe von Pergamon und der Museumsinsel in Berlin kaum ein Schaden vorgekommen ist, während die Kisten von oft vierzig, fünfzig Mann gezogen auf kaum gebahnten Wege den an 1900 Fufs hohen Berg hinab, und dann mit Ochsen oder Büffeln Stunden weit ans Meer gezerrt, dann ohne Ladevorrichtungen ins Schiff gebracht, in Smyrna wieder, in Triest, oder in Rotterdam und Hamburg abermals umgeladen, und endlich vom Elbkahue oder Bahnhofe in das Museum geschafft werden mußten. Mit einem Scharfblicke, um den ihn der Archäologe beneiden könnte, hat der jüngere Master Janni bis zur äußersten Unkenntlichkeit ent-

stellte Reste von Gigantomachieplatten, die oft monatelang offen an unserm Wege auf der Burg gelegen hatten, gefunden. Diese beiden trefflichen Mitarbeiter tragen das preussische allgemeine Ehrenzeichen als eine wohl verdiente Erinnerung an die Dienste, die sie leisteten. Und so könnte ich noch eine Anzahl schlichter Arbeiter nennen, die wie eine Vorsehung im kleinen über den Funden gewaltet haben: der Türke Mamud und der verwegene Arnaut Salih, wenn er schwindelnd hoch auf der Festungsmauer stand, deren Steine beim Abbrechen unter seinen Füßen wichen und die er halten mußte, wenn sie auch ihm kenntlich den Stempel des Altertums an sich trugen; die Lämmoten Athanasios und Dimitri, die immer herangerufen wurden, wenn ein Skulpturstück aus besonders schwieriger Lage herauszulösen war; der Taube, ὁ βοῦκό, wie sie ihn schlechthin nennen, der unverdrossen die ganzen Jahre der Ausgrabung still für sich als Vorarbeiter mit der Hacke mitgemacht hat und durch ein unartikuliertes Krähen irgend ein ihm merkwürdiges Stück, das er bloßlegt, signalisiert oder seine tiefer unter ihm am Berge Mitarbeitenden vor einem rollenden Steine warnt. Diese und andere noch sind die nicht wissen, was sie thun und doch etwas Verdienstliches thun. Es sind ausschließlich Einheimische, meist Türken und Griechen, welche unter Humanns Verbefehle in beständig wechselnder, namentlich zur Erntezeit geminderter Zahl sich zusammenfinden; in dem Arbeitsberichte, mit welchem Humann den ersten Band der großen amtlichen Publikation der Altertümer von Pergamon eröffnen wird, werden sie nicht unerwähnt bleiben. Diese Publikation wird dann aber vor allem Rechenschaft davon geben, wie sonst der Beobachtung der Funde zunächst an Ort und Stelle gewaltet und so der feste Grund für alle weitere Bearbeitung und Erkenntnis gelegt wurde. Ich habe auf diese Publikation hier dadurch aufmerksam machen wollen, daß ich den vor kurzem ausgegebenen Prospekt derselben ausgelegt habe¹⁾. Von den acht Bänden, in welche das ganze Werk, soweit man bis jetzt den Stoff übersieht, zerfallen soll, ist der zweite, von R. Bohu gearbeitet, nahezu fertig; er behandelt das Urheiligtum der Altstadt, den Tempel der Athena Polias, Athena Polias Nikephoros, wie sie seit der Königszeit mit vollem Titel genannt wurde. Ich erlaube mir hier auch einen Appell an die verehrte Versammlung. Die Verlagshandlung, welche mit großer Liberalität die Sache in die Hand genommen hat, hat den Weg einer öffentlichen Subskription eingeschlagen. Ich glaube, daß die Bitte am Platze ist, die deutschen Anstalten, welche doch einmal zur Anschaffung schreiten wollen, möchten schon im vorhinein in dieser Subskriptionsliste ihren Namen in die Reihe der Förderer dieses abschließenden Werkes stellen.

Wir haben die Tausende von Zentnern Marmors auf ihrem Wege von der Fundstätte bis an die Schwelle der kgl. Museen begleitet; ein Hauptteil der Rechtfertigung ihrer Fortnahme wird erst hier zu suchen sein. Es wird darauf ankommen, ob sie dahin als an eine richtige Stelle für die Mit- und Nachwelt gelangt sind; dabei handelt es sich um ein Doppeltes, einmal um das, was im Museum geschieht, dann um die Teilnahme an der Weiterverarbeitung in weiteren Kreisen, die mehr aktive von seiten der Gelehrten und Künstler, aber schliesslich auch die receptive des größeren Publikums. Erst wenn die Aufnahme an allen diesen Stellen die richtige ist, kann man mit gutem

1) Altertümer von Pergamon. Herausgegeben im Auftrag des Kgl. Preuss. Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Berlin, W. Spemann.

Gewissen es vertreten, daß die Sachen nicht in ihrer kleinasiatischen Heimat geblieben oder nicht an einen anderen Ort gewandert sind. Wir haben uns mit einem Worte unseres Erwerbes erst würdig zu zeigen.

In das Museum gelangen die Fundstücke zu Hunderten und Tausenden von größeren und kleineren Bruchstücken; ganz ist wohl nichts mehr. In mancher stillen Stunde, die man auf dem Ausgrabungsfelde zubrachte, wollte es einem amnten, als ginge man über ein Schlachtfeld, und in die Freuden über die herrlichen Funde mischte sich der Schmerz über die gräßliche Verwüstung, welche über alles hingegangen ist; außer den Fundamenten fast nichts mehr auf seinem ursprünglichen Platze. Da ist gestürzt, fortgezerrt, zerstoßen und zerschlagen, weithin zur Wiederbenutzung beim Mauerbau oder an den Kalkofen verschleppt, nicht einmal, sondern während der Jahrhunderte immer wieder den Marmorflümmern nachgespürt für Steinmetz- und Kalkbrennerzwecke. Von dem, was von uns liebevoll wieder zusammengesucht wird, ist manches ja gleich am Orte nach Bedeutung und Zusammengehörigkeit erkannt. Mit immer neuer Freude fand Hunann eine Menge von Verbindungen zwischen einzelnen Gigantomachieplatten, als er sie zu erster Nachricht nach Berlin hin zeichnete, heraus; die Athenagruppe haben wir mit eigenen Händen gleich bei der Ausgrabung grofsenteils wieder zusammensetzen können. Noch mehr hatte Bohn Muße, die Architekturstücke wieder zusammenzusetzen und manche Inschrift liefs sich sofort aus ihren Stücken wieder ergänzen. Aber um solche rekonstruierende Thätigkeit weit zu verfolgen, dazu ist am Orte nicht die Möglichkeit vorhanden; die ist erst in der Ruhe der Museen geboten und in jahrelanger Bemühung ausführbar. Dazu hat sich denn eine fest etablierte Werkstatt gebildet; die für die Antike bestimmten Räumlichkeiten haben sich bei der überwältigenden Menge des Zuströmenden grofsenteils in ein Magazin und eine Werkstatt verwandelt. Es ist wie ein Krankenhaus geworden, in dem Heilung auf Heilung gelingt. Für die ganze Handierung haben wir namentlich in zwei italienischen Bildhauern, den Herren Freres und Possenti, ein treffliches Personal gewonnen. Sie haben nichts zu thun, nichts fast Tag und Nacht zu denken, als wie Bruch an Bruch sich fügen, wie auch über Lücken hin alte Verbindung wiederhergestellt werden kann. Die archäologische Konjektur und Emendation wird hier zu einem ganz gesonderten Handwerke und steht sich gut dabei, daß sie möglichst wenig unter dem Einflusse vorgefaßter Ideen geübt wird.

Seit nnnmehr fünf Jahren haben sich die Herstellungsarbeiten immer noch vorzugsweise auf das vornehmste Objekt, die Gigantomachie, richten müssen. Anfangs handelte es sich hauptsächlich um die Reinigung derjenigen Bruchstücke, welche in die byzantinische Mauer verbaut gewesen waren; sie waren noch stark von Kalkmörtel bedeckt, der nach sorgfältigen Vorversuchen und den Ratschlägen sachverständiger Techniker und Chemiker mit dem Meißel entfernt werden mußte. Weiter trat dann das Zusammensetzen der Teile hinzu; ganze Platten waren bald erkannt, wo sie aneinander paßten; denn die Reliefs sind in einer ununterbrochenen Folge über die Fugen der aneinander stoßenden Marmorplatten gearbeitet und Kontur liefs sich an Kontur fügen. Länger währte es, die kleineren Bruchstücke an ihre Stelle zu bringen, die zu dem Ende zunächst als Arme, Beine, Köpfe u. s. w. sortiert zur Manipulation zurechtgelegt werden. Die kleinen und doch oft auch für das Herstellen großer Zusammenhänge entscheidenden Erfolge dieser Arbeit sind noch längst nicht beendet; sie erfordern immer wiederholte geludlige Ver-

suche, glückliche Blicke, die sich nicht kommandieren lassen, sondern von Zeit zu Zeit nur auf Grund immer größerer Vertrautheit mit dem Vorrat der Überreste sich spontan einstellen.

Was auf diesem Wege bisher erreicht ist, stellt Ihnen das Holzmodell, das hier ausgestellt ist, mit seinen Photographieen vor Augen; es stellt Ihnen allerdings auch etwas mehr, als erreicht ist, vor Augen. Manche Relieftteile sind irgendwo nach ganz loser Vermutung vorläufig an irgend einen Platz gesetzt, der vermutlich noch nicht der richtige sein wird.

Dafs ganze große Teile im Zusammenhange erhalten sind, an anderen Stellen starke Lückenhaftigkeit vorhanden ist, mufs mit der uns im einzelnen unbekanntem Zerstörungsgeschichte des Altars zusammenhängen. Vielleicht wurde der erste große gewaltthätige Griff an das bis dahin wohl im einzelnen schon vielfach beschädigte, im ganzen aber noch aufrechtstehende Monument zum Zwecke des Baus der byzantinischen Mauer gethan. Ein Teil der Reliefs wurde heruntergerissen, in der Mauer und an Fallstellen auf dem Wege zu ihr hin, wo bald Verschüttung hinzutrat, bewahrt, während der Rest vielleicht länger noch frei und damit der verderblichsten Zerstörung zu allerlei kleinen Einzelzwecken ausgesetzt blieb. Die Hekategruppe an der SOecke stürzte beim Herunterreißen und Fortschleppen grösstenteils in eine weite tiefe Cisterne nahe der SOecke des Altars, wurde da nicht mehr herausgeholt, sondern bald zugeschlemmt. So ist sie wohl stark zersplittert, aber in den Splittern auf das trefflichste erhalten. Die Zeus- und Athenagruppe wurde zur Aufführung von Wänden, zu Wohnzwecken oder sonst, nahe an ihrem Standplatze auf der Ostseite des Altars verwendet und war, als dieses ephemere Bauwerk verschüttet wurde, gerettet. Was weiter und weiter hin zerschlagen, verschleppt wurde, davon finden wir noch immer Stücke, augenblicklich am Westabhange und solche Funde werden in Zukunft noch immer gemacht werden. Deshalb darf man Pergamon nicht aus den Augen lassen.

Die feste Grundlage für die Rekonstruktion der Gigantomachiekomposition bietet der Architektorkörper des Altarunterbaus. Der mächtige Fundamentkern steht noch in seiner nahezu quadraten Form am Platze; er giebt die Hauptdimensionen, in welche das einzelne einzufügen ist. Dafs die Treppe in den Baukörper einschneidet, ist sicher; ihre Breite aber ist leider noch eine unbekannte Gröfse. Im Modell ist sie etwas kleiner angenommen, als sie jedenfalls war, damit wir bei den Versuchen zur Einordnung der Reliefs auf den beiden Längsflächen jederseits auf alle Fälle den Platz hätten. Sie sehen, dafs auf der Längsfläche zur Linken die Reihe nahezu geschlossen erscheint; wir müssen hoffen, dafs der Schluß mittels neuer oder noch nicht richtig benutzter Fragmente hier am ersten gelingt und dann, da die Treppe doch in der Mitte gewesen sein wird, mit der Länge der einen Fläche links die der entsprechenden rechts, und, nach Abzug der Summe dieser beiden Längen von der Gesamtfrontlänge des Fundaments, die Breite der Treppe bestimmt werden kann¹⁾; die auf den Unterbau gehörende Säulenreihe, deren Interkolumnienweite bekannt ist, ist dabei auch noch verwertbar.

1) Die Hoffnung, dafs man in diesem Punkte der Untersuchung noch zu sicheren Ergebnissen gelangen würde, hat sich inzwischen erfüllt; die Breite der Treppe ist bestimmt; sie ist weit anschaulicher, als man erwartet hatte. (Februar 1885.)

Den Mittelpunkt der ganzen, alle vier Seiten und auch noch die Treppenwangen überziehenden Darstellung bildete der Idee nach die Gruppe der beiden kämpfenden Hauptgötter, des Zeus und der Athëa; sie hatte ihren Platz auf der Ostseite, auf welche der Weg auf den Altar zuführte; wir nehmen ohne Beweis an, daß sie die Mitte dieser Seite einnahm; links und rechts von ihr ist noch kein Zusammenhang wieder gesichert. Erst wenn man, wie im Altertume auf dem Wege von der Ostseite her zur Südseite weitergeht, ist Hekate und die neben ihr kämpfenden verwandten Lichtgottheiten, unter ihnen Artemis mit ihrem jugendlichen Gegner Orion, an fester Stelle. Die drei Hunde, welche die Göttinnen hier, im Kampfe ins Gigantenfleisch einbeißend und sich einkrallend, begleiten, sind um die SOecke des Baus verteilt und bilden so eine augenfällige Verbindung der beiden Seitenbilder um diese Ecke herum. Wie diese um die SOecke zusammenschließenden Teile einen festen Punkt in der Rekonstruktion bilden, so ist seit kurzen auch wenigstens die eine Eckplatte der Ecke rechts an der Treppe ihrem Platze nach gesichert, mit Dionysos, den sein Panther und zwei Satyrn begleiten, er mit dem Beinamen καθήμεων eine der Hauptgottheiten des pergamenischen Kultus, dessen Tempel nahebei auf dem Markte und dessen großes Theater ebenfalls in nächster Nähe lag. Dem Dionysos an der Treppenecke rechts entspricht vorn auf der Treppenecke links, durch Inschrift gesichert, Amphitrite und hier sind beide an die Ecke stößenden Seiten mit ihren Reliefs sicher wieder auszufüllen; der Amphitrite zunächst um die Ecke herum, also der Treppe zugekehrt, steht der Meerereis Nereus, beide inschriftlich benannt; andre Wassergottheiten schliessen sich an; die Flucht der Giganten geht an den Treppenstufen hinauf, bis an der schmalsten Stelle an der obersten Stufe unter dem Gesims einer der Adler des Zeus, die mehrfach so im Relief verteilt erscheinen, den letzten Raum ausfüllt. Wie um die Ecke links von der Treppe Wassergottheiten, so sind um die SWecke des Baus Kybele mit ihren Genossen und Genossinnen angebracht; ihre Löwen, auf deren einem die Göttin reitet, entsprechen, beiderseits um die SWecke verteilt, den Hunden der Hekate und ihrer Genossinnen auf der SOecke des Baus. So treten einzelne große Hauptzüge einer Gesamtkomposition uns mehr oder weniger gesichert bereits wieder vor Augen.

Die Rekonstruktion der Reliefs muß namentlich auch bestimmend sein für die Lösung einer weiteren Hauptaufgabe, welche den kgl. Museen gestellt ist, für die definitive Wiederaufstellung der Altarskulpturen. Von dem zweiten kleineren Figurenrelief, welcher Szenen aus der pergamenischen Heldensage aneinanderreichte und den eigentlichen Altarplatz obenauf auf dem Unterbau, zu welchem die Treppe hinaufführte, nach Innen gekehrt, also auf der Rückseite der Säulenhalle, umgab, ist bei dieser Wiederaufstellung wenig die Rede; hier hat die Zerstörung nur kleinere Bruchteile des Ganzen übrig gelassen, die eben als Bruchteile so oder so ihren Museumsplatz finden mögen.

Daß wir von den Gigantomachie-reliefs so große Teile wiederherstellen können, daß wir sie mit ihrem architektonischen Rahmen herstellen können, daß ihr Platz in diesen Rahmen nicht derart ist, wie etwa von Giebelgruppen in einem Tempelgiebel, wo die Wiederaufstellung in ursprünglicher Art zu einer Abenteuerlichkeit führen würde, sondern daß sie von Haus aus nicht allzuhoch für die Betrachtung angebracht sind, alles das rückte gleich beim Anfange der Überlegungen die Forderung an uns heran, das Ganze auch wieder als Ganzes zur Museumsaufstellung zu bringen. In den alten Museumsräumen

wäre das nicht möglich; doch in ihnen wäre auch in keiner andern Weise Platz für den neuen Erwerb. Also dafs zum Zwecke der Aufstellung neu gebaut werden müsse, stand allen Nächstbeteiligten bald genug fest und die Königliche Regierung hat denn auch die ersten Schritte hierzu durch Ausschreibung einer Konkurrenz für alle deutschen Architekten zum Frühling dieses Jahres gethan. Dreiundfünfzig Konkurrenten hatten die eigentümlich anziehende, durch die zur Verfügung stehenden Bauterrains absonderlich erschwerte Aufgabe mit viel Aufwand von Fleifs und Talent bearbeitet. Darauf haben wieder über einen Monat lang eingehende Erwägungen stattgefunden und die Aufgabe wird demnächst in ein neues Stadium der Bearbeitung treten.

Es handelte sich für das Hauptobjekt, für die Altarskulpturen, vor allem um die eine Frage: soll man den ganzen Altar wieder aufbauen und an ihm die Skulpturen an ihre gesicherten oder vermuteten oder hier und da auch willkürlich gewählten Plätze bringen? Die Versuche, wie sie die Konkurrenz zahlreich geliefert hat, den ganzen Altar in einem natürlich bedeckten Raume herzustellen, haben wesentlich dazu beigetragen es aufzugeben; eine von Hansen in Wien auferhalb der Konkurrenz gebotene Idee, dekorativ genial, gehört wohl kaum ins Bereich des in unserer praktischen Welt Ausführbaren; er stellt die Skulpturen im Innern in Sälen auf und rekonstruiert hoch oben auf dem Museumsgebäude auf einer den Besuchern zugänglichen Terrasse unter freiem Himmel den Altar mitsamt den vollständig restaurierten Reliefs in Terrakotta und, indem er die Heizungs- und Ventilationschlote in den eigentlichen Opferaltar zusammenlaufen läfst, sollte der Altar der alten Götter als Krönung der Berliner Museumsinsel beständig rauchen.

Aber, wenn man darauf verzichten wird, den Altar als architektonisches Ganze im Museum wieder herzustellen, so wird man was von dem Reliefschmucke zusammenhängend wieder hergestellt werden kann, auch möglichst zusammenhängend zeigen wollen. Auch dafür ist noch manches zu überlegen; denn wir stehen vor einer in dieser Weise noch nicht gestellten und gelösten Aufgabe, bei der man sich der beabsichtigten Wirkung möglichst vor der Ausführung vergewissern mufs. Wer etwa am Ende dieses Monats in Berlin ist, wird eine probeweise Aufstellung, wenigstens eines grofsen Ausschnitts der Reliefs samt dem ganzen architektonischen Aufbau in Augenschein nehmen können.

Ist einmal die Rekonstruktion der Reliefs, bei welcher eigentliche volle Ergänzung aller fehlenden Teile aufer Spiele bleiben wird, geschehen, ist sie, hoffen wir vielleicht in einem Jahrzehnt, in einem Neubau, soweit es angemessen scheint, zu Ende geführt, liegt auch die Publikation, worüber ebenfalls ein Jahrzehnt hingehen dürfte, vor, ist in Fortsetzung dessen, was derart schon jetzt geschehen ist, durch Kataloge für das Bedürfnis der Besucher gesorgt, so wird die Verwaltung der Museen ihr Teil gethan haben. Für den Augenblick kann man nur sagen und nicht mehr fordern, als dafs es damit im vollen Zuge ist. Die Volksvertretung, der man versichern kann, dafs bei der Erwerbung der Schätze sparsam gewirtschaftet ist und dafs auch für den Neubau keine Phantastereien angestrebt werden, wird ja wohl die Mittel, ohne die der Abschluss freilich unerreichbar bleiben würde, nicht versagen.

Aber es ist nicht genug mit dem, was am Ausgrabungsplatze und was im Museum geschieht; wir kommen zu dem letzten Teile der pergamenischen Arbeiten; da mufs die Zahl der Mitarbeiter grofs sein und sie ist es bereits. Das Kunstwerk, das nur in der Betrachtung sein Leben gewinnt, mufs ein Publikum haben und aus einer grofsen

Zahl, die sich, untereinander Anregungen tauschend, der Betrachtung hingiebt, müssen einzelne erstehen, welche die Betrachtung schöpferisch werden lassen und damit zur Rekonstruktion und zum Verständnisse weiterführen. Auch hierfür kommt der Platz, an welchen die Dinge versetzt sind, in Betracht und es muß sich zeigen, ob es ein richtiger ist. Wir glauben es.

Auch in Pergamon, als in dem ersten Ausgrabungsjahre Gestalt auf Gestalt dem Boden entstieg, fand sich ein großes Publikum dafür; an jedem Freitag, Sonnabend und Sonntag zumal kamen Türken, Juden und Christen aus der Stadt in hellen Haufen auf die Burg; am hübschesten war es Sonnabends, wenn die Einwohner des jüdischen Machalás zur Höhe stiegen, ganze Familien groß und klein, in ihren langen im Winde flatternden Rücken, viele in bunter Seidenpracht. Aber charakteristisch für dieses Publikum ist es, daß während ein ganzes Jahr schon nicht nur die Stadt Bergama von den großartigen Funden der Deutschen dort oben auf der alten Burg voll war, sondern auch in die weitere Umgegend bis nach Smyrna und darüber hinaus diese Kunde sich verbreitete, kein Sterbenswort von dem, um was es sich dort eigentlich handelte, nach Europa kam. Es war eben unter alle den Gaffern kein einziger Schender gewesen. Das war natürlich alles anders, als die Sachen bei uns bekannt wurden und rasch entstand eine Popularität, freilich sehr verschiedenen Gehalts: von der Familie, die man in der Pferdebahn, auf dem Wege in Kastans Panoptikum und, wie sie kurz sagten, zu den 'Perjamenern' traf, bis zu Leopold von Ranke, der den pergamenischen Skulpturen alsbald einen Platz in seiner Weltgeschichte gönnte. Das wäre im ganzen wohl an jedem europäischen Orte, wohin man die Werke versetzt hätte, ziemlich so geschehen, aber fraglich ist, ob an irgend einem andern Orte, als in Berlin, sich eine größere Elite der Betrachtenden, als dort der Fall ist, gebildet haben würde; eben jene Elite, welche zur Mitarbeit an dem Gewonnenen die geistige Hand anlegt. Die Frage fällt ziemlich zusammen mit der, ob ein andres Land eine Versammlung wie die, vor der ich die Ehre habe zu sprechen, jahraus jahrein anbieten könnte. Denn aus dem Kreise der im weiten Bereiche der Philologie sich Bewegenden kommt für die Mitarbeit, von der die Rede ist, das größte Kontingent; ich kann hier erwähnen, daß Se. Excellenz der Herr Minister, welcher an der Spitze dieses Studienressorts in Preußen steht, auch Konjekturen zur Wiederherstellung verdorbener Stellen der Gigantomachie beigetragen hat. Und so denke ich an viele, weniger illustre, darum nicht schlechtere Namen von Besuchern, die anfangs, als dergleichen noch viel zu thun war, ganze Platten an ihre Nachbarn zuerst richtig anfügten und dann mit weiteren Observationen Glück hatten. Manches davon ist ja bereits hier und da durch den Druck eigens veröffentlicht.

Daß wir aber neben der Anteilnahme der Gelehrten die der Künstler nicht vergessen, dafür steht hier Thierschs aus eigenem Antriebe ausgeführte Darstellung uns vor Augen; die erwählte zahlreiche Beteiligung der Architekten an der Baukonkurrenz zählt auch dahin; Tondeurs plastische Verkleinerungen, fleißige Arbeiten, reihen sich daran, die Trendelenburg mit einem vollen Kommentar soeben durch den Buchhandel verbreiten will. Mancher Gunst von Künstlern hatten wir uns sonst noch im einzelnen zu erfreuen; ich kann es nicht lassen, wenn auch ganz gegen seinen Willen, Gesellschafts Namen hier zu nennen.

Selbstverständlicherweise ist aber die stärkste Einwirkung auf dem Gebiete der

kunsthistorischen Studien zu spüren. In unsern Reihen hier sitzt einer der Altmeister unter uns deutschen Fachgenossen, der vor kurzem in einer größeren Arbeit seine Auffassung der mit den neueröffneten Quellen auftauchenden Probleme dargelegt hat, und dessen durchdachte Ausführungen auch in diesem Falle für uns lehrreich sein müssen, selbst wenn wir nicht ganz mit ihm übereinstimmen.

Es ist natürlich, daß, sobald wir in das höhere Gebiet der Beurteilung eintreten, die Übereinstimmung nicht so leicht zu erzielen ist, wie bei der Feststellung des Tatsächlichen. Ich sehe nun einen Vorzug der pergamenischen Funde und zumal auch der Überreste des Altars grade darin, daß sie so viel Tatsächliches bieten. Ein so großes Werk, im Zusammenwirken von Architektur und Skulptur und gewiß besten Kräften der Zeit entstanden, dekorativ, wenn man will, aber doch schon durch die beigetzten Künstlernamen als den Anspruch auf Leistung erhebend bezeichnet, nach Ort, Zeit und Bedeutung im ganzen klar, in großen Parteeen tadellos erhalten; durch das alles eignet es sich zu einem Ausgangspunkte der Betrachtung und Vergleichung. In der Beziehung ist ihm kein Werk der hellenistischen Kunst, ja außer dem Parthenon keines der Antike überhaupt gleichzustellen.

Was die sogenannte ästhetische Beurteilung anlangt, so haben wir bereits alle Variationen vom Lobpreisen bis zur etwas verächtlichen Charakterisierung zu hören bekommen; man hat uns selbst, glaube ich, hin und wieder Überschätzung des eigenen Besitzes zugetraut; mit welchem Rechte, muß ich dahingestellt sein lassen. Der Franzose, der große Stücke der Gigantomachie in seinen *Monuments de l'art antique* veröffentlicht hat, stellt dieselben mit dem Pariser Boulevarddrama, das ich nicht kenne, auf eine Linie; ein Engländer vom Britischen Museum macht in seiner Geschichte der antiken Skulptur nicht viel mehr daraus. Newton hat den gern zu acceptierenden Vergleich ausgesprochen, daß Pergamon zum Parthenon wie Rubens zu Raphael sich verhalte. Wollen Sie notgedranger Kürze zuliebe mit einem Bilde zufrieden sein, so möchte ich von einem Eindrucke der pergamenischen Skulpturen sprechen, als wenn man bei ihrem Anblicke in den Garten der griechischen Kunst wie im Herbst eintrete.

Ich berührte Vergleichungen mit andern hellenistischen Werken, zu welchen die Altarskulpturen den Anhalt bieten. Ganz besonders sind sie um augenfülliger Berührungspunkte willen angestellt, und zwar in besonders durchgeführter und weite Kreise beschäftigender Weise, mit der Laokoonsgruppe. Die Frage um dieses Meisterwerk, so alt wie die wissenschaftliche Archäologie, ist damit zunächst nur wieder als Frage, doch in neuer Fassung, auf die Tagesordnung gesetzt. Früher stritt man um drittes Jahrhundert vor Chr. oder Titus' Zeit, jetzt sucht man die richtige Datierung auch in der Mitte von beiden.

Es kann mir hier, wie eigentlich überhaupt, nicht beikommen über solche Punkte ein Endurteil abgeben zu wollen. Berühren mußte ich sie aber, um damit das Gesamtbild vom Stande der pergamenischen Arbeiten in der Skizze, die hier ja nur gegeben werden kann, abzurunden.

Wenn ich mit Brunn schloß und mit dem tauben Erdarbeiter in Pergama begann, wenn ich sonst noch möglichst viele Züge der höchst mannigfaltigen Thätigkeiten am großen Werke aufzuführen suchte, so wollte ich damit den umfassenden Charakter, den die archäologische Arbeit heute bei uns gewonnen hat, an einem einzelnen Beispiele Ihnen vor Augen stellen. Ich wollte zugleich Ihre Freude daran erwecken, daß sich diese

Arbeit dergestalt bei uns in Deutschland endlich hat entwickeln können. Wie unser Heer in langen Friedensjahren zu seinen jüngsten Leistungen sich hat schulen können, so hat auch die deutsche Archäologie in langem Kathederleben die Kräfte herangebildet, mit denen wir jetzt in Aktion getreten sind und neben Pergamon Olympia und Tyrus geleistet haben. Ich denke, mein lieber Göttinger Lehrer, den ich leider nicht, wie zu erwarten war, hier unter uns sehe, wird auch sein Stück Freude daran haben, und Eduard Gerhard, der so oft seine archäologischen Thesen auch auf den Philologenversammlungen aufgestellt hat, gebührt sein Verdienst dabei neben Otto Jahn, der uns auf Methode hinwies, und neben so vielen andern, als Lehrer der Architekturforschung namentlich Carl Boetticher. Diesen allen ist es nicht vergönnt gewesen so ins Volle zu greifen; selbst ihren systematischen Vorlesungen hat, glaube ich, das Kapitel vom Finden, die Heuristik neben Kritik und Exegese, ganz gefehlt. Um diese Kunst zu üben und in der Übung zu lernen, dazu bedurfte es nicht nur eines feinen Kopfes, sondern auch eines starken Armes, Die Stärke hat ihm das Deutsche Reich erst gegeben. Wer mitgethan hat bei Pergamon, weiß, daß wir ohne das Reich da nicht zum Ziele gekommen wären. Das zum Schlusse hier auszusprechen ist wohl am Platze inmitten eines Vereins, dem der Gedanke an das Vaterland von seiner Stiftung an innewohnt. (Lebhafter, mehrfach sich wiederholender Beifall.)

Erster Präsident: Ich frage die geehrte Versammlung, ob sie in eine Diskussion über den eben vernommenen Vortrag einzutreten wünscht. (Pause.)

Da dies nicht der Fall ist, so gestatte ich mir selbst — wie ich hoffe und vertraue, in Ihrem Sinne — eine kleine, aber doch bedeutungsvolle Ergänzung persönlicher Art. Wir haben die Namen der Männer vernommen, die sich um Pergamon verdient gemacht haben. Mit vollem Recht wurde da der Name 'Humann' in den Vorlergrund gestellt. Meine Herren! Sie sind mit mir davon überzeugt, daß unmittelbar neben diesem Namen ein zweiter Name nicht fehlen durfte, den hinzuzufügen nur persönliche Bescheidenheit dem verehrten Herrn Rehner verboten hat. (Bravo!)

Meine Herren! Wer einigermaßen vertraut ist mit der Geschichte der Entdeckungen zu Pergamon, mit der Geschichte der Erwerbung dieser unvergleichlichen Schätze für die königlichen Museen unserer Reichshauptstadt der weiß, daß hiermit stets unauslöschlich verbunden sein wird der Name 'Conze'. (Bravo!)

Deshalb ersuche ich Sie alle, meine Herren, als Mitglieder der 37. Versammlung deutscher Philologen dem in unserer Mitte weilenden Herrn Professor Conze nicht nur zu danken für den eben vernommenen Vortrag, sondern ihm unsern Dank zu votieren für alles, was er für Pergamon gethan hat, und zwar dadurch, daß Sie sämtlich sich von Ihren Sitzen erheben. (Geschicht unter lebhaftem Beifall.)

Professor Dr. Conze (Berlin): Meine Herren, ich danke Ihnen! Aber wenn Sie bisher Nichtgenannten hier Ihren Dank aussprechen wollen, so muß ich bitten, meines Freundes Schöne, des Generaldirektors der königlichen Museen, vor allen zu gedenken; nur, indem wir mit ihm Hand in Hand gingen, ist das ganze Werk uns gelungen. (Bravo!)

Erster Präsident: Meine Herren, auf unserer Tagesordnung steht noch ein dritter Vortrag, nämlich der des Herrn Oberlehrers Dr. Weissenborn aus Mühlhausen (Thüringen) über 'Die Gattungen der Prosa'. Ich glaube aber in Ihrem Sinne zu sprechen, wenn ich mir den Vorschlag erlaube, diesen Vortrag auf die Tagesordnung des nächsten Tages übergehen zu lassen. (Zustimmung.)

Ich nehme dabei an, daß Herr Oberlehrer Weifsenborn bereit ist, diesem Vorschlage auch seinerseits beizutreten. (Wird von dem Genannten bestätigt.)

Als Tagesordnung für morgen schlage ich Ihnen vor:

- 1) Beschlufsfassung über die im 'Tageblatt' unter Nr. I erwähnten Anträge;
- 2) Vortrag des Herrn Oberlehrers Dr. Weifsenborn (Mühlhausen): 'Die Gattungen der Prosa';
- 3) Vortrag des Herrn Professor Dr. von Braunn (München): 'Medusa'.

Ich konstatiere das Einverständnis der Versammlung mit diesen Vorschlägen.

Noch erinnere ich daran, meine Herren, daß wir morgen spätestens um 12 Uhr schliefen müssen mit Rücksicht auf die Exkursionen nach Wittenberg, resp. Wörlitz, die um 1 Uhr ihren Anfang nehmen sollen; eine Stunde vorher als Frühstückspause wird jedenfalls allen Herren erwünscht sein. Ich werde mich also bemühen, um 12 Uhr den Schluß der Sitzung herbeizuführen.

Ich habe ferner mitzuteilen, daß einige Exemplare der Nr. 40 der von Hirschfelder herausgegebenen 'Wochenschrift für klassische Philologie' eingegangen sind; ich werde die sämtlichen Exemplare auf dem Tische des Hauses niederlegen und bitte die Herren, dieselben entgegenzunehmen.

Weiter erinnere ich daran, daß heute nachmittag um 4 Uhr die Grundsteinlegung für das Wilhelm Möller-Denkmal auf dem Platze vor dem Gymnasium stattfinden wird. Ich ersuche die Herren Mitglieder der Versammlung, auch zu diesem Zwecke ihre Legitimationskarten mitbringen zu wollen. — Heute Nachmittag zwischen 5 und 6½ Uhr (nach der Grundsteinlegung) werden die Billets für die Exkursion nach Wörlitz auf dem Empfangs- und Ankaufsbureau zur Verteilung gelangen. — Um 7 Uhr nimmt die Theatervorstellung ihren Anfang. — Unmittelbar nach der Grundsteinlegung soll ferner nach dem gestern gefassten Beschlusse eine Beratung und Beschlufsfassung innerhalb der bezüglichen Kommission stattfinden über die Wahl des nächsten Versammlungsortes. Ich bitte daher die anwesenden Präsidenten früherer Versammlungen deutscher Philologen, zu der angegebenen Zeit in dem eine Treppe hoch gelegenen Konferenzzimmer des Gymnasiums gütigst sich einzufinden zu wollen.

Endlich habe ich mitzuteilen, daß Herr Hofrat Dr. Hosäus freundlichst sich bereit erklärt hat, morgen, resp. übermorgen von 12 bis 1 Uhr den Herren, die bezügliche Wünsche hegen, die unter seiner Verwaltung stehende Herzogliche Bibliothek zu zeigen.

Ich schliesse die Sitzung.

(Schluß der Sitzung 1 Uhr.)

Gedächtnisrede auf Wilhelm Müller,

am 2. Oktober 1884 in der Aula des Herzogl. Gymnasiums zu Dessau gehalten von
Professor Dr. Götsche (Halle a/S.).

In dieser feierlichen Stunde, da wir uns anschicken, die Gestalt eines Mannes vor unserer Seele aufsteigen zu lassen, an welchem nicht nur die Neigung eines engeren Staatenverbandes, sondern an welchem die Liebe eines ganzen Zeitalters gehangen hat, und an welchem Deutschland für alle Zeiten — so hoffen wir — treu hängen wird, in einem solchen Augenblicke wäre es angethan, daß der ganze volle Sonnenschein auf uns ruhte und der üppigste Duft der Wälder uns umwehte; denn das war gleichsam die Nahrung jenes in sich reichen Dichterlebens: leuchtender Sonnenschein und volle Waldluft. Aber ein neckisches Schicksal, das so oft gegen unsere besondern Wünsche streitet, hat uns aus der freien, ihre beste Kraft noch aufsparenden Natur verbannt. Doch wir wollen der Treue unserer Gedanken dadurch keinen Abbruch thun lassen, daß wir in einem engeren Raume, den Wilhelm Müller so wenig geliebt hat, seiner vollauf zu gedenken versuchen müssen: umgeben uns doch diese Wände mit einer der Alltäglichkeit sich entrückenden Hoheit.

Es ist einer der wenigen wunderbaren Männer, die aufgewachsen sind Schritt vor Schritt in einer Goetheschen Weise. Unsere ganze reiche deutsche Litteratur kennt keine einzige Dichter- und Menschengestalt, die ähnlich aufgediehen wäre bis in die unmittelbare Nähe der höchsten Aufgaben eines Menschenlebens, um dann vor der Zeit, aber glücklich, in den Schoß der geliebten Götter zurückzusinken. Von kleinen Anfängen geht er aus. Sie alle wissen von dem bescheidenen Hause dieser Stadt, in welchem er zu einer merkwürdigen Zeit geboren ward. Wunderbar genug: während die Stürme der Revolution ganz Europa zu durchzucken anfangen, da wurde dieser Mann Ihrer Stadt gegeben, der niemals das Gleichgewicht der Seele in ihrer tiefsten Bewegung verloren hat.

Es war am 7. Oktober 1794, daß der Geburt eines so angelegten Sohnes eine einfache, aber ungemein verständnisvolle Bürgerfamilie hierselbst sich zu freuen hatte. Dieses begrenzte, stille, aber seiner Lebenspflichten und seiner Lebensziele so klare Haus umgibt den Knaben als seine erste verständliche Welt, wie Goethe'n in seinem Frankfurt eine zwar großartiger angethane, aber doch in ihren Anregungen selbst für die Seele eines Kindes, wenn auch außerordentlichen Kindes begreifbare Häuslichkeit. Diese glückliche Begrenztheit der Verhältnisse machte den Blick des einen wie des andern aufkeimenden Dichters klar von früh auf. Als Müller, wenn auch ein wilder Knabe, so doch mit gesammelten Empfindungen und Gedanken umherlief in den herrlichen Wäldern, auf den herrlichen Auen, welche diese Stadt schmückend umgeben: da wuchs er immer bewußter

in seine erst kleinen, dann größeren Aufgaben hinein, und es hat nichts geringes zu bedeuten, daß er als ein kaum Zwölfjähriger schon einen stattlichen Band Gedichte fertig hatte. Das Dichten war damals noch keine so bequeme Kunst, wie es heute scheint; heute ist es fast ein überflüssiges Geschäft, Verse zu machen; aber Wilhelm Müller steht in jener glücklichen Zeit, da die dichterische Form zugleich eine Form tiefer, bewegter Gedanken und Empfindungen ist.

Aber Müller war weit davon entfernt, und seine Eltern noch weiter, diese frühen dichterischen Versuche als poetische Thaten gelten zu lassen: es ist keiner von den Versen übrig, die der junge Dichter in jenen ersten Jahren verfaßt hat, und kein litterarischer Antiquitätensucher wird jemals von diesen zur rechten Zeit verbrannten Versen etwas zu retten haben.

Indes diese ersten dichterischen Versuche, die gern geduldet wurden, waren nicht die einzige, dem Alter des jungen Müller angemessene Beschäftigung. Seine Eltern sahen klarer, und als ob sie wüßten, an welchen Stamm der von Gott gegebenen und geordneten Natur sich diese Epheuranke des Dichtergeniüts anschmiegen sollten, schickten sie unbedenklich den heranwachsenden Knaben hinaus; er durfte in dem schönen Lande umherwandern, wie er Lust hatte; ja die Eltern boten ihre immerhin mäßigen Mittel auf, den Sohn noch weiter hinauszuführen: er machte Reisen bis in das damals kursächsische Nachbarland hinein; er durfte die mannigfachen Eindrücke in sich verarbeiten: kurz, er durfte ein nach Goethescher Art frühzeitig fertiger Mensch werden.

Doch dieser Vollgenuß der Natur, an dem sich vorher die schon abnehmende Dichterkraft eines Matthiäson immer wieder aufgefrischt und erhoben hat, war es nicht allein, was den jungen Müller heranbildete. Frühzeitig kamen die einfachen Eltern auf den ganz rechten Gedanken, daß die beste Erziehung für einen Poeten, wie für jede kernhafte, harmonische Natur, eine tüchtige wissenschaftliche wie sittliche Bildung sei. Man kann die Nachrichten über das höhere Bildungswesen jener Zeit durchblättern, da bleibt unsere Aufmerksamkeit immer bei zwei Namen haften: bei den Namen Vieth und des Marées. Wir vermögen jetzt nicht mehr ganz deutlich zu sehen, wie diese beiden ganz verschieden gearteten Männer auf den jungen Müller einwirkten, ohne einander zu stören; aber der Schüler hat ihnen Zeitlebens angehangen, und wohl könnte man die einfache Vermutung aufstellen: alles das, was in dem Empfinden des jungen Müller und des späteren reifen Dichters so geradlinig, so korrekt und so durchsichtig aussieht, das hat er von dem einen Lehrer der Mathematik und dem anderen Lehrer der Geschichtswissenschaften heranzubilden lassen.

Aber die Schule ist nicht die einzige Lehrerin des werdenden Mannes, wenn sie uns auch noch so viel spendet; sie bietet am wenigsten Fertiges, sondern nur Samenkörner, die doch erst in einer verhältnismäßig späten Zeit aufgehen. Was den Knaben, was den bewußter strebenden Jüngling am meisten hebt und auf seine immer deutlicher erkennbaren weiteren Aufgaben hindrängt, das ist selbst in scheinbar prosaischen Zeitaltern ein gewisses Stück Romantik. Aber es giebt eine Romantik, die die unschädlichste von allen und dabei die treueste und die allergewöhnlichste ist: das ist jene Romantik, welche sich in der Schönheit der Landschaft dem unbefangenen Auge und Herzen darbietet. Glücklich der Mensch, der frühzeitig lernt, oder den die Natur von Haus aus mit der Gabe ausgerüstet hat, die Romantik der Natur und des Verkehrs mit ihr in sich auf-

zunehmen, den vollen Athemzug des Lebens beim Rauschen des Wassers und des Waldes und bei fröhlichem Hörnerklang zu verspüren! Höre man doch nicht auf jenen Tadel der Poesietheoretiker, welche wohl dem späteren Wilhelm Müller gelegentlich vorgeworfen haben, es sei nichts weiter als eine künstlerische Maskerade, wenn er da als Jäger und dort als Müller auftrete. Das war die vollste Ehrlichkeit des Dichtens. Hier in dieser herrlichen Landschaft lernte er bald bei dem Jagdruf, den Fanfaren und bei dem Tumult der Parforcejagd sich ganz als Jäger fühlen und den echten poetischen Kern des blutigen Jägerhandwerks herausfinden; bald blieb er sinnend an einer einsamen Mühle stehn, um in ihrem Klappern, welches sonst vielleicht nur zu einer gleichgültigen handwerksmäßigen Betrachtung einladet, in seiner dichterischen Neigung klar das Skandieren der schönen Verse vorwegzuhören, die er später dichtet; er hat erfahrungsmäßig, ohne je gleichsam ein Maskenmaterial daraus zu entnehmen, die poetischen Reize des Jäger- und des Müllerlebens gezeichnet, wie sie sich in seinem Vaterlande darbotten.

Aber er wäre ein oberflächlicher Poet gewesen, wenn er in seiner engeren Heimat nicht mehr gefunden hätte, als die schöne Natur, als die Romantik des Jagdlebens und der einsamen Mühle. Die Anhaltischen Lande haben eine eigentümliche Geschichte, welche den werdenden Dichter bedeutsam erziehen hilft. Ein solcher mußte an jene eigentümlichen Zeiten zurückdenken, wo unter den Schrecknissen einer äußeren Geschichte das Gemüt der strebsamen Jünglinge, Männer und Frauen sich vertrauensvoll in das Reich der Poesie flüchtete. Und so wertlos auch heute alle dichterischen Leistungen der Fruchtbringenden Gesellschaft erscheinen mögen, sie waren für unsere Vergangenheit ein wertvolles Stück des sich selbst disziplinierenden Gemütslebens.

Aber in die Erinnerungen speziell Anhalts, wenn es sich nicht litterarisch beschränken wollte, war eine Gestalt hineingestellt, welche ein wahrhaftes Dichtergemüt bei Zeiten ergreifen und nicht bloß poetisch ergreifen, sondern bis zu einem gewissen Grade auch sittlich bilden mußte. Das war die Gestalt des 'alten Dessauers'. Das war eine Figur, geartet, eine kräftige Poetennatur ohne weiteres anzuregen. Ich entsinne mich in diesem Augenblicke keiner Verse, welche Wilhelm Müller ganz ausdrücklich an diese merkwürdige Gestalt unserer deutschen Bildungsgeschichte gerichtet hätte; aber man kann sich anheischig machen, nachzuweisen, wie er in verschiedenen seiner Epigramme — also der späteren Dichtungen —, wo es auf sittliche Momente ankommt, wo er den Pflichtbegriff betonen will, auf die geradlinige, ja etwas störrische Weise des Leopold von Dessau zurückkommt.

Doch an diesen Leopold von Dessau hängt nicht bloß ein unerschrockener Pflichtbegriff, ein Thatendrang, der direkt auf sein Ziel losgeht und sich noch in hohem Alter Kriegslorbeern verdient, sondern in dem Manne schlägt auch ein merkwürdiges Herz, ein Herz nicht angekränkelt von der Eupfindsamkeit und der falschen Romantik seiner Zeit, sondern ein geradliniges, volles Menschenherz. Dieser Mann, der unbekümmert seine Anne-Liese liebte, war ein Prototyp für alle jene Mannesnaturen, welche ihren eigenen Neigungen einen geraden Weg zu ihrem Ziele schaffen wollen; und es wäre ein anziehender Versuch, an Wilhelm Müller nachzusehen, wie er eine gewisse Geradlinigkeit der Empfindung, obgleich hineingestellt in das Zeitalter romantischer Verirrungen, an dem Vorbilde dieses alten Dessauers herausgebildet hat. Man würde sich in Müller außerordentlich täuschen, wenn man die Keckheit seines Liebens in den Jäger- und Müllerliedern, wenn man die

eigentümliche Melancholie mancher scheinbar verzweifelten Momente lediglich als ein Spiel des dichterischen Gemüths ansehen wollte: das ist alles Ernst, tiefer Ernst, wie er ihn hatte frühzeitig beobachten können an der Geschichte von dem alten Dessauer und seiner Anne-Liese. Wenn man den späteren Lebenserinnerungen nachgeht, wo er nun wirklich als Dichter auftritt, vermag man nicht zu entlocken, dafs irgend ein anderes Moment in dieser Richtung noch wesentlich bestimmend gewirkt haben könnte, wenn nicht solche Momente, die jeder von uns, so verschiedenartig unsere Berufe sein mögen, in sich hätte erfahren können, wenn sie auch nicht dichterisch von jedem umgesetzt werden.

Indes ist die Gymnasialzeit abgeschlossen und das Schicksal führt ihn 1812 nach der jungen Universität Berlin. Wir modernen Menschen sind sehr leicht geneigt, solchen Eintritt eines jungen Mannes in irgend eine beliebige Universität als eine verhältnismäfsig gleichgültige Thatsache anzusehen; damals war ein solcher Schritt von höchster Bedeutung. Nicht nach dem alterberühmten Leipzig, sondern nach dem Berlin, über welchem die Morgenröthe eines neuen Zeitalters durch die Trübe der augenblicklichen Verhältnisse aufleuchtet, geht der junge Müller. Da wollte er nicht blofs lernen für das, was ihm als Lebensaufgabe gestellt war, — er fühlt das heraus, und es ist nicht unwahrscheinlich, dafs er an einigen der bedeutenden Lehrer dieser merkwürdigen Universität es schon damals lernte, ein wie eigentümlicher Geist an dieser Universität walte, welcher mitten unter den ungeheuersten Drangsalen des nordischen Deutschlands sich mit siegreicher Kraft gegen den fremden Gewalthaber aufbäumen werde. Hier hat Müller ganz sicher seine eigentliche Kraft geholt, welche er von da ab — und er lebte nur noch anderthalb Jahrzehnte — durch alle seine Bestrebungen hindurchgehen läfst. Die Studenten Berlins von den Jahren 1812 und 1813 hatten keine rechte Ruhe, hatten vor allen Dingen keine Stimmung, ihren besonderen Aufgaben nachzugehen. Da wo Fichtes Gedanken ausgesprochen worden waren, da, wo Friedrich Wilhelm III. die Armee des Februars von 1813 vorbereitete, da mußten ganz andere als besondere Berufsgedanken den jungen Leuten durch Kopf und Herz gehen. Und unter dem magischen Einflufs dieser Gedanken steht denn unser junger Wilhelm Müller. Es bedurfte nur des Rufes vom 17. März 1813, — da liefs er Studieren Studieren sein, da fand man den ganz jungen Mann unter denen, die gegen Frankreich zogen. Und er zog nicht allein mit einem allgemein politischen Gedanken in diesen Krieg, sondern mit einem ganz bestimmten nationalen, vor allen Dingen mit einem schwungvoll romantischen Gedanken. Freilich sind wir gewöhnt, wenn wir von romantischen Gedanken und Vorstellungen reden, uns unwillkürlich nebelhafte Gedankenbilder darunter vorzustellen. Damals jedoch war der Gedanke der Romantik ein ganz anderer: er hatte Fleisch und Blut; es kam darauf an, des alten deutschen Reiches Herrlichkeit und Machtfülle wiederherzustellen; man hielt in diesen Beziehungen dieses Deutschtum für durchaus gefährdet durch Napoleon den Ersten. Und so war für den jungen Müller diese Teilnahme an dem Kriege gegen Frankreich zugleich eine sittliche und — fügen wir hinzu — eine poetische That. So erklärt es sich denn sehr leicht, dafs, als er im Jahre 1814 nach der Teilnahme an mancherlei Kämpfen nach Berlin zurückkehrte, er sofort seine feste Stellung fand in den Kreisen der neuromantischen Schule.

Diese Teilnahme an den romantischen Bestrebungen würde eine sehr unfruchtbare und flüchtige gewesen sein, hätte sie nichts weiter hervorgebracht, als das, was sie bei vielen anderen Jünglingen hervorgebracht hat: die Teilnahme an einer wilden, phantu-

stischen, patriotischen Dichterei. Wir sehen an nichts deutlicher die mannhafte Selbstständigkeit, zu der sich der noch junge Müller entwickelt, als an der Stellung, welche er gerade zu dieser Romantik der Freiheitskriege einnimmt. Er bildet im Zusammenhang mit dieser ehrenvollen Art von Romantik den Sinn für das volkstümliche Leben aus, welches er in anderer Weise schon in seiner Heimat hatte kennen lernen; er, der im engeren Kreise eines kleinen Staatslebens aufgewachsen, an der Hauptschule des engeren Landes gediehen war, er gewinnt jetzt auf einmal bedeutende Perspektiven. Vor seine Seele treten die Bilder von volkstümlicher Herrlichkeit — wir dürfen bei ihm schon den Ausdruck gebrauchen: von Volksindividualitäten. Er sieht Griechenland vor seinem inneren Auge, er sieht lebhaftig die Bewohner Rügens, er sieht die Spanier wie große Gestalten vor seiner Seele stehen und beschäftigt sich mit ihren Sitten und Gebräuchen, mit ihren Sängen und Liedern. Diese Beschäftigung giebt ihm nicht dieses oder jenes Material für seine poetischen Studien, sondern das Volkstümliche daran baut sich großartig in seiner Seele auf.

Ich will hier ein klein wenig vorgreifen. Wir werden sogleich sehen, wie er nach Italien geht, nun in Rom seine Beobachtungen macht und von dem römischen Leben Bilder giebt, die heute allerdings nur noch wenig philologischen oder kulturgeschichtlichen Ertrag darbieten mögen. Aber wir bemerken, wie er mit einem Scharfsinn für Beobachtung von Land und Leuten, der damals noch etwas überaus Seltenes war, mit einem Scharfsinn, der etwa nur an Goethes Bilder aus Italien erinnert, die Volkstümlichkeit trifft; und wer von einem prophetischen Sinn für die Entwicklung eines Nationalcharakters reden wollte, der könnte aus diesem nicht mehr viel gelesenen Buch sehr leicht diesen oder jenen merkwürdigen, erst später zu praktischer Gültigkeit gekommenen Gedanken ausziehen.

Nichts zeigt vielleicht so scharf die Entwicklung des Sinnes für Volkstümlichkeiten in dem noch jungen Müller, wie die Art, wie er unser Rügen auf seiner dichterischen Studienreise von 1825 aufgefaßt hat. Man muß nur einmal gewandert sein durch die Teile dieser Insel, in denen er gewandert ist. Er sah die einfachen Fischer von Mönchgut mit ihren festen Überlieferungen, mit ihren unveränderlichen Anschauungen; und diese Menschen bauen sich denn nun mit diesen Gebräuchen und Anschauungen wie Normalgestalten vor seiner Seele auf. Es ist gewiß ein sehr prosaischer Vorwurf für einen begabten Dichter, über eine blaue Schürze ein Gedicht zu machen; aber man nehme einmal dieses einfache Gedicht, wo er schildert, wie die arme Mönchguterin, deren Bräutigam da unten auf dem Meeresgrunde liegt, die blaue Schürze abweist, welche die Mutter vor das Fenster als Heiratszeichen gehalten! Es ist nicht allein der frische Sinn des Dichters, sondern es ist geradezu der Scharfsinn des Kulturhistorikers in diesen Gedichten, in den 'Muscheln von der Insel Rügen'. Wäre zufällig Wilhelm Müller durch die Fügungen des Schicksals bei einem längeren Leben in eine mehr wissenschaftliche Richtung hineingelenkt worden, sehr wahrscheinlich wäre er einer der größten Vorläufer der modernen Kulturwissenschaft geworden, wie sie uns in Wilhelm Riehl so anschaulich entgegengetreten ist.

Aber für den Romantiker gab es keine andere Auffassung aller dieser Verhältnisse, als die vom Standpunkte der Kunst aus. Und auch hier tritt uns Wilhelm Müller mit einer eigentümlichen Selbständigkeit und Größe entgegen. Zwar hatte Winkelmann schon ein halbes Jahrhundert vorher die bedeutendsten Gedanken über die Auffassung der

Kunst in das Land geworfen, ja als lebensvolle Wissenschaft aufgestellt; zwar hatte Goethe, vor allem in seiner 'italienischen Reise' immer wieder hervorgehoben, dafs die Kunst nicht etwas ganz Besonderes, von dem gewöhnlichen Leben Losgelöstes oder gar ihm Entgegen-gesetztes sei, sondern dafs in der Kunst gerade das eigenste Herzblut jedes Volkes und jedes Zeitalters pulsire; — aber es ist außerordentlich interessant zu beobachten, wie Wilhelm Müller sich zu seiner Kunstauffassung erhebt. Nicht dafs er bedeutende Unter-suchungen gemacht, nicht dafs er eigens ein Buch in dieser Richtung geschrieben hätte; aber man sieht, wie der innerlich herausgearbeitete Kunstbegriff, den er sich angeeignet, auf seine ganze Persönlichkeit in ihrer weiteren Entwicklung wirkt. Und wir wollen dem Schicksal dankbar sein dafür, dafs er an eine einzig geartete klassische Stelle in Deutsch-land gestellt war. Vielleicht war außer der hier überall lebendigen Erinnerung an den 'alten Dessauer' nichts, was ihn mit voller Entschiedenheit auf große militärische, patrio-tische Anschauungen hätte hindrängen können; aber hier in dem Dessauer Lande umgaben ihn Dinge, an denen viele von uns — und ich will das nicht zu unserem Ruhme sagen — heute mit beschäftigter Gleichgültigkeit vorübergehen. Was man in Wörlitz sieht, was man in den Kunstsammlungen von Anhalt überhaupt findet, was an Raritäten hier vielleicht aufgespeichert ist, das erscheint uns modernen verwöhnten Menschen gleichsam wie ein vergüglicher Dilettantismus. — für jene Zeit, in welcher Wilhelm Müller groß geworden ist, war es eine große Geistes- und Herzensangelegenheit. Es war nicht gleich-gültig für seine Entwicklung, dafs in dem nachbarlichen Wörlitz so herrliche Sachen zu finden waren, dafs an dem Dessauer Hof geschwärmt wurde von Winkelmann und von der 'italienischen Reise'; es war nicht gleichgültig, dafs sogar Goethe sich hier einmal vor-übergehend in die ästhetischen Interessen des höfischen Kreises fand; für Wilhelm Müller war dieses Stück Kunstinteresse, an dem er so lebendig Theil nahm, zugleich ein Stück eigener, sehr wichtiger menschlicher Weiterentwicklung. Denn die Kunst ist nicht eines Menschen, nicht eines Zeitalters: die Kunst ist überall, wo sie wirklich Kunst ist, das Merkmal des Menschlichen überhaupt. In jedem großen Kunstwerke schlägt das ganze Herz der Menschheit; da sehen wir hinaus über die engen Grenzen unserer besonderen Nationalität und bei dem wahren Künstler entwickelt sich immer ein wunderbarer Kos-mopolitismus: die politischen Schranken, die zufälligen Grenzscheiden allgemeinerer Ver-hältnisse werden übersprungen, und über die Alpen hin reichte der Sohn Mitteldeutsch-lands gern dem mitempfindenden Italiener die Hand. Das ist derjenige eigentümliche kosmopolitische Kunststimm, der Müller in scheinbarem Widerspruch mit seinem deutschen Herzen einst so lange an Italien festgehalten hat, sodafs er es kaum vermochte, zurück-zuschreiten aus diesem schönen Lande; das ist es, was ihn nachher auf der Höhe seiner künstlerischen, wie auch seiner inneren wissenschaftlichen Thätigkeit mit Griechenland so eng verbunden hat. Damaals im Anfange der 20er Jahre gab es nichts, wofür der Deutsche als ein in seinen Strahlen ungebrochenes Ideal eigentlich hätte schwärmen können; von allen solchen Dingen, die mit den Fragen der großen Staatsentwicklung zusammenhängen, durfte kaum die Rede sein; und wenn Wilhelm Müller, erfüllt von dem großen Geiste der mtdurchkämpften Befreiungskriege, wohl gelegentlich an die Erfüllung ihrer Ideale dachte, so hatte sein gnädiger Landesherr wohl Veranlassung, das unruhige Dichtergemüt ein klein wenig zur Ruhe zu weisen. Aber daran hinderte ihn nichts, dafs, als die Neu-griechen nach Freiheit riefen, als sie den unterstützten Kampf begehrten gegen die Türkei,

als Fauriels Griechenlieder über den Rhein herüberklangen, Wilhelm Müller sein Herz diesen Griechen aufthat. Und das ist der ungeheure Zauber seiner Griechenlieder, der auf jung und alt und nicht blofs auf seine Zeit gewirkt hat, sondern auf alle Zeiten wirken wird. Er ist es, der die Nachkommenschaft des Miltiades in jenen Neugriechen sieht; er ist es, dessen dichterische Phantasie so innig hängt an Alexander Ypsilanti, an dem kleinen Hydrioten, dem Mainotenknaben! Diese eigentümliche kongeniale Mitempfindung mit der grofsen Angelegenheit der Griechen ist es, die ihm, dem Dichter, alle die Fragen der grofsen Politik, mit denen nachher sich die ganze diplomatische Welt Europas zaghaft herumquälte, viel rascher vorstellt und zur Lösung bringt. Wir begreifen, wenn wir den Dichter mit diesen Anschauungen von Griechenland für einen Augenblick scheitern sehen, vollständig den gesteigerten wehmütigen Zug, der seine letzten Lebensjahre durchdringt. Das Ideal, von dem der Dichter geträumt hatte, verwirklicht die spröde Welt nicht. Täuschung kam über Täuschung, und besonders in seinem späteren Leben, als er die letzten Griechenlieder dichtete, von denen einige von der Censur unterdrückt und vielleicht durch sie gänzlich verloren gegangen sind, mußte er peinlich empfinden, dafs es mit der Sache der freien griechischen Nationalität etwa stand, wie mit Vineta; mußte er mit tiefem Schmerz sehen, dafs die höchsten Angelegenheiten der Menschheit, der freien und sonnenhellen Menschheit, die einst von Griechenland geführt worden waren und jetzt von ihm wieder aufgenommen schienen, wie eine versunkene Stadt da unten im Grunde liegen, und dafs alles das, was der Dichter vielleicht mit seinem feineren Ohr vernahm, nichts anderes sei, als das Klingen der Glocken von Vineta. Und doch hat er treu diesen seinen Idealen nachgearbeitet, er hat sie festgehalten, und wir sehen nun Schritt vor Schritt an seiner nicht ablassenden Dichtarbeit bis zu dem verhängnisvollen Jahre 1827, wie diese seine Ideale an Hoheit und an Kraft gewinnen.

Und als es denn nun zum jähren Schrecken aller derer, die seine Lieder lieb gewonnen und in sie sich hineingelebt hatten, geschah, dafs er voll von den schönen Eindrücken einer Nachsommerreise in Schwaben, am Rhein und in Thüringen heimgeliebt, plötzlich am Spätabend des 30. September 1827 dahinstarb: da mußte jeder, der angesichts des vor der Lösung seiner wachsenden Aufgaben zusammenbrechenden Lebens die ganze Gröfse des Verlustes für Deutschland tiefer empfand, leise nachklingen hören einige Verse, welche der noch sehr junge Dichter einst gedichtet hatte. Sie entsinnen Sie, hochansehuliche Versammlung, jenes grauvoll schönen Gedichts von dem 'Glockengufs in Breslau', wie selbst um das Opfer einer ungeheuren Schuld sich doch die Aufgabe erfüllt, welche der Glockengiefsler sich gestellt hatte. Da sagt der Dichter: 'Und was der Tod versprochen, bricht auch das Leben nicht.' Überlassen wir den scharfsinnigen Auslegern deutscher Gedichte mit vollkommener Sicherheit darzulegen, was diese Verse eigentlich sagen wollen, was nicht. Betrachten wir sie aber in dem Zusammenhang von Müllers Leben und Dichten, so werden sie uns durchaus verständlich. Was der Tod, der vorzeitig kommende, den Dichter rasch dahinreisende Tod ihm einst leise versprochen hat, das bricht ihm auch das Leben nicht: über seinen Tod hinaus redet von späteren Geschlechtern verstanden, gleich jener Glocke seine Dichtung noch ihre Sprache. In vollen Tönen klingt sie in unser Leben hinein und ruft in uns Pflichtgedanken wach. Ein ganz besonderes Versprechen soll unser Leben, deren Leben, die hier in seinem Namen versammelt sind, noch halten. Hohe Versammlung! Es ist weit mehr als eine gewisse monumentale

Kuriositätenkrümerei, wenn Sie hier das Modell eines Denkmals für unsern Wilhelm Müller vor sich sehen, welches in freiem, geschichtlich geweihtem Raume errichtet werden soll, spät, aber zu unserer inneren deutschen Erziehung und Kräftigung immer noch zeitig genug. Vielleicht lernt an Ihrer Begeisterung einst der scharfsinnige, doch wie es dem Scharfsinn geht, seines Zieles nicht immer sichere, nur von den Gedanken der umgebenden Zeitgenossen getragene Litterarhistoriker, welche hohe Bedeutung dieser Wilhelm Müller für die Vertiefung und Bereicherung des deutschen Seelenlebens habe. Mag der Zweifelnde angesichts der achilleisch früh dahingegangenen Dichtergestalt immerhin sagen: wir wissen nicht, ist Wilhelm Müller der Abendstern einer untergehenden Zeit, als deren Sonne Goethe geleuchtet hat? oder ist er der Morgenstern einer Zeit, die erst anbricht? — Wir zweifeln nicht; uns gilt Wilhelm Müller als der lichtfrische Morgenstern eines neuen großen Tages, an dessen vielleicht etwas zögerndem, vollerm Aufgange uns allen noch ganze Freude beschieden sein wird!

In diesem Sinne, hochverehrte Versammlung, möge das Denkmal Ihres Wilhelm Müller geweiht werden! (Lebhafter Beifall)

Dritte allgemeine Sitzung

am Freitag, den 3. Oktober 1884.

Der erste Präsident, Schulrat Dr. Krüger, eröffnet die Sitzung gegen 10¹/₄ Uhr mit folgenden Worten:

Meine Herren, gestatten Sie zunächst einige geschäftliche Mitteilungen.

Es gereicht mir zur besonderen Freude, Ihnen die Mitteilung machen zu können, daß Herr Professor Max Müller in Erwiderung des Grusses, den wir vorgestern an ihn haben abgehen lassen, folgendes Telegramm an uns gerichtet hat:

Herzlichen Grufs! Innigen Dank! Principibus placuisse viris non ultima laus est.

(Bravo!)

Von seiten der Redaktion der 'Halleschen Zeitung' ist uns ein Schreiben zugegangen, durch welches dieselbe sich beehrt, die Sonnabend- und Sonntagnummer der 'Halleschen Zeitung' mit der Bitte uns zu überreichen, den an der Spitze dieser Nummern veröffentlichten, eine wichtige pädagogische Frage behandelnden Aufsatz des Schulinspektors Krebs einer geneigten Beachtung würdigen zu wollen'. Diese 'wichtige pädagogische Frage' betrifft 'die Rangordnung in der Schule'. Ich habe mir erlaubt, die eingegangenen Exemplare auszulegen, und bitte dieselben entgegenzunehmen. Auch der pädagogischen Sektion habe ich eine größere Anzahl von Exemplaren zugehen lassen; dieselben liegen im Vorzimmer der Aula auf einem Seitentische.

Ferner haben die Herren vielleicht Kenntnis davon genommen, daß in unserem 'Tageblatt' Nr. 1 ein Inserat der Firma Weckmann in Hamburg sich befindet, veranlaßt dadurch, daß von dieser Firma im Anfang des diesjährigen Sommersemesters für sämtliche

Klassenfenster des hiesigen Gymnasiums 'verstellbare Vorhänge' geliefert sind, *Vorhänge, die von einer Autorität auf diesem Gebiet, Herrn Professor Cohn in Breslau, als die 'relativ besten Vorhänge für Klassenzimmer' bezeichnet worden sind. Nach mehrmonatlichen Erfahrungen kann ich dieses überaus günstige Urteil nur bestätigen. Dies hat der Firma Weckmann mit Recht Veranlassung gegeben, weiter Propaganda für diese Vorhänge zu machen. Bezügliche Prospekte, welche in größerer Zahl von jener Seite unserer Versammlung zugegangen sind, liegen hier und im Vorzimmer der Aula aus.

Weiter sind uns zugegangen etliche Probenummern des einst von Herbst, jetzt von Keck herausgegebenen 'Deutschen Literaturblattes'.

Sodann erlaube ich mir nochmals in Erinnerung zu bringen, daß ich bereits vor längerer Zeit von seiten des hiesigen wohlwollenden Gemeinderats den ehrenvollen Auftrag erhalten habe, die sämtlichen Herren, die Ehrenmitglieder und die Mitglieder der Versammlung, sowie die sämtlichen Mitglieder des hiesigen Lokalkomités einzuladen zu einem von seiten des Gemeinderats in Aussicht gestellten 'Festtrunke', der heute abend von 8 $\frac{1}{2}$ Uhr ab im 'Hoffjäger' stattfinden soll, also im Anschluß an die Exkursionen, die für heute nachmittag in Aussicht genommen sind.

Was die Partie nach Wittenberg anlangt, so ist die Abfahrt auf 1 Uhr festgesetzt; als Legitimation dient die Mitgliedskarte. Der Lösung eines weiteren 'Sonntagsbillets' Ihrerseits bedarf es nicht; es wird von anderer Seite hierfür gesorgt, und die 'Sonntagsbillets' werden Ihnen dann in die Coupés hineingereicht werden. Herr Direktor Stier hat die Führung bei dieser Partie übernommen und ersucht mich soeben, noch besonders in Erinnerung zu bringen, daß das 'Liederbuch' mit nach Wittenberg genommen werden möchte.

Auch behufs der Wörlitzer Partie ist es dringend wünschenswert, daß wir pünktlich um 1 Uhr abfahren. Die sämtlichen Herren, die früher ihre Teilnahme in Aussicht gestellt hatten, haben — wie ich annehme — inzwischen die bezüglichen, mit Nummern versehenen Wagenkarten erhalten; sollte das noch nicht der Fall sein, so würden diese Karten heute Mittag nachträglich noch auf dem 'kleinen', resp. 'großen Markte' in Empfang genommen werden können. Sie werden bemerkt haben, daß beide Plätze für die Abfahrt bestimmt sind. Damit keine Verwechslung eintritt, die ganze Sache vielmehr so präzis und ordentlich wie möglich sich abwickelt, erwähne ich, daß der 'große Markt' der unmittelbar vor dem Schlosse gelegene Markt ist, auf dem das Standbild unseres Heldenfürsten, des alten Dessauers, sich befindet, der 'kleine Markt' dagegen der jenseits der Schloßkirche gelegene, an und für sich größere Markt. (Heiterkeit.) In Parenthese erlaube ich mir noch eins hinzuzufügen. Viele von Ihnen werden noch nicht in Wörlitz gewesen sein. Meine Herren, ein einfacher Überzieher dürfte in der jetzigen Jahreszeit für die dortige Wasserfahrt und für die Rückfahrt nicht ausreichend sein. Verzeihen Sie daher, wenn ich aus sanitären Rücksichten empfehle, mit den nötigen Plaids, Reisedecken u. dergl. sich versehen zu wollen. — Gondelbillets werden in Wörlitz selbst zur Verteilung gelangen, unmittelbar nach der Ankunft. Wer es vorzieht, den Park zu Fuß zu durchwandern, dem bleibt dies selbstverständlich unbenommen; es ist sogar wünschenswert, daß eine Teilung stattfindet, da die Zahl der Gondeln nicht ausreicht, um sämtliche Herren an der Fahrt teil nehmen zu lassen.

Endlich erlaube ich mir, da das Ende der Versammlung bereits uns näher gerückt

ist, noch darauf hinzuweisen, daß in Nr. 1 des 'Tageblatts' auf Veranlassung verschiedener Eisenbahndirektionen Folgendes notiert ist.

'Sämtliche von Mitgliedern der Versammlung auf preussischen Staatseisenbahnen, resp. auf der Elsaß-Lothringischen, den pfälzischen Bahnen, der Stargard-Cüstriner und Glasow-Berlinchener Bahn, sowie den Thüringer Privatbahnen gelösten Retourbillets bedürfen hierorts einer besonderen Tektur, lautend: 'gültig zur Rückfahrt bis einschließlich den 7. Oktober 1884, an welchem Tage die Rückfahrt vollendet sein muß. Zur Rückfahrt abzustempeln'. Das Aufkleben dieser 'Tekturen' erfolgt täglich auf dem 'Empfangs- und Auskunftsbureau'.'

Ich habe dafür gesorgt, daß morgen früh in Rücksicht auf die bevorstehende Abreise vieler Herren das 'Empfangsbureau' bereits von 7 Uhr ab während der sämtlichen Vormittagsstunden geöffnet sein wird.

Wir treten nunmehr in die Tagesordnung ein.

Nr. 1 der Tagesordnung lautet:

'Beschlussfassung über die Anträge, gestellt auf der zu Karlsruhe im Jahre 1882 stattgehabten 36. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner von der mit der Wahl des nächsten Versammlungsortes beauftragten Kommission:

- a) die Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner werden fortan *tertio quoque anno* gehalten.
- b) die mit der Abhaltung der Versammlungen verbundenen Kosten werden fortan von diesen selbst übernommen.'

Herr Professor Dr. Eckstein hat die Güte gehabt, auch diesmal das bezügliche Referat zu übernehmen. Ich bitte den verehrten Herrn, dasselbe jetzt folgen zu lassen.

Professor Dr. Eckstein (Leipzig): Geehrte Herren! Es geht zum exitus, und da wird es notwendig, kurz zu sein. *Brevis esse laboro*, — es macht mir aber gerade keine Mühe und Not.

Es sind zwei Anträge, über die wir abstimmen sollen, die Ihnen bereits im 'Tageblatt' vorliegen. Merkwürdigerweise hat der erste Antrag mit seinen lateinischen Worten '*tertio quoque anno*' vielerlei Misverständnisse hervorgerufen (Heiterkeit), weil die Leute nicht mehr an ihren Schulsack gedacht haben.

Die Kommission ist in die Beratung dieser Anträge eingetreten und schlägt Ihnen zweierlei vor: keinen der Anträge, wie sie Ihnen vorliegen, anzunehmen, sondern einen vermittelnden Antrag, und zwar in Bezug auf den ersten Punkt eine Rückkehr zu der alten Fassung, wie sie in den ursprünglichen Göttinger Statuten vorliegt. § 2 der jetzt geltenden Würzburger Statuten soll in Zukunft heißen:

'Zu diesem Zwecke versammelt sich der Verein in ein- oder zweijährigen Zeiträumen auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte'.

Also, was jetzt schon durch die Umstände mehrmals notwendig geworden ist, und was die Göttinger Statuten¹⁾ vorausgesehen hatten, das wollen wir nun wiederum legalisieren und damit denjenigen Präsidien, die durch äußere Verhältnisse genötigt werden,

1) § 2 der Göttinger Statuten vom 20. September 1837: 'Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig: — — d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen'.

in einem Jahre die Versammlung einmal ausfallen zu lassen, es freistellen, den zwei-jährigen Zeitraum zu wählen, — aber nicht etwa festsetzen: 'nur im dritten Jahre'; denn dadurch würden wir in die größte Verlegenheit kommen, wenn einmal ein Ausfall notwendig werden sollte.

Das ist das erste, meine Herren; ich bitte das hohe Präsidium, über die Sache brevi manu abstimmen zu lassen, — dann kommen wir am schnellsten zum Ziele. (Heiterkeit.)

Erster Präsident: Meine Herren, ich nehme an, daß Sie mit dem eben vorgenommenen Vorschlage einverstanden sind. Ich bitte diejenigen Herren, die gegen die Annahme des eben gestellten Antrages sind, sich von ihren Plätzen zu erheben. (Pause. — Referent: 'niemand.' — Heiterkeit.)

Der Antrag ist einstimmig angenommen.

Ich bitte den Herrn Referenten, fortzufahren.

Prof. Dr. Eckstein: Der zweite Antrag war mit Rücksicht darauf gestellt, daß durch die Übernahme dieser Versammlung den Städten oder den Staaten, in denen wir zusammenkommen, mancherlei Kosten verursacht werden. Da soll es nun heißen: 'die mit der Abhaltung der Versammlungen verbundenen Kosten werden fortan von diesen selbst getragen'. Die Sache hat ihre Bedenken. Gastfreundschaft müssen wir an manchen Orten in Anspruch nehmen; ja wir werden es recht dankbar anerkennen, wenn städtische oder staatliche Behörden unseren Verein willkommen heißen und ihn in seinen Bestrebungen auch pekuniär unterstützen; aber wir wollen das keineswegs als Hoffnung oder Erwartung aussprechen, und darum soll § 11 der Würzburger Statuten in Zukunft lauten:

"Zur Bestreitung der mit einer Versammlung verbundenen Kosten wird von den jedesmaligen Teilnehmern ein Beitrag von 10 Mark erhoben". Es ist dies auch in der letzten Zeit wiederholt geschehen. Wir haben es hier jetzt fixiert, um den künftigen Vorständen nicht die Wahl zu lassen, ob sie 8 oder 6 oder gar nur 5 Mark nehmen sollen; darum haben wir gleich die Summe von 10 Mark festgesetzt. Ich bitte, auch darüber abstimmen zu lassen; — darüber wird hoffentlich niemand reden; (Heiterkeit) — es ist das eine Ehrensache für uns.

Erster Präsident: Ich bitte wiederum diejenigen Herren, die gegen die Annahme dieses Antrages sind, sich von ihren Plätzen zu erheben. (Pause.) Ich konstatiere, daß auch dieser Antrag einstimmig angenommen ist.

Prof. Dr. Eckstein: Nun, meine Herren, die Sache ist glatt erledigt; jetzt handelt es sich um die Wahl des nächsten Versammlungsorts. Die Kommission schlägt Ihnen als diesen Versammlungsort vor die Universitätsstadt Gießen, an die wir manchmal schon gedacht haben. Sie lockt durch ihre Lage in der Mitte Deutschlands, in der Nähe von Frankfurt und Marburg, hat ungemein viel Anziehendes, bietet auch in ihrer nächsten Umgebung landschaftliche Reize, — Wetzlar, das Lahuthal liegen vor der Thür, u. s. v. Das, denke ich, wird Ihnen höchst willkommen sein. (Bravo!)

Also der Ort Gießen und als Präsidenten — das dürfen wir doch nicht davon trennen — Prof. Dr. Schiller und Prof. Dr. Oncken, das ist unser Vorschlag. Nun genehmigen Sie! — Denn ein Streit wird darüber wohl nicht entstehen. (Heiterkeit.)

Erster Präsident: Wünscht einer der geehrten Herren sich noch zur Sache zu äußern? (Es meldet sich niemand. — Referent: 'Es ist sonst manchmal dagegen geredet!' — Heiterkeit.)

Ich lasse abstimmen. Ich bitte diejenigen Herren, die dagegen sind, daß die nächste Versammlung in Gießen stattfindet, sich zu erheben. (Pause.)

Es ist nicht der Fall; Gießen ist somit einstimmig als Ort unserer nächsten Versammlung in Aussicht genommen. Nach dem vorhin einstimmig angenommenen principiellen Antrage bleibt es nunmehr dem Präsidium der nächsten Versammlung überlassen, dieselbe für 1885 oder für 1886 auszuschreiben.

Es ist weiter vorgeschlagen als erster Präsident Prof. Dr. Schiller und als zweiter Präsident Prof. Dr. Oncken. Sind Sie hiermit einverstanden? — Wer nicht einverstanden ist, möge sich erheben. (Pause.) Auch dieser Antrag ist einstimmig angenommen.

Meine Herren, wir gehen weiter in dem, was uns die Tagesordnung bietet. Da habe ich aber zunächst mich selbst zu entschuldigen. Sie erinnern sich, daß wir gestern auf die heutige Tagesordnung gesetzt haben zunächst den Vortrag des Herrn Oberlehrer Dr. Weissenborn, der uns schon für gestern freundlichst in Aussicht gestellt war, dann an zweiter Stelle den Vortrag des Herrn Prof. Dr. von Brunn. Beim Niederschreiben der Tagesordnung für das 'Tageblatt' habe ich mir nun erlaubt, eine kleine Metathesis vorzunehmen. Ich glaubte das nicht nur thun zu dürfen, sondern thun zu müssen, da ich mich nachträglich daran erinnerte, daß dem Herrn Prof. Dr. von Brunn schon vor längerer Zeit von seiten des Präsidiums die Zusicherung gegeben war, daß er am dritten Tage der Versammlung zum Worte kommen würde. Da nun infolge der geplanten Exkursionen die Möglichkeit vorliegt, daß heute nur für einen Vortrag Zeit genug vorhanden ist, so bitte ich zunächst den verehrten Herrn Kollegen Weissenborn, sich gütigst damit einverstanden zu erklären, daß Herr Prof. von Brunn an erster Stelle das Wort erhält. (Pause. Oberlehrer Dr. Weissenborn: Ich bin sehr damit einverstanden.) Dann danke ich Ihnen aufrichtigst und bitte nun Herrn Prof. von Brunn, zu dem angekündigten Vortrage über die

'Medusa'

das Wort zu nehmen.

Professor Dr. von Brunn (München): Griechentum und Kultus des Schönen pflegen sich in unserer Vorstellung wie zu einem einzigen untrennbaren Begriffe zu verbinden; und gewiß erwarten Sie von mir, wenn ich an dieser Stelle zu sprechen unternehme, daß ich Sie zu jenen Höhen idealer Schönheit hingleite, die sich nirgends so rein und so glänzend vor unsern Augen entfalten, wie in der Kunst der Hellenen. Erscheint es da nicht wie ein innerer Widerspruch, wenn ich als Thema meines Vortrags die künstlerische Gestaltung desjenigen Wesens gewählt habe, in dem die Griechen von alters her Schrecken und Entsetzen zu verkörpern bestrebt waren: das Bild der Gorgo Medusa? Aber auch dieses Wesen ist ja eine Schöpfung der griechischen Phantasie; und wenn der Satz wahr sein soll, daß der Kultus des Schönen das Leben der Hellenen nach allen Richtungen durchdrungen, so ist es fast eine Forderung logischer Notwendigkeit, daß dieser Kultus seinen höchsten Triumph feiern mußte in der Verklärung des Entsetzlichen und Häßlichen durch die ewigen Gesetze der Schönheit. Den Nachweis zu liefern, daß dies wirklich der Fall gewesen: das ist das Ziel meines Vortrages. Aber damit Sie die Höhe der Vollendung richtig bemessen lernen, kann ich Ihnen einen Blick auf die Anfänge nicht ersparen, auf den Weg, der vom Häßlichen zu vollendeter Schönheit zurückzulegen war.

Die Medusa steht als künstlerische Schöpfung in der griechischen Kunst ziemlich vereinzelt da, ja sie bildet wenigstens scheinbar eine Anomalie. Und dennoch wage ich es auszusprechen, daß wir in ihr die älteste Idealbildung der griechischen Kunst anzuerkennen haben: sie ist wie kaum eine andere eine reine Schöpfung der Phantasie ohne Zugrundelegung eines 'Wirklichen', und ebenso, weit mehr als andere, schon in formaler Beziehung ein Werk künstlerischer Abstraktion. Denn offenbar entstand die Medusa nicht als ganze Figur, ja nicht einmal als Kopf in drei Dimensionen, sondern als flaches Gesicht, als Maske: selbst als man sie schon in früher Zeit, wie z. B. in der bekannten selinuntischen Metope, mit dem Körper verband, ging doch dieser Charakter als Maske nicht verloren. Und doch beruht das ganze Gebilde auf derselben physikalischen Weltanschauung, auf derselben Anschauung elementarer Kräfte und Vorgänge in der Natur, welcher die meisten griechischen Göttergestalten ihre Entstehung verdanken, wenn auch später dieser Ursprung bei ihnen durch eine ethische Umbildung mehr oder weniger verdunkelt wurde. Man hat in ihr das Bild des Mondes sehen wollen, nicht in seiner gewöhnlichen Erscheinung, sondern als des kosmischen Bildes der Nacht und des Untergrundes der Dinge überhaupt (Preller *gr. Myth.* S. 64). Aber weit leichter und bestimmter vereinigen sich alle verschiedenen Züge zu einem einheitlichen Bilde der Erscheinungen des Gewitters. Sie wohnt jenseit des Okeanos, an den Grenzen der Nacht, und es symbolisiert sich in ihr das dichte, gewitterschwangere Gewölk, urweltliches Dunkel und Finsternis, aus welcher das aufblitzende Licht geboren wird. Chrysaor, der den Blitz des Zeus hält, ist ihr Sohn, der im Momente ihrer Enthauptung lebendig aus ihrem Halse hervorspringt. So knüpft sich an sie schon früh der Begriff des Dunkels und Grauens, eines Grauens, dessen Anblick geradezu versteinert. Und umgekehrt wird das Bild für den, welcher es trägt, ein Unheil abwehrendes: schon bei Homer finden wir auf der Ägis des Zeus, auf dem Schilde des Agamemnon die 'schrecklichblickende Gorgo', umgeben von Eris, Alke, Ioke, von Deimos und Phobos, Furcht und Entsetzen. Dafs in der That das Haupt der Medusa zu den ältesten Schöpfungen griechischer Bilderei gehört, lehren, abgesehen von der Erwähnung eines 'kyklopischen' Medusenhauptes in Argos, verschiedene Darstellungen im altertümlichsten Kunststil. Und nicht das allein: mögen dieselben dem Boden Siciliens oder Makedoniens, Athens oder Spartas entstammen, mögen sie im einzelnen von einander abweichen, so bleibt es merkwürdig, wie sie uns die häßlichen Gesichtszüge in ihren Grundlagen durchaus übereinstimmend, bereits typisch durchgebildet vor Augen stellen, für uns freilich so, daß sie eher ein Lächeln als Entsetzen erwecken. Hier ist jedoch die Unvollkommenheit der Kunst in ihrer Kindheit in Betracht zu ziehen, welche zur Darstellung verschiedenen physiognomischen Ausdrucks nur erst über geringe Mittel verfügt. Fast sprichwörtlich ist 'äginetisches Lächeln' geworden für einen gewissen freundlichen Ausdruck archaischer Werke überhaupt. Es ist das Bestreben der Künstler, auf den Beschauer eine angenehme oder anmutige Wirkung hervorzubringen, und dafür besaßen sie auf der Stufe der Entwicklung, auf welcher sich die Kunst noch befand, kein anderes Mittel als das Lächeln. Wo aber die Aufgabe eine umgekehrte war, wo die Absicht waltete, nicht Wohlwollen und Anmut, sondern Schrecken und Entsetzen vor Augen zu führen, da boten sich jenen ältesten Künstlern als Mittel nur Häßlichkeit und Verzerrung. So bei der Medusa: der Künstler will auf uns erschreckend wirken; aber das Mittel, zu dem er greift, ist eben Häßlichkeit, Verzerrung. Und doch wenn wir dies

Züge mit den Fratzen anderer Völker auf niederen Kulturstufen vergleichen, werden wir selbst in ihnen die Spuren griechischen Geistes nicht verkennen dürfen. Es ist ein künstlerischer Gedanke, ein System, dem sich alle Formen und Linien fügen und unterordnen, ein Gesicht, von oben nach unten gedrückt und dadurch gleichmäßig in die Breite gedehnt und gezogen. So erscheint die Stirn niedrig und schwer gefurcht, die Nase eingedrückt, das Kinn verklümmert, während umgekehrt durch den breit gezerrten Mund die Backen weit auseinander getrieben werden. Aus dem so breitgequetschten Gesicht glotzen rund geöffnet die Augen und grüzen die nach Analogie von reisenden Tieren mit Hautern untermischten Zahnreihen, während als ein wohl allen Völkern gemeinsames Zeichen höchster Verachtung aus dem Munde die Zunge herausgereckt ist. Ist nun dieses Bild ein rein zufälliges, ein reines Spiel künstlerischer Phantasie? Auf die alte Naturschauung deutet zunächst die Breite und Fülle, die Schwere und Rundlichkeit aller einzelnen Formen, die wohl an schweres Gewittergewölk zu erinnern geeignet sind. Ich gehe nur einen Schritt weiter, wenn ich die Vermutung auszusprechen wage, daß der alte Künstler, in dessen Phantasie zuerst dieses Bild entsprang, von der Absicht ausging, die Wolke zu symbolisieren, wie sie im Gewitter durch den Blitz sich öffnet, wie sie in grellen Zuckungen uns angrinzet, das Haar sich emporsträubt oder um sie herum Schlangen zu züngeln scheinen, Schlangen, die auch in der Kunst schon, wenn auch nicht ursprünglich, doch frühzeitig und nicht als ein äußerliches, sondern als ein charakteristisches Beiwerk dem Medusenhaupt angefügt wurden. Es drängt sich mir dabei die Erinnerung an ein scherzhaftes Schauspiel auf, das einst ein Mimiker in einer heiteren Gesellschaft zum besten gab: durch leises Blinzeln der Augen und Zucken des Mundes erinnerte er in lebendiger Weise an fernes Wetterleuchten; nach und nach steigerte sich die Bewegung der Muskeln: das Gewitter rückte näher; da plötzlich, als fahre ein gewaltiger Blitz nieder, zerrn sich die Mundwinkel auseinander, mit Zähnefletschen, herausgestreckter Zunge, gränzenden Augen starrt uns das breite Gesicht an: nichts mehr und nichts weniger als in allen Zügen das volle, alte Medusengesicht. Wie vom Erhabenen zum Komischen, so ist auch umgekehrt vom Komischen zum Erhabenen zuweilen nur ein Schritt. Sie selbst haben es gewiß öfter als einmal erlebt: wenn in dunkler Nacht eine schwere Gewitterwolke sich entladet, so blitzt es hell auf, der Himmel scheint sich zu öffnen und mit grellem Blicke, wie mit Hohn und Verachtung, mit Zähnefletschen und herausgestreckter Zunge uns anzugrinzen; nach allen Seiten, rundum strömt Feuerglanz aus, in dem die Blitze gleich Schlangen züngeln: wir selbst aber stehen wie versteinert. Wie aber die Phantasie des Kindes oder ganzer Völker auf der Kindheitsstufe in der Mondscheibe ein Gesicht zu erkennen vermeint, so übersetzt sich die gleiche Phantasie dieses Aufflammen der ganzen Natur in ein Gesicht, und zwar ein Gesicht, dem die Körperlichkeit fehlt, gerade wie der Naturscheinung, die eben als Schein wirkt. Wenn nun die Kunst in ihrer Kindheit bei dem Versuche, diesen Eindruck des Entsetzens durch sinnliche Mittel wiederzugeben, zu häßlichen und verzerrten Formen griff, die für uns aus Komische grenzen, so sollen wir wenigstens nicht vergessen, daß sie selbst dabei von der Analogie der wirklichen Erscheinung ausging, daß also auch dieser Bildung eine innere Wahrheit zugrunde liegt. Vielmehr hängt mit diesem Ursprunge aus unmittelbarer Naturschauung ein anderer Umstand zusammen: die Abwesenheit jedes ethischen Momentes, ja noch weiter, die Abwesenheit jeder Aktivität. Wir erfahren nichts von einem Thun, einem Handeln der Me-

dusa, sie ist nicht eine rächende, strafende Macht, sondern einfach ein Schreckbild und dadurch zu einem unheilabwehenden Symbol geworden. Gerade darin liegt das Unterscheidende von allen andern Idealen der griechischen Kunst, die immer aus einem ethischen Keime herauswachsen, mag sich dieser nun schneller oder langsamer, früher, oft aber auch spät entwickeln. Dadurch erklärt es sich aber auch, daß jenes Schreckbild der Medusa lange unverändert bleibt; ja die alte Fratze erhält sich für dekorative Zwecke auch dann noch wie eine alte Redeformel in Gebrauch, als schon lange neue Gestaltungen ihr die Alleinherrschaft streitig gemacht hatten.

Wann und wodurch dieser Umschwung eintrat, darüber gewähren uns die Nachrichten der Alten keinen Aufschluß. Denn wenn auch schon Pindar (Pyth. XII, 16) von dem 'schönwangigen Haupte der Medusa' spricht, so bedarf doch dieses Wort selbst erst wieder der Erklärung. Es mußte sich der Menschengestalt auf eine Höhe der Kultur und so weit über die Natur erheben, daß er imstande war, was einem Volke in der Kindheit als schreckhaft, grauerregend und darum läßlich erschien, als zugleich großartig und erhaben aufzufassen und den Begriff des Furchtbaren durch den des Erlaubenen mit dem des Schönen zu versöhnen. Am liebsten möchten wir einen solchen Umbildungsprozess mit der Zeit des Skopas und Praxiteles in Verbindung bringen. Jedenfalls dürfen wir behaupten, daß derselbe nach zwei verschiedenen Richtungen erfolgte, je nachdem das physische oder das menschlich-geistige Element betont wurde, welches zuletzt den physischen Ursprung ganz vergessen ließ. Die erstere Richtung ist namentlich durch einige Werke der Malerei vertreten, unter denen ich Ihnen zunächst eines, ein gewaltiges Medusenhaupt aus Stabiae, in farbiger Abbildung vorführen will (Ternite Wandgemälde II, II, 9). Daß hier die pindarische Auffassung von dem schönwangigen Haupte ihren Einfluß ausgeübt, wird niemand in Abrede stellen; aber dennoch werden wir durch mehr als einen Zug an das alte Medusenhaupt erinnert, zuerst durch das Breite, Volle, ja Gedunsene der gesamten Gesichtsformen, deren Eindruck durch die malerischen Mittel noch wesentlich verstärkt wird. Denn bleich und fahl ist die Gesichtsfarbe und selbst das Weiß im Auge hat sich zu einem bläulichen Ton verdichtet; in dem wild aufgeregten Haare aber züngeln grünlche Molche. Und gewiß richtig sagt Welcker: 'ich vermag diesen Namen nicht auszusprechen, ohne noch einmal ausdrücklich als Archäolog, als Schüler des Meisters an das Centenarium seiner Geburt zu erinnern; es genüge der Name: hoc nomen longi carminis instar erit — also gewiß richtig sagt Welcker: 'Sieht man nun, wie die Nase an der Wurzel und die Augen ins Thierische übergehen, die Stirn aber in das Elementarische des nächtlichen Gewülks überspielt, so scheint es klar, daß der Maler der uralten Beziehung der Gorgo auf das Physische eingedenk gewesen ist, und der geheimnisvoll schauerliche Eindruck des Bildes wird hierdurch vollendet'. Die Hauptverschiedenheit liegt offenbar in der Bildung des Mundes, und auf ihm beruht auch der wesentliche Unterschied der gesamten Auffassung und Wirkung, welcher vor allem begründet ist in der Verschiedenheit des zeitlichen Momentes der Darstellung. Die uralten Künstler glaubten den Höhepunkt der Bewegung wählen zu müssen, über den hinaus eine größere Anspannung der Kräfte nicht denkbar war; sie wählten daher das lichte, grelle Aufblitzen des Blitzes, welches uns momentan blendet und versteinert, aber künstlerisch allerdings als Verzerrung wirkt. Unser Maler drängte den Mund durch die Fülle der umgebenden Formen sogar zu aufergewöhnlicher Schmalheit zusammen, und jenes Zucken verlegte er

nur in einer leisen Andeutung an einen ganz andern Teil des Organismus: mit zwei kühlen Pinselstrichen liefs er über der Stirn ein leichtes Flügelpaar hervorsprießen, das, man möchte sagen, wie ein Blitz das wildaufgeregte Haar durchzuckt. So verhartet das Gesicht allerdings in Ruhe, aber in einer unheilrohenden Ruhe, wie sie einem gewaltigen Ausbruche ungezügelter Wildheit vorausgeht und uns vielleicht noch weit mehr, als der Ausbruch selbst, unter dem Eindrücke starren Entsetzens und Grauens festbannt.

Mit weiser Mäßigkeit hat sich der Künstler noch innerhalb des in seiner Kunst Möglichen gehalten; aber dafs er an diese Grenzen nahe anstreift, davon können Sie Sich überzeugen, wenn Sie einen flüchtigen Blick auf ein zweites gemaltes Medusenhaupt aus Pompeji werfen wollen (Ternite T. 10). Der Künstler hat den des vorübergehenden Bildes durch Weichheit, üppige Fülle, ja Wollüstigkeit, durch den Ausdruck lebendigen Zornes in den rollenden Augen noch überbieten wollen. Aber indem er die Grenzen überschritt, wurde er weichlich und unruhig, und der Ausdruck seines Werkes wirkt nicht Grauen und Entsetzen, sondern, fast möchte ich sagen, es widert uns an.

Weit mehr als die Malerei ist die Plastik in ihren Mitteln beschränkt; sie ist nicht in gleicher Weise in stände, vorübergehende und momentane pathetische Affekte und Stimmungen zu verkörpern; sie mufs vielmehr darauf ansetzen, das innere Wesen, die Kern- und Grundformen des Darzustellenden fest und unabänderlich zu gestalten. Jenes, ich möchte sagen, physikalische Kolorit, welches wir in der Malerei von Stabiae bewunderten, war nicht geeignet für die Plastik, die ihrer Natur nach mehr zu einer ethischen Auffassung hindrängt. Aber auch hier waren wieder verschiedene Wege gegeben; und ohne weitere theoretische Einleitung will ich die eine Richtung der Entwicklung Ihnen an einem wohlbekanntem Werke, der Medusa Rondanini in der Münchener Glyptothek (Nr. 128) kurz darzulegen suchen. Nur zwei Schlangen umschließen mehr dekorativ und wie zu einem Halschmuck verschlungen die untere Hälfte des Gesichts, während allerdings ihre Köpfe wie drohend über der Stirn aus dem Haar hervorbrechen, welches selbst einen Teil der Schlangennatur angenommen zu haben scheint: in schweren Locken lastet es auf der Stirn, und dieser Eindruck wird noch verstärkt durch das gewichtige Flügelpaar, welches sich wie drohend gegen uns erhebt und den ganzen Anblick verdüstert. An die ältere Bildung werden wir durch die Breite und Fülle der ganzen Anlage erinnert, durch die breite und düster gedrückte Stirn, die vollen Wangen und den hier wieder verbreiterten Mund, der uns freilich nicht anrührt, aber doch durch die Andeutung der Zähne sich wie zu kaltem Holze leise gegen uns geöffnet zeigt. Das weit geöffnete Auge aber starrt uns an ohne eine Regung von Gefühl und aus dem Ganzen spricht nicht sowohl mehr Grauen und Entsetzen als starre Kälte. Wir glauben aber diese Kälte umso mehr zu empfinden, als sie uns entgegentritt in einem Gebilde von tadelloser Schönheit der Form. Doch prüfen wir uns selbst, und wir werden vielleicht finden, dafs wir bis zu einem gewissen Punkte uns hier selbst täuschen. Indem der Künstler offenbar für einen bestimmten architektonischen Zweck arbeitete, betonte er mit Recht den Charakter der Maske, welche in einer gewissen Abstraktion von der lebendig pulsierenden Wirklichkeit uns mehr das starre architektonische Grundscheina eines lebendigen Charakters vor Augen führt, als diesen Charakter selbst. Indem nun in dieser Medusa jeder Zug dem architektonischen Gedanken und Gesetze in bestimmter Weise untergeordnet ist, glauben wir als geistige Erstarrung zu empfinden, was vielleicht nur architektonische Versteinerung der Form ist.

Was ich hiermit meine, wird von Ihnen erst deutlicher erkannt werden, wenn Sie jetzt Ihre Blicke auf ein Werk lenken wollen, welches uns die letzte und höchste Vollendung des Meduseneideals zeigt: auf das Hochrelief der Villa Ludovisi in Rom (Mon. d. Inst. IX, 35). Hier ist alles äußere Beiwerk, Schlangen wie Flügel, gänzlich beseitigt: wir haben nur rein menschliche Formen, menschliches Haar vor Augen; keine Form ist künstlerischer Typik zu Liebe übermäßig betont oder einem bloß architektonischen Gesetz unterworfen. Selbst die abstrakte en-face-Bildung ist wieder aufgegeben; das Auge aber, das uns sonst schreckhaft anstarrte, blickt nicht nur nicht auf uns, sondern ist sogar gänzlich geschlossen. Und doch werden Sie keinen Augenblick zweifeln, daß Sie hier eine Medusa vor Augen haben, das Bild einer eiskalten, versteinerten und, wir dürfen wohl sagen, uns versteinernenden Schönheit.

Worauf beruht diese Wirkung? Sie kann nur darauf beruhen, daß der Künstler ein in sich vollendetes Ideal geschaffen hat, daß jede Form nur zum Ausdruck der einen zu Grunde liegenden Idee dient, daß aus dieser Idee sich das Ganze wie ein organisches Gebilde entwickelt. Zu klarerem Verständnis müssen wir hier einen kleinen Umweg machen.

Das Wachstum eines jeden organischen Geschöpfes ist physiologischen Gesetzen unterworfen; jeder einzelne Teil hat in dem Ganzen seine bestimmte Funktion, durch welche seine besondere Form bedingt ist. Es muß also von jeder Art von Geschöpfen ein Ideal, sozusagen ein Urideal geben, in welchem das physiologische Gesetz der schaffenden Naturkraft ungehemmt von Zufälligkeiten zu vollendeter Wirkung gelangt. Denken wir zunächst an das Pflanzenreich, so wird es uns vielleicht gelingen, uns einen Begriff von einem solchen Urideal, von einer Normalpflanze zu machen. Aber schon bei den Tieren wird Ihnen ein solches abstraktes Ideal einer Tiergattung kaum mehr genügen, wie Sie sich an ägyptischen Tierbildungen überzeugen können, obwohl in ihnen der Gattungsbegriff, der architektonische Gattungsbegriff in hoher Vollendung verkörpert erscheint. Allein im Tier lebt bereits ein gewisser Grad von Freiheit, Bewegung, Selbstbestimmung, der uns Tierindividuen unterscheiden läßt. In weit höherem Grade ist dies natürlich der Fall bei dem Menschen und den unter menschlicher Gestalt gebildeten Wesen höherer Art, Dämonen und Göttern. Wir vermögen uns nicht zu erheben zur Höhe eines einzigen abstrakten Urideals, sondern in jedem der verschiedenen Götterideale spricht sich immer eine bestimmte Richtung von Geist, von Seele oder Gemüt aus. Jedes Ideal ist Träger einer bestimmten geistigen Qualität. Die Bildungen, welche wir Ideale nennen, sind also eigentlich schon Modifikationen, Abweichungen von dem physiologischen Urideal; und dennoch bleiben sie Ideale, indem sich, wie in der Musik von einem Grundton der c-dur oder c-moll, von einem zweiten der d-dur Accord, so in der bildenden Kunst von einem geistigen Begriff, einer Idee aus sich in organischer Bildung ein harmonisches Ganze entwickelt. So ging der griechische Künstler bei der Bildung des Zeus aus von der Idee des Königs und Vaters, bei der Hera von der Idee der Königin und Gattin, bei der Demeter von der der Mutter, und diesen Ideen verlieh er körperliche Gestalt.

Welches ist aber die Grundidee, von welcher der Künstler der ludovisischen Medusa ausging? welches ist die geistige Potenz, die in diesen Formen sich wirksam erweist und ihnen das Siegel eines bestimmten Charakters aufprägt? Betrachten wir darauf hin die gesamte Haltung und Anordnung, wie die einzelnen Formen. Das Werk ist ein Hochrelief von höchst eigentümlicher Art, wie sie kaum in der alten Kunst wieder vor-

kömmt. Von dem Ansatz des Halses an der Brust, der ganz flach gehalten ist, tritt nach oben zu der Kopf immer stärker, fast bis zu einem vollständigen Rundbilde hervor. Die Andeutung der linken Schulter zeigt, dafs wir ihn uns auf diese geneigt denken sollen und sehr wohl denken können. Aber wir vergessen diese Absicht vollständig, indem diese fast horizontale Lage uns entgegentritt auf einer vertikalen Fläche. Ich weifs nun nicht, ist es diese künstlerische Abstraktion oder sonst noch etwas: genug, die ganze Haltung hat etwas, ich möchte sagen, vom Raume völlig Losgelöstes, etwas rein Abstraktes. Regungslos, aber auch als wäre es nie einer Regung fähig gewesen, steht das Bild vor uns, in tiefster Ruhe, auch nicht in der Bewegung einer Linie, einer Neigung nach vorn oder hinten abweichend von dem normalen Schema absoluter und abstrakter Ruhe, scheinbar stolz, aber im Grunde doch nur kalt. Hier also vermögen wir nirgends die Einwirkung einer bestimmten Richtung von Geist und Leben zu erkennen. Wenden wir uns also zu den Zügen des Gesichtes selbst. Fröhlich ist das Auge, gewissermafsen die Pforte des Seelenausdruckes, geschlossen. Aber auch im Schläfe müfste der Geist noch sichtbar sein, der im Wachen auf die Formen bildend einwirkte, — sofern er überhaupt gewirkt hätte. Hier jedoch haben wir nur ein physisch normales Auge, normal geschlossen. Wäre es aber auch geöffnet, glauben Sie, dafs Sie selbst dann einer Regung von Geist, von Gefühl in demselben begegnen würden? etwas anderem als kalter, absoluter Ruhe? In untadeligen Linien und Formen ist es umschlossen durch das reine Profil der Nase und die zu kräftigem Schutze darüber gewölbte Stirn: wo zeigt sich aber auch hier nur eine Spur einer geistigen Entwicklung, deren Einwirkung sich irgendwie auf die Ausbildung der Form geltend gemacht hätte? Ebenso tadellos gebildet sind die breiten vollen Wangen bis zu dem in gleichen Formen auslaufenden Kinn. Auch hier nirgends ein Gröfchen, das auf ein Lächeln, nirgends eine Spannung, die auf Erregung irgendwelcher Leidenschaft hindeutete. Dieser Mund, in seinen vollen, ja physisch üppig entwickelten Läppen, ladet er etwa ein zum Küssen? Endlich das Haar, dieser keineswegs bedeutungslose Schmuck des menschlichen Hauptes, der vielmehr von den griechischen Künstlern in der feinsinnigsten Weise verwendet wurde, um durch den mannigfachen Wechsel in seiner Anordnung den in den festen Formen angeschlagenen Grundton hier zu verstärken, dort zu mildern, immer aber harmonisch ausklingen zu lassen. Gedenken Sie nur der ambrosischen Locken des Zeus, des 'Krobylos' eines belvederischen Apollo, des gleich Wasser herabrieselnden Haares der Meer- und Flufsgötter! Wie verhält sich solchen Erscheinungen gegenüber das Haar der Medusa? In reichster Fülle, nicht zu weich, nicht zu hart, sondern in den schönsten Wellenlinien umfließt es das Haupt, gewifs als Haar im vollsten Mafse tadellos und ohne Makel — aber von pflegender, mit Bewußtsein ordnender Menschenhand auch hier keine Spur!

Blicken wir jetzt zurück, so stehen wir vor einem Phänomen ganz eigener Art. Es wird jetzt kaum mehr zweifelhaft erscheinen, dafs die Grundidee, aus welcher heraus der Künstler sein Werk schuf, die war: ein Menschengebilde darzustellen, welches vom physiologischen Standpunkte betrachtet, sich zu vollkommenster Schönheit entwickelt, in dem sich der Stoffwechsel in normalster Weise wie in einem schönen Pflanzengebilde vollzogen hat, aber völlig unberührt von jeder auf die physiologische Entwicklung etwa einwirkenden Thätigkeit des Geistes oder der Seele: nicht etwa, dafs hier wie bei einem Blödsinnigen die Organe für eine geistige Thätigkeit fehlten oder verkümmert wären,

sondern so, daß sie in absoluter Neutralität und Unthätigkeit gewissermaßen erstarrt erscheinen, ohne das Gewebe der schönen Formen zu durchdringen und lebendig zu durchwärmen. Man möchte glauben, daß das dargestellte Wesen von seiner Geburt an in tiefen Schlaf versunken und, wie eine Pflanze unbewußt, körperlich bis zu vollendeter Reife gewachsen sei, während die geistigen Keime, die des Hauches lebendigen Lebens bedürften, in diesem Zustande dauernden Schlummers verharren, ohne geweckt und dadurch zu einer der physischen entsprechenden Entwicklung befähigt zu werden.

Indem aber der Künstler sich seine Aufgabe in dieser Weise stellte, welche Absicht leitete ihn dabei? und welcher Zusammenhang besteht hier noch mit den früher betrachteten Gebilden der Medusa? Wohl läßt sich zunächst auf gewisse Analogieen in der Form hinweisen, namentlich auf das Breite und Volle in der ganzen Anlage; und mit Bewunderung werden wir zugestehen müssen, daß in den prachtvollen Schlangelinien, durch welche das Haar reich gegliedert ist, die alte Schlangenumkränzung uns eindringlicher und erschreckender entgegentritt, als es kaum je durch wirkliche Schlangen geschehen konnte. Dennoch aber müssen wir nochmals fragen: welcher Zusammenhang findet sich hier nicht sowohl in der Form, als mit der geistigen Idee der Medusa als eines versteinerten Schreckbildes? Ihr Gefühl giebt Ihnen vielleicht schneller eine Antwort, als ich es mit Worten zu thun vermag. Ein jeder von Ihnen ist wohl schon irgend einmal im Leben einer Schönheit begegnet von untadelhaften Zügen, von vollendeter Formenschönheit. Ihr Auge bewunderte: aber erwärmte sich auch Ihr Herz? Fühlte es sich angezogen in inniger Verehrung, in heißer Liebe? Selten wird dies der Fall gewesen sein. Denn je näher ein solches Gebilde der absoluten, abstrakten Schönheit der Form, um so größer ist in der Regel die Gefahr, daß sie uns entgegentritt in geistiger Leere, in geistiger Kälte. Blicken Sie jetzt auf die Medusa: auch hier werden Sie die Fülle der Entwicklung bewundern, die untadelige Schönheit der Form; bewundern werden Sie nicht nur, sondern auch warm verehren den Künstler, dessen Geist ein solches Gebilde zu schaffen vernochte; verwechseln Sie jedoch nicht dieses Gefühl der Wärme, welches Sie für den Geist des Künstlers empfinden, mit der Temperatur, welches aus dem Antlitze des dargestellten Wesens selbst spricht. Denn diese Temperatur ist keine Temperatur der Wärme, sondern eisiger Kälte und Erstarrung. Wo uns kein frischer lebendiger Hauch von Seele und Geist entgegenweht, da stockt uns, sozusagen, das Blut in den Adern: wir bewundern, aber wir stehen wie versteinert; und so bewährt auch hier im Bilde vollendeter Schönheit die Medusa ihr ursprüngliches Wesen, ihre dämonische, fascinierende Macht.

Und doch hat es der Künstler verstanden, dieses Bild starren Entsetzens, welches die absolute Leere von Geist in uns hervorruft, zu mildern und es uns in einer versöhnenden Verklärung vorzuführen. Vergegenwärtigen Sie Sich einmal den Eindruck, den Sie empfangen würden, wenn dieses Bild plötzlich die Augen öffnete. Ich fürchte, Ihre Bewunderung würde sich bald mischen mit einem Gefühle des Unmuts. Wie Sie im Leben durch eine geistig nichtssagende Schönheit auf die Länge leicht abgestofsen werden, so würden Sie auch bei dem Kunstwerke sich bald versucht fühlen, Ihr Auge unbefriedigt wegzuwenden. Deshalb schloß der Künstler die Pforte des Geistes, das Auge; er täuschte uns gewissermaßen, indem er die geistige Erstarrung verhüllte in der physischen Erstarrung, der Bewußtlosigkeit des Schlafes. Wir schauen dieser vollendeten Schönheit nicht in das offene Auge, wir treten zu ihr nicht in eine geistige Wechselbeziehung, die

uns, möge sie nun abstoßen oder anziehen, der Gefahr aussetzen würde, unser Inneres zu verwunden: um so ungestörter, um so rückhaltsloser dürfen wir uns hingeben der vollen Bewunderung dieses so wunderbaren, wahrhaft dämonischen Gebildes.

An das Ende dieser Betrachtungen gelangt, stehen wir zugleich am Ende der Entwicklung griechischer Kunst. Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, daß die Medusa Ludovisi in ihrer formalen Behandlung vielfache Berührungspunkte mit der pergamenischen Gigantomachie darbietet, der letzten gewaltigen Produktion künstlerischer Schöpfungskraft vor der Zeit der durch römischen Einfluß, wenn nicht hervorgerufenen, doch wesentlich geförderten Renaissance. Der Formgebung entspricht aber auch der geistige Gehalt. Blicken wir noch einmal zurück auf das alte Schreckbild der Medusa, so war es hervorgegangen aus unmittelbarer Anschauung einer Schrecken und Grauen erregenden Naturscheinung. Auch ihm fehlt der geistige Inhalt: es ist ein Bild ohne Seele, ja ohne volle körperliche Existenz, nur ein gespensterhaftes Scheinbild. Allerdings tritt es uns entgegen im Zustande lebendigster Erregung; alle Formen zeigen sich in höchster Anspannung, über welche hinaus eine Steigerung nicht wohl möglich ist; und dennoch, oder gerade deshalb zeigt es sich freilich nicht im Zustande der Ruhe, aber doch in einem Momente des Stillstandes, eines momentanen Erstarrens. Zwischen diesem Extrem der zur Erstarrung gesteigerten Spannung und der Abspannung des ludovisichen Reliefbildes in der bewußtlosen Ruhe des Schlafes liegt die gesamte Entwicklung der griechischen Kunst eingeschlossen. Auch die ältesten Götter waren wenigstens vorwiegend Naturgötter, Repräsentanten elementarer Kräfte und Vorgänge in der Natur. Doch bald erfüllten sie sich mit einem ethischen Inhalt und erhoben sich zu vollen mythologischen Persönlichkeiten zuerst in Religion und Poesie. Die bildende Kunst folgte nur langsam, da sie sich zunächst in den Besitz der formalen Mittel der Darstellung setzen mußte. Als sie aber dieses Ziel erreicht und weiter die Formen mit Geist zu durchdringen und die höchsten Ideen der Gottheit in menschlicher Gestalt zu verkörpern gelernt hatte, da fing in Religion und Glauben das Individuelle und Persönliche bereits wieder an zu schwinden: die Götter wurden mehr und mehr Repräsentanten von Begriffen, und in dem Maße als dieser Prozeß fortschritt, begannen sich die älteren physischen Bestandteile von der Verbindung, die sie mit den ethischen eingegangen waren, wieder loszulösen. Noch einen Schritt weiter, und im Geschlechte der Satyrn, der Meergötter, die sich auf diesem Wege von der Gottheit eines Dionysos, eines Poseidon abcheiden, haben wir kaum noch mythologische Persönlichkeiten: die Menschengestalt ist eigentlich nur Trägerin der im Menschen neu entwickelten veränderten Naturanschauung. Der alte Okeanos z. B. oder Glaukos in der Rotunde des Vatikan ist der Grundlage, der Form nach ein menschliches, dem Inhalte nach aber ein Naturwesen, das Bild des Elementes mit allem, was darin lebt, in poetisch-künstlerischer Abstraktion, ein Landschaftsbild in menschlicher Gestalt. Erst auf einer solchen Stufe der Naturbetrachtung ward es möglich, nun auch endlich den Menschen, sozusagen, vom Menschen, den physischen vom geistigen loszulösen und ihn rein von der einen Seite, als reines Naturwesen aufzufassen, als das reine Produkt physischer Schöpfungskraft. Wir verstehen nun auch, warum diese Idee an einem weiblichen Wesen ihre Verkörperung gefunden hat und nur an einem solchen finden konnte. Mit dem Principe der Männlichkeit ist zu sehr der Begriff der Aktivität verbunden: wir würden an einem männlichen Wesen irgend eine Erregung, wenn auch nur sinnlicher Art,

einen Trieb wenigstens animalischen Lebens erwarten. Die weibliche Natur ist passiv, empfangend, sie bietet den Boden für das Wachstum, dessen Keime in ihr verborgen schlummern; aber diese Keime bedürfen der Erweckung durch die zeugende Energie des männlichen Principis. So durfte und so vermochte der Künstler an einem Wesen weiblichen Geschlechtes das vegetative Sein des Menschen in reiner Abstraktion zur Anschauung zu bringen: das Gefäß des Menschen, aber ohne seinen geistigen Inhalt. Hier aber offenbart sich noch einmal die ganze Größe und Macht des griechischen Genius, der es verstand, auch eine solche Aufgabe mit künstlerischem Geiste zu durchdringen und das versteinerte Bild seelenloser Leere durch die ewigen Gesetze des Schönen in höchster Vollendung der Form ideal zu verklären. Wie das alte Schreckbild die erste, so ist diese jüngste Bildung der Medusa die letzte reine Idealschöpfung der griechischen Kunst: der Kreislauf ist vollendet. (Lebhafter Beifall.)

Erster Präsident: Meine Herren, Ihr Beifall wird dem verehrten Herrn Redner der beste Beweis dafür sein, wie dankbar wir alle ihm sind für das, was wir vernommen.

Wünscht einer der Anwesenden in eine Diskussion über den Vortrag einzutreten? (Pause.) Das ist nicht der Fall.

Meine Herren, es dürfte im Hinblick auf Wittenberg und Wörlitz kaum heute noch möglich sein, den Vortrag des Herrn Oberlehrer Dr. Weissenborn zu hören. (Zustimmung.) Wenn Sie damit einverstanden sein sollten, darf wir diesen Vortrag auf die Tagesordnung des nächsten Tages übergehen lassen, — so möchte ich nur noch bitten, ein freundliches Gehör wenigen Bemerkungen des Herrn Professor von Duhn aus Heidelberg zu schenken.

Professor von Duhn (Heidelberg): Verehrte Herren! Nur zu einem πάρεργον, welches außerhalb Ihrer Tagesordnung, hoffentlich aber nicht außerhalb Ihrer Interessen liegt, möchte ich mir das Wort an Sie, deutsche Philologen und Schulmänner, einen Augenblick erbitten.

Wir haben gestern durch Herrn Direktor Conze in außerordentlich warmer, allen zu Herzen gehender Weise erzählen hören von der thatkräftigen Fürsorge, mit welcher die Schätze von Pergamon gehoben, erworben und in unsere Reichshauptstadt übergeführt sind, um dort sicher geborgen und gehütet zum Nutzen und zur Freude für noch manche kommende Generationen treu, ewig, aufbewahrt zu bleiben. Diese Mitteilungen des Herrn Direktor Conze haben in mir den Gedanken erweckt, Ihnen hier an dieser Stelle eine Pflicht ins Gedächtnis zu rufen, welche ein nationales deutsches Kunstdenkmal betrifft. Auch wir haben in Deutschland ein Monument, welches wohl geeignet ist, die Herzen auch aller Philologen zu erwärmen; ist es doch ein Monument, welches das glänzendste Denkmal aus jener Kulturepoche ist, der wir unsere humanistische Bildung, den Boden, auf dem wir heute stehen, verdanken: ich meine unser Schloß von Heidelberg. Ich bin Heidelberger Professor, und deswegen mögen Sie mir etwas Lokalpatriotismus hier nicht verargen. Die Bildwerke von Pergamon werden jetzt in glänzender Weise in Berlin aufgestellt werden, gehütet in schönen Gebäuden: — vom Otto Heinrich's Bau von Heidelberg sinken mit jedem Gewittersturme, der über unsere Höhen hinbraust, neue Bruchstücke herab; durch ein künstliches System von Drähten ist es in vielen Fällen allein möglich, Skulpturen noch fest und zusammen zu halten, welche nach dem Urtheil bedeutender Künstler und Kenner unserer Tage zu dem Besten gehören, was die Kunst der

Renaissance in Deutschland überhaupt geschaffen hat. Die Mauern drohen zu wanken, die Steine sind zerrissen; sie sind zum Teil in einem solchen Zustande, daß sie schon bei geringer Erschütterung niederstürzen und auseinanderfallen können; Mauertheile weichen bereits aus Lot und Linie; der ganze Zustand ist so, daß Architekten aller Richtungen erklärt haben, es sei eine Nothwendigkeit, die Bauten des Heidelberger Schlosses nicht bloß in bisheriger Weise in stand zu halten, sondern sie wieder in architektonischen Verband, unter Dach und Fach zu bringen.

Es hat sich schon lange das Interesse der deutschen gebildeten Kreise, speciell in unserem Lande Baden, dieser großen Aufgabe zugewendet. Es ist aber eine Aufgabe von großer Verantwortlichkeit, von großer Schwere. Um dieser Aufgabe gewachsen zu sein, bedürfen wir der nationalen Unterstützung, und unser Großherzog und seine Regierung sind es an erster Stelle, welche bei den Schritten, die sie im Verein mit der Landesvertretung gethan haben, von der Überzeugung ausgegangen sind, das Interesse an dem herrlichen Bauwerk sei ein nationales. Unsere Regierung hat in anerkanntester Weise die vorbereitenden Schritte gethan, sie hat bedeutende Summen bewilligt, um ein Baubureau auf dem Schlosse zu errichten, genauere Aufnahmen des ganzen Baukomplexes machen zu lassen, und um die Fundamente herzustellen. Wie weit die Aufgabe reichen wird, was noch erfordert wird, das weiß niemand; wahrscheinlich ist es aber, daß diese Aufgabe die Kräfte unseres engeren kleinen Heimatlandes weit überschreiten wird.

Deswegen kam man nicht früh genug diese Angelegenheit dem nationalen Interesse warm ans Herz legen, und das möchte ich grade in dieser Versammlung thun, wo so viele Männer aus allen deutschen Gauen beisammen sind voll idealer Interessen, welche zurückgehend in ihre Heimat gewiß als Träger dieser Interessen gern thätig sein werden.

Es hat sich nach Art des Kölner Dombauvereins eine Organisation gebildet, der 'Heidelberger Schloßverein', welcher bereits viele Mitglieder überall in Deutschland, auch außerhalb, z. B. in Italien, ja jenseit des Oceans besitzt. Dieser Verein hat es sich zur Aufgabe gestellt, die Angelegenheit zu fördern, soweit irgend in seiner Macht steht, die nationalen Interessen an derselben in sich zu vereinigen, alljährlich seinen Mitgliedern über den Stand der Sache zu berichten, für dieselbe überhaupt Interesse zu erwecken, — zunächst noch keine Gelder zu sammeln; nationales Geld brauchen wir noch nicht, wir sind noch nicht so weit, wir brauchen erst nationales Interesse. Wir haben jetzt begonnen, Publikationen ins Auge zu fassen: in zwanglosen Heften sollen, von Abbildungen begleitet, Mittheilungen zur Geschichte des Schlosses herausgegeben werden, welche Materialien bringen sollen aus Archiven und Bibliotheken, Kupferstichsammlungen u. s. w. Nachforschungen, die wir an den verschiedensten Orten bereits jetzt anstellen, haben zu überraschenden Ergebnissen geführt, Materialien zu Tage gefördert, welche für weite Kreise von großem Interesse sein werden. Sie bilden zugleich eine notwendige Grundlage für die Architekten, welche auf Grund dessen, was jetzt vor unseren Augen steht, in vielen Fällen nicht über den dreißigjährigen Krieg hinauskommen können, Grundlagen, welche, wenn man einmal an die Rekonstruktion, d. h. Erhaltung gewisser Theile, gehen will, notwendigerweise vorausgesetzt werden müssen. Der Schloßverein bildet zugleich, sozusagen, eine nationale Garantie dafür, daß die Dinge nicht im engeren lokalen Rahmen bleiben, sondern daß die Restauration auch dieses bedeutendsten, größten Bauwerkes der deutschen Renaissance so vor sich geht, daß künftige Geschlechter uns keinen Vorwurf zu machen haben.

Diese Organisation erfreut sich des freundlichsten Entgegenkommens unserer Badischen Regierung, warmer Sympathie weitester Kreise; ich lege sie auch Ihnen ans Herz. Der Jahresbeitrag ist ein geringer: es sind 3 Mark, beziehungsweise 50 Mark für solche, die lebenslänglich Mitglieder werden wollen. Dafür erhalten die Mitglieder alljährlich den gedruckten Bericht über den Stand der Frage, über das, was vorgeht und vorgehen soll; sie erhalten ferner unsere Publikationen zu halben Preisen, falls sie dieselben wünschen, und schließlic hoffen wir noch zu erreichen, daß, wer von Ihnen nach Heidelberg selber kommen will, — und wer einmal da gewesen ist, kommt stets gern wieder, — die Schloßruine frei von allen lästigen Nebenausgaben besuchen darf, um sich alter Erinnerungen zu freuen und neue schöne Eindrücke in sich aufzunehmen.

Wenn mir das Präsidium die Erlaubnis dazu giebt, werde ich mir gestatten, morgen hier eine Liste zur Einzeichnung für den Heidelberger Schloßverein aufzulegen. (Beifall.)

Erster Präsident: Ich glaube im Namen der Versammlung dem geehrten Herrn Redner die Versicherung geben zu können, daß auch nach der Überzeugung aller hier Versammelten die Sache, von der er gesprochen hat, eine Sache ist von wahrhaft nationaler Bedeutung. Gern erklärt sich das Präsidium damit einverstanden, daß die in Aussicht gestellte Liste morgen hier zur Auslegung gelangt.

Die heutige Tagesordnung ist erschöpft. Doch habe ich noch eine Mitteilung zu machen.

Es ist ein Telegramm eingegangen von seiten des 'Vereins deutscher Lehrer in England':

'Verein deutscher Lehrer in England sendet in Dessau versammelten Philologen landsmännischen Grufs und wünscht bestes Gedeihen'.

Dr. Robers, Vorsitzender. H. Reichardt, Schriftführer.

(Bravo!)

Pünktlich um 1 Uhr, meine Herren, Abfahrt nach Wörlitz vom großen, resp. kleinen Markt.

Ich schliesse die Sitzung.

(Schluß der Sitzung 12 Uhr.)

Vierte allgemeine Sitzung

am Sonnabend, den 4. Oktober 1884.

Der zweite Präsident, Gymnasialdirektor Stier (Zerbst), eröffnet die Sitzung nach 10 $\frac{3}{4}$ Uhr.

Zweiter Präsident: Die Sitzung ist eröffnet. — Mein verehrter Herr Kollege, der erste Präsident, Schulrat Dr. Krüger hat um das Wort gebeten.

Erster Präsident: Meine Herren! Von Sr. Hoheit dem Herzoge von Anhalt ist mir am gestrigen Tage aus Rheineck eine Depesche zugegangen, deren Wortlaut ich bereits

gestern Abend bei Gelegenheit unserer festlichen Vereinigung mitgeteilt habe. Gleichwohl halte ich mich für verpflichtet, denselben auch hier zur Kenntnis der Versammlung zu bringen, da manche Herren an jener Vereinigung nicht teilgenommen haben. Die Depesche lautet:

‘Von einem mehrtägigen Ausfluge zurückkehrend, Ihr Telegramm vorgefunden. Sage verbindlichsten Dank. Herzog’.

(Bravo!)

Weiter habe ich gestern Abend eine Depesche aus Gießen erhalten von seiten der designirten Präsidenten der nächsten Philologenversammlung, von den Herren Prof. Dr. Schiller und Oncken. Die Depesche lautet:

‘Mit dem Bedauern, dies nicht persönlich zu können, bitten der Versammlung Dank für die Gießen und uns erwiesene Ehre und Versicherung auszusprechen, nach Kräften derselben würdig zu werden. Schiller. Oncken’.

(Bravo!)

Sodann erinnern sich die geehrten Herren, daß wir gestern erfreut wurden durch einen Gruf, der uns aus London zuzug von seiten des Vorstandes des dortigen Vereins deutscher Lehrer. Ich habe geglaubt in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich bereits gestern Mittag einen Gegengruf habe abgehen lassen. (Bravo!)

Das bezügliche Telegramm lautet:

‘Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Dessau erwidert herzlichst freundlichen Gruf im Bewußtsein engster Zusammengehörigkeit.

Das Präsidium’.

(Bravo!)

Weiter, meine Herren, bitte ich für meine Person um Entschuldigung, daß ich gestern, da der Ausflug nach Wörlitz und Wittenberg in Aussicht stand, vergessen habe, die Tagesordnung für die heutige Sitzung ausdrücklich festzustellen. Nachträglich wird dies heute von seiten des Herrn Vorsitzenden geschehen. Ich möchte nur gleich zu Nr. 3 der bisherigen ‘vorläufigen’ Tagesordnung eine kurze Notiz mir gestatten.

Meine Herren, Sie alle werden seit Beginn unserer Versammlung mit mir in unserem Kreise Herrn Prof. Max Müller (Oxford) schmerzlich vermissen. Ich darf wohl erwähnen, daß ich es an verschiedenen brieflichen und sonstigen Versuchen nicht habe fehlen lassen, den verehrten Herrn zu bewegen, unsere Versammlung mit seinem Besuche zu beehren. Auch schienen diese Bemühungen schließlich zu dem gewünschten Resultate führen zu sollen. Hoch erfreut war ich, als ich vor etwa acht Tagen eine bestimmte Zusage erhielt und zugleich das Versprechen, hier einen Vortrag halten zu wollen. Um so schmerzlicher aber mußte mich die wenige Tage nachher eintreffende definitive Absage berühren. Eine plötzliche Erkrankung hatte Herrn Prof. Max Müller leider nicht gestattet, die gegebene Zusage zu erfüllen. Doch bezeugte das bezügliche Schreiben die lebhafteste Teilnahme für unsere Versammlung. Überdies war demselben das Konzept des in Aussicht genommenen Vortrags beigelegt, welchen hier zu verlesen Herr Prof. Dr. Gosche in Erfüllung eines persönlichen Wunsches des Verfassers freundlichst sich bereit erklärt hat. Außerdem aber hat Herr Prof. Max Müller dadurch um uns sich verdient gemacht, daß er im Laufe der letzten Wochen der hiesigen Herzoglichen Bibliothek ein vollständiges Exemplar der von ihm herausgegebenen ‘Heiligen Bücher des Orients’

hat zugehen lassen. Der betr. Bibliothekar, Herr Hofrat Dr. Hosäus, hat dieses Werk uns für den heutigen Tag gütigst zur Verfügung gestellt. Die bezüglichen Bände befinden sich dort auf dem Tische des Hauses, zweifellos als die schönste Illustration des erwähnten, heute in Aussicht stehenden Vortrags.

Endlich, meine Herren, — obgleich wir noch nicht am Schlufs sind — möchte ich gleich im voraus noch einen Punkt erwähnen. Es ist ganz am Schlusse der 'vorläufigen Tagesordnung' für Sonnabend den 4. Oktober, wie dieselbe in Nr. 1 des 'Tageblatts' abgedruckt war, gesagt: 'eventuell nachmittags Ausflüge nach verschiedenen Punkten der Umgegend nach freier Vereinigung'. Meine Herren, ich irre mich wohl nicht, wenn ich annehme, dafs manche Herren trotz der nicht eben günstigen Witterung nicht abgeneigt sind, entweder noch heute nachmittag oder morgen Ausflüge in die nähere oder weitere Umgebung unserer Stadt zu unternehmen. Sollte dies der Fall sein, so glaube ich nicht nur für meine Person, sondern für sämtliche Mitglieder des Lokalkomités und insbesondere des 'Vergnügungsausschusses' erklären zu können, dafs wir gern bereit sind, die etwa gewünschten Arrangements zu übernehmen. Ich bitte, freundlichst in jenem Falle behufs weiterer Veranlassung an meine Adresse sich wenden zu wollen.

Zweiter Präsident: Vor Feststellung der Tagesordnung und vor dem Eintritt in dieselbe möchte ich jetzt gleich meinerseits die geschäftlichen Mitteilungen erledigen.

Zunächst ist zu erwähnen, dafs die Liste zur Einzelzeichnung für den 'Heidelberger Schlofsverein' auf dem Tische der Herren Berichterstatter ausgelegt ist.

Zweitens hat Herr Professor Couze gebeten, mitzuteilen, dafs das hier ausgestellte Bild des Altars von Pergamon von Friedrich Thiersch im Buchhandel¹⁾ zu haben ist.

Drittens ist eine Anzahl Exemplare der neuesten Nummer (233) der 'Saale-Zeitung' hier niedergelegt, in welcher bereits der Abdruck der Festrede des Herrn Professor Gosche zur Grundsteinlegung des Wilhelm Müller-Denkmales enthalten ist. Sie liegen auf dem Tische dort zur Verfügung.

Die Tagesordnung, wie Sie bereits gelesen haben, ist vorläufig folgendermassen aufgestellt:

- 1) Herr Oberlehrer Dr. Weissenborn aus Mühlhausen (Thüringen): 'Über die Gattungen der Prosa'.
- 2) Herr Prof. Dr. Gerlach aus Dessau: 'Das Dessauer Philanthropin in seiner Bedeutung für die Reformbestrebungen der Gegenwart'.
- 3) Mitteilung eines Vortrags des Herrn Prof. Dr. Max Müller zu Oxford, welcher durch Erkrankung an persönlichem Erscheinen verhindert ist, und zwar auf besonderen Wunsch desselben durch Herrn Prof. Dr. Gosche aus Halle: 'Über die Heiligen Bücher des Orients'.
- 4) Berichte sämtlicher Herren Sektionsvorstände über die in den Sektionen stattgehabten Verhandlungen.
- 5) Schlufsword des zweiten Präsidenten.

Ich glaube, dafs viele innere Gründe für die Festhaltung dieser Tagesordnung sprechen, — stelle aber anheim, ob einer der Herren dazu das Wort zu ergreifen wünscht. (Pause.)

¹⁾ U. d. T.: Friedrich Thiersch, Die Königsburg von Pergamon. Mit einem Situationsplan und einer Rekonstruktion in Lichtdruck. Stuttgart, 1883. Engelhorn. Preis: 5 M. 40 Pf.

Es geschieht nicht; ich nehme also an, daß sie von Ihnen genehmigt ist, und würde danach Herrn Oberlehrer Dr. Weissenborn ersuchen, zu seinem Vortrage

‘über die Gattungen der Prosa’

das Wort zu nehmen.

Herr Oberlehrer Dr. Weissenborn (Mühlhausen in Thüringen) beginnt hierauf seinen Vortrag, wird aber nach einiger Zeit durch den Vorsitzenden unterbrochen.

Zweiter Präsident: Darf ich den Herrn Redner einen Augenblick unterbrechen? Ich hatte mir schon vorher im Privatgespräch erlaubt, auf die Bedrängnis der Zeit hinzuweisen. Ich habe mir eben eine ungefähre Berechnung gemacht, aus der sich ergibt, daß wir, wenn keine Abkürzung eintritt, doch vielleicht bis nach 2 Uhr hier noch anwesend sein müßten, und wollte deswegen dem Herrn Redner anheimgen, einige Punkte auszulassen, die sich leicht ergänzen lassen, und zu den Hauptpunkten zu eilen. (Bravo!)

Herr Oberlehrer Dr. Weissenborn setzt den begonnenen Vortrag fort, wird aber nach einiger Zeit wiederum durch den Vorsitzenden unterbrochen.

Zweiter Präsident: Darf ich den Herrn Redner noch einmal unterbrechen? Es liegt ein eigentümlicher Fall vor. Die beiden noch folgenden Vorträge können unter keinen Umständen verkürzt werden; es ist auch die viva vox da unbedingt notwendig. So dankbar wir dem Herrn Redner sind, so glaube ich doch ihn bitten zu dürfen, daß er in diesem Falle sich vielleicht entschließt, auf das Weitere im Interesse der vorliegenden Umstände zu verzichten, da wir ja immer noch das Glück haben werden, den Vortrag selbst zu lesen.

Oberlehrer Dr. Weissenborn: Sehr gern! (Verläßt die Rednerbühne.)

Zweiter Präsident: Dann bin ich unbedingt Ihnen dankbar und zugleich im Namen der ganzen Versammlung.

Anmerkung. Ungeachtet dieser durch die Kürze der Zeit leider zur Notwendigkeit gemachten Unterbrechung war es selbstverständlich der Wunsch des Präsidiums, auch den Vortrag des Herrn Oberlehrers Dr. Weissenborn unverkürzt in diesen ‘Verhandlungen’ zum Abdruck zu bringen. Da indessen der Herr Redner den Wunsch ausdrückte, den für die Philologen-Versammlung bestimmten Vortrag in einer Zeitschrift erscheinen zu lassen, vorliegenden ‘Verhandlungen’ aber nur die nachfolgende Skizze desselben zu überweisen, so hat sich das Präsidium — unter Zustimmung der geehrten Verlagsbuchhandlung — gern hiermit einverstanden erklärt.

Die Gattungen der Prosa.

Von Dr. Edmund Weissenborn.

So auffallend es auch erscheinen mag, so ist es doch wahr, daß eine allgemein gültige Einteilung der schönen Prosa, so wie die der Poesie in Epos, Lyrik und Drama, bis heute nicht existiert. Das Altertum hat uns keine hinterlassen und die neueren Rhetoriken, Literaturgeschichten u. s. w., welche eine Gliederung der Prosa bieten, weichen darin sehr von einander ab. Da nun die durch die Sprache vermittelte Offenbarung des Menschengesistes in die beiden Arten der Poesie und Prosa zerfällt, so liegt die Vermutung nahe, daß das Prinzip der Gliederung für beide dasselbe sein werde. Wir wollen also die wesentlichen Unterschiede der drei Dichtungsgattungen kurz bestimmen und dann zusehen, ob wir mit der Anwendung derselben auf die Prosa eine ungezwungene Gliederung

derung derselben gewinnen, und zwar wollen wir uns dabei auf die Muster der Griechen beziehen.

Die unvollkommenen Anfänge des Epos reichen bis in die Heroenzeit selbst hinauf. Seine Vollendung erreichte es, als nach dem Sturze der Achäerreiche durch die Dorer die flüchtigen Ioner die Lieder von Troja nach dem schönen Kleinasien trugen und die eigenen Kämpfe mit den dortigen Völkern bei ihnen das Interesse an jenen Sagen neu belebten. Aus der Erwägung, daß der Kern der Ilias von Einem Dichter stammen muß, gewinnen wir für den Begriff des Epischen die Bestimmung, daß der Dichter, von der Großartigkeit der Heroenwelt erfüllt, eine in sich abgeschlossene Handlung als in der Vergangenheit geschehen nach den in seiner Phantasie lebenden Vorstellungen vorführt, indem er selbst in seinen Stoff ganz aufgeht. Berücksichtigen wir endlich auch die vielen später sich entwickelnden Unterarten der epischen Gattung, so ergibt sich für die Abgrenzung des Gebietes des Epischen, daß nicht nur die Heldenzeit, sondern überhaupt die ganze äußere den Dichter umgebende Welt bis auf die Tierwelt (Tierepos) und selbst des Dichters eigene Lebensschicksale episch, d. h. nach ihren äußeren Vorgängen, dargestellt werden können.

Auch die Liederdichtung ist in ihren natürlichen Formen (Opferlied, Siegeslied, Hochzeitslied, Totenklage) alt, ja uralte. Aber ihre kunstmäßige Ausbildung erfuhr sie erst mit dem Aufkommen der politischen Lyrik, als bei den Verfassungsverhältnissen und schwerer Kriegsnot es den Dichter drängte, seinem wildbewegten Herzen (dem Zorn über die Feigheit des Heeres oder dem Schmerz über die Not des Vaterlands oder der Freude über den Tod des Tyrannen) in Einzeliedern Luft zu machen. Danach giebt das Lied die durch äußere Ereignisse und meist durch persönliche Schicksale erregte Stimmung des Dichters in der entsprechenden lebhaften Sprache. Bald fand das Lied den Weg von den öffentlichen Angelegenheiten zu den persönlichsten Stimmungen und Zuständen, um die ganze Tonleiter der Empfindungen, deren das Menschenherz fähig ist, nach und nach durchzusingen.

Mit der Darstellung der äußeren Welt im Epischen und der inneren Welt im Lyrischen ist der ganze Kreis des Existierenden umschlossen, und also für das Drama ein neues Gebiet nicht vorhanden. So stellt denn das Drama in seinen Anfängen auch nichts weiter als eine äußerliche Verbindung der epischen Erzählung von den Schicksalen eines Gottes oder Heroen mit den eingeflochtenen Liedern des teilnehmenden Chors dar. Zur Tragödie, die den Menschen erhebt, indem sie den Menschen zermalmt, hat es sich erst durch Äschylos entwickelt unter der Einwirkung des großen Welt dramas der Perserkriege. Indem er den Zusammenhang zwischen dem Handeln und dem Schicksale der Menschen ahnte, schritt er dazu fort, durch Verinnerlichung einer Handlung zur Anschauung zu bringen, wie aus der Eigentümlichkeit eines Charakters durch Einwirkung äußerer Umstände ein Streben erwacht, das mit andern Bestrebungen sich kreuzend und zur Leidenschaft gesteigert zur That treibt, welche die bisherige Ordnung durchbrechend folgschwer auf den Handelnden zurückfällt, aber durch die Erkenntnis wieder beruhigend wirkt, daß in dem Gescheh ein sittliches Gesetz sich vollzog. Demnach giebt das Drama den innern Entwicklungsprozeß einer Handlung bis zur That und die innere Beziehung derselben zum Schicksal, d. h. das Thun und Treiben der Menschen unter dem Reflex des Allgemeinen im Menschengeste oder der Sittlichkeit.

Richten wir nun unsern Blick auf das große Feld der Prosa, so erkennen wir sofort als die der erzählenden Dichtung verwandte prosaische Gattung die historische Erzählung. Wenn wir dann, um dieses Gebiet der Prosa genauer abzugrenzen, auf die Bestimmung des Gebiets des Epischen von oben zurückgehen, so ist die ganze den Menschen umgebende äußere Welt und er selbst in seiner äußern Erscheinung und seinem innern Wesen Gegenstand derselben und alle Mitteilungen aus dem gesammten Kultur- und Naturleben sind der ersten ProsaGattung zuzuweisen. Demnach sind Erzählung und Beschreibung die Unterarten ein und derselben Hauptgattung, die man die schildernde nennen könnte, und der Unterschied der beiden einzig der, daß die Erzählung schildert, was nach einander in der Zeit existierte, während die Beschreibung schildert, was neben einander im Raume existiert. Der Zweck aber dieser Gattung ist Mitteilung über alles, was einst war und jetzt ist, und entspringt aus dem Streben des Menschengesistes schon hier in der Endlichkeit die Schranken von Raum und Zeit, in welche seine Leiblichkeit gebannt ist, niederzureißen und bis zum Anfang der Dinge zurück- und über die ganze Erde und ins Weltall hinein vordringend alles in sich geistig aufzunehmen — ein Zug seiner ewigen Bestimmung.

Sehen wir uns dann nach der zweiten, der Innerlichkeit und Lebhaftigkeit der Lyrik entsprechenden ProsaGattung um, so treffen alle Merkmale bei der Rede in einem wirklich überraschenden Grade zu. Ganz wie im lyrischen Gedicht der Dichter seine persönlichste Stimmung mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Wesens aus sich herzustellen, so ist der Redner bestrebt, seine individuelle Auffassung von einer Sache geltend zu machen, seine Zuhörer mit allen Gründen des Beweises, mit allen Sprachmitteln und der ganzen Macht seiner Persönlichkeit für diese seine Ansicht zu gewinnen und dadurch seinem Willen dienstbar zu machen. Zweck der Rede aber ist, daß der Redner sich in seinen Zuhörern vervielfältigen und sie für die Durchführung der Bestrebungen gewinnen will, wozu seine Kraft allein nicht ausreicht.

Welche prosaische Gattung soll aber das Gegenstück zum Drama bilden? Indem die schildernde Gattung die ganze Welt, äußerlich genommen, umfaßt und die Rede das Innere, Subjektive der Persönlichkeit geltend macht, ist damit zunächst alles, was existiert, ausgeschlossen; ein drittes davon verschiedenes Gebiet giebt's nicht. Nun finden sich aber einige abstrakt angelegte Köpfe, welche mit der sie umgebenden Welt, wie sie ihnen äußerlich entgegentritt, sich nicht begnügen, sondern indem sie dieselbe mit den im Menschengesiste innewohnenden allgemeinen Normen des Denkens auf Ursprung, Wesen und Zweck prüfen, die allem Sein und auch allem Denken zu Grunde liegenden Gesetze erforschen wollen. So ergibt sich als dritte und höchste ProsaGattung die wissenschaftliche Untersuchung oder Abhandlung, welche zum Zweck die Erkenntnis der objektiven Wirklichkeit und als einziges Mittel die logische Beweisführung hat. Und es entspricht auch diese Gattung genau dem Drama. Wie im Drama die Handlung nach ihrem innern Entwicklungsprozesse vorgeführt wird, wie der Kampf der widerstreitenden Neigungen und Interessen zu einer That führt, welche die alte Ordnung durchbrechend eine Schuld mit sich zieht, aber indem durch die innere Läuterung der Bruch geheilt wird, zugleich ein höheres sittliches Gesetz, eine neue sittliche Wahrheit erstritten wird, so wird auch in der Abhandlung eine neue Wahrheit gewonnen durch den innern Prozeß der Beweisführung im Kampfe gegen die gewöhnliche Meinung. Und oftmals greift auch die neu

erstrittene Wahrheit störend in den bis dahin herrschenden Glauben ein, aber doch nur zum Vortheile der fortschreitenden Erkenntnis der Menschheit. Und auch äußerlich sind die ersten Abhandlungen der Griechen, Xenophons Memorabilien und die Dialoge Platons, dem Drama ähnlich, indem sie nach dem Vorgange des Sokrates den dialektischen Prozeß des Gedankenfortschritts in dialogischer Form geben.

Sonach entspricht der epischen Gattung in der Prosa die schildernde mit den beiden Unterarten der Erzählung und Beschreibung, der Lyrik aber die Redegattung und dem Drama die wissenschaftliche Untersuchung mit den nur in der Form sich scheidenden Arten des Dialogs und der zusammenhängenden Abhandlung. — Der Brief aber, der oft als besondere Gattung aufgeführt wird, ist, weil er sowohl Erzählung als Rede als Abhandlung als mehreres zugleich enthalten kann, eine im praktischen Leben unentbehrliche Mischlingsart. Die poetische Prosa (Roman, Novelle u. s. w.) und prosaische Dichtung (Lehrgedicht, gereimte Schilderungen u. s. w.) genügt es als Mittelgattungen zwischen Poesie und Prosa einfach zu erwähnen.

Werfen wir nun zum Schluß noch einen Blick auf die Entwicklung der Prosa bei den Griechen, so ist es interessant zu beobachten, wie auch hier jede Gattung aus den äußern Bedingungen des Lebens sich entwickelt und wie die Abhandlung erst die falschen Verbindungen mit der Poesie und dann mit der Beredsamkeit überwinden muß, ehe sie sich zur Vollendung erhebt.

Als nach dem Verluste der politischen Freiheit das Bewußtsein des Zusammenhangs mit Altgriechenland bei den Ionern neu erwachte und die Erinnerung an die Koloniegründung weckte, schrieb der Milesier Kadmos seine κριτικὴ Μιλῆτου καὶ τῆς ὅλης Ἰωνίας. Wir begegnen auch bald den beiden Arten der Erzählung und Beschreibung bei diesen erzählungs- und forschungslustigen Ionern, die Ἰστροπία καὶ περυσήσεις des Hekataios stehen in hohem Ansehen. Geschichte im eigentlichen Sinne aber konnten die Griechen erst schreiben, nachdem sie selbst Geschichte gemacht hatten in dem großen Freiheitskampfe gegen die Perser.

Auf dem wegen seiner gemischten Bevölkerung ewig unruhigen Sicilien dachte man zuerst über die Theorie der kunstvollen, wirksamen Rede nach, denn wer dort eine Rolle spielen wollte, mußte es verstehen, mit der Rede Gewalt auf seine Mitbürger einzuwirken. Gorgias brachte die neue Kunst nach Athen und stellte sie ganz in den Dienst der Sophistik. Allmählich führte bei den prozeßlustigen Athenern die mehr sachliche Behandlung in den Gerichtssälen dazu, daß die Rede den falschen Klingklang abstreite und sich zur edlen Form der attischen Beredsamkeit erhob.

Der geistig regsame Stamm der Ionier hat auch die ersten Philosophen zeitigst, Anaximandros aus Milet schrieb zu Kadmos' Zeit περὶ φύσιος. Bald verbreitet sich die philosophische Spekulation über die ganze Peripherie der griechischen Welt. Dabei fällt es auf, daß die Philosophen des Ostens alle in ionischer Prosa schreiben, während die von Westgriechenland ihre Philosopheme in Lehrgedichten niederlegen. Die Sophistik schließt diese Periode ab. Wenn es auf der einen Seite ihr Verdienst ist, die Redekunst und einzelne Wissenschaften begründet und ausgebildet zu haben, so ist die innige Verbindung von Redekunst und wissenschaftlicher Untersuchung ihr schlimmster Fehler. Denn diese Gebiete innerlich verknüpfen, heißt nicht mehr die Wissenschaft um ihrer selbst willen, zur Erforschung der Wahrheit pflegen, sondern sie den subjektiven Bestrebungen des Menschen, dem Egoismus, der nach Genuß und Herrschaft trachtet, dienstbar machen. Die

Wissenschaft aus dieser unwürdigen Stellung einer Magd befreit und sie auf den Thron im Reiche des Geistes gesetzt zu haben, ist die That des Sokrates. Er hat die wissenschaftliche Methode, den Beweis der Wahrheit mit den Mitteln des Objektiven im Geiste gelehrt, und seine Schüler Xenophon und Platon haben die ersten wirklichen Abhandlungen geschrieben.

So gewinnen wir auch aus dieser kurzen Betrachtung ganz genau die oben erwähnten charakteristischen Unterschiede und Zwecke der drei ProsaGattungen. Da aber die weitere Entwicklung der griechischen Litteratur außer einigen neuen poetischen Arten und den Zwittergattungen des Lehrgedichts und des Romans nur noch den An- und Ausbau neuer wissenschaftlicher Fächer gebracht hat, so liefert auch sie den thatsächlichen Beweis, das mit den drei Gattungen der Schilderung, der Rede und der Abhandlung das ganze Gebiet der Prosa umschlossen ist.

Zweiter Präsident: Ich bitte nunmehr Herrn Professor Dr. Gerlach von hier, uns den Vortrag über:

**Das Dessauer Philanthropin
in seiner Bedeutung für die Reformbestrebungen der Gegenwart¹⁾**

zu halten.

Professor Dr. Gerlach (Dessau): Vom Philanthropin zu reden, dazu veranlaßt nicht nur der Ort, an dem diese Versammlung stattfindet, sondern fast ebenso sehr die Zeit, insofern das Jahr 1784 einen Wendepunkt in der Geschichte desselben bildet. Nur bis zu diesem Jahre reichen die Nachrichten über das Philanthropin, wenigstens die allgemein zugänglichen; offenbar war man schon kleinlaut geworden. Salzmann verläßt damals die Anstalt, um in Schnepfenthal eine eigne zu gründen. In Dessau selbst denkt man bereits an die Errichtung eines Gymnasiums²⁾, welches der Erbe des Philanthropins werden sollte. So bezeichnet das Jahr 1784 den vorläufigen Abschluß jener Bewegung, welche durch Basedow auf dem pädagogischen Gebiete hervorgerufen war. Doch wichtiger als dieses äußerliche Zusammentreffen von Ort und Zeit ist ohne Zweifel das Zusammentreffen der Voraussetzungen, von denen Basedow ausging, und der Ziele, die er aufstellte, mit den Voraussetzungen und Zielen der jetzigen Reformbewegung. Das Philanthropin sollte — um einen Ausdruck von Wiese zu gebrauchen — ein Protest sein gegen Einseitigkeiten und Mängel, unter denen das Schulwesen nicht bloß damals zu leiden gehabt hat. 'Die Ideale aber' — auch dies sind Wieses Worte — 'für welche diejenigen Zeugnis abgelegt, die klar erkannten, was ihrer Zeit zur Beseitigung drückender Übel besonders not that, sie sind nicht Träume oder Phantasien, sondern Strebenziele von bleibendem Wert.'

Unter diesem Gesichtspunkte also, mit fortwährender Beziehung auf die Gegenwart, soll die Erziehungsmethode des Philanthropins hier betrachtet werden, ohne das doch diese Beziehung überall besonders hervorgehoben würde. Aus den bloßen That-sachen wird sich meistens von selbst ergeben, wo das Philanthropin als warnendes Beispiel, wo es als nachahmungswürdiges Muster dienen kann. Auch als nachahmungswürdiges Muster! Die Darstellung freilich, die Raumer in seiner Geschichte der Pädagogik giebt und die für das allgemeine Urteil maßgebend geworden ist, läßt davon weniger merken; sie erscheint, wie Raumer selbst sagt, fast wie eine pädagogische Karikatur.

1) Mit Genehmigung des Präsidiums und der Verlagsbuchhandlung bereits publiziert in Fleck-eisens und Masus' 'Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik' 1885, Heft 1, II, Seite 1—20.

2) Dieses Gymnasium wurde bereits am 3. Oktober 1785 eröffnet.

Das kann in der Sache liegen, kann auch die Schuld des Schriftstellers sein. Aus lauter richtigen Einzelheiten ein unrichtiges Gesamtbild zu komponieren, ist nicht schwer; man braucht nur alles Wunderliche und Verkehrte grell beleuchtet in den Vordergrund zu stellen, das Gute und Wertvolle kurz abzufertigen. Von solcher tendenziösen Gruppierung der Thatsachen ist auch Raumer nicht ganz freizusprechen. Ihm behagte die Luft der Aufklärung nicht, die im Philanthropin wehte; ihm ist es verdächtig, daß Juden und Freimaurer das Unternehmen mit Geld unterstützten; am meisten aber scheint die un günstige Vorstellung, die er sich von Basedows Charakter gebildet¹⁾, das Werk des Mannes bei ihm diskreditiert zu haben.

Mit Leichtigkeit ließe sich, wenn es die Mühe lohnte, aus den vorhandenen Quellen auch ein sehr vorteilhaftes Bild des Philanthropins herstellen, das ebensowenig unwahr, aber auch ebensowenig zutreffend sein würde, wie die Darstellung Raumers; denn fast alles, was von den Zeitgenossen über Basedow und sein Unternehmen veröffentlicht wurde, ist polemischer Natur und von Gunst oder Haß beeinflusst. Glücklicherweise existiert noch eine andere, bisher unbenutzte Quelle, die nirgends von Parteilichkeit getrübt ist, nämlich die Aufzeichnungen der pädagogischen Gesellschaft. Im Jahre 1777, in der ersten Blütezeit des Institutes, stiftete Basedow diese Vereinigung unter den Lehrern desselben, zu dem Zwecke, Gesellschaftlichkeit und Freundschaft unter den Mitgliedern zu erhalten sowie alle für das Institut wichtigen Fragen vertraulich²⁾ zu besprechen. Die Protokolle dieser Gesellschaft — sie reichen, allerdings mit einer Unterbrechung von etlichen Jahren, von Oktober 1777 bis April 1793 — geben einen bessern Einblick in das Wesen und die Entwicklung des Philanthropins als die Empfehlungsschriften seiner Freunde oder die Schmähchriften der Gegner. Von diesen ungeschminkten Berichten wird demnach im folgenden öfters Gebrauch gemacht werden, um Lob wie Tadel auf das rechte Maß herabzusetzen.³⁾

Den Grundgedanken seiner reformatorischen Bestrebungen hat Basedow — mit jener volkstümlichen Rhetorik, die ihm fast immer zu Gebote stand — nachdrücklich in folgende Worte zusammengefaßt: 'Natur! Schule! Leben! Ist Freundschaft unter diesen

1) Die un günstigen Vorstellungen, die über Basedow in Umlauf sind, lassen sich zum guten Teil zurückführen auf die berüchtigte Schmähschrift von Reiche: 'Getreue Darstellung der Umstände, unter welchen Joh. Bernh. Basedow, königlich dänischer Professor, Schläge bekommen und seinen Rock verloren, auch mit Herrn Direktor Wolcke einen schändlichen Prozeß angehenen hat.' Eine gerechtere Würdigung ist Basedow durch Max Müller zu teil geworden in der allgemeinen deutschen Biographie. Hier wird er geschildert als 'ein Mann, der durch sein unerschrockenes und oft rücksichtsloses Auftreten sich viele Feinde, durch seine großen Erfolge sich viele Neider machte, der in den letzten Jahren seines Lebens und unmittelbar nach seinem Tode, wegen seiner Zerwürfnisse mit frühern Mitarbeitern, auch wegen des Fehlschlagens der übertriebenen Erwartungen, die man von Philanthropin gehegt hatte, von vielen hart und ungerecht beurteilt worden ist, dessen wahres Verdienst aber, als eines der kühnsten Vorkämpfer im Kampfe für Menschenrechte und Menschenwürde, für Wahrheitstreue und Geistesfreiheit, sowohl durch die Stimme der Besten seiner Zeit als durch das unparteiische Urteil der Nachwelt bekräftigt worden ist.'

2) Um den vertraulichen Charakter dieser Besprechungen zu sichern, war festgesetzt, daß jeder, der außerhalb der Gesellschaft etwas erzählte oder bestätigte, was in derselben zu verzeuweisen beschlossen war, einen Reichsthaler Strafe zahlen sollte.

3) Die Akten des Philanthropins galten bisher für verloren und sind erst kurz vor der Philologenversammlung wieder aufgefunden worden. Es befinden sich dabei Briefe von Kant, Klopstock, Gleim, Claudius, Salzmann, Rochow und andern.

dreien, so wird der Mensch, was er werden soll und nicht alsobald sein kann: fröhlich in der Kindheit, munter und wissbegierig in der Jugend, zufrieden und nützlich als Mann. Aber wenn die Natur von der Schule gepeitscht und die Schule vom Leben des Mannes verhöhnt wird, da ist der Mensch zuletzt dreifach als eine Mißgeburt aneinander gewachsen, drei Köpfe, sechs Arme, und im täglichen Zanke unzertrennlich.¹⁾

Wir können unerwähnt lassen, in welcher Weise dieses Thema weiter variiert wird; es ist dieselbe Klage, die auch jetzt von allen Seiten ertönt, die Klage, daß durch Überbürdung Geist und Körper des Schülers erschlafe und alle Fremdigkeit des Lernens erstickt werde. Daher die Forderung, daß die physische Erziehung ihr gutes Recht wieder erhalten müsse, und zwar nicht bloß um der leiblichen Gesundheit willen, sondern auch in Rücksicht auf die moralische Erziehung, die wichtigste von allen. 'Die Moral eines schwachnervigten Menschen', sagt Basedow, 'hat keinen festen, bleibenden Gehalt. Je nachdem die Luft heiter oder trübe, trocken oder feucht, elastisch oder schlaff ist, steigt oder sinkt der moralische Wert eines solchen Menschen mit dem Quecksilber des Barometers um die Wette.' Für beide Zwecke nun, für die physische wie für die moralische Erziehung, sollte Raum gewonnen werden, und nicht etwa auf Kosten, sondern zum Nutzen des wissenschaftlichen Unterrichts, da ja nichts weiter erforderlich schien, als daß man alles Unnütze und Schälliche aus letzterem entfernte.

Man kann nicht sagen, daß Basedow bei Ausführung seines Planes sich überstürzt hätte. Schon daß er bis in sein höheres Alter gewartet hat, ehe er mit seinen Ideen hervortrat, muß ein günstiges Vorurteil für ihn erwecken. Und als sich endlich die Gelegenheit bot, diese Ideen zu verwirklichen, auch da liefs er sich durch das so natürliche Verlangen, selbst noch die Früchte seiner Aussaat zu ernten, keineswegs zur Übereilung fortzureifen. Es gehört auch dies zu den Widersprüchen seines Wesens, daß er, der in Einzelheiten nicht selten hastig und unüberlegt verfuhr¹⁾, doch die geduldigste Zurückhaltung bewies, wo es sich um die Hauptaufgabe seines Lebens handelte. So weist er den Gedanken weit von sich, die beabsichtigten Reformen gleich allgemein eingeführt zu sehen. Er erklärt es für zweckwidrig, mit feststehenden Verordnungen anzufangen und nicht mit Versuchen, das Gute besser, das Bessere noch besser zu machen²⁾; er hält es für inhuman, unschuldige alte Schulleute zwingen zu wollen, etwas Neues zu lernen und zu thun, statt daß man abwarten sollte, bis sich für das Neue auch neue Kräfte herangebildet. Daraus aber ergibt sich für ihn die Folgerung, daß Schulverbesserungen

1) Dies machte sich besonders geltend, als das Philanthropin nun wirklich ins Leben trat. Mit bezug darauf äußert Gleim in einem Briefe vom November 1776: 'bei meinem Dortein bat ich den vortrefflichen Basedow, nicht Sturm zu laufen, nicht so jämmerliche Klagelieder anzustimmen, nichts von dem besten Schulwesen in Europa zu rühmen, sondern leise zu Werke zu gehen, die Religion nicht einzumischen und das Werk selbst den Meistern loben zu lassen. Mit meinem Leben wollte ich haften, daß durch diesen Weg das herrliche Philanthropin zustande kommen würde.'

2) 'Was so fern von der Vollkommenheit', heißt es an anderer Stelle, 'als der Menschen moralische und litterarische Erziehung, das wird nicht auf einmal nach einem Formulare verbessert, welches des Wohlstandes wegen Jahre lang gültig sein muß, weil eine Majestät es unterschrieb. Jährlich wird täglich beobachtet, versucht, gut befunden, beschlossen, von Stück zu Stück so projektiert die Vernunft. Langsam, langsam vorwärts, etwas wieder zurück, um anzubiegen, dann wieder mehr vorwärts: das wäre der einzige Weg zu mancher Glückseligkeit. Aber nur für die Vervollkommnung des Kriegswesens denkt man auf diesen einzigen Weg.'

nicht sofort auf ein ganzes Land ausgedehnt werden dürfen, ehe man nicht eine einzelne Schule besonders vervollkommen hat, damit sie den übrigen als Muster diene.

Solche Masterschule nun sollte das Philanthropin in Dessau werden; aber auch dies nicht ohne weiteres. Zunächst verlangte Basedow eine Anstalt, wo durch praktische Versuche, die aber nur mit wenigen Zöglingen vorzunehmen seien, die neue Methode gefunden, zugleich aber die Lehrer für diese Methode herangebildet würden. Ein pädagogisches Seminar in großem Stile war es also, was er ins Auge gefaßt hatte. Dazu bedurfte es aber auf viele Jahre hinaus beträchtlicher Geldmittel. Der ganze kostspielige Apparat einer großen Erziehungsanstalt mußte unterhalten werden, ohne daß diese Anstalt einen Teil der Kosten selbst aufzubringen vermochte. Basedow rechnete auf ausgedehnte Unterstützung durch das Publikum; sie blieb aus; und was der Fürst von Dessau gewährte, so reichlich es auch in Anbetracht der damaligen Umstände war, es reichte nicht hin, so weitausgehende Pläne durchzuführen. So erlitt das Unternehmen in gewissem Sinne gleich anfangs Schiffbruch; statt des beabsichtigten Seminars trat eine Erziehungsanstalt ins Leben, der die notwendige Vorbedingung fehlte, eine schon bewährte Methode und bewährte Meister der Erziehungskunst.

Dennoch schien das Unternehmen nicht ganz hoffnungslos; zwei seltene Vorteile waren vorhanden, die einen glücklichen Erfolg verhießen: die Unternehmer besaßen vollkommene Freiheit der Bewegung¹⁾ und echte Begeisterung für ihren Beruf. Rührend ist, was wir über die Verbrüderung der ersten Viermänner lesen: 'Basedow, als der Fürsorger des Philanthropins und Altbruder der Gesellschaft — Wolke, als erster Lehrer — Simon und Schweighäuser, als die folgenden, haben sich am 2. Januar 1776, nach gegenseitiger Anwünschung des göttlichen Segens, über folgende Punkte verabredet: wir widmen uns allesamt, so lange wir notwendiges Brot und friedliches Leben dabei haben können, nur dem Schulwesen, und ebenso gern dem niedrigsten, welches wir für den wichtigsten Teil halten, als dem höchsten. Titel, Besoldung²⁾ und Menschengunst sollen uns nicht reizen,

¹⁾ Auf diese Freiheit legte Basedow mit Recht den größten Wert. Als Erfordernisse für die Musterschule, von welcher die verbesserte Erziehungs- und Unterrichtsmethode auszugehen habe, bezeichnet er folgende: 1) Sie müsse in ihrer ganzen Einrichtung durch keine Fundationsgesetze eingeschränkt sein, sondern ihre ganze Form nach Gutbefinden und ohne Verantwortung zu besorgen, so oftmals umschmelzen können, als es den Vorstehern derselben nötig schiene. 2) Diese Vorsteher müßten daher in Ansehung dieses ihres Verhaltens von keiner gesetzgebenden Macht abhängen, sondern jedesmal ihrer eignen gewissenhaften Einsicht folgen dürfen, so oft sich ihnen etwas Besseres darstellte, welches sie an die Stelle des Schlechteren setzen wollten. 3) Sie müßten unabhängig von den Vorurteilen der Eltern und Verwandten ihrer Zöglinge sein, so daß die Billigung oder Mißbilligung derselben bei einzuführenden guten Neuerungen gar nicht in Betracht gezogen werden dürfte. — Wie weit wir jetzt von solcher Unabhängigkeit, die dem Philanthropin in der That gewährt wurde, abgedrängt sind, kann man bei Wiese lesen, der nun auch zugiebt, daß die Schule vor den ihrer Bestimmung widerstreitenden Einwirkungen des militärischen Charakters des Staates nicht hinlänglich behütet wird. Zwar bedürfe auch die Schule einer festen, die Willkür ausschließenden Ordnung und einer aufmerksamen Kontrolle; aber eine gute Schule werde nicht dadurch geschaffen, wenn beides so verstanden werde, als dürfe wie beim Militär nur nach Vorschriften gehandelt werden, und in den Schranken der Gesetlichkeit sei kein Raum gelassen für Spontaneität und Vertrauen. Dann höre die Ordnung auf eine Tugend und die Quelle wohlthätiger Wirkungen zu sein. Die eigentliche Aufgabe der Schule könne dabei nur unvollkommen erfüllt werden.

²⁾ Damit vergleiche man die moderne Praxis, in dem Momente, wo man eine neue Stelle antritt, sofort wieder nach allen Seiten Meldungen zu schicken.

diesem Zwecke zuwider oder weniger gemäß zu handeln. So lange die Viermänner an einem Orte bei einander bleiben, und selbst, wenn Sache oder Umstände eine Trennung nötig machen, verspricht ein jeder dem andern Bruderreue und Braderhilfe bei jeder Krankheit, Not und Verlegenheit.' Die Verpflichtung geht sogar noch weiter; selbst bei der Wahl der Ehegattinnen will man darauf sehen, daß diese das große Werk durch Mitarbeit, Aufsicht und Beispiel fördern können, und auch die Kinder sollen zu nichts anderem erzogen werden als zu demselben Zwecke wie ihre Väter. Diese hochfliegende Begeisterung konnte sich, wie natürlich, nicht auf die Dauer behaupten; dennoch wird man zugeben müssen, daß die Idee der Bruderschaft, die in den Korporationen des Mittelalters so wirksam sich erwiesen hat, auch den ungewöhnlichen Verhältnissen des Philanthropins weit besser entsprach als der etwas abgeblasene Begriff der Kollegialität oder gar der bürokratische Begriff der Beamtendisziplin.

Der schwierigste Teil der Aufgabe, die das Philanthropin zu lösen unternommen hatte, war jedenfalls die Neugestaltung des wissenschaftlichen Unterrichts. Man wollte dasselbe, man wollte womöglich Besseres leisten als bisher, und doch sollte Zeit und Kraft des Schülers weniger in Anspruch genommen werden. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, alles Überflüssige aus dem Unterrichte zu entfernen.¹⁾ 'Es gehört nicht in das Gymnasium', sagt Basedow, 'was nur dem Schulmanne, nur dem Professor, nur dem Richter und Sachwalter nützen wird. Das Maß der Gymnasien ist das Bedürfnis der Studierenden insgesamt.' Außer den Dingen jedoch, welche durch den Zweck des Gymnasiums überhaupt nicht gerechtfertigt sind, ist einzelnes noch für einzelne entbehrlich, z. B. für künftige Offiziere, Kaufleute, Künstler. Sollten auch deren Interessen Berücksichtigung finden, so war dies nur durch das Fachsystem möglich, bei welchem derselbe Schüler in verschiedenen Fächern verschiedenen Klassen angehören konnte. Für die Einführung dieses Systems sprachen außerdem noch andere Gründe. Wenn die Pädagogik eine Kunst ist, der Pädagog ein Künstler, so wird er auch jede einzelne ihm gestellte Aufgabe, d. h. die Erziehung jedes einzelnen Züglings, möglichst individuell behandeln; er wird sich bemühen, jedes eigen geartete Talent zu erkennen und es zur Entwicklung zu bringen. Am leichtesten ist dies beim Fachsystem zu erreichen. Beim Klassensystem hingegen, wo alles für alle gleich wichtig ist, wo ohne gleichmäßiges Fortschreiten in allen Lehrgegenständen ein Fortrücken in höhere Klassen nicht gestattet wird, wo die ausgesprochene Vorliebe des Schülers für einzelne Fächer fast wie tadelwerte Eigennützigkeit erscheint, da ist das wirkliche Talent, weil es fast immer als Einseitigkeit auftritt, in der übelsten Lage. Um so besser aber gedeiht die trockene Mittelmäßigkeit, die jeden Wissensstoff in gleicher Weise ansaugt, weil sie keinem ein tieferes Interesse entgegenbringt. Aus solchen Gründen hat sich neuerdings auch Wiese gegen das Klassensystem erklärt, oder, sagen wir lieber, gegen seine unnütigen Schroffheiten. Denn in Wahrheit handelt es sich

1) Was Basedow über den damaligen Unterricht bemerkt, ist auch jetzt beachtenswert: 'Anstatt die ganze aufkeimende Denkkraft des Kindes zu beschäftigen und sowohl den Verstand im eignen Denken als auch das Herz desselben im eignen Empfinden zu üben, begnügt man sich, bloß sein Gedächtnis mit demjenigen zu martern, was andere gedacht und gelehrt haben und zum Teil nicht hätten denken oder reden sollen; und das alles auf eine für die junge sinnliche Seele so beschwerliche, so erschöpfende Weise, auf so viel vergeblichen Umwegen und mit so verschwenderischem Aufwande an Zeit und Menschenkraft!'

doch nur um die Frage, ob individuelle oder allgemeine Bildung¹⁾; beides aber ist noch mehr von der Handhabung des Systems abhängig als vom Systeme selbst.

In seinem Bestreben, die wissenschaftliche Erziehung möglichst zu entlasten, wurde Basedow auch noch durch eine andere Rücksicht geleitet, die zwar sehr human, aber nicht sehr pädagogisch erscheint, durch die Rücksicht auf Glück und Wohlbefinden der Jugend. Man hat seine Glückseligkeitstheorie nicht selten vornehm bespöttelt, obwohl es doch zugestanden werden muß, daß eine glücklich verlebte Jugend ihren erwürmelnden Strahl auch in das spätere Alter hineinwirft, wie umgekehrt die Erinnerung an achtlos zerretzenes Jugendglück auch reifere Jahre mit ihrem Schatten verdunkelt. Wenn es wahr ist — so etwa lautet jene Theorie — daß die Natur einer jeden Altersstufe ihre besondere Art von Glück zugewiesen hat, so ist es eine Versündigung gegen die Natur, auch nur einen Teil hiervon rauben zu wollen; die Geschädigten damit zu trösten, daß solcher Raub zu Gunsten einer spätem Altersstufe geschehe, ist eitel Täuschung, da ein Ersatz für das Verlorene niemals eintritt, man müßte denn die Kinderzeit zum zweitenmale leben können. Und was zwingt uns überhaupt dazu, etwas zu opfern? Bei der wissenschaftlichen Thätigkeit des Mannes wird die Last der Arbeit vollständig aufgewogen durch die Befriedigung, welche dieselbe gewährt; warum nicht ebenso bei der Thätigkeit des Knaben? Wenn der Trieb, Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben, Lob und Anerkennung zu genießen, auch der Jugend natürlich ist, so gehört alles, was zur Vorbereitung auf ein späteres Alter mit Verlußt geschehen kann, selbst schon zum Vergnügen und zur Glückseligkeit desjenigen Alters, in welchem diese Vorbereitung geschieht. 'Kennt man nur erst', sagt Basedow, 'die wahre Natur des Menschen und ein vernünftiges Erziehungswesen, so verliert die Jugend um des männlichen Alters willen nicht mehr Vergnügen, als sie durch Vorbereitung zu demselben gewinnt.'

Man wird nicht erwarten, daß in dem Philanthropin, wo das vernünftige Erziehungswesen erst gesucht werden sollte, jenes ideale Verhältnis bereits erreicht worden ist.²⁾ Wir finden sogar, daß die Praxis ungebührlich weit hinter der Theorie zurückblieb. Dennoch ist das, was dort geschah, in mehrfacher Hinsicht beachtenswert, und einiges, wie z. B. der Auschauungsunterricht, hat sich sogar dauernde Geltung zu erringen gewußt.

Daß der Unterricht der früheren Jahre, der die Spiele der Kindheit ablösen soll, selbst dem Spiele noch sehr nahe stand, ist nach dem Vorausgeschickten begrifflich. Vor dem zwölften Jahre — und dieses ist ein Grundsatz, dessen Wahrheit sich immer aufs neue bestätigt — sollte den Zöglingen noch keine ernstlichere Arbeit für die Schule zu-

1) Wenn es wahr ist, daß eine Wahnvorstellung um so gefährlicher sich erweist, je ansprechender ihr Name klingt, so gehört jedenfalls der Begriff der allgemeinen Bildung zu den schlimmsten Plagen der Gegenwart. Daß alle Gebildeten im Lesen, Schreiben und Rechnen gleich tüchtig sind, hat man nie erreicht und auch nie beansprucht; was aber in diesen leichtern und unentbehrlichen Dingen unmöglich ist, das verlangt man bei den schwereren und für viele völlig entbehrlichen.

2) Man kann Basedow nicht vorwerfen, daß er in dieser Beziehung übertriebene Versprechungen gemacht habe; er verwahrt sich vielmehr gegen alle zu weit gehenden Erwartungen. Wenn auch alle von ihm gestellten Bedingungen erfüllt würden — was bekanntlich nicht geschehen ist — so macht er sich trotzdem noch nicht anheischig, etwas Bestimmtes oder gar etwas ideales Vollkommenes zu leisten. Er verspricht weiter nichts, als daß Versuche und immer neue Versuche zur Abschaffung der allgemein zugestandenen Mängel angestellt werden sollten, da die Lehrer an den bestehenden Schulen, weil ihnen die Hände nun einmal gebunden seien, mit all ihrer Einsicht, mit all ihrer Gelehrsamkeit und ihrem besten Eifer niemals diesen Mängeln würden abhelfen können.

gemutet werden. Überhaupt verspricht Basedow, der bisweilen das Wünschenswerte mit dem Erreichbaren verwechselt, daß alles nötige Gedächtniswerk der Historie, Geographic, Grammatik, der Rechenkunst u. s. w. in Spiele verwandelt werden solle, bis die so erworbene Fertigkeit den Lernenden instand setzen würde, sich auf eine münchlichere Art bei anwachsendem Alter zu vervollkommen.¹⁾ Das untrügliche Mittel, mühseliges Lernen in frohes Spiel zu verwandeln, glaubte man, wie leicht zu erraten, im Anschauungsunterricht zu besitzen. Kupferstiche, Ölbilder und Modelle spielten demnach eine große Rolle; zum Zwecke des geographischen Unterrichts waren sogar im Garten des Philanthropins zwei aushuliche Berge aufgeschüttet, welche, von je 360 weissen Stangen umgeben, die beiden Halbkugeln der Erde vorstellten. Nach gleichen Grundsätzen verfuhr man im mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichte und so überall, wo es nur irgend anging. Basedow empfahl auch die Anlegung eines Edukationswarenhandels, damit die Anschaffung eines zweckmäßigen eingerichteten Vorrats von Lehrmitteln erleichtert würde. Sein Vorschlag wurde nicht beherzigt, nur bekräftigt, und erst eine spätere Zeit ist diesem Verlangen nachgekommen — ob immer in der rechten Weise, braucht hier nicht erörtert zu werden.

Die Hauptsache aber, der Prüfstein für den Wert der Methode, war ihre Anwendbarkeit auf die Sprache, speciell auf das Latein. Hierüber äußert sich Basedow folgendermaßen: 'Die wesentlichen Vorzüge, die das Institut hat und erwerben wird, können es nicht erhalten. Aber Latein, Latein, wenn man erst sehen wird, daß das Ende unseres sehr gebahnten und kurzen Weges auch zur Richtigkeit und Zierlichkeit dieser Sprache hinführt, das allein kann uns sichern. O wohl dir, du liebe junge Nachwelt! Du lernst Latein, Latein, ohne Rute und Stock!'

Die Methode, welche hier zur Anwendung gebracht wurde, hat in der That viel Verlockendes. Der Lehrer redet mit den Kindern von vornherein in der freuden Sprache, indem er ihren Augen alle die Gegenstände und Handlungen vorführt, von denen geredet wird; er läßt sie nachsprechen, er läßt sie in derselben naturwüchsigem und spielenden Weise Latein lernen, wie das Kind seine Muttersprache lernt. Ist auf diese Weise Fertigkeit im Gebrauch erlangt, ist zugleich die Zeit eingetreten, wo dem schon reiferen Schüler eine größere geistige Anstrengung zugemutet werden kann, so wird dann auch für das grammatische Verständnis gesorgt. Dies alles scheint so einleuchtend und beifallswürdig, daß die eifrigste Zustimmung nicht ausbleiben konnte, wie sich denn auch noch Böckh in seinen Vorlesungen über Encyclopädie der Philologie in gleichem Sinne aussprach. Indessen fehlte es auch an Bedenklichkeiten und Einwendungen nicht; man warf Basedow vor, er wolle Polen und Ungarn nach Deutschland verpflanzen. Dieser Spott machte auf ihn wenig Eindruck; wenn er mit Plaudern anfing und nachher sich zur Grammatik wendete, so war dies in seinen Augen vernünftiger, als wenn andere erst zehn Jahre lang Grammatik trieben und mit dem Plaudern aufhörten.

Doch über Wert und Unwert der Methode mußte schließlic der Erfolg entscheiden. Dieser schien anfangs vorhanden zu sein, ja sogar in wunderbarem Maße vor-

1) Daß man übrigens bald zu der Einsicht kam, das Lehren und Lernen dürfe doch nicht zu spielend betrieben werden, zeigt ein Beschlufs vom 3. Januar 1779: 'Es soll, als ein Problem, vor Östern von uns reichlich untersucht werden, ob es ratsam sei, unsern Kindern weniger und strengere Lehrstunden zu geben und sie mehr durch Privatarbeit zu eigener Anstrengung zu gewöhnen, und ob im Besahungsfalle dies auf Östern bei uns schon möglich sei.'

handen. Basedows Tochter Emilie, an der Wolcke die neue Methode erprobte, sprach mit neun Jahren, wenn der Bericht nicht übertreibt, schon fertig Latein; die erste öffentliche Prüfung¹⁾ im Philanthropin selbst, wo auch die kleineren Schüler schon lateinisch examiniert wurden, setzte die Zuhörer in Erstaunen und erfüllte die Lehrer mit der frohen Zuversicht, daß sie auf dem richtigen Wege sich befänden. Dieser lebhaften Freude, diesem Stolze über das Geleistete entsprang dann jene unbedachte Äußerung: 'Was können wir nun einmal dafür, daß selbst unsere jüngern Elven schon lateinisch sprechen!' Auch ein Beschluß vom 6. November 1778 atmet noch das gleiche Siegesbewußtsein. Es heißt da im Protokollbuche: 'Alle Pedanterieen der Grammatik sollen gesammelt und auf dem Theater vorgestellt werden. Herr Steinacker will dabei den Orbil vorstellen.' Dieser Übermut konnte aber nur solange sich behaupten, bis die erste Schüलगeneration nach der obersten Lateinklasse gelangt war und nun das Gesamtergebnis sich überblicken liefs. Bei dem ersten Examen, über welches ein genauerer Bericht vorliegt, wird der Elementarklasse zwar Vokabelkenntnis zugestanden, aber als ein bedenklicher Umstand wird hervorgehoben, daß die Antworten stets im Nominativ des Substantivs erfolgten, auch wo die Frage einen andern Kasus erfordert hätte, und daß ebenso bei den Zeitwörtern keine Rücksicht auf Tempus und Numerus genommen wurde. Vom Modus ist nicht die Rede; er scheint gar nicht in Betracht gekommen zu sein.²⁾ Weit ungünstiger noch ist das Urteil über die zweite Klasse, wo ein Stück aus *Campe liber de moribus* gelesen und übersetzt wurde; beides ging sehr unvollkommen, langsam und unteilnehmend. Die Ursachen glaubt der Berichterstatter in dem geringen Interesse der Zöglinge für die lateinische Sprache zu finden, in ihrem Ekel vor dem Lesebuche, in der Methode und in noch andern Umständen, über die er sich nicht weiter ausspricht. Etwas anerkennender klingt zwar, was über die erste Lateinklasse gesagt wird; aber wenn man berücksichtigt, daß hier das Gesamtergebnis des Unterrichts zu Tage trat, so erscheint auch dieses Urteil als eine Verurteilung. Das Übersetzen aus Ciceros Schrift 'de senectute', die in der Klasse vorher gelesen war, geht zwar befriedigend, auch wird von einigen Schülern die bekannte Geschichte vom Sklaven Androclus ziemlich richtig erzählt; was aber das Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische betrifft, so bemerkt der Berichterstatter, daß die Schüler wohl Vokabeln wüßten, es aber nicht verstünden, dieselben syntaktisch zu verbinden, und daß sie ferner auch in der Schreibung der Vokabeln unsicher seien. So übersetzt ein Schüler 'reine Luft' mit *aër puera*. Dies also ist die Richtigkeit und Zierlichkeit des Latein, die Basedow in Aussicht gestellt hatte. Merkwürdig ist, daß selbst das einzige Lob, die gerühmte Vokabelkenntnis, sich späterhin noch in Tadel verwandelt. So wird bei einem Examen des Jahres 1791 inbetreff der zweiten Lateinklasse bemerkt: 'Die Klasse hat noch zu wenig Wörternvorrat, der gar großen Unwissenheit in der Grammatik nicht

1) Für die Examina war anfangs große Vorliebe vorhanden. Beim 7. Dezember 1777 findet sich bemerkt: 'Es ist einmütig der Vorschlag des Herrn Rogge gebilligt worden, daß alle Vierteljahr ein Examen angestellt werden soll in Gegenwart des durchlauchtigsten Fürsten, wenn er dabei sein will, und der stänlichen Lehrer, auch Fremder, wenn welche da sind'.

2) Hinzugefügt wird ferner, daß die Schüler sich oft durch Raten zu helfen suchten, wenn sie die Frage des Lehrers nicht verstanden hatten. So wird dem Professor Feder, der über die in Flüssen befindlichen Fische examiniert hatte und nun frug: *Ubi sunt praeterea pisces?* von dem Schüler *acipenser* geantwortet, weil dieser sich einbildete, der Lehrer frage noch nach mehreren Fischarten.

zu gedenken.' Beim letzten Examen endlich, das am 22. April 1793 stattfand, heißt es sogar von der ersten Klasse, welche — was auch charakteristisch ist — jetzt den Justin liest, es fehle ihr an copia verborum. Bei der zweiten Klasse hingegen lautet es kurzweg: 'Sie wissen noch wenig', und mit diesem trübseligen Bekenntnis schließt das Protokollbuch.)

Ein solcher Ausgang kann nicht Wunder nehmen. Die Voraussetzung für diese Art von Anschauungsunterricht hätte doch sein müssen, daß man die Schüler auch wirklich in das altrömische Leben hineinversetzte; was sich aber im Garten des Philanthropin und in dem kleinen Dessau den Augen bot, war eben nicht das, wovon die römischen Schriftsteller reden. So konnte der Schein genügender Vokabelkenntnis auch nur solange sich behaupten, als man den lateinischen Robinson und ähnliche Bücher las, während der Mangel an Vokabeln sofort hervortrat, als man sich mehr den klassischen Autoren zuwendete. Eine Stimme aus dem Philanthropin selbst belehrt uns, wie man dort über die vielgerühmte Methode schließlich urteilen lernte. 'Es ist verkehrt', heißt es bei Spazier, 'wenn die kleinsten Kinder samt und sonders über Gegenstände des gemeinen Lebens in einer nunmehr toten Sprache sprechen lernen sollen, wovon sie fast überall, in Deutschland wenigstens, keinen Gebrauch machen können, und wovon sie in klassischen Autoren wenig oder gar nichts vorfinden. Was hilft es, wenn so viel Zeit auf eine lateinische Spielerei gewendet wird, die wirklich für Fremde mehr täuschend als für die Kinder nützlich ist?'

Auf die übrigen Unterrichtsfächer näher einzugehen, können wir uns ersparen, da die Leistungen, wie aus dem Protokollbuche zu ersehen, sich nicht wesentlich von dem unterschieden, was man sonst auf Gymnasien zu erreichen pflegt. Was hingegen das Griechische betrifft, so wird es im Protokollbuche gar nicht erwähnt. Nach Basedows Meinung gehörte es überhaupt nicht zu den gemeinschaftlichen Schulstudien, sondern zu den Staudesstudien einiger — nicht etwa aller — Studierenden, und sollte erst nach dem fünfzehnten Jahre begonnen werden. Dahin ist es aber wohl nicht oft gekommen; die vornehme Jugend, wie sie auf dem Philanthropin sich zusammenfand, pflegt eben nicht Philologie zu studieren.

Wenn nun auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Erziehung, wie wir gesehen, das Philanthropin zwar manche Anregung gegeben, selbst aber nichts Hervorragendes geleistet hat, so verdient dagegen die Sorge um das leibliche Wohl der Jugend unbedingtes Lob. Alles, was jetzt noch auf deutschen Schulen in dieser Beziehung geschieht, ist ja durch den Vorgang des Philanthropin erst hervorgerufen worden; aber während jetzt die Rücksicht auf die Gesundheit der Schüler fast allein maßgebend ist, faßte Basedow seine Aufgabe in weiterem und höherem Sinne. Indem er für die Gesundheit

1) Der Misserfolg des Philanthropin in dieser Sache hat zur Folge gehabt, daß die streng grammatische Methode nicht bloß überall die Herrschaft wiedererlangte, sondern daß sich ihre Strenge auch noch fortwährend gesteigert hat. Wir sind in der That abermals in ein Extrem hineingeraten. Vor hute und Stock braucht sich der Schüler freilich nicht mehr zu fürchten, desto mehr aber vor den künstlich hervorgesuchten Schwierigkeiten, vor jenen Fußangeln und Selbstschlüssen, von denen jeder Satz der modernen Übungsbücher strotzt. Wenn ein Gelehrter wie Böckh erklärte, Latein schreibe er nicht mehr, weil er nach den Anforderungen der damaligen Kritik nicht genug davon verstehe, und wenn in der That die Latinität eines Böckh, eines Hermann mancherlei enthält, was von der jetzigen Schulpraxis als Fehler gerügt wird; wenn wir überdies sehen, daß beim lateinischen Stil nur die Anforderungen steigen, die Leistungen hingegen zurückgehen: so werden wir allgemach zugehen müssen, daß auch die jetzige Methode nicht die absolut richtige ist.

und die normale Ausbildung des Körpers Sorge-trug, wollte er die Jugend zugleich dahin bringen, daß sie auf eine unschuldige, angenehme und für ihr künftiges Leben wahrhaft nützliche Weise zu existieren lernte. Es handelte sich also nicht bloß um das Turnen; neben diesem und den Übungen im Tanzen, Voltigieren, Fechten, Reiten — für letzteres waren die fürstlichen Pferde zur Verfügung gestellt — und neben allerhand militärischen Exercitien wurden auch mechanische Beschäftigungen getrieben¹⁾, als Drechseln, Tischlern, Lackieren, Buchbinderarbeit und Gartenarbeit²⁾; ferner finden wir zahlreiche Spiele³⁾, von den gewöhnlichen Kinderspielen an bis zu physikalischen Experimenten und Übungen im Deciffrieren, welche Neuendorf leitete. Dazu kamen öftere Fußwanderungen, ja, Basedow berichtet sogar, das Philanthropin wohne des Jahres zwei Monate auf dem Felde unter Zelten. 'Nach philanthropischen Regeln', heißt es, 'muß die Jugend nicht zu sehr und nicht zu lange verwahrt bleiben vor Frost und Hitze, vor Wind und Nässe, vor Finsternis und Einsamkeit, vor einiger Dauer des Hungers und Durstes, vor körperlicher Ermüdung und vor dem Wachen in der Schlafzeit, vor der Beschwerlichkeit eines ungewöhnlichen Lagers und Aufenthaltes, vor Schaden und Widerwärtigkeiten, denn alles dieses fällt im Leben vor, und noch häufiger als Donner und Sturm⁴⁾'.

1) Als Beschäftigungen der Philanthropisten, welche in den Freistunden unter Aufsicht und Beteiligung der Lehrer vorgenommen wurden, führt das Protokollbuch folgende an: 1) Schachspiel, 2) Damenspiel, 3) Mühlenspiel, 4) Toccadille, 5) Domino, 6) Singspiel, 7) Kegelspiel auf einem Tische, 8) Konzertspiel, 9) Apothekerspiel, 10) Die Reise nach Jerusalem, 11) Sprichwörterspiel, 12) Fortunenspiel, 13) Ähnlichkeitsspiel, 14) Briefspiel, 15) Zeitungslesen, 16) Blasrohrschießen, 17) Blindkuh, 18) Pfeifenordnen und Richterstuhl, 19) Nadelsuchen, 20) Geographiespiel, 21) Fragespiel, 22) Faulehandschuh, 23) Pantoffeleuchten im Kreise sitzend, 24) ein Geblendeter sucht einen andern Geblendeten, der einen Laut giebt mit einer Pfeife, 25) Kartenkünste, 26) Experimente aus der Physik, 27) Das Erfragen einer Sache, die der andere heimlich angezeigt, 28) Deciffrieren, 29) Papparbeit und Lackieren, 30) Federball, 31) Ballon, 32) Landkarten zusammenlegen und vergleichen, 33) Die veränderte Stelle einer Sache unter vielen, die auf dem Tische sind, zu bemerken, oder welche abgenommen und zugeetzt sind, 34) Übung des Augenmaßes, 35) Das Definitions-spiel, 36) Das Nullenspiel, 37) Solitair- oder Grillenspiel, 38) Kommandierspiel, 40) par impar, 41) Lotteric, 42) Taschenspielerereu.

2) Damit die Gartenarbeit auch ihren Lohn fand, waren die Fruchtbäume unter gewisse Partien Schüler und Lehrer verteilt.

3) Zu den Erholungsstunden kann man es auch rechnen, daß nach Beschlufs vom 19. Oktober 1777 den größten Philanthropisten eine Zeitungsstunde gehalten wurde (Sonnenbeks von 3—4), wo sie von einem Lehrer über die interessanteren Zeitereignisse unterrichtet wurden.

4) Daß diese spartanische Erziehung nicht allein gefiel, zeigt nachfolgender Brief, den ein abgegangener Schreiblehrer des Philanthropins an den Vater eines Zöglings richtete: 'Ich habe bei dem Unterricht im Schreiben recht viel ausgestanden und obgleich ich öfters meine gründlichen Beschwerden angebracht, so hat man doch wenig darauf geachtet. Im Winter kommen mir die Kinder ganz erfroren und oft, nachdem sie sich brav geschmeckelt haben, in einem Auditorio zusammen, welches schlecht geheizt und oft versäumt wird, und wo, weil das Gebäude hauffällig ist, alle Winde durchblasen. Klebe ich die unertäglichen Luftlöcher zu, so reifen solche die Kinder wieder los, nachdem meine Stunden vorbei sind, und wie oft habe ich nicht im Winter Thüre und Fenster offen geunden. Das geschieht im Winter. Im Sommer kommen sie mir wieder ganz echauffert, einige ganz nafs wie aus dem Wasser gezogen, worunter Zimmermann und die Manteuffels starke maitros. Dieses rührt von den gymnastischen Künsten her, wo sie sich fast außer Athem laufen und springen müssen. Herr Dutoit läßt sie auch mit ausgepannten Armen Gewichte tragen, soviel als nur die Kinder tragen können, und hierbei greifen sie sich mehr an als in der Schreibbestunde. Die meisten Kinder haben also nicht nur vom Frost dicke, sondern auch zitternde Hände. Kurz, ich bin 3 Jahre im Institut gewesen und ich habe die Anmerkung

Die Erfolge solcher Erziehung sind es nun auch vornehmlich, auf welche die Lobredner des Philanthropins sich berufen. 'Besüßen die Philanthropisten', heißt es bei Spazier, 'auch einen minderen Vorrat von gelehrten Kenntnissen, als man, meistens sehr unbillig, von ihnen verlangt: ist es denn nichts, daß sie, statt zu kränkeln, wie wohl bei tausend Kindern in öffentlichen Schulen der Fall ist, stark, nervigt sind, und in der vollsten Blüte einer fast unerschütterlichen Gesundheit stehen? Nichts, daß aus anfangs vielleicht elenden, schwächlichen Kindern mit der Zeit nervenstarke Jünglinge werden? Nichts, daß sie vor physischer und moralischer Verwahrlosung aller Art sicher sind, wovon sonst die Folgen wohl auf Lebenszeit sich erstrecken?'¹⁾

Wir wollen keine Parallele anstellen zwischen den jugendfrischen Philanthropisten und jener blasierten modernen Jugend, die nur in der Wirtshausluft sich wohl fühlen kann, weil sie trotz alles Lernens nicht gelernt hat, auf eine unschuldige, angenehme und für ihr künftiges Leben wahrhaft nützliche Weise zu existieren. Daß eine Besserung hier notwendig ist und daß sie von der Schule, nicht vom Hause auszugehen hat, wird vielfach anerkannt; und daß diese Erkenntnis auch nicht ohne Folgen geblieben ist, zeigt die Einführung der Turnspiele sowie der hier und da gemachte Versuch, auch den mechanischen Beschäftigungen Eingang in die Jugenderziehung zu verschaffen. Beides aber beweist, daß man den philanthropischen Grundsätzen sich wieder zu nähern beginnt.

Was im bisherigen unter dem Gesichtspunkte der physischen Erziehung angeführt wurde, greift vielfach schon in das Gebiet der moralischen hinüber, wie es ja nicht anders sein sollte und konnte. Außerdem aber waren für diese letztere, als den wichtigsten Teil der Erziehung, im Philanthropin noch mancherlei andere Veranstaltungen getroffen. Basedow spricht von drei Wegen, die zur Tugend führen: erstens die Erweckung tugendhafter Empfindungen, zweitens die Religion, drittens der Beifall guter Menschen²⁾.

gemacht, daß die stillen folgsamen Kinder, die dahin kommen, je länger je schlimmer werden'. Zum Verständnis des Briefes kann der Umstand dienen, daß der Schreiber, offenbar ein Franzose, in Berlin selbst ein Institut errichten will und nun um Zöglinge wirbt. Das baufällige Haus, von dem er redet, ist das schöne Palais des Fürsten Dietrich; danach beurteile man das übrige.

1) Bode berichtet in einem Briefe an Basedow vom Jahre 1776 folgende Äußerung Wielands: 'Wenn auch die Kinder bei Ihnen in fünf Jahren nur soviel lernten als auf ordentlichen Schulen in vier, so wäre der Gewinnst dennoch unendlich groß, da bei Ihnen die Kinder ihrem Zwecke gemäß vergnügt, in den Schulen mit Angst leben'.

2) Es versteht sich von selbst, daß auch die üblichen Mittel der Disciplin zur Anwendung kamen, so weit sie nämlich vom philanthropischen Standpunkte aus sich rechtfertigen ließen. 'Ohne des Gehorsams Pflicht', sagt Basedow, 'kann kein Kind und kein Jüngling in Freiheit leben. Aber in der vernünftigen Erziehung bedarf man nicht das Zehntel dessen zu befehlen und zu verbieten, was von Eltern und Schulmeistern pädogt befohlen und verboten zu werden. Seltenern Befehlen wird auch leichter gehorcht. Also behält die Kindheit und Jugend zehnmal soviel Freiheit, als ihr sonst eingeräumt wird'.

— Die Strafen nun, welche auf dem Philanthropin zur Anwendung kamen, waren nach dem Protokollbuch folgende: 1) Für Zuspätkommen und andere Unordnungen in der Klasse: Herabsetzung um eine oder mehrere Stellen; Stehen in der Klasse; Stehen vor der Thür; Abzug eines oder mehrerer Billete; 2) Für Unordnung bei Tische: Abzug eines Gerichtes; Abzug des Hauptgerichtes; bloßes Butterbrot; Stehen bei Tische; dasselbe nebst Abzug eines oder zweier Gerichtes; Absonderung von Tische während einer oder mehrerer Mahlzeiten; 3) Für Trägheit bei der Arbeit: dieselben Strafen wie bei Nr. 2, außerdem Entziehung eines oder mehrerer Billete, ein oder mehrere schwarze Billete; Entziehung eines Vergnügens; 4) Für Widerspenstigkeit, Zänkerey, Störung der Ordnung und des Vergnügens: unmittelbare Entfernung aus der Gesellschaft; ein oder mehrere schwarze Billete; Entziehung eines Vergnügens;

WOLU

Was den ersten Punkt anlangt, so verwarf Basedow — aber nur in der Theorie — das übliche Moralisieren, weil es langweile, ohne zu bessern; ein kurzes Urteil, Lob oder Tadel mit einem Worte, einem Blicke geäußert, übe auf die Jugend den meisten Einfluß; in der Praxis hingegen liefs er seiner Neigung zu wortreichen, nicht immer gedankenreichen Ergüssen gern die Zügel schiefen. In einem Protokoll vom 16. November 1777 findet sich sogar folgendes bemerkt: 'Professor Basedow hat sich entschlossen, den größern Philanthropisten alle Montage von 2—3 eine paränetische Stunde zu halten, um ihren moralischen Zustand zu verbessern¹⁾'. Ob diese Einrichtung sich bewährt hat, wird nicht berichtet. Wir möchten annehmen, dafs auch hier, zumal nachmittags von 2—3, dieselbe einschläfernde Wirkung sich eingestellt haben wird, die nach Basedows eigener Meinung allen Moralpredigten anhaftet.

Der zweite Weg zur Tugend sollte die Religion²⁾ sein. Ihr widmete Basedow ganz besondere Sorgfalt, wie er denn auch zur Besoldung des Liturgen, der die Schulandachten zu leiten hatte, aus eignen Mitteln jährlich 300 Thaler beisteuerte. Trotzdem ist gerade seine Stellung zur Religion für manchen Anlaß gewesen, sein ganzes Werk zu verurteilen. Nicht als ob Basedow in jener Zeit, wo er am Philanthropin thätig war, noch dem Rationalismus seiner früheren Jahre gehuldigt hätte; er neigte sogar zur religiösen Schwärmerei, sodafs seine Freunde gelegentlich an ihm irre wurden: aber er wollte doch der Geistlichkeit nichts weiter überlassen als den streng konfessionellen Unterricht; 'die natürliche Religion aber', sagt er, 'und die Sittenlehre sind der vorzüglichste Teil der Philosophie, und hierfür sorgen wir selbst'. Und zwar geschah dies in zwei Stufen. Auf der ersten wurde eine Unterweisung in der natürlichen Religion gegeben, etwa wie sie Nathan seiner Recha erteilt, die von Gott nicht mehr noch weniger erfährt, als was der Vernunft genügt. Die zweite Stufe brachte dann die christliche Religion, d. h. dasjenige, was allen christlichen Konfessionen gemeinsam ist. Wer nun diesen gemeinsamen Besitz für geringer achtete als die Unterscheidungslehren, der konnte natürlich mit Basedows Vorgehen nicht zufrieden sein. So lesen wir denn auch von einem Zornesausbruche, der sich im konfessionellen Unterrichte über zwei Philanthropisten ergoß, weil die armen Jungen gemeint hatten, selbst ein Jude könne unter Umständen selig werden. Auf diese Heterodoxie hatte der Geistliche erwidert, im Institut sei lauter irrige Lehre; Basedow und seine Bücher würden, hätte man sie nur an manchen Orten, verbrannt werden; er, der Geistliche, habe es den beiden Schülern schon lange angemerkt, dafs sie lutherische

1) Für ein ausgezeichnet schlechtes Betragen und für sehr strafbare Vergehungen: Entscheidung der philanthropistischen Uniform auf kürzere oder längere Zeit. Außerdem gelten noch die Grundsätze: wer schlägt, wird wieder geschlagen; wer Schaden anrichtet, muß ihn von seinem Gelde ersetzen.

1) 'Sonntags vorher', heifst es im Protokollbuche, 'geben ihm die Mitglieder der pädagogischen Gesellschaft durch Erzählung ihrer Bemerkungen die Data zu seiner Vorstellung, und er gebraucht alsdann als weiser und liebevoller Vater sein ganzes Ansehen, um die Besserung unserer Jünglinge zu befördern'.

2) Über ihre damalige Behandlung auf den Schulen sagt Basedow: 'Die Religion, die mächtigste unter allen moralischen Triebfedern, wenn sie das wäre, was sie sein sollte, ist aus einer Anglegenheit des Herzens eine Folter des Gedächtnisses geworden'. Und doch wufete man damals noch nichts von Extemporalien in Religion. Extemporalien in Religion! — Ein Ausdruck so seltsam wie die Sache selbst. Setzt man aber für Religion die Religionswissenschaft, so bestätigt man damit Basedows Behauptung, dafs für die Religion die Theologie untergeschoben werde.

Köpfe hätten, und er werde deshalb ehestens an ihre Eltern schreiben, deren Adresse er wohl wisse. — Wenn also Raumer tadelnd bemerkt: 'Den engsten, nach Basedows Ansicht engherzigsten Begriff der christlichen Konfession giebt er der Geistlichkeit preis', so wissen wir wenigstens, wie er zu dieser Ansicht von konfessioneller Engherzigkeit gelangen konnte.

Die Schulandachten, welche aus kürzeren Reden mit eingelegten Chorgesängen bestanden, wurden anfangs von Basedow selbst, späterhin von Salzmann geleitet, der speciell als Liturg angestellt war. Zeitgenossen rühmten die edle, schöne Simplicität im Äußerlichen der Liturgie sowie die rührende Stille und Theilnehmung einer aufblühenden, wohlherzogenen, heitern Kinderversammlung; anderwärts lesen wir auch von Thränen inniger Rührung, die in manchem Jünglingsauge schimmerten. Wir gestehen, dafs wir an all diese schönen Dinge nicht recht glauben. Nicht als ob die Jugend keiner tiefern Empfindung fähig wäre; aber diese Empfindung, mag sie nun religiöser, patriotischer oder ästhetischer Art sein oder von welcher Art sie sonst will, sie versteckt sich lieber schüchtern oder verleugnet sich auch trotzig, als dafs sie fortwährend sich selbst bespiegeln möchte. Und in dieser Auffassung bestärkt uns das treffliche Protokollbuch, denn da lautet es: 'Um den Störungen in den Gewissensübungen vorzubeugen, ward für gut befunden, den Hausknecht Appel an die Thür des Betsaales zu stellen'. Es ist kein Zweifel, die dreifache Religion Basedows, so herzlich gut sie auch gemeint war, sie hatte doch den bösen Fehler, dafs sie durch ihr Übermafs ermüdete.

Und nun der dritte Punkt, der Beifall guter Menschen. Dieser Beifall erscheint für den Philanthropisten in der handgreiflichen Gestalt der sogenannten Meritentafeln. Da eine dieser Tafeln sich noch erhalten hat und zur Ansicht ausgestellt ist, so wird eine kurze Erläuterung vielleicht nicht unwillkommen sein.

Die Lehrer des Philanthropins waren jederzeit mit einer Anzahl Billets versehen, um sie an diejenigen Schüler zu verteilen, welche sich durch Fleifs, Aufmerksamkeit und gesittetes Betragen Lob verdienten. Alle Sonnabend wurde Senat gehalten, der sich aus dem Kurator Basedow, den sämtlichen Professoren und Lehrern zusammensetzte, und zu dem auch wohl einige Schüler hinzugezogen wurden, deren vorzüglichen Fleifs und untadelhafte Aufführung man durch solche Ehre belohnen wollte. Hier nun ward Verdienst und Verschuldung jedes Zöglings sorgfältig abgewogen; jeder Tadel — es werden auch schwarze Billets erwähnt — machte ein lobendes Billet ungültig. Erreichte ein Zögling die Zahl von 50 Billets, so wurde ihm ein goldener Punkt zuerkannt, und dieser Punkt wurde tags darauf, nach geendeter Gottesverehrung, öffentlich bei seinem auf der Tafel stehenden Namen eingeschlagen. Fünfzig goldene Punkte berechtigten zu dem Orden des Fleisses¹⁾ oder dem der Tugend, die beide aber nur bei feierlichen Gelegenheiten getragen wurden.

1) Der Orden des Fleisses bestand in einem feuerfarbenen, mit einer schicklichen Devise gezierten Bande, welches zwischen den Knopflöchern auf der Brust befestigt wurde; der Orden der Tugend in einer silbernen, mit schicklichen Sinnbildern gezierten Medaille, und wurde an einem weissen Bande am Halse getragen. — Die verdienstlichen Handlungen, durch welche goldene Punkte erworben werden konnten, waren folgende: 1) Angethanes Unrecht ohne Zorn und Rachbegierde erdulden und dem Beleidigter freiwillig vergeben; 2) aus eigenm Antriebe und ohne nachherige Ruhmredigkeit Dienste erweisen, die mit einiger Mühe und Aufopferung verbunden sind; 3) Mitschüler von Bösen abhalten;

Die Wirkung dieser Meritentafeln schildert Basedow als eine außerordentliche. 'Seitdem wir dieselben eingeführt', sagt er, 'sehen wir uns genötigt, unsere Schüler mehr zurückzuhalten als anzuspornen. Sie bestürmen die Lehrer mit Bitten um Unterricht und sehen es für eine Wohlthat an, wenn die Lehrstunden verdoppelt werden. Sie würden von früh morgens bis Mitternacht Stunden haben, wenn es nach ihrem Wunsche ginge. Auch ihr Verhalten außer den Lehrstunden ist seitdem so untadelhaft gewesen, daß noch keine Gelegenheit zu Strafen vorgefallen ist'.

Diesem Jubelhymnus tritt nun das Protokollbuch mit seiner kühlen Prosa entgegen. Es heisst dort beim 31. Juli 1785: 'Mit der Ausgabe der Billete soll man sparsam sein und auf eine Stunde vorzüglichen Fleisses nur etwa $\frac{1}{4}$ Billet geben. Man hofft durch diese Einrichtung den Billeten in den Augen der Zöglinge wieder mehr Wert und zur Beförderung des Fleisses neuen Reiz zu geben'. Und ein Beschlufs vom 11. September desselben Jahres fügt hinzu: 'Man soll so haushälterisch verfahren, daß ein fleissiger und ordentlicher Zögling wöchentlich überhaupt nur 12—16 Billets erhält, also monatlich einen Punkt, so daß er in vier Jahren den Orden des Fleisses erwerben kann. Wer in dieser Zeit das Ziel nicht erreicht, verliert alle Ansprüche auf ein solches Ehrenzeichen'.

Ein anderes Mittel, den moralischen Zustand der Zöglinge zu heben, die sogenannten Tugendübungen¹⁾, bringt Basedow nur in Vorschlag, ohne doch sofort, weil er die Vorurteile des Publikums fürchtete, Gebrauch von ihnen zu machen. Er empfiehlt z. B., gelegentlich auf 8 oder 14 Tage gänzliche Anarchie einzuführen; Folge würde sein, daß die Schüler sich bald nach einem durch Gesetze eingeschränkten arbeitsamen Leben zurücksehnen und die Lehrer bitten würden, wieder die vorige Herrschaft über sie anzunehmen. Einen Versuch in dieser Richtung scheint man, wenngleich in beschränkter Weise, wirklich gemacht zu haben. Unter dem 19. Oktober 1778 findet sich nämlich verzeichnet: 'Die Stunden von 1—2 und 5—8 sind Unfugstunden. Wir bekennen und gestehen, namentlich Trapp und Neuendorf, daß in dieser Zeit viel geschehen wird, welches nicht auf unsere Köpfe fallen kann und muß'.

Frägt man nun schliesslich, welche Resultate mit diesen zum Teil recht wunderlichen Veranstaltungen erzielt wurden, so lautet die Antwort überraschend günstig. Von allen, welche das Philanthropin besucht²⁾ haben, wird die sittliche Haltung und das ganze

4) etwas Gutes anzeigen, das ein anderer gethan hat; 5) seine Sachen, Kleidungsstücke, Bücher, Schreibmaterialien u. s. w. stets in Ordnung halten; 6) eine bestimmte Zeitlang immer folgsam und tadelfrei sich erweisen.

1) Hierher gehört auch die grössere Versinnlichung der Religion. Baukunst, Malerei, Musik, alle unschuldigen sinnlichen Vergnügungen — sogar die mässigen Vergnügungen des Gaumens und der Leibesbewegung durch anständigen Tanz — sollten bei den Gottesverehrungen sich konzentrieren und in religiöse Empfindungen des Dankes und der Liebe gegen den sich verwandeln, von welchem alle guten Gaben kommen. — Diese Anticipation der Zukunftsober ist Projekt geblieben, wohl schon der Kosten wegen. Etwas anderes aber ist wirklich ins Werk gesetzt worden, nämlich eine Kinderzeitung, in welcher die lobenswürdigen Handlungen guter Kinder erzählt wurden, um sie selbst dadurch noch eifriger im Guten zu machen und andere zur Nachahmung zu reizen.

2) Man vergleiche, was Salzmann über seinen ersten Besuch in Dessau berichtet: 'Obgleich die Kürze meines Aufenthalts mir nicht gestattete, tief genug in die philanthropische Verfassung einzudringen, so war doch das Betragen der dasigen Eleven mir Bürge für die Richtigkeit der Grundsätze, die ihnen beigebracht, und für die Wirksamkeit der Mittel, durch welche sie zur Ausübung geleitet wurden. Ich sah sie zuerst bei der Gottesverehrung. Unschuld blickte jedem aus den Augen, auf keinem

Benahmen der Zöglinge gerühmt. Namentlich wird hervorgehoben, wie auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Unschuld, Offenheit und Heiterkeit sich zeige, der zu jener eigentümlichen Schulmiene, die man anderwärts finde, im wohlthündsten Gegensatz stehe. Das Protokollbuch befindet sich damit nicht in Widerspruch, da es nur einen Fall von Ungesetzlichkeit meldet und beim Jahre 1786 ausdrücklich bemerkt, daß die höchste Strafe, die zeitweilige Entziehung der philanthropischen Uniform, noch nie zur Anwendung gekommen sei und wohl auch niemals sich notwendig erweisen werde¹⁾.

Wenn so überraschende Erfolge erzielt wurden, so wird man vielleicht zur Erklärung sagen, daß nicht nur Basedow, daß auch der Himmel die moralische Erziehung für die wichtigste gehalten und deshalb — was er bei der wissenschaftlichen nicht that — selbst ungeschickte Bemühungen mit reichem Segen gekrönt habe. Aber es darf auch den Einrichtungen des Philanthropus nicht alles Verdienst abgesprochen werden²⁾. Das naturgemäße Verhältnis zwischen geistiger und körperlicher Thätigkeit, die zweckmäßige Ausfüllung der Mußestunden, überhaupt die Gewöhnung, jederzeit gern und auf eine nützliche Art thätig zu sein, hat gewiß in moralischer Beziehung mehr geholfen als alle paränetischen Stunden und goldenen Punkte. Das zweite ist der Einfluß, den Persönlichkeiten wie Wolke, Campe, Salzmann, Olivier, Kolbe, Leuz, Matthiäson, Neuenhof u. a. ausüben mußten. Das dritte endlich die Einwirkung des Fürsten selbst, eines der ausgezeichnetsten Männer des großen achtzehnten Jahrhunderts. Wie er sich persönlich vielfach um das Philanthropin beklummerte, so lud er auch die Philanthropisten nicht selten zu sich und zog sie zur Tafel. So geschah es z. B. an dem ersten Jahrestage nach Eröffnung des Institutes. Die Philanthropisten saßen an der Tafel des Erbprinzen, ihres Mitschülers, die Aufwartung besorgten die Famulanten (d. h. im Institut erzogene arme

Gesichte vermochte ich einen Zug von Niederträchtigkeit, Tücke, Neid oder Bosheit zu entdecken. Ihr Gesang war der Ausdruck der herzlichsten Ehrfurcht gegen die Gottheit. Ich speiste in ihrer Gesellschaft. Da herrschte nicht jene tote Stille, die man oft bei Kindern bemerkt, die in Erziehungshäusern eingesperrt sind; alles war Leben und Munterkeit, und doch nirgends mutwilliges Getöse, sondern allenthalben sanftes Ergießen der Herzen. Der Appetit, mit welchem alles verzehrt wurde, zeugte hinlänglich von ihrer Gesundheit. Ich beobachtete ihre Spiele, die sie bei damaliger rauher Witterung mit entblößter Brust auf dem Eise anstellten, und bemerkte an allen eine Munterkeit und Behendigkeit, die allen Glauben übersteigt. Noch unglaublicher aber ist es, daß unter einer Menge von 50 spielenden Kindern nicht die geringste Spur von jenen Zwistigkeiten und Neckereien zu finden war, die sonst von den Spielen der Kinder unzertrennlich sind. Die Freude, mich auf einmal in die Welt versetzt zu sehen, die ich außer meinem Gehörme nirgends zu finden glaubte, befeuerte sich meines Herzens; ich umarmte jeden, der mir aufstieg, jeder drückte mir die Hand, und jeder Händedruck war so kraftvoll, daß dieser allein hinlänglich war, mich zu überzeugen, daß die Philanthropisten nach besseren Grundsätzen müssen erzogen werden als die in den meisten vornehmen Häusern. Ich fragte alles, was mir einfiel, und bekam auf alle Fragen prompte und richtige Antwort.

1) Diese Hoffnung war nicht ganz zutreffend. Bei den Akten findet sich ein Zettel ohne Datum, der eine derartige Bestrafung meldet.

2) Das Verdienst der philanthropischen Erziehung erscheint um so größer, wenn man berücksichtigt, welche Robheiten die Neuaufgenommenen mitzubringen pflegten. Da über die lobenden und tadelnden Billets genau Buch geführt wurde, so können wir uns über jede einzelne Unart unterrichten. Ein anfänglich öfters geübter Streich war, daß man schlafenden Kameraden Feuer unter die Füße legte oder Wasser ins Bett goß. Von häßlicher Unsitte redet auch folgende Bestimmung: „Alle werden gebeten, dahin zu sehen, daß keiner der Pensionisten bei der Thür des Lehrzimmers und des Speisensaals oder bei der Hausthür sich hinstellt, sein Wasser abzuschlagen“.

Knaben, die zu Bedienten oder auch zu Volksschullehrern¹⁾ vorgebildet wurden), neben ihnen die fürstlichen Bedienten und ihre Hoheiten, die Prinzessinnen aus königlich preussischem Hause. Nachmittags war Kinderkomödie — ein Schauspiel von Rhode wurde aufgeführt — und nachher wurde von allen jugendlich gespielt, dem Erbprinzen, jungen Gräfinnen, Fräuleins, Philanthropisten und Famulanten, im Beisein der Herrschaften und des Hofes, durcheinander so laut und lärmend und doch ohne Tadel, daß man, wie der Erzähler hinzusetzt, wohl niemals an einem fürstlichen Hofe ein Gleiches gesehen hat.

Wenn das Philanthropin, wie öfters betont wird, keinen bedeutenden Philologen gebildet hat, so sind doch, was mehr sagen will, edle Menschen aus ihm hervorgegangen. Zu ihnen gehört vor allen der Erbprinz Friedrich selbst, der späterhin, in der schweren Zeit der Franzosenherrschaft, als Mitregent und Stütze seines Vaters sich die größten Verdienste um das Land erworben hat. Wer den alten Friedhof besucht, findet in der Mitte desselben ein einfaches Grab ohne Denkstein, nur von einer dürftigen Ceder beschattet. Es ist das des Erbprinzen. So in der Mitte seiner Bürger, ohne ruhmredige Grabschrift, wollte er bestattet sein; auch dies ein Ausfluß jener aufgeklärten und humanen Denkweise, wie sie auf dem Philanthropin, trotz aller goldenen Punkte und Orden, doch für das Leben gepflanzt wurde.

Die befremdliche Thatsache, daß diese Anstalt, auf welche man so große Hoffnungen gesetzt, frühzeitig kränkelte und verfiel, wird mit Vorliebe darauf zurückgeführt, daß Basedows unruhiges und unpraktisches Wesen gleich anfangs vieles verdorben habe. Dieser Schaden hätte sich aber heilen lassen, zumal Basedow später die Leitung aufgab. Die Wahrheit dürfte vielmehr sein, daß das Unternehmen an seiner zu hoch gespannten Idealität scheiterte. Eine so allseitige und allseitig vollkommene Erziehung, wie Basedow sie im Sinne hatte, fordert von den Erziehern einen Eifer für die Sache, der in jedem Momente gleich lebhaft ist, eine geistige und körperliche Spannkraft, die niemals nachläßt. Die Erfahrung aber lehrt, daß nur das einen gleichmäßigen Fortgang nimmt, was mit mittelmäßigen Kräften, was in gewohnheitsmäßiger, oder sagen wir, handwerksmäßiger Weise gethan werden kann. Daher beim Philanthropin, so lange die erste Begeisterung sich behauptete, eine kurze Blüte, bald aber ein allmähliches Absterben, als diese Begeisterung verfloß und man in bequemere Bahnen glaubte einlenken zu können.

Und noch eine andere Ursache dürfte mitgewirkt haben. Das Schulwesen, als ein Zweig des Staatswesens, wird in seinem Wachstum und Gedeihen immer durch den Hauptorganismus bedingt sein. Als Basedow auftrat, herrschte in Deutschland der aufgeklärte Despotismus. Die Regierenden waren es, welche Rousseaus Ideen zu verwirklichen suchten, und unter ihrem Schutze durfte die Pädagogik das Gleiche erstreben. Bald aber veranlaßte der Schrecken vor der französischen Revolution einen Stillstand in den Reformen, dann eine entschiedene Reaktion, der auch das Schulwesen folgen mußte. Unter solchen Verhältnissen war kein Platz mehr für jene Ideen von Natur und Freiheit, die Basedow hatte verwirklichen wollen; deshalb mußte das Philanthropin zu Grunde gehen, nicht, weil ihm die geeigneten Kräfte, sondern weil ihm die notwendigen Lebensbedingungen fehlten.

1) Diese Zusammenstellung hat etwas Auffälliges; Basedow ging aber von der Ansicht aus, daß die Bedienten, weil sie in vornehmen Häusern Einfluß auf die Erziehung der Kinder übten, auch eine gewisse pädagogische Bildung nötig hätten.

Verhandlungen der 37. Philologerversammlung.

Noch ungünstiger scheinen die Verhältnisse in der Gegenwart zu liegen. Deutschland ist — aus geschichtlicher Nothwendigkeit — ein Militärstaat geworden, dessen streng gebundener Charakter auch in der Gestalt des Schulwesens zum Ausdruck kommt. Die konstitutionellen Formen, mit denen er sich umgeben hat, sind noch zu neu, als daß ihr mildernder Einfluß schon dieses Gebiet hätte erreichen können. In solcher Zeit des sehnsüchtigen Wartens richten sich die Blicke gern zurück nach Erscheinungen früherer Perioden, in denen vorbildlich sich andeutet, was man in vollendeteter Gestalt von der Zukunft erhofft. Solcher Art ist für uns auch die Bedeutung des Philanthropins. Wie es ein Protest war im Namen der Natur und Freiheit, so verkündet es auch vorbedeutend einen Zustand des Schulwesens, wo diese Ideen auf dem Boden der Ordnung und Gesetzmäßigkeit sich verwirklichen werden. (Lebhafter Beifall.)

Zweiter Präsident: Wünscht einer der Herren zu der eben gehörten Rede das Wort? Es geschieht — Herr Professor Dr. Eckstein.

Professor Dr. Eckstein (Leipzig): Ich will zunächst dem Herrn Redner meinen herzlichsten Dank dafür aussprechen, daß er uns für die Geschichte des Philanthropins eine neue Quelle eröffnet hat. Diese Protokolle haben wir doch bisher noch nicht gekannt. Wir haben nicht bloß an Raumer, sondern auch an andere uns gehalten. Ich habe in meinem Leben mich viel mit dieser Geschichte beschäftigt; darum habe ich mich sehr gefreut, daß der Herr Redner hier am Orte nicht eine Apologie Basedows gegeben, sondern auch die Schwächen in einer sehr frappanten Weise hervorgehoben hat. Wer derartige Einrichtungen in seiner Jugend noch selber mit erlebt hat, kann ja darüber viel besser reden: — Meritentafeln, Fachsystem u. dgl. m. Aber auf der anderen Seite ist doch die Parallele für die Zukunft mir etwas zu weit getrieben. Basedow war fern von allem Idealismus — einen Idealisten kann ich ihn mit dem Herrn Redner nicht nennen —; er war ein durchaus naturalistischer Mensch, in seinem Äußeren und auch in seinen geistigen Bestrebungen. Aber trotzdem, daß ich damit nicht übereinstimmen kann, danke ich doch herzlich für die reiche Belehrung, die ich heute erhalten habe. (Bravo!)

Zweiter Präsident: Hat der Herr Vortragende vielleicht die Absicht, ein Wort zu erwidern? (Wird verneint.)

Dann darf ich im Anschluß an das, was Herr Professor Eckstein gesagt hat, ebenfalls dem Herrn Vortragenden den wärmsten Dank — ich bin überzeugt, im Namen der ganzen Versammlung — aussprechen. Das möchte ich noch hinzuffügen, in Ausführung eines Wortes, das ich vorhin mir gestattet: es liefs sich bestimmt voraussehen, daß eine Versammlung von Schulmännern, von denen viele Dessau zum erstenmale bestraten, um mehrere Tage sich hier aufzuhalten, mit der Frage auf den Lippen kam: wo war hier das Philanthropin? giebt es wohl noch Erinnerungen, giebt es greifbare Erinnerungen daran? Es mußte also von vornherein darauf Bedacht genommen werden, diesen Wünschen zu genügen. Sie haben die möglichst vollständige systematische Zusammenstellung solcher greifbaren Erinnerungen im Gymnasium betrachtet, und es fehlte nur noch eine so lichtvolle Erläuterung im einzelnen. Ich schliesse mich vollständig Herrn Professor Eckstein an, der Freude darüber, daß die volle ungeschminkte Wahrheit hier zur Darstellung gekommen ist. Wir danken alle gewiß dem Herrn Redner dafür auf das wärmste. (Bravo!)

Es folgt nun die Mitteilung des Vortrags des Herrn Professor Dr. Max Müller zu Oxford:

Über die heiligen Bücher des Orients.

Ich bitte Herrn Professor Dr. Gosche, jetzt die Rednerbühne zu besteigen und uns den Vortrag mitzuteilen.

Professor Dr. Gosche (Halle): Hohe Versammlung! Obwohl ich von dem Gefühl des Bedauerns beherrscht bin, welches Sie zweifellos alle teilen, des aufrichtigen Bedauerns, dafs an meiner Stelle nicht Herr Professor Max Müller steht, um Ihnen selbst Momente seines wissenschaftlichen Lebens und seiner der Religionsgeschichte zugewandten Thätigkeit vorzutragen, so weifs ich doch die Ehre hochzuschätzen, hier auf seinen ganz besonderen Wunsch die Vermittlerrolle übernehmen zu dürfen. Ich werde die Ehre haben, Ihnen den Vortrag unsers berühmten Landsmannes zu lesen 'über die von ihm herausgegebene Sammlung von Übersetzungen der heiligen Bücher des Orients'; überall wird Ihnen in wohlthuernder Harmonie der schöne Ernst des grossen Sprachforschers, die gedankenvolle Tiefe des kombinierenden Denkers, das liebevolle Ergänzungs-talent des feinfühligsten Dichters taktvoll entgegen treten, vor allem eine fesselnde Aufrichtigkeit, welche den Reiz der besten Selbstbekenntnisse zeigt, nicht in der fast mafslosen Uner-schrockenheit Jean Jacques Rousseaus, wohl aber voll der innigen Wärme des h. Augustinus.

Max Müller sagt¹⁾: Da ich versprochen, einige Worte über die von mir geleitete Ausgabe von Übersetzungen der heiligen Bücher des Orients zu sagen, von denen ich die erste aus 24 Bänden bestehende Abteilung der hiesigen herzoglichen Bibliothek überreicht habe, so dürfte es vielleicht am Ort und an der Zeit sein, in aller Kürze das 'Jetzt' unserer Wissenschaft mit dem 'Damals' zu vergleichen, als ich mich hier und dann in Leipzig und Berlin und schliesslich in Paris und London zu dem Werke vorbereitete, dessen Resultate Sie hier in einer Reihe von Bänden vor sich sehen.

Meine Herren! Wir sind hier versammelt als Philologen, und der Zweck aller Philologie, der klassischen wie der orientalischen, der alten wie der modernen, ist ein und derselbe, — nämlich die Erkenntnis der Entwicklung des menschlichen Geistes.

Nun giebt es aber zwei Wege, welche zu dieser Erkenntnis zu führen versprechen. Der eine Weg ist a priori, psychologisch, anthropologisch, metaphysisch; der andere ist a posteriori, historisch, archäologisch, kritisch.

Die Philologie kennt nur den zweiten dieser Wege, um zu einer wahren Kenntnis der Entwicklung des menschlichen Geistes zu gelangen, und ihre Hauptquellen sind natürlich die Werke des menschlichen Geistes selbst, wie sie uns in Sprache, Mythologie, Religion, Kunst und Wissenschaft aufbewahrt sind.

Dies alles klingt jetzt so selbstverständlich, dafs es kaum erwähnt und betont zu werden verdient. Wenn jemand jetzt über den Ursprung und die Entwicklung der Sprache, der Mythologie und der Religion schreiben wollte, ohne vorher so tief in den Schacht der Vergangenheit hinabgestiegen zu sein, als die geschichtlichen Quellen es erlauben, der würde ganz vereinzelt dastehen, wie ein Nachzügler, der seinen Weg und alle Fühlung mit dem rüstig vorwärtsschreitenden Heere der Wissenschaft verloren hat.

1) Der nachfolgende Vortrag ist, durch einige Zusätze erweitert, unter dem Titel 'Damals und Jetzt' von dem Verfasser bereits in der 'Deutschen Rundschau' (1884, S. 414 ff.) publiziert.

Dies war aber ganz anders vor 50 Jahren. Damals herrschte die Hegelsche Philosophie auf fast allen Universitäten und Schulen. Die Geschichte des Geistes wie der Natur wurde nach logischen Gesetzen konstruiert, und wenn das geschichtlich Wirkliche nicht mit dem logisch Notwendigen übereinstimmte, so zuckte man höchstens die Schultern und meinte, *tant pis pour les faits*.

Die Schellingsche Philosophie rühmte sich einer höhern Achtung vor historischen Thatsachen; aber die Thatsachen sollten doch höchstens als Bestätigung dienen, und nur wenn sie das thaten, waren sie willkommen.

Ich war einer von denen, die, von dem poetischen Zauber der Schellingschen Philosophie angezogen, im Jahre 1845 nach Berlin wanderten, um dort die neue Lehre zu hören. Ich hatte das Glück, Schelling persönlich kennen zu lernen, und verdanke dem alten Manne vielfache Anregung zu meinen spätern Arbeiten. Obgleich ich damals noch sehr jung war, so wagte ich doch zuweilen dem alten Propheten und Poeten zu widersprechen, und ihm Thatsachen entgegen zu stellen, die mit seinen Ideen nicht ganz vereinbar waren. Ich hatte damals klassische Philologie unter Hermann und Haupt, Sanskrit unter Brockhaus, Sprachwissenschaft unter Bopp studiert, und jung, wie ich war, war mir doch das Eine ganz klar geworden, nämlich, daß von einer Philosophie der Sprache, der Mythologie und der Religion keine Rede sein könne, ehe nicht alle Thatsachen, die noch erreichbar waren, und die namentlich die orientalische Philologie in reichster Fülle zu bringen versprach, sorgsam erfafst und kritisch sichergestellt werden könnten.

Ich gehöre nicht zu denen, die alles aprioristische Denken oder alle konstruktive Philosophie der Geschichte verachten. Die wirkliche Geschichte führt uns nicht weit, und wo sie uns verläßt, zeigt sie uns unendliche Fernen, die dem Historiker stets unerreicherbar bleiben werden. Hier wird der Philosoph und der Anthropolog stets frei schalten und walten dürfen. Was wir aber als Philologen und Geschichtsforscher erwarten können, ist, daß, wo Thatsachen existieren, sie ihr Vorrecht vor aller Theorie behaupten. Die Theorie, die von der einen Seite des Sankt Gotthard im Dunkeln ihren Tunnel grübt, muß wissen, nach welcher Richtung sie graben soll; denn sie hat falsch gegraben, wenn sie nicht schließlich da mündet, wo ihr das helle Tageslicht aus dem Tunnel der Geschichte entgegen leuchtet.

Schelling war ein großer Verehrer der alten indischen Litteratur, und er war namentlich von den Upanischaden, den ältesten philosophischen Abhandlungen, die noch zum Veda gehören, ganz entzückt. Dieses Entzücken theilte er mit seinem Antipoden, Schopenhauer, und wenn zwei so entgegengesetzte Geister so entschieden übereinstimmen, so muß wohl etwas Wahres dahinter sein.

Ich übersetzte damals in Berlin für Schelling mehrere dieser alten Upanischaden. Das Manuskript meiner Übersetzung habe ich nie wieder erhalten können, aber ich besitze noch die Abschriften der Sanskrittexte und Kommentare, die ich im Jahre 1845 zu diesem Zwecke gemacht. Schelling, wie Schopenhauer, hielt die Upanischaden für die Urweisheit der Indier und der ganzen arischen Menschheit. Ich wußte schon damals, daß die Geistesschicht dieser Upanischaden auf einer Reihe von älteren Schichten ruhte, und daß die tiefste Schicht, die uns in Indien erreichbar ist, in den Hymnen des Rigveda zu suchen sei. Die Upanischaden galten mir als etwas Sekundäres und in gewissem Sinne Modernes, und ich bedauerte fast die Zeit, die ich ihrem Studium gewidmet hatte.

In dieser Stimmung traf ich in Frankfurt mit Schopenhauer zusammen, und es thut mir noch jetzt leid, daß ich damals durch meine sehr einseitige Richtung die Gelegenheit verlor, diesem merkwürdigen und, ich muß gestehen, mir damals noch unverständlichen Manne näher zu treten. Er wollte von den Upanischaden wissen; ich wollte von ihnen nichts wissen. Ich schwärmte für die alten Hymnen, er hielt sie für Priester-machwerk. So schieden wir, ohne uns gegenseitig zu verstehen. Ich muß jetzt bekennen, daß, hätte Schopenhauer nichts gethan, als aus der fürchterlichen Übersetzung von Anquetil Duperron den Sinn der Upanischaden zu entziffern, dies allein hinreichend würde, um ihm, selbst unter den Philologen, einen Ehrenplatz als Hermeneutiker zu sichern.

Als ich nach Paris kam und Hegel, Schelling und Schopenhauer hinter mir lagen, wurde meine Ansicht, daß für die Geschichte des menschlichen Geistes nichts notwendiger sei als ein philologisches Studium der Quellen, mehr und mehr bestärkt, namentlich durch mein Zusammentreffen und Zusammenarbeiten mit Burnouf. Burnouf war eine durch und durch historische Natur, und in scharfem Gegensatz gegen die damals in Deutschland noch herrschende Richtung betonte er sehr energisch die Nothwendigkeit des Quellenstudiums. Er war selbst durch die gute alte Schule der klassischen Philologie gegangen, und nichts war ihm mehr zuwider, als die Idee, daß man in orientalischer Philologie weniger kritisch zu Werke gehen dürfe, als im Griechischen und Lateinischen. Er interessierte sich eifrig für Religionswissenschaft; aber anstatt mit Hegel Möglichkeit für Wirklichkeit zu nehmen, oder mit Schelling nur dunkle Weisheit im fernem Altertum zu suchen, wiederholte er stets: 'Nur Geduld! erst die Steine herbeischaffen, erst sie behauen und glätten; später kommt die Zeit, um die alten Tempel neu zu konstruieren.'

Sie wissen, was Burnouf für die Erforschung der ältesten erreichbaren Geschichte des menschlichen Geistes geleistet hat. Er war der Erste, der dem Studium des Zend eine wissenschaftliche Grundlage gab. Er war der Erste, der in seinen Vorlesungen am Collège de France uns in das wahre Studium des Veda einführte. Er war der Erste, der das Páli gründlich studierte, als Schlüssel zur Geschichte des südlichen Buddhismus. Er war der Erste, der sich einen Eingang in die massenhafte Litteratur des nördlichen Buddhismus verschaffte.

Als ich auf Burnoufs Rat den Entschluß faßte, die Herausgabe des Rigveda und seines ehrwürdigen Kommentars von Sáyana zu meiner Lebensaufgabe zu machen, wußten nur wenige außer Burnouf, was der Veda überhaupt sei. Bunsen erzählte mir oft, daß, als er im Jahre 1815 den Entschluß faßte, mit dem jungen Astor nach Indien zu reisen, es sein Hauptzweck gewesen, herauszufinden, ob es denn wirklich noch einen Veda gäbe und was der Veda sei. Allerdings hatte Colebrooke bereits zehn Jahre früher der Welt verkündigt, was im Veda zu finden war; aber seit Colebrooke war auch kein weiterer Fortschritt in der Erforschung der vedischen Litteratur geschehen. Im Jahre 1845, als ich meine Vorarbeiten zu einer Ausgabe der Rig-Veda begann, war Burnouf der Einzige, der die große zum Veda gehörige Litteratur übersah, der Handschriften gesammelt und sich mit der eigenthümlichen Sprache dieser Litteratur vertraut gemacht hatte. Sonst gab es nichts als Rosens Specimen, 1830; den ersten Band seines nach seinem Tode herausgegebenen Textes des Rig-Veda, 1838; und die seltene Ausgabe von 39 Hymnen mit Sáyans Kommentar, von Stevenson in Bombay besorgt, vom Jahre 1833.

Jetzt sehen Sie hier in sechs Bänden die Editio princeps des Rig-Veda mit

Sāyanas Kommentar. Es war ein Stück harter Arbeit. Um sie auszuführen, mußte ich meinen Aufenthalt in England nehmen, und das war zuweilen hart. Um sie zu vollenden, mußte ich die besten Jahre meines Lebens diesem einem Werke widmen, und auch dies war zuweilen hart. Aber hätte ich meinen Lebensberuf zum zweitenmale zu wählen, ich glaube, ich würde dieselbe harte Arbeit zum zweitenmale wählen. Das Eigene ist, daß man im Leben oft Dank empfängt, wo man ihn am wenigsten verdient. Die Herausgabe des Textes des Rig-Veda war ein Kinderspiel, und doch hat man mir diese Arbeit so hoch angerechnet. Die Herausgabe des Kommentars von Sāyana war kein Kinderspiel, aber wer kennt den wahren Wert von Sāyanas Kommentar? Und doch macht es mir Freude, dieser Versammlung melden zu können, daß der erste Band des Kommentars, der bekanntlich der bedeutendste und schwierigste ist, neu gedruckt werden muß, da das Studium des Veda und seines alten Kommentars in Indien sich weiter und weiter ausdehnt und, wie Sie wissen, bereits zu einer vollständigen Reformation in der Religion der gebildeten Klassen des Landes geführt hat.

Das wahre Harte bei dieser voluminösen Arbeit war, daß, nachdem ich selbst alles, was ich wünschte, aus Sāyanas Kommentar gelernt hatte, die kritische Herstellung und der Druck so lange Jahre in Anspruch nahmen. Die Unterstützung, die ich dabei von Gelehrten wie Wilson, Trithem, Rien, Kielhorn und namentlich von Aufrecht und Eggeling erhalten, kann ich nie dankbar genug anerkenne.

In diesen langen Jahren hatte ich denn auch zu lernen, was wir alle lernen müssen, daß das Leben viel zu kurz ist, um die Pläne, von denen man in der Jugend geträumt, wirklich auszuführen. Als ich im Jahre 1845 bei Schelling hörte, war mein Lebensplan eine Herausgabe aller oder wenigstens aller damals noch unbekanntem heiligen Bücher der Menschheit. Als ich aber mit dem Rig-Veda fertig war, war die Sonne meines Lebens bereits im Sinken. Was war zu thun? In derselben Zeit, die ich zur Herausgabe des Rig-Veda gebraucht hatte, hatten andere Orientalisten massenhaftes Material zum Studium der übrigen alten Religionen zusammengebracht; wieder andere hatten höchst wertvolle Vorarbeiten zum Verständnis dieser heiligen Bücher geliefert. Mein Entschluß war bald gefaßt. Ich wandte mich an meine Freunde und Studiengenossen, um im Verein mit den Besten meiner Zeit das auszuführen, was kein Einzelner für sich allein ausführen konnte, nämlich eine Übersetzung der heiligen Bücher des Orients. Ich erhielt die freundlichsten Zusagen von allen Seiten. Nicht nur Engländer, sondern deutsche, französische, dänische, amerikanische und indische Gelehrte beteiligten sich bei diesem Unternehmen, und mit der liberalen Unterstützung der indischen Regierung und der Universität von Oxford ist es mir möglich geworden, Ihnen heute die erste Serie dieser Übersetzungen in 24 Bänden vorzulegen.

Was hätte Schelling, was hätte Schopenhauer, was hätten Männer wie Humboldt und Bunsen für eine solche Sammlung gegeben? Nichts zeigt uns so deutlich die Riesenschritte der orientalischen Philologie während der letzten fünfzig Jahre, als daß eine Übersetzung der heiligen Bücher des Orients jetzt möglich ist. Vor fünfzig Jahren hatte man wohl Übersetzungen des Korán und einiger Bücher des Confucius; aber vom Veda, vom Avesta, von den Pehlevischriften, vom buddhistischen Kanon in Páli und in Sanskrit, von der Gāualitteratur hatte man höchstens einige Fragmente.

Während jetzt in den meisten Universitäten die heiligen Schriften Zoroasters

interpretiert werden, während man bereits die Feinheiten der altbaktrischen Metrik studiert und Konjekturen wagt, die denen von Bentley und Hermann die Spitze bieten, hatten wir damals nur einen lithographischen Text des Vendidad Sade, den Burnouf von 1829—1843 besorgte. Die grundlegende Erklärung des ersten Kapitels des Yasna, wie sie Burnouf im Jahre 1833 lieferte in seinem *Commentaire sur les Yasna*, füllte einen sehr starken Quartanten.

Vom Pehlevi wußte man damals kaum, ob es eine semitische oder arische Sprache sei, und Joseph Müllers Aufsätze im *Journal Asiatique* nebst Spiegels bahnbrechenden Arbeiten bildeten das ganze wissenschaftliche Material, was wir besaßen. Jetzt übersetzen Gelehrte wie West die Pehlevischriften mit größerer Sicherheit als die Zendschriften der Zoroastrischen Religion.

Vom Pali gab es damals nur das Wenige, was Burnouf und Lassen mühsam erforscht hatten, und ich erinnere mich noch sehr wohl, mit welcher Anstrengung Burnouf in seinen Vorlesungen Stellen aus dem Tipitaka interpretierte, als ob es Inschriften wären. Jetzt lesen Gelehrte wie Fausbüll, Rhys Davids und Oldenburg das Pali, wie man das mittelalterliche Latein liest.

Von der Litteratur der Gâinas hatte uns Stevenson im Jahre 1848 die ersten Proben gegeben; jetzt übersetzt Jacobi die kanonischen Sôtras, ich will nicht sagen mit völliger Sicherheit, aber doch mit philologischer Akribie.

Über den Wert der Übersetzungen, welche meine Freunde und Kollegen für die von mir geleitete Sammlung der heiligen Schriften des Orients geliefert haben, kommt es mir am wenigsten zu ein Urtheil zu fällen. Wir sind uns alle bewußt, daß unsere Übersetzungen nicht vollkommen sind, und nicht vollkommen sein können. Man hat uns natürlich gesagt, daß unser Unternehmen verfrüht sei, und daß man erst im nächsten Jahrhundert einmal an eine Übersetzung der heiligen Bücher der Menschheit denken könne. Ich glaube, ja ich hoffe, man wird in hundert Jahren den kühneren Gelehrten dieselbe Warnung geben. Die Wissenschaft schreitet so mächtig fort, daß die ältere Generation der jüngeren kaum noch folgen kann. Doch gilt auch unter uns der alte Spruch, daß wer den Besten seiner Zeit genug gethan, genug gethan für alle Zeiten.

Ich weiß zum Beispiel, daß unter den jüngeren Sanskritisten, mit einigen ehrenvollen Ausnahmen, Sâyanas Kommentar zum Rîg-Veda als nutzlos, oder wenigstens als ein überwundener Standpunkt betrachtet wird. Noch schlimmer geht es meinen Kollegen, und ich las im letzten jährlichen Bericht der *Société Asiatique*, daß Boehlingk und Roth's Sanskritwörterbuch, nach meiner Ansicht ein *krîsha ét' âi*, das größte Hindernis der vedischen Studien geworden sei („Le Dictionnaire Védique de M. Roth, après avoir été le principal instrument des études védiques, est devenu à présent le plus grand obstacle à leur progrès.“) Meine Herren, es ist leicht auch das Beste schlecht zu machen, aber schwer, es besser zu machen. Ich glaube, die Übersetzungen der heiligen Bücher, wie sie in dieser Sammlung vorliegen, sind so gut, wie sie eben jetzt von den besten Orientalisten gemacht werden können. Der große Neid der kleinen Seelen berührt uns nicht.

Was der alten Generation von Orientalisten, zu denen ich selbst gehöre, stets bleiben wird, ist, daß sie mit einer gewissen Selbstverleugnung das Material zusammengebracht hat, worauf künftige Generationen weiter bauen werden. Sie haben die Grund-

steine gelegt, auf denen mit der Zeit sich die Pfeiler und Bogen erheben werden, welche die geistige Brücke tragen, die von der Gegenwart in die fernste Vergangenheit zurückführt. Man wird dann die mächtigen Pfeiler, die kühnen Bogen, den weitgespannten Brückenweg bewundern, und die Quadersteine unten auf dem Grunde werden vergraben und vergessen sein. Fügen wir uns in das allgemeine menschliche Geschick! Der Buddhist fand Trost und Stärke in seinem Glauben an das Karma. Lernen wir von ihm die Freude an der That. Die That lebt ewig fort, auch wenn sie längst vergessen, und weder Neid noch Unverstand kann uns die Freude rauben an dem, was wir gethan. Wenn ich, wie ich es in diesen wenigen Worten versucht habe, vom Jetzt der orientalischen Studien zurückblicke auf das Damals, als ich noch ein junger Dessauer war, so darf ich sagen, das Jetzt ist besser als das Damals. Hoffen wir, im Vertrauen auf die jungen Kräfte, die uns jetzt schon überflügeln, daß das Dereinst weit besser sein werde als das Jetzt.

So weit Max Müller. Sie alle werden mit mir empfunden haben, wie wohl es seelisch thut, an der Hand eines solchen feinempfindenden Forschers den Gedankenwegungen der Völker nachzugehen, die ihren Gott suchen. Daß alle den Einen suchen, ahnten immer die Besten unter den Völkern, mochten sie dem mächtigen Strom der heiligen Ganga lauschen oder nach den glänzenden Gipfeln des Himalaya schauen oder die Donner des Sinai vernehmen oder durch sanfte Rufe vom Olympos her sich locken lassen oder auf Athens Marktplätze zu dem unbekanntem Gotte beten. Der h. Augustinus fand denselben Gott unter verschiedenen Namen; Jakob Grimm sah durch seines Gottes Güte in allen Weltaltern und bei dem ganzen Heidentum das Bewußtsein einer höheren Lenkung und einen Segen von Glück und Heil, und Max Müllers Arbeiten lassen in das ferne Heidentum des Morgenlandes das Licht verwandter Forschung fallen, um bei seinem Glanze uns zuversichtlich jenes Lapidarwort erkennen zu lassen: 'Tretet ein, auch hier ist Gott'. (Lebhafter, andauernder Beifall.)

Zweiter Präsident: Meine Herren, wir waren betrübt, zu hören, daß unser großer Anhaltiner von nicht bloß europäischem, sondern auch asiatischem Ruf, der uns zugesagt hatte zu kommen, nun durch Gesundheitsstörung verhindert sei, selbst den uns angekündigten Vortrag zu halten. Wir haben einen Trost wenigstens gehabt: durch den Mund seines liebsten Freundes, den er besonders darum gebeten, ihn zu uns reden zu hören, und namentlich sind wir erfreut — ich glaube in Ihrem Sinne zu sprechen —, daß wir in so lebenswträglicher Weise von ihm über seinen eigenen persönlichen Studiengang in dieser wichtigen Sache orientiert sind. Das Präsidium wird, wenn es Ihre Gedanken richtig deutet, Herrn Professor Max Müller noch besonders schriftlich hierfür danken und dabei, wie es sich von selbst versteht, die besten Wünsche für seine Gesundheit aussprechen.

Insbesondere aber sagen wir nun noch Herrn Professor Dr. Goache Dank dafür, daß er sich diesem Auftrage unterzogen hat.

Bevor wir in der Tagesordnung weiter gehen, gebe ich noch Herrn Professor Eckstein das Wort zu einer kurzen Mitteilung.

Professor Dr. Eckstein (Leipzig): Verehrte Herren! Es sind an uns allerlei Mahnungen und Aufforderungen in den letzten Tagen gekommen: da sollen wir uns beteiligen an der Herstellung des Heidelberger Schlosses, — wenn ist das Herz dabei nicht

weit geworden! — oder an den Pergamenischen Publikationen. Ich komme auch mit einer Aufforderung und zwar zur Mitwirkung an einer Arbeit, die uns in den Schulmeisterkreiseu wesentlich interessieren muß, und die noch nicht zu allgemeiner Kenntnis gekommen ist. Es findet sich in unserer Mitte ein junger Gelehrter, Dr. Kehrbach. Er hat einen Plan entworfen zu: 'Monumenta Germaniae paedagogica'. Der Titel klingt stolz. Die 'Monumenta Germaniae historica' sind nur möglich geworden in einer längeren Reihe von Jahren durch die liberale Teilnahme der Staatsregierungen. Das Bestreben des jungen Gelehrten geht darauf, uns die Mittel zur Kenntnis der Schulorganisationen und Lehrbücher zu bieten, deren wir jetzt ganz besonders bedürfen. Alle Welt schwatzt jetzt von Methode (Heiterkeit); — wer sich mit Methodik beschäftigt, der weiß, sofern er Geschichte studiert hat, dafs alles schon dagewesen ist. Nichts Neues unter der Sonne, — das ist die Erfahrung. Nun ist aber nichts rarer, als alte Schulbücher, — die Väter wissen am besten, was die Jungen ruinieren; und die Bibliotheken sind natürlich abscheulich vornehm: Schulbücher kaufen sie nicht, auch nicht die ohnehin armen Schulbibliotheken. So fehlen diese an allen Ecken und Enden, und es bedarf der grössten Fürsorge, wenn man alte Schulbücher zusammenbringen will. Herr Kehrbach hat nun im Sinne, derartige Schulbücher, Schulordnungen und Ähnliches derart zu veröffentlichen, und hat in diesem Sinne einen Prospekt drucken lassen, den er jedem, der sich dafür interessiert, gewifs gern mitteilen wird. Die Hauptsache ist mir hierbei, dafs es sich nicht blofs um evangelische Lehrbücher und Schulordnungen handelt, sondern es ist dem unerträglich eifrigen Herrn gelungen, auch die Katholiken zu gewinnen. Die Ordenskongregationen haben ihre Archive zur Disposition gestellt, und es werden daher auch die katholischen Schulbücher und die katholischen Ordnungen mitgeteilt werden. Einer der eifrigsten Jesuiten, der die Reform der Gynnasien von rein jesuitischem Standpunkte jüngst behandelt hat (P. Pachtler), hat seine Teilnahme zugesagt und wird die 'ratio studiorum', dieses Grundbuch der Jesuiten, veröffentlichen. Dazu kommt dann noch eine Reihe von Benediktinerorden, so dafs wir nun erst recht übersehen können, was diese patres den Schulen genützt haben.

Meine Absicht ist bescheiden die: diejenigen Herren, die in ihren Bibliotheken Gelegenheit haben, derartige Untersuchungen zu begünstigen, dahin zu bestimmen, dafs sie die entsprechenden Mitteilungen dem Herrn Herausgeber gern machen mögen. Anderwärts ist man ihm ja bereitwillig entgegen gekommen; — ich empfehle Ihnen sein Unternehmen aus vollem Herzen. (Bravo!)

Zweiter Präsident: Meine Herren, Sie werden alle überzeugt worden sein, wie wichtig dieses Unternehmen ist, und wie viel Unterstützung es verdient.

Das Nächste sind nach der Tagesordnung die

Berichte sämtlicher Herren Sektionsvorstände über die in den Sektionen stattgehabten Verhandlungen.

Ich will zunächst Herrn Oberschulrat Rümelin ersuchen, im Namen der pädagogischen Sektion Bericht zu erstatten.

Oberschulrat Rümelin (Dessau): Hochgeehrte Versammlung! Die pädagogische Sektion hat sich am Mittwoch, den 1. Oktober konstituiert; den Vorsitz habe ich, dem Wunsche der Sektion gemäß, in Gemeinschaft mit Herrn Gymnasialdirektor Dr. Anton

(Naumburg) übernommen; zu Schriftführern sind die Herren Professor Hachtmann und Realgymnasiallehrer Fräsdorf von hier ernannt worden.

Was nun die Art des Verfahrens betrifft, das in dieser Sektion eingeschlagen wurde, so haben hier nicht längere Vorträge stattgefunden; vielmehr wurde das, was die Herren Referenten sagen und mitteilen wollten, in Form von Thesen gegeben, die mit einleitenden Erläuterungen versehen wurden, und hieran schloß sich sodann eine mehr oder weniger lebhaft Diskussions. Im ganzen haben in der Sektion drei Sitzungen stattgefunden, jede einem anderen Gegenstande sich zuwendend.

Der Gegenstand der ersten Tagesordnung, am 2. Oktober, war die Entwicklung der Thesen des Herrn Professor Stier (Wernigerode). Das Thema derselben lautete:

‘Darf das Mittelhochdeutsche vom Lehrplan der Gymnasien und Realgymnasien ausgeschlossen werden?’

Ich setze voraus, daß die Thesen selbst, wie sie gestellt wurden, sich in den Händen der Mitglieder dieser geehrten Versammlung befinden.

Die These 1 erhielt nach langer Debatte die Fassung:

‘Die Idee der nationalen Bildung fordert eine Einführung der Schüler der Gymnasien und Realgymnasien in die deutsche Dichtung des Mittelalters.’

und wendet sich somit gegen die in einigen deutschen Ländern erfolgte Beseitigung dieses Unterrichts aus den Gymnasiallehrplänen.

Die These 2, welche den Gebrauch von neuhochdeutschen Übersetzungen mittelhochdeutscher Dichter als unzweckmäßig und unpädagogisch bezeichnet, ist einstimmig angenommen worden.

Eine längere Diskussion führte die These 3 herbei; sie erhielt schließlic folgende Fassung:

‘Auch die Kenntnis der mittelhochdeutschen Sprache, obwohl für die Schüler zunächst nur Mittel zum Zweck, gewährt große Vorteile, insofern auf ihr das Verständnis vieler Erscheinungen im Bereiche der neuhochdeutschen Sprache und der gegenwärtigen deutschen Mundarten beruht.’

Auf die Diskussion der 4. These, welche die Methode der Einführung in die mittelhochdeutsche Sprache erörtern wollte, hat der Herr Verfasser selbst verzichtet, und man ging deshalb sogleich auf die 5. These über, von der nur der erste Satz zur Annahme gelangte, der so lautet:

‘Innerhalb des feststehenden Lehrplanes ist Raum für das Mittelhochdeutsche vorhanden oder kann doch beschafft werden, wenn man der Einführung der Schüler in die neuere deutsche Litteratur nicht zu hohe Ziele steckt.’

Die These 6, welche der Schulverwaltung gegenüber die praktischen Forderungen, die sich an die vorausgegangenen Erörterungen anschließen könnten, geltend machen wollte, ist im ganzen, als nicht zum Zwecke der Diskussion gehörig, abgelehnt worden.

Die zweite Sitzung hat am Freitag, den 3. Oktober stattgefunden; den Gegenstand bildeten Thesen des Herrn Professor Dr. Euler (Berlin) über den ‘Turnunterricht an den höheren Schulen.’

Der Herr Referent wandte sich nach einigen einleitenden Bemerkungen zur These 1, in deren Debatte man auf der 35. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Stettin stecken geblieben war. Die Erörterung führte eine ausgedehnte Debatte herbei, und es kam schliesslich folgende Fassung zur Annahme:

‘Der Turnunterricht, besonders in den unteren und mittleren Schulklassen, ist ein Klassenunterricht mit festen Lehrzielen und wird unmittelbar vom Lehrer selbst erteilt. Dagegen ist es zulässig, zumal bei geringerer Schülerzahl, Klassen zu kombinieren und in den oberen Klassen das Gerätturnen in kleineren Abteilungen (Riegen) unter Leitung von Vorturnern ausführen zu lassen. Letztere sind in besonderen Stunden vorzubilden.’

Die These 2, welche mindestens zwei wöchentliche Turnstunden für jede Klasse verlangt, die auf die beiden Wochenhälften zu verteilen wären, ist ohne Änderung genehmigt worden.

These 3, welche eine Einfügung der Turnstunden in den übrigen Unterricht verlangt, hat folgende Fassung erhalten:

‘Die Turnstunden sind mit dem übrigen Schulunterricht in möglichst unmittelbare Verbindung zu bringen, also demselben an beziehungsweise einzureihen.’

Leider hat die Zeit es nicht gestattet, auch die übrigen Thesen des Herrn Verfassers zu diskutieren; es hätte sich in denselben namentlich noch um die Turnspiele, um die Auswahl der Turnlehrer, um den Schwimmunterricht und einige andere Punkte gehandelt.

Die dritte (heutige) Sitzung der pädagogischen Sektion hatte zum Gegenstand den Vortrag des Herrn Oberlehrers Dr. Heinzelmann (Erfurt):

‘Wie ist der Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten zu erteilen, damit derselbe seine erzieherische Aufgabe nicht verfehle?’

Der Herr Vortragende gab zunächst eine allgemeine Einleitung zu den von ihm aufgestellten Thesen und begründete insbesondere die drei ersten, die das Fundamentale seiner Behauptungen enthielten, näher. Hierauf wurde in die Diskussion, zunächst der ersten These, eingetreten. Diese These bezeichnet als Zweck auch des Religionsunterrichts die Charakterbildung, und den Religionsunterricht als das wesentlichste Mittel der Charakterbildung, indem sie auf dem Wege der Mitteilung des Inhalts der Religion die Überzeugung und das Urteil gegenüber anderen Auffassungen und namentlich auch gegenüber den Zeitströmungen erzielen will.

Es kamen nun die sechs ersten Thesen des Herrn Verfassers teils nach längerer, teils nach kürzerer Debatte zur Annahme, und nur eine kleine Einschränkung hat die dritte These erlitten, in welcher der Herr Verfasser die Forderung aufstellte, dass auf der obersten Gymnasialstufe der Religionsunterricht nicht sowohl eine zusammenhängende Darstellung des Lehrinhalts des Christentums, als vielmehr Lektüre, teils biblischer, teils reformatorischer Schriften sein und nur im Anschluss daran die systematische kirchliche Lehre erörtern solle. Hier wurde das Wort ‘hauptsächlich’ vorangestellt; es sollte nicht

ausgeschlossen sein, daß ein zusammenhängender Faden der Religionslehre durch den Unterricht sich ziehe.

These 7 erhielt den Wortlaut:

'Es ist notwendig, daß der Unterricht von einem Lehrer erteilt werde, der eine gediegene fachwissenschaftliche und allgemeine Bildung, sowie ein nicht geringes Maß religiöser und pädagogischer Erfahrung besitzt.'

In der letzten These, welche freie Konferenzen der Fachlehrer des Religionsunterrichts verlangt, wurde bestimmt, daß nicht gerade alljährlich, sondern überhaupt regelmäßig wiederkehrende derartige Konferenzen stattfinden sollen.

Damit hatte die pädagogische Sektion ihre Aufgabe erledigt.

Zweiter Präsident: Indem wir weitergehen, bitte ich die andern Herren Vorstände, uns die Hauptresultate dessen mitzuteilen, was in den Sektionen verhandelt worden ist. Zunächst Herr Professor Dr. Wellhausen für die orientalische Sektion.

Professor Dr. Wellhausen (Halle): Meine Herren! Die orientalische Sektion, bei welcher 18 Mitglieder eingeschrieben waren, hat vier Sitzungen abgehalten. Die Sektion hat ihre Zeit meist verwandt auf die endliche Regulierung einer schwierigen Angelegenheit, die schon lange auf der Tagesordnung steht, betreffend die Neueinrichtung oder Ersetzung des 'Jahresberichts der morgenländischen Studien', einer Übersicht über die in jedem Jahre zuvor erschienene orientalische Litteratur, die wegen der Größe und Verschiedenartigkeit der Gebiete und wegen der Isoliertheit der Studien sehr große Schwierigkeiten hat, aber aus denselben Gründen auch doppelt wünschenswert ist.

Außerdem hat Herr Professor Kautzsch (Tübingen) über den gegenwärtigen Bestand der Sekte der Samariter zu Sichem referiert nach einer eigenhändigen Mitteilung ihres jetzigen Hohenpriesters. Danach steht diese Sekte dem Aussterben nahe, da ihre Mitglieder nur unter einander heiraten dürfen, gegenwärtig aber bloß 16 Mädchen vorhanden sind. (Heiterkeit.)

Der Herr Geheimrat Fleischer (Leipzig) erfreute die Sektion durch die Mitteilung, daß demnächst eine Sammlung seiner Aufsätze und kleinen Schriften erscheinen soll.

Herr Professor Albrecht Weber (Berlin) legte die neuesten Bogen des Katalogs der Berliner Sanskrithandschriften vor und erwähnte dabei eines Werkes, worin die sieben Planeten in anderer und vielleicht älterer Ordnung aufgeführt werden, als in der bei den späteren Griechen üblichen, welche auch unserer Benennung der Wochentage zu Grunde liegt.

Endlich gab Herr Professor Windisch (Leipzig) Notiz von einer demnächst erscheinenden Veröffentlichung gewisser Inschriften des bekannten indischen Königs Asoka durch Herrn Professor Bühler in Wien.

Zweiter Präsident: Darf ich jetzt Herrn Professor Dr. Elze bitten, über die germanisch-romanische Sektion zu berichten?

Professor Dr. Elze (Halle): Hochgeehrte Versammlung! Die germanisch-romanische Sektion, über welche ich Ihnen mit kurzen Worten Bericht zu erstatten habe, konstituierte sich am 1. Oktober. In Gemeinschaft mit Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Zarneke aus Leipzig ward mir die Ehre des Vorsizes zu teil; der Mithaltung der Schriftführung unterzogen sich die Herren Dr. Erdmann aus Königsberg und Dr. Kögel aus Leipzig. Neununddreißig Mitglieder zeichneten sich in die Liste ein.

An Begrüßungsschriften waren eingegangen:

- 1) ein Heft des 'Jahresberichts über die Erscheinungen der germanischen Philologie';
- 2) ein Aufsatz von Dr. Latendorf: 'Theodor Körner und Toni Adamberger';
- 3) 'Goethes Notizbuch von der schlesischen Reise im Jahre 1790', herausgegeben von Friedrich Zarncke.

Am 2. Oktober konnte keine Sitzung stattfinden, weil bis zum Beginn der Plenarsitzung in der pädagogischen Sektion über die Einführung des Mittelhochdeutschen als Unterrichtsgegenstand verhandelt wurde, und selbstverständlich die bei weitem größte Anzahl unserer Mitglieder ein Interesse daran fand, dieser wichtigen und anziehenden Verhandlung beizuwohnen.

Die erste Sitzung, am 3. Oktober, wurde durch einen Vortrag des Herrn Prof. Dr. Gering aus Halle eröffnet, in welchem derselbe über eine von Symons und ihm selbst vorbereitete neue Ausgabe der Liederreda Bericht erstattete. Diese Ausgabe soll aus drei Bänden bestehen, von denen der erste den Text, der zweite den Kommentar und der dritte ein möglichst vollständiges Glossar enthalten soll. Sodann hielt Herr Dr. Elster aus Leipzig einen Vortrag über Schillers 'Don Karlos', und endlich Herr Dr. Burdach aus Halle einen Vortrag über 'die Sprache des jungen Goethe'.

Die zweite und letzte Sitzung fand heute statt. Es wurden zwei Vorträge gehalten, von Herrn Dr. Jostes aus Münster über 'einen niederdeutschen Mystiker' und von Herrn Prof. Dr. Mahn aus Berlin über 'die Etymologie einiger germanischer Wörter dunkler Herkunft'. Außerdem wurde auf Anregung des Herrn Prof. Dr. Zacher in Halle durch Herrn Prof. Dr. Gering folgender Antrag eingebracht: 'Es wird eine Kommission von drei Mitgliedern mit dem Rechte der Kooptation ernannt, welche bis zur nächsten Philologerversammlung ein wissenschaftliches Gutachten über die im Verlage der Cansteinschen Bibelanstalt erschienene sog. 'Probekibel' nach der sprachlichen Seite abzugeben hat'. Nach lebhafter Debatte wurde dieser Antrag von der Versammlung angenommen, und es wurden folgende Herren in die Kommission gewählt: Prof. Dr. Paul (Freiburg i. B.), Archivrat Wülcker (Weimar) und Dr. Rieger (Darmstadt).

Endlich wurden noch die Herren Prof. Dr. Branne und Prof. Dr. Birch-Hirschfeld, beide in Gießen, zu Vorsitzenden der Sektion auf der nächsten Philologerversammlung erwählt.

Damit war die kurze Thätigkeit der germanisch-romanischen Sektion beendet.

Zweiter Präsident: Herr Hofrat Professor Dr. Gaedechens aus Jena für die archäologische Sektion.

Hofrat Professor Dr. Gaedechens (Jena): Die Zahl der Mitglieder der archäologischen Sektion betrug 42; Vorsitzender war der Hofrat Professor Gaedechens aus Jena, Schriftführer Herr Dr. Thrämer aus Livland, zur Zeit in Leipzig. Es wurden, außer der konstituierenden, drei Sitzungen und in denselben folgende Vorträge, Referate und Mitteilungen gehalten:

- 1) Begrüßungsworte des Vorsitzenden: Das Verhältnis des Fürsten Leopold Friedrich Franz von Dessau zu Winkelmann.
- 2) Bemerkungen des Herrn Professor Dr. von Brunn aus München über 'eine antike Marmorgruppe im Herzoglichen Schlofs zu Wörlitz'.

- 3) Referat des Herrn Gymnasialdirektor Dr. Müller aus Flensburg über Fröhners Aufsatz: 'le comput digital'.
- 4) Vortrag des Herrn Hofrat Professor Dr. von Urlichs aus Würzburg über 'Phidias in Rom'.
- 5) Vortrag des Herrn Dr. K. Lange aus Jena über 'die Profangebäude von Olympia'.
- 6) Vortrag des Herrn Dr. Thrämer aus Leipzig über 'das Athena-Heiligtum zu Pergamos'.
- 7) Bemerkungen des Vorsitzenden über 'den Künstler Moderno'.

Die Sektion wurde geschlossen mit einer Ovation für das gastfreundliche Dessau, wie für die Männer, welche sich um das Zustandekommen und den glänzenden Verlauf der Philologenversammlung verdient gemacht haben, insbesondere für die hohe Theaterintendantz, welche mit Genehmigung Sr. Hoheit des Herzogs der Sektion den schönen Konzertsaal des Hoftheaters mit preislicher Liberalität für ihre Sitzungen zur Verfügung gestellt hatte.

Zweiter Präsident: Für die kritisch-exegetische Sektion Herr Professor Dr. Hertz.

Professor Dr. Hertz (Breslau): Als wir uns, meine Herren, am Morgen des 1. Oktober zur kritisch-exegetischen Sektion konstituieren wollten, fand sich eine so kleine und, wie es schien, auch ziemlich lautlose Gemeinde ein, dafs wir zuerst fürchteten, die Sektion würde nicht zustande kommen. Wir verloren aber den Mut nicht, und der Erfolg gab uns Recht. Die Sektion ist im Laufe der Tage bis zu einer Anzahl von 39 Mitgliedern gestiegen und hat fortdauernd reichen Stoff für ihre Verhandlungen gehabt. Da Herr Professor Dr. Dittenberger aus Halle, welcher die bezüglichen vorbereitenden Geschäfte übernommen hatte, am Erscheinen verhindert war, bin ich zum Vorsitzenden ernannt worden; das Schriftführeramt hat Herr Oberlehrer Dr. Müller aus Kiel übernommen.

Zunächst hielt am 2. Oktober Herr Dr. Hanssen aus Leipzig einen Vortrag über 'die kyklischen Versfüsse', welcher eine lebhafte Diskussion hervorrief, bei der namentlich Herr Gymnasialdirektor Guhrauer aus Lauban als Opponent hervortrat.

Sodann hielt Herr Privatdozent, Oberlehrer Dr. Crusius aus Leipzig einen Vortrag über 'die griechischen Parömiographen'.

Am dritten Tage führte Herr Gymn.-Direktor Dr. Bobrik aus Belgard uns seine 'Entdeckungen im Horaz' vor, welche bei der Mehrheit der Versammlung offenbar ungetheilten Widerspruch fanden. Ich meinerseits glaube hinzufügen zu sollen, dafs die Herren, die so unbedingt alles darin verdammen, doch vielleicht wenigstens nach einer Hinsicht ihre Meinung ändern werden, nämlich inbezug auf die von dem Redner sogenannten 'Stichworte' im Horaz. Herr Direktor Bobrik ist mehrfach von den Herren Eckstein, Heine und Weichelt bekämpft worden; aber die Beobachtungen, die er in der oben gelachten Beziehung gemacht hat, sind zum Teil derart, dafs sie zwar keineswegs seine Hypothesen stützen werden, aber auf die psychologisch-ästhetische Beurteilung des Horaz nicht ohne Einflufs bleiben können.

Darauf beleuchtete Herr Hofrat Dr. von Urlichs aus Würzburg eine Stelle in der ersten Satire des Juvenal exegetisch, eine andere kritisch.

Heute endlich haben wir einen Vortrag des Herrn Gymn.-Direktor Dr. Volkmann aus Jauer über 'die geschichtliche Entwicklung der griechischen Rhetorik und die Probleme, welche bei der Lückenhaftigkeit in der Überlieferung und in der bisherigen Behandlung dieser Geschichte noch zu lösen bleiben', gehört, und zum Schluß einen Vortrag des Herrn Dr. Hinrichs aus Berlin über 'die Aelismen im Homer', namentlich mit Bezug auf eine Streitschrift des Dr. Sittl gegen ihn und auf eine gegen diese gerichtete Replik des Herrn Dr. Hinrichs selbst, die in diesen Tagen im Buchhandel erscheinen wird.

Zweiter Präsident: Dann wird wohl Herr Professor Dr. Buchbinder aus Schulpforta die Güte haben, über die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion zu berichten.

Professor Dr. Buchbinder (Schulpforta): Die Sektion für Mathematik und Naturwissenschaften, deren Präsenzliste 36 Mitglieder aufwies, wählte zum Vorsitzenden den Professor Dr. Buchbinder aus Schulpforta und zu dessen Stellvertreter den Gymnasialdirektor Dr. Gerhardt aus Eisleben, zu Schriftführern den Gymnasialoberlehrer Dr. Pieper und den Realgymnasiallehrer Ströse von hier.

In den drei Sitzungen, welche außer der Eröffnungssitzung vor den allgemeinen Sitzungen von 8—10 Uhr stattfanden, wurden folgende Gegenstände verhandelt:

Gymnasiallehrer Franz Lucke aus Köthen widmete seinem verstorbenen Lehrer und Kollegen Professor Dr. Heinze, einem hochverdienten Schulmanne dieses Landes, ein pietätvolles Andenken, indem er dessen scharfsinnige Behandlungsweise der geschlossenen stereometrischen Gebilde in längerem Vortrage beleuchtete.

Realschullehrer Dr. Parow aus Halle führte den von Mang konstruierten Universalapparat vor.

Oberlehrer Dr. Böttcher aus Leipzig sprach in fesselnder Weise über Beobachtungen des Sonnenlaufs durch die Schüler.

Dr. Friedrich Roth aus Buxtehude sprach über die Wirkung der Sonnenstrahlung auf der nördlichen in Vergleich mit derjenigen auf der südlichen Erdhälfte.

An alle diese Vorträge schloß sich eine lebhafte Diskussion.

Weiter aber wurde über eine Anzahl von Anträgen eingehend verhandelt, zunächst über den Antrag des Herrn Gymnasialdirektor Dr. Gerhardt aus Eisleben:

'Auf den Gymnasien ist vorzugsweise Geometrie zu lehren, von der Arithmetik und Algebra nur so viel, als zum Verständnis jener notwendig ist'.

Wenn auch in der darauf folgenden Diskussion die Sektion zum ersten Teile dieser These vielfach sympathisch sich äußerte, so doch nicht zum zweiten, weshalb sie es vorzog, auf eine Abstimmung zu verzichten.

Auch einem Antrage des Herrn Realgymnasialdirektor Dr. Dronke aus Trier:

'Die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion beschließt, eine Kommission von fünf Mitgliedern zu ernennen, welche der nächsten Versammlung geeignete Vorschläge für eine einheitliche Schreibweise in der Algebra und Analysis, sowie zu einer einheitlichen Bezeichnungsweise in der Geometrie machen soll',

glaubte die Sektion nicht stattgeben, vielmehr Herrn Direktor Dronke unter Anerkennung der Tendenz seines Antrags ersuchen zu sollen, selbst bestimmte Vorschläge zu machen.

Endlich ein Antrag des Herrn Oberlehrer Dr. Nouvel aus Köthen:

'In den mathematischen Unterricht ist eine allgemeine Definition von 'Produkt' und 'Potenz' schon beim Beginn dieser Kapitel einzuführen'
wurde in der vorgelegten Form gleichfalls abgelehnt.

Diesem scheinbar negativen Ergebnis stand eine Fülle von Anregungen und Ausführungen der einzelnen Mitglieder gegenüber, welche das lebhafteste Interesse der Sektion in Anspruch nahmen.

Ein von umfangreichen Thesen begleiteter Antrag des Redakteurs Hoffmann aus Leipzig, betreffend die Vorbildung der Lehrer für Mathematik und Naturwissenschaften, wurde erst gestern nach Schluß der Sitzung überreicht und konnte deshalb nicht mehr verhandelt werden.

Nicht wenig aber wurde das Interesse der Versammlung erhöht durch eine, wenn auch für diesmal nur kleine Ausstellung von Lehrmitteln. Ich erwähne die Buchhandlung von Velhagen und Klasing, welche neu ausgestattete, recht brauchbare Logarithmentafeln von Greve übersandte, die Buchhandlung von Ackermann in Weinheim, von welcher der Mangsche Universalapparat hergeliehen war, vermehrt durch die von Professor Mang neuerdings konstruierten Zusatzapparate; ferner eine interessante Sammlung optischer und spektralanalytischer Apparate von Stöhrer und Sohn in Leipzig und eine ansprechende Sammlung elektrischer Apparate aus der Werkstatt von Wesselhöft in Halle a. S. Dazu kamen die stereometrischen Modelle zum Vortrag des Herrn Gymnasiallehrers Lucke, von Heinze selbst konstruiert, und die interessanten Apparate und Vorlagen zum Vortrage des Herrn Oberlehrers Dr. Böttcher, meist von Schülern selbst geliefert. Namentlich aber muß ich hervorheben die reichhaltigen und recht instruktiven Sammlungen des hiesigen Gymnasiums und Realgymnasiums, welche uns mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit durch die hiesigen Kollegen, besonders durch Herrn Direktor Dr. Suhle zur Verfügung gestellt wurden.

So wurde das Interesse der mathematischen Sektion diesmal in dankenswerter Weise geweckt und auf die Dauer gefesselt.

Zweiter Präsident: Über die neusprachliche Sektion, von der Sie gelesen haben werden, daß sie 28 Mitglieder zählte, also von nun an als die siebente ständige Sektion gelten wird, wird Herr Professor Dr. Lambeck die Güte haben Bericht zu erstatten.

Professor Dr. Lambeck (Köthen): Hochgeehrte Versammlung! Die neusprachliche Sektion konstituierte sich am 1. Oktober. Die Zahl der Mitglieder beträgt jetzt 47; die Sektion ist somit, wie schon der Herr Vorsitzende soeben erwähnte, für die künftigen Philologenversammlungen ständig.

Am 2. Oktober hielt Herr Oberlehrer Dr. Löwe aus Bernburg einen Vortrag über 'den Anfangsunterricht im Französischen', an den sich eine Besprechung schloß, die am 4. Oktober fortgesetzt wurde.

Am 3. Oktober sprach Herr Oberlehrer Dr. Deutschbein aus Zwickau über 'die Lautphysiologie beim neusprachlichen Unterricht'. Nach längerer Debatte wurden folgende zwei Thesen einstimmig angenommen.

- 1) 'Trotz mehrfacher Bedenken ist es empfehlenswert, in der Schule beim neusprachlichen Unterricht von Anfang an die Resultate der Lautphysiologie zu verwerten.'

- 2) 'Dabei dürfen nicht einseitig die physiologisch-genetischen Vorgänge berücksichtigt werden, sondern in gleicher Weise die akustischen.'

Am 4. Oktober wurden zum ersten Vorsitzenden der Sektion für die nächste Philologenversammlung ich selbst, zum zweiten Vorsitzenden Herr Professor Dr. Vietor aus Marburg a. L., zu Schriftführern die Herren Oberlehrer Wetzel (Berlin) und Dr. Kühn (Wiesbaden) gewählt.

Nach längerem Meinungsaustausch über den Anfangsunterricht im Französischen wurde folgende These einstimmig angenommen:

'Im französischen, wie im englischen Anfangsunterricht ist der Lesestoff zum Ausgangs- und Mittelpunkt zu machen und die Grammatik ausschließlich induktiv zu treiben.'

Zweiter Präsident: Meine hochgeehrten Herren! Sie haben die Berichte der Sektionen gehört, und ich bitte noch besonders im Namen des Präsidiums, daß die Herren Vorstände die Protokolle bald einsenden wollen. Die Ergebnisse der allgemeinen Sitzungen hier in diesem Raume brauche ich nicht zu rekapitulieren; ich beschränke mich daher auf eine kurze Erwähnung dessen, was außerhalb geschehen ist.

Wir nahmen teil an der Grundsteinlegung eines Denkmals für einen berühmten Sohn dieser Stadt,

'Wilhelm Müller',

dem Lehrer, Dichter, Griechenfreund, zu dauerndem Gedächtnis.

Neben dem Ausflug nach Wörlitz mit seinen archäologischen Schätzen und seinen Naturschönheiten wurde von einem großen Teile der Versammlung eine ehemalige Universitätsstadt besucht, welche nach hochbedeutsamer Seite hin eine Wiege der Entwicklung der neueren Zeit genannt werden mag. Auch sie wird eine Stelle in den Erinnerungen einnehmen, welche Sie von Dessau mit sich in die Heimat zurückertragen.

Möchten diese Erinnerungen im allgemeinen nicht zu viel Täuschungen in sich bergen! An redlichen Bemühungen, Ihnen den Aufenthalt hier zu erleichtern, hat es nicht gefehlt, — als Nicht-Dessauer darf ich es versichern; etwa minder Gelungenes werden Sie freundlichst entschuldigt haben. In Ihrer aller Namen darf ich den Dank aussprechen an die Einwohner der Stadt im ganzen, insbesondere an die Festausschüsse, die städtischen und staatlichen Behörden, wie es anderen Orts bereits mehrfach ausgesprochen worden ist und wohl immer noch der Ergänzung bedürfen wird.

Aber auch die Anhaltiner wissen Ihnen lebhaften Dank, daß Sie diese schon 1852 und 1877 ins Auge gefaßte kleinere unter den Städten Deutschlands nunmehr durch Ihre Versammlung geehrt haben; unser geistiges Leben wird reichen Gewinn daraus ziehen.

Im Namen des Präsidiums danke ich ferner aufs wärmste allen, welche Vorträge versprochen, beziehentlich gehalten haben, — allen, welche die Sektionen vorbereitet, beziehentlich geleitet haben, — allen, welche dazu beitrugen, die Erörterungen der Vorträge, Thesen, Beschlüsse fruchtbarer zu machen, das Gedeihen der Versammlung überhaupt gefördert haben.

Aus dem Widerstreite der Meinungen geht die Wahrheit hervor, soweit sie uns beschieden; ergiebt sich der Weg, auf dem die Forschung dem Ziele schnurgerade sich entgegenstreckt.

Wir danken allen vierhundertundsechs, die überhaupt erschienen sind, zum Teil aus entlegenen Teilen des Vaterlandes, ja aus jenseitigen Grenzen.

Weit entfernt, den Spruch auf uns anzuwenden:

πολλοὶ μὲν παθηκοφόροι, παῦροι δὲ γὰρ βάρχοι,

vertrauen wir vielmehr, daß jeder ohne Unterschied in seinem Kreise etwas zu verwerten gefunden, das der Schule, der Wissenschaft, der idealen Volkswohlfahrt zu gute kommt.

Als mein hochverehrter Lehrer, der verewigte Nägelsbach, vor 33 Jahren jene herrliche, fast wie ein Familientest mir erscheinende Erlanger Versammlung schloß, deren sich in der heutigen Sitzung wohl nur noch zwei Mitglieder mit mir erinnern dürften, sprach er u. a. das beherzigenswerte Wort: 'Die Philologie verliert zum größten Teile ihre praktische Bedeutung, wenn nicht die Ergebnisse ihrer Forschung durch die Schule dem Leben vermittelt werden; und die Schule verkümmert und er stirbt, wenn in ihr nicht der erfrischende, stets verjüngende Geist der lebenden fortschreitenden Wissenschaft herrscht, sondern nur das Gespenst eines stehen gebliebenen, immer mehr veraltenden Wissens umgeht.'

Möchte dies auch in Zukunft von uns beherzigt werden!

Meine Herren, die Tagesordnung ist erschöpft; ich schicke mich an, die Versammlung zu schließen.

Herr Hofrat Prof. Dr. von Urlichs bittet noch um das Wort; ich gebe es ihm.

Hofrat Prof. Dr. von Urlichs (Würzburg): Meine hochverehrten Herren! Es ist eine gute alte Sitte, daß die scheidenden Teilnehmer einer Festversammlung, wie wir sie heute hieher uns haben, ein Wort des Abschieds und ein Wort des Dankes an diejenigen Personen richten, welche ihre Verhandlungen vorbereitet, geleitet, zu Ende geführt haben. Eine angenehme Pflicht und eine leichte Pflicht ist es für mich als einen derjenigen, die an früheren Versammlungen, an ihren Vorbereitungen und ihrer Leitung ebenfalls teilgenommen haben, — eine angenehme und eine leichte Pflicht ist es für mich, hier an diesem Orte, diesem Präsidium gegenüber, in dieser Versammlung ein herzliches Wort der Freude und des Dankes auszusprechen, des Dankes für all das Schöne und Gute, das uns hier in einem so reichen Maße geboten worden ist, daß ich in der That sagen kann: Vieler Menschen Städte habe ich gesehen und ihren Sinn kennen gelernt; aber eine Stadt, in welcher sich ein so fröhliches Aufblühen von Natur und Kunst mit einer wahrhaft verständigen und von der herzlichsten Wärme durchglühten Teilnahme an der Wissenschaft und ihren Vertretern in höherem Maße findet, als hier in Dessau, eine solche Stadt — muß ich sagen — ist mir nicht vorgekommen. (Bravo!) Meine Herren, wir werden einen unauslöschlichen Eindruck mit uns wegnehmen, einen unauslöschlichen Eindruck des Dankes an alle diejenigen, welche uns hier so freundlich entgegengekommen sind: von dem erlauchtesten Fürstenhause und der hohen Staatsregierung bis herab auf die bereitwilligste Dienstfertigkeit, die wir nicht genug anerkennen können, welche uns von seiten der studierenden oder der studierenden werdenden jungen Leute zu teil geworden ist, welche uns als διάκονοι, als die ὄργανοι θεράποντες (Hilfskräfte) mit Aufopferung großer physischer Kraft geführt haben durch die Gassen, so daß wir uns immer wieder an dem richtigen Orte befanden. Also dieser rüstigen, dienstwilligen Jugend — und das ist wohl die einzige Lücke, die hier noch auszufüllen ist — erlaube ich mir meinerseits auch noch meinen Dank auszusprechen.

Meine Herren, diese jetzige Philologenversammlung, welche mit einer solchen Umsicht und mit einer solchen Teilnahme von dem Präsidium und seinen Assistenten geleitet worden ist, dafs auch in dieser Beziehung wir sagen können: es ist eine Musterleitung gewesen (Bravo!), — diese Philologenversammlung hat wieder in hohem Mafse — und es gereicht mir zur herzlichsten Freude, das aussprechen zu können — die Lebenskraft dieser Institution an den Tag gelegt, eine Lebenskraft, die nicht so sehr allein in den positiven Resultaten sich äußert, welche die hiesigen Beratungen mit sich geführt haben, und auch die sind nicht gering anzuschlagen; aber sie würden gegenüber der umfassenden Thätigkeit, die sich in verschiedenen Teilen unseres Vaterlandes in den Äußerungen von Vereinen gröfseren und kleineren Umfanges kundgiebt, vielleicht keine hervorragende Bedeutung für sich in Anspruch nehmen können. Aber die Gemeinschaftlichkeit, die Vereinigung aller derjenigen, welche gleichartig denken und fühlen, aus den verschiedensten Teilen unseres Vaterlandes, die schlage ich nicht allein für den Kopf, sondern auch für das Herz höher noch an, als dasjenige, was im einzelnen hier geschehen ist. Eine partikularistische Leistung von seiten eines noch so hoch anzuschlagenden Provinzial- und anderen Vereines kann dieses Gefühl der Gemeinsamkeit, der Zusammengehörigkeit nicht ersetzen. Und wie sich durch das harte Gestein des Thüringer Waldes immer ein neues Thor eröffnet, welches den Süden und den Norden mit einander verbindet, so dürfen Sie erwarten, dafs in jeder solchen Philologenversammlung ein Stein mehr aus der morschen Ruine der immer noch hier und da bestehenden partikularistischen Bestrebungen sich entfernt. (Bravo!) Diese nationale Bedeutung der Philologenversammlung hervorgehoben zu haben, gereicht mir zur lebhaften Freude. Meine Herren, erheben Sie Sich von Ihren Sitzen, um dem Präsidium Ihren Dank für seine Thätigkeit auszusprechen! (Die Versammlung erhebt sich unter lebhaftem Bravo.)

Zweiter Präsident: So schliesse ich namens des Präsidiums mit dem wärmsten Dank auch noch für diese liebenswürdigen, freundlichen Worte die Dessauer Philologenversammlung: *Fuit conventus philologorum et praeceptorum Germanicorum trigesimus septimus, — vivat duodequadragesimus!*

(Schluß der Sitzung 1½ Uhr.)

Verhandlungen der Sektionen.

I. Pädagogische Sektion.

Verzeichnis der Mitglieder.

1. Rümelin, Oberschulrat. Dessau. I. Vorsitzender.
2. Anton, Dr., Gymnasialdirektor. Nannburg a.S. II. Vorsitzender.
3. Albracht, Dr., Professor. Schulpforta.
4. Arnoldt, Dr., Gymnasialdirektor. Prenzlau.
5. Bennhold, Oberlehrer. Dessau.
6. Bergter, Oberlehrer. Dessau.
7. Bindseil, Dr., Oberlehrer. Berlin.
8. Boldt, Dr., Oberlehrer. Eberswalde.
9. Brandt, Gymnasialdirektor. Bernburg.
10. Brandt, Oberlehrer. Grimma.
11. Bräuner, Inspektor. Zerbst.
12. Brennecke, Dr., Rektor. Friedland i/W.
13. Brinckmeier, Dr., Professor. Ballenstedt.
14. Conrad, Gymnasiallehrer. Neu-Ruppin.
15. Cramer, Oberlehrer. Bernburg.
16. Crusius, Dr. Leipzig.
17. Decker, Dr., Oberlehrer. Magdeburg.
18. Dieck, Dr., Oberlehrer. Schulpforta.
19. Dinter, Dr., Professor. Grimma.
20. Droste, Gymnasiallehrer. Detmold.
21. Eberhard, Dr., Oberlehrer. Magdeburg.
22. Eckstein, Dr., Professor. Leipzig.
23. Eckstein, Dr., Gymnasiallehrer. Zittau.
24. Ehling, Dr., Gymnasiallehrer. Celle.
25. Euler, Dr., Professor. Berlin.
26. Fischer, Dr., Realgymnasialdirektor. Bernburg.
27. Förstemann, Cand. prob. Magdeburg.
28. Franke, Dr., Oberlehrer. Dessau.
29. Fräsdorf, Realgymnasiallehrer. Dessau.
30. Friedel, Dr., Gymnasialdirektor. Stendal.
31. Friedrich, Gymnasiallehrer. Mühlhausen i/Th.
32. Fügner, Dr., Konrektor. Nienburg a/W.
33. Fulda, Dr., Gymnasialdirektor. Sangerhausen.
34. Goldmann, Dr., Oberlehrer. Halle a.S.
35. Greger, Oberlehrer. Zerbst.
36. Grosser, Prof. Dr., Gymnasialdirektor. Wittstock.
37. Haack, Realgymnasiallehrer. Osterode.
38. Haacke, Dr., Professor. Burg.
39. Hachtmann, Dr., Professor. Dessau.
40. Hedicke, Dr., Professor. Quedlinburg.
41. Heinzelmann, Dr., Oberlehrer. Erfurt.
42. Herrmann, Gymnasiallehrer. Seehausen i.A.
43. Hifebach, Rektor. Dessau.
44. Jahn, Pfarrer. Pötnitz b. Dessau.
45. Jobst, Oberlehrer. Stettin.
46. John, Rektor. Havelberg.
47. Junge, Prof. Dr., Gymnasialdirektor. Greiz.
48. Jungmann, Dr., Rektor und Professor. Leipzig.
49. Kannengießner, Dr., Gymnasiallehrer. Lüneburg.
50. Kehrbach, Dr. Berlin.
51. Kern, Prof. Dr., Gymnasialdirektor. Berlin.
52. Kern, Gymnasialdirektor. Frankfurt a.O.
53. Kirchner, Dr., Gymnasiallehrer. Wismar.
54. Klein, Dr., Gymnasialdirektor. Eberswalde.
55. Knoche, Dr., Gymnasiallehrer. Magdeburg.
56. Knoke, Dr., Oberlehrer. Bernburg.
57. Köhler, Direktor. Bernburg.
58. Köhler, Rektor. Königswinter.
59. Köhler, Dr., Oberlehrer. Dessau.
60. Kolbe, Dr., Gymnasialdirektor. Treptow a.B.
61. Krause, Dr., Professor. Zerbst.
62. Krüger, Prof. Dr., Schulrat und Gymnasialdirektor. Dessau.
63. Kuthe, Dr., Gymnasiallehrer. Wismar.
64. Lademann, Professor. Greifswald.
65. Lammert, Dr., Oberlehrer. Leipzig.
66. Lindner, Gymnasialdirektor. Hirschberg i. Schl.

- | | |
|---|---|
| 67. Lortzing, Dr., Professor. Berlin. | 94. Schulze, Dr. Lübeck. |
| 68. Lübbert, Dr., Gymnasiallehrer. Halle a/S. | 95. Stier, Gymnasialdirektor. Zerbst. |
| 69. Meier, Gymnasialdirektor. Schleis. | 96. Stier, Professor. Wernigerode. |
| 60. Mische, Realgymnasiallehrer. Halberstadt. | 97. Stoy, Prof. Dr., Schulrat. Jena. |
| 71. Muff, Dr., Gymnasialdirektor. Stettin. | 98. Stürenburg, Prof. Dr., Konrektor. Leipzig. |
| 72. Müller, Dr., Professor. Arnstadt i. Th. | |
| 73. Münnich, Dr., Gymnasialdirektor. Norden. | 99. Thiele, Gymnasiallehrer. Stettin. |
| 74. Niemeyer, Dr., Gymnasiallehrer. Potsdam. | 100. Thomaszewski, Gymnasialdirektor. Konitz
i. Westpr. |
| 75. Ortmann, Dr., Professor. Schleusingen. | 101. Todt, Dr., Provinzialschulrat. Magdeburg. |
| 76. Pfausch, Gymnasialdirektor. Spandau. | 102. Urban, Prof. Dr., Propst. Magdeburg. |
| 77. Plathner, Gymnasiallehrer. Bernburg. | 103. Völcker, Dr., Direktor. Schönebeck. |
| 78. Pöblich, Dr., Oberlehrer. Seehausen i. A. | |
| 79. Polthier, Gymnasiallehrer. Wittstock. | 104. Wäschke, Dr., Oberlehrer. Zerbst. |
| 80. Prenzel, Gymnasiallehrer. Stendal. | 105. Weber, Dr. Berlin. |
| 81. Rasmus, Dr., Gymnasialdirektor. Branden-
burg a/H. | 106. Weber, Dr., Gymnasialdirektor. Eisenach. |
| 82. Reinicke, Gymnasiallehrer. Dessau. | 107. Wegener, Dr., Oberlehrer. Magdeburg. |
| 83. Richter, Dr., Rektor. Eisleben. | 108. Wehrmann, Geh. Regierungs- und Provinzial-
schulrat. Stettin. |
| 84. Richter, Professor, Rektor. Leipzig. | 109. Weisenborn, Professor. Erfurt. |
| 85. Rogge, Dr., Oberlehrer. Fürstenwalde. | 110. Weisenborn, Dr., Oberlehrer. Mühlhausen
i. Th. |
| 86. Röhl, Dr., Gymnasialdirektor. Königsberg i/N. | 111. Wessel, Dr., Oberlehrer. Kastrin. |
| | 112. Weyhe, Dr., Oberlehrer. Dessau. |
| 87. Schaper, Dr., Gymnasialdirektor. Berlin. | 113. Wilmers, Gymnasiallehrer. Schulpforta. |
| 88. Schimberg, Dr., Gymnasiallehrer. Ratibor. | 114. Wittich, Dr., Realgymnasialdirektor. Kassel. |
| 89. Schnelle, Prof. Dr., Rektor. Grimma. | 115. Wittig, Gymnasiallehrer. Dessau. |
| 90. Schrader, Dr., Geh. Regierungsrat und Uni-
versitätssekretar. Halle a/S. | 116. Wolffgram, Dr., Gymnasiallehrer. Prenzlau. |
| 91. Schroeter, Dr., Cand. prob. Zerbst. | 117. Wörner, Prof. Dr., Konrektor. Leipzig. |
| 92. Schubring, Gymnasiallehrer. Berlin. | |
| 93. Schubring, Dr., Gymnasialdirektor. Lübeck. | 118. Zelle, Dr., Oberlehrer. Berlin. |
| | 119. Zippel, Dr., Oberlehrer. Greiz. |

Erste (konstituierende) Sitzung
am 1. Oktober 1884.

Nach dem Schlusse der ersten allgemeinen Sitzung konstituierte sich die Sektion in der Aula des Gymnasiums. Zum ersten Vorsitzenden wählten die Anwesenden Herrn Oberschulrat Rümelin (Dessau), zum zweiten Vorsitzenden Herrn Gymnasialdirektor Dr. Anton (Naumburg), zu Schriftführern Herrn Prof. Dr. Hachtmann (Dessau) und Herrn Realgymnasiallehrer Fräsdorf (Dessau). Bereits befanden sich in den Händen sämtlicher Mitglieder die zur Verhandlung stehenden gedruckten Thesen, welche dem Präsidium der Versammlung auf Wunsch desselben zur Ermöglichung rechtzeitigen Druckes schon vor Beginn derselben zugegangen waren. Die Tagesordnung wurde demgemäß so festgestellt, dafs am Donnerstag über die Thesen des Herrn Prof. Stier (Wernigerode), am Freitag über die des Herrn Prof. Dr. Euler (Berlin) und*am Sonnabend über die des Herrn Oberlehrer Dr. Heinzmann (Erfurt) verhandelt werden sollte.

An Druckschriften waren ausgelegt:

- 1) Die neueste Nummer der 'Berliner philologischen Wochenschrift'.
- 2) Eine Probenummer der im Verlage von A. Hofmann & Comp. in Berlin demnächst erscheinenden 'Monumenta Germaniae paedagogica' von Dr. Karl Kehrbach (Berlin).
- 3) Ein Heft des 'Jahresberichts der klassischen Philologie' von Bursian, fortgesetzt von Iwan Müller.
- 4) Ein Probeabzug von 'Bindseil, der deutsche Aufsatz in Prima'. Berlin, Gärtners Verlag.

Zweite Sitzung

am 2. Oktober 1884, morgens 8 Uhr.

Vorsitzender: Oberschulrat Rümelin (Dessau).

Vortrag des Herrn Professor Stier (Wernigerode):

'Darf das Mittelhochdeutsche vom Lehrplane der Gymnasien und Realgymnasien ausgeschlossen werden?'

Hochgeehrte Herren! Ehe wir in die Diskussion der von mir gestellten Thesen, die sich in Ihren Händen befinden, eintreten, sei es mir gestattet, einige erläuternde und begründende Worte vorauszuschicken. Die Frage, ob sich unsere höhern Lehranstalten mit Unterricht im Mittelhochdeutschen befassen dürfen oder sollen, ist schon oft in größeren oder kleineren Versammlungen von Schulmännern erörtert worden, aber immer noch nicht endgültig entschieden. Im Jahre 1861 nahm die Philologerversammlung zu Frankfurt a. M. mit großer Majorität die Thesen Rudolf v. Raumers an, die es als eine Aufgabe des Gymnasiums bezeichneten, durch Einführung in die Elemente des Mittelhochdeutschen und die grammatisch und lexikalisch sorgfältige Lektüre mittelhochdeutscher Dichtungen den Schülern den Zugang zur altdutschen Litteratur zu öffnen und sie in die Geschichte der deutschen Sprache einzuführen. Aber wenn es darnach auch eine Zeit lang scheinen mochte, als werde es bald dahin kommen, daß die Frage nach der Berechtigung des Mittelhochdeutschen im Lehrplane unserer höhern Lehranstalten allgemein bejaht werde und wenigstens kein Gymnasium ihm die Aufnahme noch versagen könne, so blieb doch der Rückschlag nicht aus. Es wurden schwerwiegende Zweifel und Bedenken gegen diesen Unterricht geltend gemacht, und wenn auch gewichtige Autoritäten, wie Schrader, Laas, Wendt, Dietrich an der Überzeugung, daß das Mittelhochdeutsche von unsern Schulen nicht auszuschließen sei, festhielten, so durfte doch niemand, der beachtete, von welcher Seite jene Bedenken ausgingen, dieselben mit dem in manchen andern Fällen zutreffenden Worte abweisen: 'ars non habet osorem nisi ignorantem'.

Wer nun als unbefangener Beobachter all diese Kundgebungen überblickte, der konnte daraus wohl kaum den Eindruck gewinnen, als habe sich der im Laufe der letzten Jahrzehnte eingeführte Unterricht im Mittelhochdeutschen überhaupt nicht bewährt und verdiene als überflüssig und unnütz oder gar für Erreichung der eigentlichen Ziele des deutschen Unterrichts hinderlich allenthalben, wo er bestehe, wieder beseitigt zu werden.

Und wenn man die von den Gegnern vorgebrachten Gründe näher betrachtete, so schienen diese nicht sowohl in der Natur der Sache zu liegen, als in gewissen Schwierigkeiten und Umständen, die vielleicht nicht so sehr wegen ihrer Unvermeidlichkeit hervorgetreten waren, als infolge einer methodisch nicht angemessenen Behandlung. Auch fand sich kaum einer, der den Unterricht im Mittelhochdeutschen unbedingt verworfen hätte, sondern die, welche ihn vom Lehrplane ausgeschlossen wissen wollten, erklärten nur, daß unter den gegebenen Umständen für ihn kein Raum bleibe, daß er minder wichtig und notwendig sei als vieles andre, das darüber nicht versäumt werden dürfe, und insbesondere behaupteten sie, die Erfahrung habe gelehrt, daß der Erfolg dieses Unterrichts der aufgewandten Mühe und Arbeit nicht entspreche.

Man hätte daher vielleicht erwarten können, daß durch die neuen Lehrpläne, die für die höhern Lehranstalten Preussens am 31. März 1882 erlassen wurden, dem mittelhochdeutschen Unterricht eine ähnliche Stellung zugewiesen worden wäre wie der philosophischen Propädeutik, d. h. daß derselbe für fakultativ erklärt worden wäre und die Erlaubnis zur Erteilung desselben davon abhängig gemacht, daß eine geeignete Lehrkraft vorhanden wäre und die notwendigen Ziele des deutschen Unterrichts auch unter Beibehaltung des Mittelhochdeutschen erreicht werden könnten. Dies ist jedoch nicht geschehen, sondern dieser Unterricht ist (wie die vom Referenten hier verlesenen „Erläuterungen“ jener Lehrpläne zeigen) vom Lehrplane der höhern Schulen Preussens durch jene neuen Bestimmungen so gut als unbedingt ausgeschlossen worden.

Je unerwarteter diese Entscheidung gekommen, um so entschiedener ward sie von kompetenten Stimmführern in und außerhalb Preussens bedauert. Ich erwähne hier nur die Erklärungen, die darüber Wiese („Pädagogische Ideale und Proteste“, S. 121), Jaeger (in der Beurteilung der neuen Lehrpläne in den Masius'schen Jahrbüchern 1882, Aug. u. Sept., sowie in „Aus der Praxis“ S. 84) und ganz neuerdings E. Goebel (Gymnasium 1884, Nr. 17) abgegeben.

Da nun auch einige deutsche Staaten, die sonst mit den neuen preussischen Lehrplänen in den Hauptpunkten durchaus übereinstimmen, im ausdrücklichen Gegensatz zu jenen den mittelhochdeutschen Unterricht festhalten, so ist wohl eine Besprechung dieser Frage, die Wiese im Jahre 1861 in Frankfurt als eine „nationale Angelegenheit“ bezeichnete, in unserer heutigen Versammlung durchaus angezeigt und zeitgemäß. Und die entscheidende Überzeugung, daß etwas versäumt werde, was eigentlich geschehen müsse, wenn diese für unser nationales Leben so wichtige Frage jetzt hier nicht besprochen werde, hat mich dazu bewogen die Sache, die ich vor einigen Monaten in einer kleinern Versammlung zur Sprache brachte, auch hier zu vertreten. Freilich hätte ich im Interesse der Sache dringend gewünscht, daß ein Berufenerer und Erfahrenerer hier an meiner Stelle stünde, da ich gerade mit diesem Teile des deutschen Unterrichts durchaus nicht so lange mich habe befassen können als manche der anwesenden Herren.

Eintritt in die Debatte.

These 1:

Die Idee der nationalen Bildung fordert eine Einführung der Schüler der Gymnasien und Realgymnasien in die deutsche Dichtung des Mittelalters; denn in den besten Erzeugnissen jener hat sich der

deutsche Geist einen so vollkommenen und eigenartigen Ausdruck geschaffen, daß kein anderes Element unserer höheren Schulbildung einen hinreichenden Ersatz für die Kenntnis derselben gewährt.

Stier (Wernigerode): Ich will auf den poetischen Wert unserer mittelalterlichen Dichtungen hier nicht einen besondern Nachdruck legen, obgleich ich nicht zugebe, daß man den Vorwurf der Inkongruenz von Form und Inhalt gegen dieselben überhaupt ohne Unterschied und Einschränkung mit Recht erheben darf. Ein andres Motiv ist hier wichtiger und durchschlagender: der sittliche Gehalt und nationale Geist. Darüber viel zu sagen ist hier gewiß nicht erforderlich. Es ist Pflicht der Schule, das natürliche Interesse, das der Knabe für die Helden der deutschen Vorzeit mitbringt, zu pflegen, lebendig zu erhalten, zu steigern und in den Dienst ihrer höchsten Zwecke zu stellen. Damit der heranwachsende Jüngling sich der Größe seiner Verpflichtung gegen sein Volk voll bewußt werde, damit sein nationales Selbstgefühl ein begründetes und geläutertes sei, muß er vertraut sein mit den Erzeugnissen, in denen sich die nationale Eigenart des vollkommensten Ausdruck geschaffen; er muß wirklich, als mitlebend und mitempfindend, heimisch sein in der Geschichte seines Volkes. Einen Ersatz für das, was Nibelungenlied und Walther, wenn der Jüngling von ihnen einen nachhaltigen Eindruck empfängt, in ihm wirken, bietet weder irgend ein Werk unser neuern Litteratur, die ohne das Nibelungenlied ebenso unvollständig ist wie die griechische Litteratur ohne Homer, noch die deutsche Geschichte. Vielmehr bedarf gerade die Geschichte des Mittelalters, damit sie für den Schüler verständlich und lebendig werde, einer Unterstützung durch Versenkung in die Gedichte jener Zeit. Der Schüler kann nicht aus mittelalterlichen Geschichtsquellen schöpfen, wie er Thukydides und Sallust, Cäsar und Livius liest. Wie soll er ohne Vertrautheit mit hervorragenden Erzeugnissen des Geistes jener Zeit sich wirklich in Geist, Stimmung, Gefühl und Leben jener Zeit hineinversetzen? Denn diese kommen, da die Poesie φιλοσοφώτερον και προυβαιότερον ιστορία, in der Poesie zum vollern, konkretern, kräftigern und wirksamern Ausdruck als in irgend welchen einzelnen geschichtlichen Begebenheiten. Wie ganz anders lebendig wird dem Schüler die geistig so reiche und von so gewaltigen Kämpfen tiefbewegte Hohenstaufenzeit, wenn er die so individuell ausgeprägte Dichterpersönlichkeit Walthers lieb gewinnt und sich in ihn hineinlebt? Und in dieser Hinsicht halte ich es auch für wichtig, daß der Schüler nicht nur mit der Nibelungensage in irgend welcher Prosaform oder modernen Bearbeitung, sondern mit dem mittelhochdeutschen Liede in der Ursprache bekannt und vertraut werde. Dasselbe ist, wenn es auch die Sage nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt uns bietet, doch das einzige in deutscher Sprache erhaltene umfassende Denkmal derselben und das an Bedeutung alle andern Volksepen weit überragende Volksepos, also das vornehmste Gedicht, in dem die deutsche Heldensage poetische Gestaltung gewonnen. Kulturhistorisch betrachtet ist es daher durchaus nicht gleichgiltig, ob wir das nun einmal infolge der tatsächlichen geschichtlichen Entwicklung in dieser Gestalt sich bietende mittelhochdeutsche Epos oder eine von demselben doch immer irgendwie abweichende Darstellung der Sage dem Schüler bieten; und ich halte es für angemessen, daß man erst vom Nibelungenliede ausgehend den Schülern einen Blick in die Vorgeschichte der Sage eröffne.

Der Vorsitzende stellt die Frage, ob die Ordnung der Thesen eingehalten werden solle oder nicht.

Dieck (Schulforta) trägt darauf an, These 1 und 3 mit einander zu verbinden, wogegen der Vorsitzende bemerkt, daß nichts entgegenstehe, beide Thesen auseinanderzuhalten.

Eckstein (Leipzig) hätte lieber gesehen, wenn These 3 zuerst behandelt würde, da nur durch die Erlernung der mittelhochdeutschen Sprache ein volles Verständnis der Dichtungen möglich sei; doch hat er auch nichts dagegen, daß These 1 zuerst besprochen werde.

Dieck ist der Überzeugung, daß Stier den mittelhochdeutschen Dichtungen, namentlich dem Nibelungenliede einen zu hohen Wert beilege; bei der Behandlung des letzteren mache man nur allzuhäufig die Beobachtung, daß das Interesse, welches die Schüler der Dichtung entgegenbrächten, recht bald erlahme und eine gewisse Enttäuschung eintrete. Es komme bei diesem Epos vornehmlich darauf an, dem Schüler die Sage zu vermitteln, und zu diesem Zwecke genüge es, nur einige Abschnitte daraus ihm mitzuteilen. Anders stehe es mit den Gedichten Walthers von der Vogelweide, und das Lesen derselben in einer neuhochdeutschen Übersetzung genüge hier nicht. Ganz besonders wichtig erscheine es aber, daß der Schüler mit der Sprache jener Zeit bekannt gemacht werde.

Bindseil (Berlin) billigt die Äußerungen seines Vorredners und macht auf ein von ihm verfaßtes Buch 'Der deutsche Aufsatz in Prima', das demnächst erscheinen wird, aufmerksam; es seien in demselben mehrere auf das Nibelungenlied bezügliche Themata behandelt, welche die Quintessenz der ganzen Dichtung enthielten.

Der Vorsitzende giebt zu bedenken, daß solche Erörterungen zu weit von der Sache abführen, und empfiehlt, zunächst die These selbst bis zu den Worten 'in die deutsche Dichtung des Mittelalters' zu besprechen.

Höfer (Bernburg) hält den Begriff 'Dichtung des Mittelalters' für zu eng gefaßt und vermißt in den Ausführungen Stiers den Hinweis auf das deutsche Volkslied und die Dichtungen von Hans Sachs, die für die Geschichte des deutschen Dramas von Bedeutung seien.

Stier macht dagegen darauf aufmerksam, daß in These 3 darauf hingewiesen werde.

Wegener (Magdeburg) und Anton (Naumburg) sprechen sich dafür aus, zunächst den vom Vorsitzenden bezeichneten Teil der These zu besprechen.

Eckstein (Leipzig) meint, es sei für die Sache nicht ersprieflich, wenn jeder mit seinen Liebhabereien komme; er rät, unsomehr sich auf den ersten Teil der These zu beschränken, da ja der zweite nur Motive enthalte und über diese überhaupt nicht abgestimmt werde.

Rümelin giebt Eckstein darin recht, findet aber die Worte 'eine Einführung der Schüler in die deutsche Dichtung des Mittelalters' zu allgemein gehalten und schlägt nach einer Zwischenbemerkung des Referenten, daß er nur an das Nibelungenlied und Walther gedacht habe und vielleicht nur noch Freidank hineingezogen wissen wolle, die Fassung vor: 'in die für die deutsche Sage und Geschichte wichtigsten Erscheinungen der mittelalterlichen Litteratur'.

Wegener (Magdeburg) ist dagegen; er betont mehr die nationale Bedeutung der mittelhochdeutschen Dichtungen, da es für die Geschichte wichtigere Quellen gebe.

Rümelin erklärt, daß er nur an die Dichtungen jener Zeit gedacht habe.

Um zu vermitteln, schlägt Anton vor: 'die Haupterzeugnisse der deutschen Dichtung des Mittelalters'.

Schaper (Berlin) hält eine solche Beschränkung nicht für notwendig und vermag den Nutzen der bisherigen Diskussion nicht einzusehen, während

Müller (Arnstadt) es doch für wünschenswert hält, gerade die Dichtungen zu nennen, auf die es ankomme. Er will deshalb den Worten der These noch hinzufügen: 'insbesondere in das Nibelungenlied und die Gedichte Walthers von der Vogelweide'.

Während Rümelin in Übereinstimmung mit Müller (Arnstadt) sich dahin ausspricht, daß man sich auf diese Dichtungen zu beschränken habe, will Lademann (Greifswald) auch noch den Parival Wolframs mit hineingezogen wissen, worauf Rümelin entgegnet, daß ja durch die von Müller vorgeschlagene Fassung die Lektüre einzelner Abschnitte aus dieser Dichtung nicht gerade ausgeschlossen werde.

Schrader (Halle) spricht sich mit Entschiedenheit gegen die Lektüre Wolframs aus und ersucht die Versammlung, Ecksteins Antrag anzunehmen und die Motive außer acht zu lassen.

Der Vorsitzende schreitet darauf über den Antrag Eckstein-Schrader zur Abstimmung, und die These wird in folgender Fassung angenommen:

'Die Idee der nationalen Bildung fordert eine Einführung der Schüler der Gymnasien und Realgymnasien in die deutsche Dichtung des Mittelalters'.

These 2:

'Die vorhandenen Übersetzungen mittelhochdeutscher Gedichte sind nur ein schwacher und unzureichender Ersatz für die originalen Dichtungen, und der Gebrauch derselben in der Schule widerspricht den sonst für den Sprachunterricht geltenden Grundsätzen'.

Stier (Wernigerode): In den Erläuterungen zu den neuen preussischen Lehrplänen heißt es: 'Vorausgesetzt wird dabei, daß die Schüler aus guten Übersetzungen einen Eindruck von der Eigentümlichkeit der früheren klassischen Periode unserer Nationalliteratur gewinnen'. Ich möchte dazu bemerken: Mögen jene Übersetzungen noch so gut sein, was entschieden bestritten wird, um die Eigentümlichkeit jener Gedichte zu zeigen, sind sie sicherlich nicht gut genug. Von dieser geht eben durch eine Übersetzung an sich schon viel verloren. Dem Lehrer aber, der die Originale kennt und liebt, wird Lust und Freude nicht wenig geschmälert, wenn er statt jener nur mangelhafte Übersetzungen mit den Schülern lesen soll. Eine auch für den Schüler auffallende Inkonsistenz aber ist es, wenn man bei der Lektüre fremder alter oder neuerer Schriftsteller den Gebrauch der Übersetzungen verpönt und die durch jene nicht vermittelte Einführung in die originalen Werke, das 'animos ad fontes conferre' für eine Hauptaufgabe des ganzen Unterrichts hält, statt der in der ältern Form unserer eignen Muttersprache abgefaßten Gedichte dagegen dem Schüler nur Übersetzungen bietet, die noch dazu aus bekannten und naheliegenden Gründen mangelhafter sind als die jetzt vorhandenen Übersetzungen griechischer und lateinischer Schriftsteller.

Eckstein (Leipzig) hält den Inhalt der These für so unbestreitbar richtig, daß es gar nicht nötig sei, in eine Diskussion über dieselbe einzutreten, und so erfolgt denn die einstimmige Annahme derselben in der vom Referenten vorgeschlagenen Form.

These 3:

‘Auch die Kenntnis der mittelhochdeutschen Sprache, obwohl für die Schule zunächst nur Mittel zum Zweck, gewährt große Vorteile einerseits für jeden Gebildeten, insofern auf ihr das Verständnis vieler Erscheinungen im Bereiche der neuhochdeutschen Sprache und der gegenwärtigen deutschen Mundarten beruht, andererseits für die Fachstudien nicht nur der Philologen, sondern auch der Historiker und der Theologen und ganz besonders der Juristen’.

Stier (Wernigerode): Rudolf v. Raumer bezeichnete die durch den Gymnasialunterricht erreichte Kenntnis des Griechischen und Lateinischen neben der weitgehenden Unkenntnis der eigenen Muttersprache als einen ‘widernatürlichen Zustand’. Nun hat man gerade in neuester Zeit eine Unsicherheit und Schwäche des Sprachgefühls auch bei Gebildeten bemerkt und es als eine Aufgabe der Schule erkannt, durch grammatische Erkenntnis der Muttersprache jenem Übel entgegenzuwirken. Diese grammatische Erkenntnis findet naturgemäß ihren besten Halt und Abschluß durch die Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung unserer Muttersprache; und wenn wir auch auf der Schule, etwa abgesehen von der Erläuterung einiger Hauptgesetze durch Herbeiziehung althochdeutscher Formen, uns auf das Mittelhochdeutsche beschränken müssen, also nicht durch 15, sondern nur durch 7 Jahrhunderte diese Entwicklung zurückverfolgen, so ist doch auch damit schon viel gewonnen gegenüber einer allein auf das Neuhochdeutsche sich beschränkenden Sprachkenntnis. Denn die Kenntnis der Sprache des 13. Jahrhunderts wirft ein helles Licht auf viele sonst unverständliche Erscheinungen im Gebiete der gegenwärtigen Sprache; durch sie werden viele in ihrem ursprünglichen Sinn sonst nicht mehr erkennbare Wörter durchsichtig. Nicht nur die ältere Litteratur des unter dem Namen ‘neuhochdeutsch’ begriffenen Zeitraums bietet viele Erscheinungen, die vom Standpunkt der gegenwärtigen Sprache aus nicht mehr verstanden werden, sondern auch die gegenwärtige Sprache giebt Anlaß zu manchen Kontroversen und Streitfragen, z. B. die Orthographie, die Berechtigung irgendeiner Flexionsform betreffend. Es ist bekannt, wie schiefe und verkehrte Urteile in diesen Dingen oft von solchen gefällt werden, die die geschichtliche Entwicklung der Sprache nicht kennen. Es ist also notwendig, daß man zwischen sonst und jetzt eine Brücke schlage. Erst durch diese geschichtliche Erkenntnis gewinnt man eine richtige Vorstellung vom Leben und von der Entwicklung einer Sprache überhaupt. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet erscheint die Kenntnis des Mittelhochdeutschen für den Realschüler noch wichtiger als für den Gymnasiasten, der wenigstens durch die Vergleichung der verschiedenen griechischen Sprachformen einen Einblick in das geschichtliche Leben einer Sprache gewinnt. Durch solche geschichtliche Erkenntnis wird auch die richtige Auffassung des Verhältnisses der Schriftsprache zur Volksmundart wesentlich gefördert und damit die Würdigung des eigenartigen Wertes alles Volkstümlichen.

Was sodann die in der These genannten Fachwissenschaften betrifft, so dürften diese mit einem gewissen Rechte verlangen können, daß ihnen die Schule den Schlüssel

zu dem Verständnis älterer deutscher Sprachformen mitgebe. Die Elemente einer Sprache zu erlernen ist naturgemäß sowohl wegen des Alters der Schüler als auch wegen der Unterrichtsmethode das Gymnasium ein viel geeigneterer Ort als die Universität. Dazu kommt nun noch, daß die von germanistischen Professoren gehaltenen Universitätsvorlesungen dem Bedürfnisse der Juristen, Theologen und Historiker nicht entsprechen, die, ohne zu einem eingehenden Studium der Sprache und Litteratur auch nur hinreichend Zeit zu haben, sich doch soviel Kenntnis der ältern deutschen Sprache aneignen wollen, um für sie wichtige Quellenschriften, z. B. ältere deutsche Rechtsbücher, Schriften der Mystiker, zu verstehen. Das Gesagte gilt vor allem von den Juristen, für deren wissenschaftliche Durchbildung ein genaues Quellenstudium des ältern deutschen Rechtes jetzt erforderlich geworden ist (s. R. Stier in den Masius'schen Jahrbüchern 1883, Januar).

Wegener (Magdeburg) ist im ganzen mit der These einverstanden, tadelt aber den militärischen Standpunkt des Referenten, zumal da die Theologen, Juristen u. s. w. sich doch ausreichende Kenntnisse für ihr Spezialfach auf der Schule nicht erwerben können.

Stier: Er habe diesen Punkt nicht besonders betonen wollen und habe seiner nur Erwähnung gethan, um die Vorwürfe der Gegner des mittelhochdeutschen Unterrichts mehr zu entkräften; und immerhin sei die Kenntnis der mittelhochdeutschen Sprache der Schlüssel für das Verständnis älterer Sprachdenkmäler, sowie für Erscheinungen auf dem Gebiete der neuhochdeutschen Litteratur und Sprache.

Ortmann (Schleusingen) will in der These das Wort 'einerseits' und den Schlusssatz von 'andererseits' ab gestrichen wissen, da letzterer vielfach bestritten werden könne.

Eckstein (Leipzig) geht noch weiter und will auch die Worte 'für jeden Gebildeten' beseitigen.

Anton (Naumburg): Auch das sei noch nicht genügend; da die ganze These nur Motive enthalte und man über diese nicht wohl abstimmen könne, so empfehle es sich, auf eine Diskussion derselben nicht weiter einzugehen.

Rümelin erklärt sich dagegen, weil sonst die Verbindung mit der 4. und 5. These veräußert werde; dieselbe Ansicht vertritt auch Wegener (Magdeburg), und beide treten der Meinung Ecksteins bei.

Dieck (Schulpforta) macht den Vorschlag, den Wortlaut der These folgendermaßen abzuändern: 'Auch die Kenntnis der mittelhochdeutschen Sprache hat einen selbständigen Wert für die nationale Bildung'.

Während Referent und Schaper (Berlin) der von Dieck vorgeschlagenen Fassung bestimmen, erklärt sich Eckstein dagegen und bezeichnet diese Fassung als zu allgemein.

Unter den obwaltenden Umständen hält Schrader (Halle) es für ratsam, zur Abstimmung über Ecksteins und Diecks Anträge zu schreiben. Nachdem der Vorsitzende beide noch einmal gegenübergestellt hat, läßt er zuerst über Ecksteins Vorschlag abstimmen, welcher mit Majorität angenommen wird.

Die These lautet demnach nunmehr:

'Auch die Kenntnis der mittelhochdeutschen Sprache, obwohl für die Schule zunächst nur Mittel zum Zweck, gewährt große Vorteile, insofern auf ihr das Verständnis vieler Erscheinungen im Bereiche der neuhochdeutschen Sprache und der gegenwärtigen deutschen Mundarten beruht'.

These 4:

'Um die bisher im mittelhochdeutschen Unterricht hervorgetretenen Übelstände und Schwierigkeiten möglichst zu vermeiden und auch diesen Unterricht für die Weckung und Entwicklung der Geisteskräfte möglichst nutzbar zu machen, empfiehlt sich für die Einführung in die mittelhochdeutsche Sprache die u. a. beim Beginn der Homer- und Herodotektüre schon mit gutem Erfolge angewandte heuristische und induktive Methode.'

Auf einen Vorschlag Antons (Naumburg), welcher befürchtet, dafs, wenn über die Methode gesprochen werde, vom Thema leicht abgeschweift werden könne, verzichtet Stier vorläufig auf die Diskussion dieser These, und obgleich Wegener (Magdeburg) darauf hinweist, dafs die in These 4 erwähnte Methode gerade zu einer Spaltung unter den Pädagogen Veranlassung gegeben habe, wird jener Vorschlag angenommen und sogleich zur Diskussion über These 5 übergegangen.

These 5:

'Innerhalb des feststehenden Lehrplanes ist Raum für das Mittelhochdeutsche vorhanden oder kann doch beschafft werden, wenn man der Einführung der Schüler in die neuere deutsche Litteratur nicht zu hohe Ziele steckt. Jedenfalls bietet zur Erweiterung und Vertiefung der durch letzteren Unterricht gewonnenen Bildung das spätere Leben in der mannigfachsten Weise Anlaß und Gelegenheit, während für die Kenntnis der älteren deutschen Litteratur die Mitwirkung der Schule viel weniger entbehrt werden kann.'

Stier (Wernigerode): Es ist wohl anerkannt, dafs man auf keinem Gebiete die eigene selbständige Thätigkeit, das sogenannte Privatstudium des Schülers, so in Anspruch nehmen mufs und darf, wie im deutschen Unterricht. Hier kann und soll die Schule überhaupt nichts Abschließendes und Erschöpfendes geben, sondern nur eine möglichst wirksame Anleitung und Anregung, deutsche Schriftsteller mit Verständnis und Genufs zu lesen. Sie soll den Schüler, wie sehr treffend gesagt worden ist, nicht satt, sondern hungrig machen, also darauf hinarbeiten, dafs es dem Gebildeten ein persönliches Bedürfnis werde, durch Lektüre guter deutscher Schriftsteller sich auch im spätern Leben stets weiter zu bilden und nicht sowohl das gerade Neueste mit hastigem Stoffhunger zu verschlingen, als vielmehr das bewährte Gute wirklich zu studieren und womöglich öfter zu lesen. Darum darf man nicht sagen, dafs man dies oder jenes Werk von Goethe, Lessing oder Schiller, das man in der Schule nicht behandelt, dem Schüler 'vorenthalte'; vielmehr ist es recht eigentlich das Kennzeichen eines guten Unterrichts im Deutschen, wenn er dazu beiträgt, dafs der Schüler möglichst viel für sich mit eingehendem Interesse liest. Aber noch mehr glaube ich hier betonen zu dürfen, dafs sich die Schule in einer andern Hinsicht vor einem Zuviel hüten mufs. Manche, die sich über die Aufgaben des deutschen Unterrichts geäußert haben, verlangen eine so gründliche und tiefgehende Erkenntnis der Entwicklung der Dichterpersönlichkeit eines Goethe oder Schiller und ein so umfassendes Verständnis für das in der Litteratur zum Ausdruck gekommene geistige Leben des 18. Jahrhunderts, dafs man dem gegenüber sagen mufs: dafür ist auch der Primaner noch nicht reif. Eine solche Vertiefung kann man um so sicherer

der Universität überlassen, da ja die neuere Litteratur in einer für Studenten aller Fakultäten fruchtbarer Weise allenthalben in Universitätsvorlesungen behandelt wird und solche Vorlesungen zu hören die Studenten auch stets geneigt sein werden, wenn der frühere Unterricht ein nachhaltiges und mit der Zeit sich steigendes Interesse in ihnen erweckt hat. Die rein fachwissenschaftlichen Vorlesungen über die ältere deutsche Litteratur dagegen werden, abgesehen von dem kleinen Kreise derer, die dies Fach erwählt haben, die, denen diese Litteratur bisher nicht nahe gebracht worden, schwerlich zu hören geneigt sein.

Rümelin erklärt sich mit dem ersten Satze der These einverstanden, ist aber der Ansicht, daßs sich gegen den zweiten Teil jedenfalls viel einwenden lasse.

Stier: Er lasse zwar ungern den zweiten Teil der These fallen; indessen wolle er doch sich in diesem Falle bescheiden.

Wehrmann (Stettin) spricht sich dafür aus, daßs bei der beschränkten Stundenzahl für die Betreibung des Mittelhochdeutschen kein Raum sei. Außerdem seien die Resultate im Deutschen überhaupt dürftiger Art, so daßs es ratsam sei, erst diesen Mängeln abzuhelfen. Er kündigt zugleich einen praktischen Vorschlag an ('fakultativen' Unterricht im Mittelhochdeutschen), den er jedoch erst bei These 6 einbringen werde.

Stier hält es doch für möglich, den nötigen Raum für das Mittelhochdeutsche zu schaffen, und auch Schaper (Berlin) würde es sehr bedauern, wenn man den ersten Satz fallen ließe, da dadurch die ganze bisherige Diskussion als überflüssig erscheinen würde. Er sei geneigt, auch den zweiten Teil der These festzuhalten, wenn er denselben auch nicht gerade für unbedingt notwendig halte.

Um eine Antwort herbeizuführen auf die Frage, ob Raum für das Mittelhochdeutsche vorhanden sei oder nicht, schlägt Anton (Naumburg) vor, aus der Praxis mitzuteilen, wieviel Zeit auf diese Studien im Unterricht verwendet worden sei.

Wegener (Magdeburg) erwidert, auf diese Weise lasse sich die Frage gar nicht beantworten, da über die Methode des mhd. Unterrichts noch nichts entschieden sei.

Trotz dieses Widerspruchs werden auf den Wunsch Antons von verschiedenen Anwesenden Mitteilungen über diesen Punkt gemacht.

Erdmann (Königsberg i. Pr.) hat in der Sekunda den größten Teil eines Semesters dazu verwendet, ca. 400—500 Strophen aus dem Nibelungenliede (mit Inhaltsangabe der dazwischen liegenden Stücke) nach dem Lachmannschen Texte zu lesen; ausschließlich auf Grammatik hat er nur die ersten 3—4 Stunden verwendet. Sodann hat er derselben Generation in Unterprima nach Besprechung der mhd. Blütheperiode während 6—8 Wochen eine Auswahl von Liedern und Sprüchen Walthers vorgelegt (nach der Zusammenstellung von Hornemann, Hannover 1881).

Ortmann (Schleusingen) hat ein halbes Jahr dazu verwendet, um die Schüler in die mhd. Litteratur einzuführen, und hat bei einer Anzahl derselben ein reges Interesse für die Sache vorgefunden.

Der Vorsitzende bemerkt, da weitere Erklärungen den Gang der Verhandlung zu sehr aufhalten würden, so empfehle es sich, über den ersten Satz der These 5 zur Abstimmung zu schreiben. Dieser Vorschlag wird angenommen, und die Majorität erklärt sich für jenen Satz.

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob Referent lieber den zweiten Satz der These

zurückziehen wolle, erklärt letzterer, daß er nicht geneigt sei, denselben fallen zu lassen. Als darauf zur Abstimmung auch über diesen Teil geschritten wird, wird der Wegfall desselben von der größeren Zahl der Anwesenden genehmigt, so daß nun die These 5 folgendermaßen lautet:

'Innerhalb des feststehenden Lehrplanes ist Raum für das Mittelhochdeutsche vorhanden oder kann doch beschafft werden, wenn man der Einführung der Schüler in die neuere deutsche Litteratur nicht zu hohe Ziele steckt.'

These 6:

'Da jedoch die dem deutschen Unterricht zugestandene Stundenzahl eine sehr geringe ist und die allgemeinen und notwendigsten Aufgaben desselben über der Lektüre mittelhochdeutscher Gedichte durchaus nicht vernachlässigt werden dürfen, auch das in These 4 empfohlene Verfahren völlige Sicherheit des Lehrers nicht nur in der Sache, sondern auch in der Anwendung der Methode voraussetzt, so kann unter den gegenwärtig obwaltenden Umständen nicht gefordert werden, daß Lektüre mittelhochdeutscher Gedichte im Urtext obligatorisch sei für alle Gymnasien und Realgymnasien.

Wohl aber darf gegenüber den Bestimmungen des neuen preussischen Lehrplanes der dringende Wunsch ausgesprochen werden, daß die Behörde denjenigen Anstalten, wo die Lehrer des Deutschen unter Zustimmung des Direktors die Ziele des deutschen Unterrichts auch ohne Ausschluß des Mittelhochdeutschen erreichen zu können glauben, die Wiederherstellung des mittelhochdeutschen Unterrichts gestatte.'

Da Referent wegen der vorgerückten Zeit von einer weiteren Begründung absehen muß, wird sofort in die Diskussion eingetreten.

Wehrmann (Stettin) erinnert an den Unterricht im Mittelhochdeutschen, den er selbst einstmals auf der Schule in Magdeburg genossen habe. Dort sei von dem Direktor eine wöchentliche Extrastunde in diesem Fache erteilt worden, und zwar mit gutem Erfolge. Sein Vorschlag sei daher, diesen Gegenstand fakultativ zu behandeln und dazu wöchentlich eine Stunde außerhalb der gewöhnlichen Unterrichtszeit zu Nutzen derer, die sich hierfür interessieren, anzusetzen.

Rümelin spricht seine Verwunderung darüber aus, daß durch These 6 die gewonnenen Resultate wieder aufgehoben würden, und empfiehlt aus diesem Grunde, dieselbe ganz wegzulassen.

Stier will dieselbe nicht preisgeben, da er Wert darauf legt, daß auch die gegenwärtige Versammlung sich darüber äußere, wie wünschenswert unter gewissen Voraussetzungen die Wiedereinführung des mhd. Unterrichts sei.

Eckstein (Leipzig) wendet sich zuerst gegen Wehrmann und betont, daß ein fakultativer Unterricht nur eine halbe Maßregel sei; außerdem aber hebt er den Mangel an geeigneten Lehrkräften hervor. Dem Referenten gegenüber bemerkt er: wenn die Notwendigkeit des mhd. Unterrichts anerkannt sei, so müsse auch Raum für denselben

geschaffen werden; er vermute, daß der zweite Passus in der These nur durch eine zarte Rücksichtnahme auf die preussische Unterrichtsbehörde veranlaßt sei.

Obgleich Anton (Naumburg) es für ersprießlich erachtet, auch bei dieser Gelegenheit den vorgesetzten Behörden gegenüber einen Wunsch auszusprechen, erklärt sich doch die Versammlung dafür, These 6 ganz fallen zu lassen.

(Schluß gegen 10 Uhr.)

Dritte Sitzung

am 3. Oktober 1884, morgens 8 Uhr.

Vorsitzender: Oberschulrat Rümelin (Dessau).

Tagesordnung: 'Der Turnunterricht an den höheren Schulen'. — Referent: Professor Dr. Euler aus Berlin.

Professor Dr. Euler (Berlin): Bereits im Jahre 1880 habe er auf das Turnen bezügliche Thesen der Philologenversammlung in Stettin vorgelegt; doch seien dieselben nur teilweise damals zur Besprechung gekommen, da es an der erforderlichen Zeit gefehlt habe. Gegenwärtig veranlasse besonders auch der Ort zu einer Besprechung dieses Unterrichts, da man Dessau geradezu als eine klassische Stätte für das Turnen bezeichnen könne; denn Basedow habe auf gymnastische Übungen zuerst aufmerksam gemacht, Salzmann von hier aus die bezügliche Anregung mit nach Schnepfenthal genommen, wo dann GutsMuths für die weitere Ausbildung dieser Disziplin thätig gewesen sei. Hier in Dessau selbst sei aber weiterhin an der 'Hauptschule', dem jetzigen 'Gymnasium', die Gymnastik eifrig gepflegt worden, und ganz besondere Anerkennung verdiene das klassische Werk 'Encyclopädie der Leibesübungen', das der Direktor und Schulrat Vieth in Gemeinschaft mit GutsMuths herausgegeben habe. Wenn auch in späterer Zeit Adolf Werner sich von manchen Mißgriffen auf diesem Gebiete nicht frei gehalten habe, so seien doch auch seine Verdienste um die Pflege der Turnkunst unbestritten. Zur Zeit werde auch in Preußen hoher Wert auf diesen Unterrichtszweig gelegt, und der Kultusminister v. Gofster sei persönlich ein begeisterter Anhänger der Gymnastik. Nicht wenig habe zur Förderung dieser Disziplin die Hygieneausstellung in Berlin beigetragen. Neue Anregung sei sodann gegeben worden durch den Ministerialerlaß vom 27. Oktober 1882 über die 'Turnspiele', die jetzt nicht nur in Preußen, sondern auch in anderen Staaten gepflegt würden. Auch in dem bei Gelegenheit der 'Überbürdungsfrage' von der königl. preuss. wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen abgegebenen Gutachten sei die Bedeutung des Turnens in vollem Umfange anerkannt worden. Leider aber seien die dafür nötigen Einrichtungen teilweise noch recht dürftig. Eine glänzende Ausnahme bilde das königl. Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin, wo nicht nur ein Turnplatz und ein Turnsaal, sondern auch eine Schwimmanstalt für Sommer und Winter existiere und neuerdings auch ein großer Spielplatz angelegt worden sei.

Nach diesen Vorbemerkungen geht Referent über zu These 1:

'Der Turnunterricht, besonders in den unteren und mittleren Schulklassen, ist ein Klassenunterricht mit festen Lehrzielen und wird

unmittelbar vom Turnlehrer selbst erteilt. Dagegen ist es zulässig, zumal bei geringerer Schülerzahl, die oberen Klassen zu kombinieren und das Gerätturnen in kleineren Abteilungen (Riegen) unter Leitung von Vorturnern ausführen zu lassen. Letztere sind in besonderen Stunden vorzubilden.'

Professor Dr. Euler: Gegen das Klassenturnen habe sich einst in Stettin großer Widerspruch erhoben. Im Königreich Sachsen aber sei der Klassenunterricht jetzt allgemein üblich. Wie der Geist, so müsse auch der Körper unter Leitung eines pädagogisch gebildeten Mannes methodisch entwickelt werden, wodurch die Zahl der Turnstunden allerdings wesentlich erhöht werde. Viele Direktoren seien leider noch immer Gegner dieser Art des Unterrichts, indem sie den ethischen Wert, der darin liege, nicht genügend würdigten. Nur der Turnlehrer selbst könne die Schüler von Klasse zu Klasse in einer geeigneten Weise weiter ausbilden. Dies beziehe sich namentlich auf die mittleren und unteren Klassen höherer Lehranstalten; aber auch auf der obersten Stufe sei Klassenturnen das richtigste. Bei diesem ganzen Unterrichte komme es besonders darauf an, daß den Schülern nicht Übungen zugemutet würden, die ihnen schädlich seien; sonst entstünden leicht Keime zu Krankheiten, auch werde leicht bei vielen Widerwille gegen die Gymnastik erweckt. Neben diesem Klassenturnen sei aber auch das Riegenturnen unter geschulten Vorturnern, namentlich für die oberen Klassen, nicht unbedingt zu verwerfen. Redner selbst habe beides durch die Praxis kennen gelernt, zuerst in Schulpforta, sodann an dem Joachimsthalschen und Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. In der zuletzt genannten Anstalt werde wöchentlich von II b aufwärts eine Stunde für Klassen- und nur eine für Riegenturnen verwendet.

Ortmann (Schleusingen) bittet den Referenten um Aufklärung darüber, wie es möglich sei, daß beim Klassenunterricht auch schwächliche Schüler mitfortkamen, da ja für jede Klasse wohl eine gewisse geistige, aber nicht körperliche Reife verlangt werde.

Euler will auch die körperliche Reife des Schülers für die Zukunft einigermaßen bei der Versetzung berücksichtigt wissen, verkennt aber im übrigen die von Ortmann angeführten Schwierigkeiten nicht. Er setze aber bei dem Lehrer eine gewisse Selbstentsagung voraus und mache es ihm zur Pflicht, auf die durchschnittliche körperliche Ausbildung der Schüler Rücksicht zu nehmen.

Schaper (Berlin) hat den Turnunterricht in der Weise, wie ihn Referent erteilt wissen will, bereits durch die Praxis kennen gelernt, hebt aber hervor, daß es mit Schwierigkeiten verknüpft sein dürfte, überall die zur Erteilung desselben nötigen Lehrer zu finden; aus diesem Grunde will er das Wort 'oberen' getilgt wissen.

Euler verkennt diese Schwierigkeit nicht und ist seinerseits nicht abgeneigt, auch in den oberen und mittleren Klassen, wenn dieselben nur eine geringe Anzahl von Schülern haben, eine Kombination eintreten zu lassen.

Anton (Naumburg) kann sich einen Klassenunterricht ohne Vorturner nicht denken, beispielsweise bei den Übungen am Reck, die, wenn nicht die nötige Aufsicht da sei, leicht gefährlich werden könnten.

Euler setzt darauf auseinander, wie er selbst in der Sexta die Sache handhabt. Das Lernen des Schülers sei ein allmähliches, und beim Unterrichte selbst ziehe sich der Lehrer Schüler zu Mithelfern heran; dies seien aber nicht Vorturner im Sinne Jahn's.

sondern nur die kräftigeren Schüler. Es sei auch nicht unwesentlich, daß das Selbstvertrauen bei den Schülern frühzeitig geweckt werde.

Anton (Naumburg) wendet ein, daß ein Sextaner einem andern Sextaner beim Geräteturnen die nötige Hilfe nicht gewähren könne, ein Bedenken, das Euler dadurch widerlegt, daß er bemerkt, Übungen, die gefährlich seien, müßten überhaupt vermieden werden.

Wittich (Kassel) ist der Ansicht, daß das Wort 'oberen' nicht zu streichen sei, da man sonst wieder in das bloße Riegeturnen hineinkomme. Gleichzeitig wendet er sich gegen Ortmann mit der Bemerkung, daß gerade auf diesem Gebiete der Ausspruch 'repetitio est mater studiorum' ganz besonders seine Geltung habe. Es sei durchaus nicht zu befürchten, daß bei dieser Art des Unterrichts ein Schüler keine genügende Beschäftigung finde.

Rümelin glaubt die entstandenen Schwierigkeiten dadurch beseitigen zu können, daß er folgende Fassung der These vorschlägt: 'Dagegen ist es zulässig, zumal bei geringerer Schülerzahl, zu kombinieren und das Gerätturnen in kleineren Abteilungen (Riegen) in den oberen Klassen unter Leitung von Vorturnern ausführen zu lassen.'

Fulda (Sangerhausen) ist der Ansicht, daß die ganze Sache noch nicht recht spruchreif sei. Es seien über den Klassenunterricht viele Klagen erhoben worden, und jedenfalls sei beim Riegeturnen ein viel lebendigeres Interesse wahrzunehmen. Mit einer an und für sich wertvollen Tradition zu brechen, sei bedenklich. Er will aus diesem Grunde die Worte: 'und wird unmittelbar vom Turnlehrer selbst erteilt', aus der These entfernen.

Stürenburg (Leipzig) wendet sich gegen Ortmann, Anton und Fulda, indem er bemerkt, die Unterschiede auf körperlichem Gebiete seien nicht größer, als auf geistigem Gebiete; auch in Sexta würde es nicht an Gehilfen des Lehrers in genügender Anzahl fehlen. Langweilige Turnlehrer freilich würden sich wohl hier und da finden, hoffentlich aber nur als Ausnahme von der Regel. Zum Schluss spricht Redner sich für das Klassenturnen, und zwar auch auf der obersten Stufe der Lehranstalten, mit Entschiedenheit aus. Es sei notwendig, daß der einzelne Schüler zur Anspannung seiner Kräfte getrieben werde. Übrigens finde er eine gewisse Inkonsequenz darin, daß Euler einmal den Turnunterricht als Klassenunterricht bezeichne und doch wieder für die oberen Klassen das Riegeturnen als wünschenswert hinstelle.

Krause (Hanau) meint, daß der Klassenunterricht das einzig Erstrebenswerte sei, und schlägt vor, den zweiten Satz der These so zu formulieren: 'Dagegen ist es nur ausnahmsweise in Ermangelung genügender Lehrkräfte zulässig' u. s. w.

Euler will das Riegeturnen nicht ganz missen, da Jahn durch dasselbe große Erfolge erzielt habe.

Ortmann (Schleusingen) gesteht, daß er immer noch nicht über die von ihm gestellte Frage genügend aufgeklärt sei, ist aber der Ansicht, daß im Hinblick auf die vorerörterte Zeit nur über bestimmt formulierte Anträge diskutiert werden dürfe.

Rühl (Königsberg i. N.) weist auf die Verschiedenheit der körperlichen Kräfte hin, wodurch das Durchschnittsmaß der turnerischen Leistungen sehr herabgedrückt werden müsse, ein Übelstand, der namentlich beim Gerätturnen hervortreten werde.

Nach seiner Ansicht dürfen Turnklassen und Schulklassen nicht identisch sein. Dafs an Turnlehrern in Zukunft Mangel sein werde, sei bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge nicht zu befürchten.

Der Vorsitzende schlägt den Schluß der Debatte vor. Da sich kein Widerspruch erhebt, so wird über den ersten Satz der These abgestimmt. Derselbe wird von der Majorität in der vom Referenten vorgeschlagenen Form angenommen.

Krause (Hannau) kommt auf sein Amendement zurück, und Fulda (Sangerhausen) schlägt vor, über dieses Amendement zuerst abstimmen zu lassen. Nach Verwerfung dieses Vorschlages wird auch der zweite Satz der These in der vom Referenten selbst aufgestellten Form durch grofse Stimmenmehrheit genehmigt.

These 2:

'Jeder Schüler erhält wöchentlich mindestens zwei, auf die beiden Hälften der Woche zu verteilende Turnstunden.'

Schaper (Berlin) greift die These an und will 'mindestens' gestrichen wissen; auch den Ausdruck 'jeder Schüler' hält er für bedenklich.

Euler ist nicht abgeneigt, diese Änderungen anzunehmen.

Wittich (Kassel) will den Ausdruck 'jeder Schüler' festhalten, während Schaper lieber einsetzen will 'jede Klasse'. Diesen Ausdruck hält Wittich nicht für geeignet, weil auf diese Weise das Riegenturnen ausgeschlossen erscheine.

Fulda (Sangerhausen) spricht sich entschieden für die vom Referenten aufgestellte Fassung aus.

Euler bemerkt, dafs er absichtlich die Ausdrücke 'mindestens' und 'auf die beiden Hälften der Woche' in die These hineingebracht habe. Dabei erwähnt er eine Anstalt, auf der diesem Unterricht nur eine ganz geringe Zeit gewidmet werde. Er bemerkt zugleich, dafs früher in Württemberg 4 Turnstunden wöchentlich erteilt wurden, und dafs von anderer Seite 3 Stunden für diese Disziplin beansprucht worden sind, wobei er zugleich eine Stelle aus dem Gutachten der Königl. preuss. wissenschaftl. Deputation für das Medizinalwesen mitteilt, worin ein dreistündiger Turnunterricht (in zwei Hälften zu $1\frac{1}{2}$ Stunden, empfohlen werde. Trotz alledem ist Referent nicht entgegen, dafs 'mindestens' gestrichen wird.

Schaper (Berlin) hält es für angezeigt, um Missverständnissen in Bezug auf die Zahl der Stunden vorzubeugen, lieber das Wort 'mindestens' zu streichen. Indessen wird diese Änderung bei der darauf vorgenommenen Abstimmung nicht gutgeheifsen, sondern These 2 in der vom Referenten ursprünglich vorgeschlagenen Form angenommen.

These 3:

'Die Turnstunden sind mit dem übrigen Schulunterricht in unmittelbare Verbindung zu bringen, also denselben an-, bezw. einzureihen.'

Fulda (Sangerhausen) macht auf die Schwierigkeiten in der Durchführung aufmerksam und meint, es genüge, wenn man sich dafür ausspreche, dafs die Turnstunden zwischen die anderen Unterrichtsstunden gelegt werden können. Er schlägt deshalb folgende Fassung vor: 'Die Turnstunden können u. s. w.'

Wehrmann (Stettin) teilt aus der Praxis mit, dafs man in Stettin mit dem Einreihen der Turnstunden keine günstigen Erfahrungen gemacht habe; die Schüler seien

abgemattet und infolgedessen nicht in gehöriger Weise aufmerksam gewesen. Dies sei nicht zu verwundern, da ja das Turnen auch die Kräfte des Geistes in Anspruch nehme.

Euler hat diese Erfahrungen nicht gemacht und auch von seiten der Lehrer keine derartigen Klagen vernommen; selbst wenn die Schüler in der Stunde von 7—8 Uhr im Sommer tüchtig durch das Turnen angestrengt seien, hätten sie doch in den folgenden Lektionen die nötige Spannkraft des Geistes nicht vermissen lassen. Die Sextaner turnten am Joachimsthalschen Gymnasium von 8—9 Uhr, und auch dabei habe man keine un günstigen Erfahrungen gemacht. Selbst die Schüler, die bis 1 Uhr Unterricht gehabt hätten, seien nicht abgemattet gewesen. Auch in anderen Ländern werde der Unterricht in gleicher Weise gehandhabt, und zwar ohne nachteilige Folgen. Eins müsse allerdings sorgfältig vermieden werden, dafs nämlich die Schüler unmittelbar nach dem Turnunterricht zum Schreiben angehalten würden. Zur Begründung seiner Ansicht teilt er schliesslich den Plan des Thomas-Gymnasiums in Leipzig mit.

Wittich (Kassel) ist der Ansicht, die vom Referenten gewählte Fassung der These ergebe sich aus der unmittelbar vorhergehenden These; übrigens habe er üble Erfahrungen mit der Einreihung der Turnstunden nicht gemacht. Wolle man an dem Wortlaut der These etwas ändern, so empfehle es sich, hinter 'die Turnstunden sind mit dem übrigen Schulunterricht' das Wort 'möglichst' einzuschieben; der Ausdruck 'können' aber sei zu verwerfen.

Köhler (Königswinter) erwähnt ebenfalls, dafs das Einreihen der Turnstunden durchaus nicht zu Unzuträglichkeiten geführt habe.

Schaper (Berlin) will lieber einsetzen 'so viel als möglich', da die Durchführung doch immerhin mit grossen Schwierigkeiten verknüpft sei.

Störenburg (Leipzig) führt, um Eulers These zu unterstützen, noch den Umstand an, dafs in allen Schulen des Königreichs Sachsen der Unterricht in dieser Weise erteilt werde.

Der Vorsitzende schreitet, nachdem Fulda seinen Antrag zurückgezogen hat, über Wittichs Änderung zur Abstimmung. Die These wird nunmehr in folgender Form genehmigt:

'Die Turnstunden sind mit dem übrigen Schulunterricht möglichst in unmittelbare Verbindung zu bringen, also demselben an-, bezw. einzureihen.'

Die übrigen Thesen des Referenten können, da die für die Sektionssitzung bestimmte Zeit bereits abgelaufen ist, nicht mehr behandelt werden.

Der Vorsitzende stellt den Antrag, am nächsten Tage zuerst über die Thesen des Oberlehrers Dr. Heinzelmann-Erfurt zu diskutieren und, wenn alsdann noch Zeit sei, den Rest der Eulerschen Thesen zur Besprechung zu bringen, und zwar

These 4:

'Die zu empfehlende Turnkür (freiwilliges Turnen) und die Turnspiele sind ausserhalb der eigentlichen Turnstunden zu betreiben.

Für Turnspiele und für kürzere Turnfahrten eignen sich besonders die schulfreien Nachmittage des Mittwochs und Sonnabends.'

These 5:

‘Es ist prinzipiell daran festzuhalten, daß der Turnunterricht von ordentlichen Lehrern der Anstalt mit fachturnerischer Vorbildung erteilt werde.

An der Leitung der Turnspiele und der Turnfahrten beteiligen sich (außer dem Turnlehrer) auch die übrigen Lehrer der Schule.’

These 6:

‘Die Dispensation vom Turnunterricht ist thunlichst zu beschränken. Es ist zu unterscheiden zwischen solchen Schülern, welche überhaupt, und solchen, welche nur von gewissen Übungen zu dispensieren sind. Die Dispensationsatteste sind von Semester zu Semester, bezw. von Jahr zu Jahr zu erneuern.’

These 7:

‘Die Abhaltung von Turnfesten mit Wettturnen u. a. w. bei besonderen Gelegenheiten, z. B. dem Sedantage, ist zu empfehlen.’

These 8:

‘Die Schule hat, wenn thunlich, ihre Sorge auch auf das Schwimmen ihrer Schüler auszudehnen.’

Der Antrag des Vorsitzenden wird angenommen.

(Schluß gegen 10 Uhr.)

Vierte Sitzung

am 4. Oktober 1884, morgens 8 Uhr.

Vorsitzender: Oberschulrat Rümelin (Dessau).

Tagesordnung: ‘Wie ist der Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten zu erteilen, damit derselbe seine erzieherische Aufgabe nicht verfehle?’ — Referent: Oberlehrer Dr. Heinzelmann aus Erfurt.

Oberlehrer Dr. Heinzelmann (Erfurt): Der Gegenstand, meine hochverehrten Herren, über den ich die Ehre habe zu Ihnen zu reden, ist — das werden Sie mir alle zugeben — ebenso schwierig als dankbar: dankbar, weil ihm die lebhafteste Teilnahme jedes ernst gerichteten Pädagogen gesichert ist; schwierig, weil gerade da, wo wir berechtigt sind, die höchsten Anforderungen zu stellen, da es sich eben um das Höchste handelt, der Abstand des Könnens von dem Sollen, der Leistung von der Forderung am greifbarsten hervortritt. Der Unzulänglichkeit meiner eigenen Leistungskraft mir in hohem Grade bewußt, habe ich alle Ursache, von vornherein für das, was ich Ihnen in dieser Stunde zu bieten imstande bin, Ihre gütige Nachsicht in Anspruch zu nehmen. Nicht eigentlich um zu geben, sondern um zu empfangen, um mich von Ihnen belehren zu lassen, habe ich mir erlaubt, die Ihnen vorliegenden Thesen aufzusetzen.

Zunächst einiges zur Motivierung des Themas. Dafs auf einem Unterrichtsgebiete, welches noch so wenig durch die wissenschaftliche Pädagogik angebaut ist, wie

der Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten, und auf dem doch ohne Zweifel der Persönlichkeit des Lehrers ein möglichst weiter Spielraum gesichert bleiben muß, Mißgriffe in der Unterrichtsmethode unvermeidlich sind, wird niemand in Abrede stellen. Der Religionsunterricht nimmt in dieser Hinsicht keine Ausnahmestellung ein im Verhältnis zu den übrigen Unterrichtsgegenständen. Aber andererseits werden diese Mißgriffe nirgends fühlbarer hervortreten und verhängnisvollere Folgen nach sich ziehen als hier, wo es sich handelt um dasjenige Gebiet des menschlichen Denkens und Lebens, welchem die Pädagogik selbst die obersten Grundsätze und letzten Ziele ihres Handelns entlehnt. Um so dringender fühlen wir uns aufgefordert, den Ursachen des Schadens nachzuforschen. Eine Hauptquelle der empfindlichsten Mißgriffe auf dem gesamten Unterrichtsgebiete der Oberstufe höherer Lehranstalten, insbesondere auf dem Gebiete des Religionsunterrichts, meine ich darin erkannt zu haben, daß der Unterricht vielfach die ihm auf der Schule gezogenen Grenzlinien überschreitet, daß er, die Schule mit der Universität verwechselnd, seine vornehmste Aufgabe außer acht läßt, nämlich die, zu erziehen. Diese in zwanzigjähriger Unterrichtspraxis wie durch die Beschäftigung mit der einschlägigen pädagogischen Tagesliteratur gewonnene Beobachtung hat mich veranlaßt, die Frage aufzuwerfen: 'Wie ist der Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten zu erteilen, damit derselbe seine erziehlische Aufgabe nicht verfehle?'

These 1:

'Es ist die Aufgabe des erziehenden Unterrichts, die Persönlichkeit des Zöglings nach der Gesamtheit der ihm verliehenen Gaben und Kräfte vom Mittelpunkte des sittlichen Willens aus zu bilden.'

Da der Religionsunterricht hier lediglich als integrierender Teil des gesamten Unterrichtsorganismus der höheren Lehranstalten in Betracht kommt, und die besondere Aufgabe, die er zu lösen hat, bestimmt ist durch den allgemeinen Zweck, dem alle Unterrichtsgegenstände ohne Ausnahme sich unterzuordnen haben, so bedarf es zunächst einer kurzen Verständigung über diese Aufgabe des gesamten Unterrichts. Es gilt zuvörderst als unbestritten, daß die höheren Lehranstalten als allgemeine Bildungsanstalten sich von den öffentlichen technischen Anstalten und von den Universitäten dadurch unterscheiden, daß sie die Aufgabe haben, zu erziehen, daß diese Aufgabe jeder Unterricht ohne Unterschied an seinem Teile zu lösen hat, ja daß der Unterricht in dem Maße seinen Zweck erreicht oder verfehlt, als er eine erziehlische Wirkung ausübt oder vernichten läßt. Die Erziehung aber, welche die Schule als Zweck ihrer Thätigkeit erkennt, ist gleichwohl nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zu einem umfassenderen Zweck, Weg zu einem noch höheren Ziele. Dies ist bekanntlich die Bildung. Wie der Unterricht der Erziehung dient, so ist die erziehende Thätigkeit ihrerseits durch den ihr vorschwebenden Begriff der Bildung bestimmt. Verstehen wir nun unter Bildung die möglichst gleichmäßige und harmonische Entfaltung der gesamten, dem einzelnen Menschen verliehenen Gaben und Kräfte, so würde die Erziehung bei der außerordentlichen Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit dieser Anlagen und Kräfte rat- und ziellos hin und herschwanken, wenn diese Mannigfaltigkeit der Kräfte nicht durch einen allbeherrschenden Mittelpunkt zur Einheit verbunden wäre. Der Mensch ist persönliches Wesen, er ist als solches seinem innersten Wesen nach

selbtbewußter Wille. Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung sind die unveräußerlichen Prädikate der Persönlichkeit. Aber alle geistigen Thätigkeiten des Verstandes und des Gedächtnisses, der Phantasie und des Gefühls erhalten ihre bestimmte Richtung, ihren sittlichen Charakter erst durch die Beschaffenheit des Willens. An diesen allbeherrschenden Mittelpunkt des menschlichen Wesens wendet sich die Erziehung, ihn sucht sie in erster Linie zu bilden, ihm die rechte Richtung auf das Gute, Wahre und Schöne zu geben und ihn in dieser Richtung zu bestärken, fortgehend zu kräftigen. Grund und Ziel der Erziehung ist die Bildung des Willens, als des Kernes der menschlichen Persönlichkeit. Da aber der menschliche Wille freie Selbstbestimmung ist und alle Hingabe an das Gute erst durch die freie Selbstentscheidung ihren sittlichen Wert erhält, so würde die Erziehung außer stande sein, dieses Ziel zu erreichen, wenn sie dabei lediglich auf die unmittelbare Einwirkung auf den Willen des Zöglings angewiesen wäre. Daher tritt diese Art der Einwirkung je höher hinauf desto mehr zurück gegen die mittelbare Einwirkung, wie sie hervorgebracht wird durch die Bildung des Intellekts im Unterrichte. So stellt sich die geistige Bildung durchweg in den Dienst der sittlichen. Aber weit entfernt dadurch an selbständiger Bedeutung zu verlieren, empfängt sie vielmehr jetzt mit der gehörigen Begrenzung zugleich ihren wahren Wert. Indem die Schule, die Gesamtheit des überlieferten Bildungstoffs vom pädagogischen Gesichtspunkte aus, d. h. nach Maßgabe der sittlichen Idee, beurteilend und scheidend, aus dem reichen Kulturerbe der Vergangenheit diejenigen Elemente für den Unterricht auswählt, welche den gegenwärtigen Kulturzustand bestimmt haben und zugleich einen Wert behalten für alle Zeiten, welche darum auch in hervorragendem Maße geeignet sind, den ganzen Menschen in materialer und formaler Hinsicht, nach der rezeptiven wie spontanen Seite seiner Geisteskräfte vom Mittelpunkte seines persönlichen Lebens aus zu bilden, indem sie diesen Stoff dem Zögling in einer innerlich, d. h. Geist und Gemüt, Herz und Verstand, Gefühl und Phantasie und durch das alles den sittlichen Willen bildenden Weise zueignet — erfüllt sie ihren Zweck mittelst des 'erziehenden Unterrichts', dessen Aufgabe die erste These dahin bestimmt, 'die Persönlichkeit des Zöglings nach der Gesamtheit der ihm verliehenen Gaben und Kräfte vom Mittelpunkte des sittlichen Willens aus zu bilden'.

These 2:

'Der christliche Religionsunterricht ist als das wichtigste Erziehungsmittel auch in den oberen Klassen höherer Lehranstalten unentbehrlich. Er hat die Aufgabe, den Zögling durch eine gründlichere Bekanntschaft mit dem Inhalt und Zusammenhang der heiligen Schrift, sowie mit der Geschichte und Lehre der christlichen Kirche zu einem fest begründeten Urteil über das Verhältnis seiner Konfession zu anderen Bekenntnissen oder zu besonderen Zeitrichtungen zu befähigen und ihm so die Möglichkeit einer selbständig zu gewinnenden religiösen Überzeugung zu gewähren'.

Von hier aus ergibt sich von selbst die weitere Frage nach der Unentbehrlichkeit des Religionsunterrichts und im engen Zusammenhange mit ihr die nach der Aufgabe, welche er zu lösen berufen ist. Der eben erwähnte Erziehungszweck wäre

für den Pädagogen unerreichbar, wenn dieser nicht einen starken Verbündeten in der Seele des Zöglings selbst hätte, der ihm sein schwieriges Werk wesentlich erleichtert. Es ist die dem sittlichen Bewußtsein des Zöglings eingepflanzte sittliche Norm, wie sie sich äußert in der Thätigkeit des Gewissens. Jene Norm aber und diese Thätigkeit sind eng verknüpft mit einer anderen Thatsache des inneren Lebens, welche wir die Religion nennen. Die sittliche Norm nämlich, nach welcher der Mensch die Gesamtheit der sittlichen Thätigkeiten und Zustände bei sich selbst und in seiner Umgebung beurteilt, erweist sich bei näherer Betrachtung als Ausfluß eines unbedingt gebietenden Willens, d. h. des göttlichen Willens; sie wird erst begreiflich, wenn man sie betrachtet als eine Einsprache Gottes in unsern Geist. Die Idee des sittlich Guten gewinnt erst Gehalt und Gestalt, Klarheit und Wahrheit in der Idee Gottes, des Einen und des Heiligen, in welchem sie selbst in vollkommener Weise verwirklicht dem Bewußtsein des von Natur sündigen und irrenden Menschen entgegentritt. Erst von hier aus empfängt auch der von Hause aus keineswegs, wie Rousseau wähnt, ohne weiteres und unbedingt auf das Gute gerichtete Wille die rechte Richtung, erhält er zugleich mit der Klärung des sittlichen Bewußtseins die kräftigsten Antriebe zur Erfüllung des Sittengesetzes. Darum kann die Erziehung der Religion so wenig entraten, daß sie vielmehr von hier aus die höchsten Normen ihrer Thätigkeit entnimmt und die Erziehung zur rechten Sittlichkeit von vornherein gründet auf die Erziehung zur rechten Frömmigkeit, zur wahren Religion. — Als solche kommt aber unter den geschichtlich gegebenen Religionen zunächst und vor allem eine in Betracht, die sich nicht als eine unter vielen Religionen, sondern als die wahre, ja als die absolute, d. h. schlechthin vollkommene Religion bekennt, die christliche Religion. Der einzige und absolute Charakter dieser Religion stützt sich wesentlich auf den nicht bloß vorbildlichen, sondern auch einzigen und absoluten Charakter derjenigen Persönlichkeit, welche nicht bloß, wie dies bei anderen Religionsstiftern der Fall ist, nur am Anfang ihrer geschichtlichen Entwicklung steht, sondern welche zugleich ihren wichtigsten Inhalt und Gegenstand bildet. Der Mensch Jesus Christus bezeichnet sich selbst nicht bloß als den Sohn Gottes und damit als die Verwirklichung des allen andern Menschen vorschwebenden religiös-sittlichen Ideals, sondern auch als den Heiland der Welt, den Versöhner und Erlöser, der durch seinen Tod die Schuld der ganzen Menschheit sühnt und nach seiner Auferstehung in seiner Person den Quell der Erlösung von der Macht der Sünde erschließt durch den von ihm ausgehenden heiligen Geist. Die Wahrheit seiner Worte ist bestätigt durch die Geschichte und bewährt sich fort und fort an den Herzen und in dem Leben derer, welche durch den Glauben in eine persönliche Gemeinschaft mit ihm und durch ihn mit Gott treten, die durch ihn, den Sohn, den wahren und einzig vollkommenen Mittler, zum Vater kommen und Gottes Kinder werden. Hier ist mehr als Sokrates und Plato, hier ist mehr als Moses und Muhamed. Denn hier wird dem Menschen eine Wahrheit mitgeteilt, die zugleich Leben ist, eine Wahrheit, die ihn, indem sie den höchstmöglichen Gegenstand, das verwirklichte Ideal des sittlich Guten und Schönen in der Gestalt des heiligen Gottes- und Menschensohnes seinem Intellekt vor Augen stellt, zugleich sittlich frei macht, d. h. den Willen, das Centrum seiner Persönlichkeit, diesen 'edlen Sklaven', erlöst von der schmachlichen und entwürdigenden Knechtschaft der Sünde, welche so den Grund legt zur sittlichen Erneuerung des Menschen und zugleich seinem idealen Sinn

und Streben in der Idee und Thatsache des Reiches Gottes auf Erden die weitesten Perspektiven eröffnet.

Verbürgt so die christliche Religion, indem sie jedem einzelnen Menschen das Heil unter der Bedingung des Glaubens verheißt, in einziger Weise den Erfolg der erziehenden Thätigkeit, indem sie die Erreichung ihres Zieles, der sittlichen Bildung des Zöglings, voll und ganz ermöglicht, und vermittelt sich diese ihre Wirkung wesentlich durch den Glauben, der allerdings auf der einen Seite sittlich, andererseits aber auch durch die Erkenntnis des Gegenstandes, nämlich der christlichen Heilswahrheit, bedingt ist, so erhellt von selbst die Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit nicht nur der christlichen Religion als erziehender Macht, sondern auch des christlichen Religionsunterrichts für die allgemeinen Bildungsanstalten, auch für die höheren Schulen. Und es denkt in der That für den Augenblick in Deutschland wohl keine Behörde daran, diesen wichtigen Unterrichtsgegenstand von dem Lehrplan der höheren Lehranstalten zu streichen, wenigstens von dem Lehrplan der unteren und mittleren Klassen derselben.

Aber wie stehts doch mit den oberen Klassen der Gymnasien und Realgymnasien, mit denen wir uns zu beschäftigen haben? Der preussische Kultusminister Dr. Falk erklärte vor 10 Jahren einem Seminardirektor auf dessen Anfrage, für die Beibehaltung des konfessionellen Religionsunterrichts in Volks-, Mittelschulen und in den mittleren und unteren Klassen der höheren Schulen könne er einstehen, nicht aber für die auf der oberen Stufe der letztgenannten Anstalten. Mögen jetzt die Zeiten sich geändert haben, und dürfen wir immerhin eine Beseitigung des Religionsunterrichts, als eines obligatorischen Lehrgegenstandes, von dieser Stufe bei der Festigkeit und Geschlossenheit der preussischen Traditionen für nicht wahrscheinlich halten, unmöglich ist sie darum nicht; die Frage nach dem Existenzrechte dieses Unterrichtsgegenstandes ist jedenfalls nicht eine müßige, und das umso weniger, als uns die Gründe, welche uns bestimmen, für die Beibehaltung desselben einzutreten, zugleich einen Fingerzeig für die richtige Begrenzung seiner eigentlichen Aufgabe gewähren. Ist es nicht genug, so wird uns von rechts wie von links bisweilen zugerufen, daß die Knaben bis zum 14. oder 15. Jahre in den christlichen Heilswahrheiten unterwiesen sind, und setzen sich nicht die oberen Klassen aus solchen Schülern zusammen, die den Konfirmandenunterricht der Kirche genossen haben und unter die Zahl der mündigen Christen aufgenommen, damit also für fähig erklärt sind, ihre religiösen Bedürfnisse unter Benutzung der ihnen von der Kirche dargereichten Gnadennittel des Wortes und der Sakramente dahin oder in der gottesdienstlichen Gemeinschaft selbst zu befriedigen? Und wird neben der Kirche nicht auch die Familie für die rechte Pflege und Fortbildung des durch Schule und Kirche gelegten guten Grundes und Anfanges des christlichen Lebens Sorge tragen? Es kann zugegeben werden, daß, wenn der kirchliche Konfirmandenunterricht in Verbindung mit der christlichen Erziehung des Hauses seine Schuldigkeit gethan hat, kein zwingender Grund vorliegt, den Religionsunterricht fortzusetzen, und das umso weniger, wenn vorausgesetzt werden darf, daß fort und fort religiöse Impulse von dem gottesdienstlichen und täglichen Leben der Anstalt, sowie von den übrigen Lehrgegenständen auch in den oberen Klassen ausgehen, wie dies doch gewiß von dem Sprachunterrichte und von dem Unterrichte in der Geschichte zu erwarten ist. Aber auch abgesehen davon, ob diese Voraussetzungen zutreffen oder nicht, so würden wir es doch

aus andern Gründen bedauern müssen, wenn der christliche Religionsunterricht auf der Oberstufe höherer Lehranstalten wegfiele. Auch diese Anstalten sind und bleiben ja bis in die obere Stufe hinauf Erziehungsanstalten und verfolgen den in These 1 angegebenen Erziehungszweck — die Persönlichkeit nach der Gesamtheit ihrer Gaben vom Mittelpunkt des sittlichen Willens aus zu bilden. Umfang und Grenzen aber dieser Bildung sind ja nun bestimmt durch die künftige Lebensstellung ihrer Zöglinge. Sie wollen ihren Zöglingen ein solches Maß von allgemeiner, geistiger und sittlicher, humaner und nationaler Bildung mitteilen, welches ihnen eine selbständige Verarbeitung und selbstthätige Verwertung der wichtigsten Kulturelemente der Gegenwart ermöglicht, wie dieselbe durch ihre künftige Wirksamkeit in den höheren Berufsarten und Lebenskreisen unseres Volkes gefordert wird, sei es nun, daß sie unmittelbar nach der Absolvierung ihres Schulkurses in das praktische Leben eintreten, wie das zumeist bei den Realgymnasien der Fall ist, oder daß sie, wie das bei den Gymnasien in der Regel geschieht, vor dem Eintritt in die höheren Berufskreise sich eine tiefere und umfassendere allgemeinwissenschaftliche und fachwissenschaftliche Bildung auf der Universität zu erwerben suchen. Jener geistigen und sittlichen Bildung aber würde der krönende Abschluss und das eigentliche Herz, das beselende Prinzip fehlen ohne eine auch von seiten der Schule planmäßig geleitete und zweckmäßig geordnete religiöse Bildung.

Die Gründe für unsere Behauptung sind teils sittlicher, teils intellektueller Natur. Durch die auf der Oberstufe der höheren Lehranstalten gegebene intensivere, darum aber auch notgedrungen etwas einseitige Entwicklung der spontanen Geisteskräfte wird das Ebenmaß des innern Lebens leicht gefährdet; denn ein Zuwachs an Wissen ist ein Zuwachs an Unruhe. Das Gleichgewicht der Seele aber wird durch keinen Gegenstand in dem Maße wiederhergestellt, wie durch die zweckmäßige Förderung und Fortbildung des religiösen Denkens und Lebens. Daß dieses durch einen besonderen Unterricht geschehen muß, der neben den neu mitzuteilenden Kenntnissen zugleich auf eine dem entsprechende Sammlung und Vertiefung des Gemüts Bedacht nimmt, und von dieser Seite zugleich stärkend und belebend auf den sittlichen Willen einwirkt, das dürfte un widersprechlich sein. — Vor allem aber würde die geistige Bildung selbst eine höchst lückenhafte bleiben ohne den christlichen Religionsunterricht. Der Unterricht hat ja in materialer Hinsicht auf dieser Stufe die Aufgabe, den Schülern eine Übersicht der Hauptwendepunkte der Geschichte der Menschheit, insbesondere der Kulturgeschichte zu geben und sie schrittweise in die wichtigsten Schriftdenkmäler der menschlichen Geisteskultur einzuführen, wobei das Gymnasium zu den Ursprüngen und Quellen unserer gesamten Kulturentwicklung leitet, wie sie in den klassischen Schriften der alten Griechen und Römer gegeben ist, das Realgymnasium dagegen den Schüler vor allem in der modernen Kulturwelt zu orientieren sucht. Steht es nun fest, daß die heutige Kultur in formaler Hinsicht durch das klassische Altertum, in materialer und ethischer Hinsicht aber in erster Linie durch das Christentum, die deutschnationale Kultur der Gegenwart insbesondere durch die Reformation des 16. Jahrhunderts und durch die auf ihren Schultern ruhende zweite Blüteperiode unserer Litteratur wesentlich bestimmt ist, so hat die Schule die Pflicht, den geschichtlichen Mächten, durch welche das religiöse und das sittliche Leben der Gegenwart nach Gehalt und Gestalt beherrscht ist, eine dem Bildungsstandpunkte der

oberen Klassen höherer Lehranstalten entsprechende Berücksichtigung zu teil werden zu lassen, da andernfalls die Kenntnis des wichtigsten Teiles der Kulturgeschichte der Menschheit eine ungenügende bleiben und dadurch eine empfindliche, in späterer Zeit kaum wieder ausfüllbare Lücke im Wissen des Schülers entstehen würde.

Diesem Bedürfnisse kommt der Religionsunterricht zunächst in der Sekunda höherer Lehranstalten entgegen, indem er die Zöglinge, in stetem und unmittelbarem Anschluss an die heilige Schrift, als die geschichtliche Urkunde der göttlichen Heils offenbarung, mit den Hauptwendepunkten der Heilsgeschichte des Alten und des Neuen Testaments bekannt macht und ihnen eine klare und anschauliche Übersicht über die Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden zu geben vermag, woran sich dann weiter ein Überblick über die kulturgeschichtlich bedeutsamsten und religiös fruchtbarsten Perioden der Kirchengeschichte schließt, insbesondere eine ausführlichere Darlegung der Geschichte des apostolischen Zeitalters und der ersten christlichen Jahrhunderte, sowie der Reformationszeit. Niemand wird leugnen, daß dieser Unterricht, der zugleich eine passende Ergänzung zu der in dieser Klasse ausführlicher vorgetragenen griechischen und römischen Geschichte bildet, einigermassen zweckmäßig erteilt, sich an bildender Kraft mit jedem anderen Unterrichtsweige messen kann. Die hohe Bedeutung des Gegenstandes sichert ihm das Interesse des Schülers, die strenggeschlossene Einheit, wie sie sich in dem innern Zusammenhange der göttlichen Heilsthaten des Alten und des Neuen Bundes kund giebt, die in der Zeit der Vorbereitung alle auf den einen Mittelpunkt abzielen, in der Zeit der Erfüllung sich um den einen persönlichen Mittelpunkt der göttlichen Heils offenbarung sammeln und von hier aus ihre Kraft erzeugen in der Umgestaltung und Erneuerung des innern und äußern Lebens der Völker und der Einzelnen, wirkt in hohem Maße imponierend und erhebend auf Geist und Gemüt des Schülers, endlich verbürgt ihm der strenge Anschluß an die älteste, ehrwürdigste und wichtigste Urkunde des Menschengeschlechts die geschichtliche Quelle der darzuliegenden Thatsachen, in Verbindung mit seinem biographischen Charakter die jedem Geschichtsunterricht so unentbehrliche Anschaulichkeit und Lebendigkeit.

Aber — gehen wir noch einen Schritt weiter — das alles zugegeben, könnte man sagen, so würde doch durch diesen, wie durch jeden andern Geschichtsunterricht nur den rezeptiven Geisteskräften des Zöglings, Gedächtnis, Phantasie und Gefühl, eine besondere Förderung und Entwicklung zu teil werden; und liegt nicht hier auch die Gefahr nahe, das Gedächtnis mit allerhand Daten anzufüllen, die wir als unfruchtbar und schädlich, weil dem pädagogischen Bildungszwecke widersprechend, erachten müssen? In der That, so notwendig und unentbehrlich auch für jede Art und Stufe geistiger Bildung eine bestimmte Summe von positiven Kenntnissen ist, so wertvoll und empfehlend ein lebhaftes Gefühl und eine mit hohen und erhabenen Anschauungen bereicherte Phantasie sein mag, so bezeichnen sie doch nicht die Spitze jener Geistesbildung, welche die Erziehung auf der Oberstufe der höheren Lehranstalten zu erzeugen berufen ist. Hier zielt alle Weckung und Pflege der rezeptiven Kräfte durch Mitteilung der wertvollsten Bildungsstoffe ab auf die Erregung und Entwicklung der spontanen Kräfte des Verstandes, des Urteiles und schließlich des sittlichen Willens; alle materiale Bildung stellt sich hier in den Dienst der formalen Bildung. So allein kann jenes Maß geistiger und sittlicher Selbstständigkeit erzielt werden, welches dem von der Anstalt scheidenden Zöglinge die Möglichkeit ge-

währt, den Anforderungen, welche dereinst die Wissenschaft und das Leben an ihn stellen, gerecht zu werden. Jene vielen Kenntnisse sollen sich umsetzen in klare und gesicherte Erkenntnis, und diese sich bewähren in einem festen Urteile, welches das Schwanken in den wichtigsten und entscheidendsten Punkten ausschließt und eine sichere Anwendung der erkannten Prinzipien auf die einzelnen, in der Wirklichkeit gegebenen Fälle verbürgt. Alle jene ästhetischen und ethischen Gefühle und Anschauungen werden erst dadurch ein wertvoller Besitz des persönlichen Lebens und damit aller echten Bildung, daß sie sich unter der ordnenden Thätigkeit des Verstandes umsetzen in klare Erkenntnisse, welche die Grundlage bilden zu einem sicheren und wohlbegründeten Urteile. Allein auf diesem Wege kann sich in naturgemäßer Weise, unter Mitwirkung anderer Faktoren, die hier nicht zu erörtern sind, dasjenige in der Seele bilden, was wir als die reife Frucht aller erziehenden Thätigkeit bezeichnen möchten, nämlich die feste Überzeugung, die wohlbegründete wissenschaftliche, ästhetische und sittliche Überzeugung, in welcher sich die persönliche Bildung jedes Einzelnen abschließt, und wie sie zumal bei dem unsicher suchenden und schwankenden Charakter der heutigen Zeitbildung für jeden, der in den höheren Kreisen unsrer Gesellschaft dereinst eine geachtete Stellung einnehmen will, unentbehrlich ist, da sie die notwendige Bedingung und Voraussetzung zu dem bildet, was man im besondern Sinne des Wortes einen Charakter nennt. Es liegt im Begriffe des Charakters im guten Sinne des Worts, daß in ihm die sittliche Richtung des Willens die alle Äußerungen und Thätigkeiten des geistigen Lebens bestimmende ist; Charakter im engeren Sinne schreiben wir demjenigen zu, der sich eine eigene, wohlbegründete Überzeugung erworben hat, der den persönlichen Mut besitzt, dieselbe zu äußern und im Gegensatze zu anderen abweichenden, ja entgegengesetzten zu behaupten, und der sie unter Anwendung sittlich erlaubter Mittel in seinem Lebenskreise zur Geltung bringt.

Von hier aus springt nun von selbst die Wichtigkeit und Notwendigkeit einer sicheren und wohlbegründeten Überzeugung auf demjenigen Lebensgebiete in die Augen, welches wir als das umfassendste und das gesamte sittliche und geistige Leben der einzelnen Menschen und Völker beherrschende anzusehen haben, auf dem religiösen Gebiete. Nirgends rücht sich die Unklarheit und Verschwommenheit, der Mangel an klaren Begriffen und Anschauungen, an festen leitenden Grundsätzen, kurz der Mangel an einer wohlbegründeten Überzeugung und die damit verbundene Urteils- und Charakterlosigkeit ärger und empfindlicher, als gerade hier. Nun haben wir es hier zu thun mit einer Altersstufe, welche, wie in körperlicher, so auch in geistiger Beziehung nicht selten für die Zukunft entscheidend zu sein pflegt, ich meine jene Stufe, welche durch den Eintritt der Pubertät bezeichnet ist, wo mit dem gesteigerten persönlichen Selbstgefühl und der entwickelteren Reflexionsthätigkeit die Neigung zum Zweifel an der Wahrheit des Überlieferten und zur persönlichen Durchbrechung der durch die Autorität und die Pietät gesetzten Schranken erwacht. Bei der Macht der Verführung, welche der vielfach religions- und sittenlose, meist alles idealen Gehaltes bare Charakter der heutigen Gesellschaft in sich schließt, und bei dem der kirchlichen Sitte und dem positiven Christentum vielfach entfremdeten Zustande gerade unserer gebildeten Familien, aus denen sich doch zumeist unsere höheren Schulen rekrutieren, ist es bekanntlich gar nichts Seltenes, daß die Knaben unmittelbar nach der kirchlichen Konfirmation — natürlich meist aus einer gewissen verzeihlichen persönlichen Eitelkeit — allen Glauben und damit auch alle Idealität und

Pietät über Bord werfen, wodurch dann oft auch die weiteren Erfolge der Erziehung auf dem geistigen und sittlichen Gebiete in Frago gestellt werden. Hier ist es nun der Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten, der am ersten in stande ist, den unter Umständen verhängnisvollen Folgen der genannten Entwicklungskrankheit des geistigen Lebens entgegenzutreten, indem er dem Bedürfnisse des den Schwankungen und Irrungen unterworfenen jugendlichen Geistes nach einer tieferen und klareren religiösen Erkenntnis und nach einem sicheren Urteile über die verschiedenen, ihm durch den sonstigen Unterricht oder durch den Verkehr und die Berührung mit dem Leben der Gesellschaft entgegengebrachten religiösen Ansichten und Richtungen, kurz nach einer durch ernste Arbeit zu gewinnenden festeren und stichhaltigeren religiösen Überzeugung entgegenkommt.

In echt pädagogischer Weise vermag der christliche Religionsunterricht durch die heilige Schrift dieses Bedürfnis zu befriedigen, indem er die religiös-sittlichen Heilswahrheiten durchweg auf die Heilthatsachen gründet, alle religiöse Erkenntnis auf die klare und lebendige Anschauung klassischer Vorbilder des religiösen Lebens stützt, indem er die Lehre vom Reiche Gottes und seinen Kräften und Zielen, Gaben und Aufgaben überall in strengen Anschluß an die Geschichte des Reiches Gottes, an die innern und äußern Erfahrungen seiner hervorragendsten Träger darlegt und dem Schüler in dem Spiegel ihrer persönlichen Kämpfe, Anfechtungen, Zweifel und Versuchungen die Macht der Sünde und des Irrtums, die sich in den eignen Kämpfen und Zweifeln offenbart, immer tiefer verstehen, in ihren Thaten und Siegen aber die weltüberwindende Macht der göttlichen Gnade und Wahrheit immer besser erkennen und zuversichtlicher ergreifen lehrt. Bietet so der Religionsunterricht dem Zögling in einer dem jeweiligen Bedürfnis und dem Stande seiner inneren Entwicklung angepaßten Weise die Elemente einer tieferen Gottes- und Selbsterkenntnis, worauf alle klare religiöse und sittliche Überzeugung beruht, so wird er den Schüler weiter führen dürfen zum Mittelpunkt der christlichen Heilserkenntnis, zu der heiligen Gestalt des Schönsten der Menschenkinder, in dessen Persönlichkeit sich Gott selbst in einer nach Geschichte und Lehre, nach Wort und That einzigen und abschließenden Weise der Welt geoffenbart hat, und ihn anleiten, aus der Hand dessen, der gesagt hat: 'Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben' die Gewisheit des eigenen Heils und den festen Anker aller persönlichen Überzeugung im Glauben zu empfangen, um von diesem Höhepunkte aus ein sicheres Urteil zu gewinnen über die Segnungen der von ihm gegründeten Heilsanstalt der Kirche, über den Wert der von der gesamten Christenheit auf Erden bekannten Heilswahrheiten, sowie über das Verhältnis seiner eignen Konfession zu anderen christlichen Bekenntnissen und zu den besouderen Zeitrichtungen und Zeitströmungen der Gegenwart. Dann erst wird der christliche Religionsunterricht seinen erziehhchen Zweck erfüllt haben, einen wesentlichen Beitrag zur künftigen religiös-sittlichen Charakterbildung des Zöglings und damit zugleich der von den höheren Schulen geforderten geistigen und sittlichen Bildung die unentbehrliche Grundlage und den krönenden Abschluß zu geben.

These 3:

Insbesondere will der evangelische Religionsunterricht dem Schüler der obersten Klasse des Gymnasiums durch eingehendere Lesung wichtiger Abschnitte des Neuen Testaments in der Ursprache,

sowie hervorragender reformatorischer Schriften die Elemente einer auf das Evangelium gegründeten religiös-sittlichen Weltanschauung mitteilen, welche ihm den Maßstab giebt zur Beurteilung des antikklassischen, wie des neuklassischen Bildungsideals und der wichtigsten Zeitvorstellungen der Gegenwart!

Wir haben uns bisher darauf beschränkt, das Existenzrecht und die Aufgabe des christlichen Religionsunterrichts in den oberen Klassen höherer Lehranstalten in allgemeinen Umrissen darzulegen; ein zweifacher hochbedeutsamer Gegensatz, ein konfessioneller, der zwischen der evangelischen und katholischen Auffassung und Behandlung, und ein pädagogischer, der zwischen den Zielen des Gymnasiums und des Realgymnasiums, blieb dabei unberührt, indem wir uns der Hoffnung hingaben, daß unsre bisherigen Aufstellungen in religiöser Hinsicht auf katholischer Seite nicht wesentlich beanstandet, und in pädagogischer Hinsicht von seiten der Realgymnasien als nicht zu hoch bemessen erachtet werden würden. Weist doch auch der neue preussische Lehrplan für höhere Schulen bei der Bestimmung des Lehrzieles für den Religionsunterricht der genannten Anstalten und Konfessionen kaum nennenswerte Unterschiede auf. Democh dürfen wir dieselben im Interesse der Sache nicht ganz unberücksichtigt lassen.

Was zunächst den konfessionellen Gegensatz betrifft, so kommt hier für uns nicht in Betracht der zwischen der lutherischen und reformierten Denkweise, denn er ist mehr relativ, weil individuell und national bedingt, wohl aber der zwischen der evangelischen und römisch-katholischen Kirche; denn er ist für jeden, der die jüngste abschließende Dogmenbildung dieser Kirche frei von romantischen Anwendungen betrachtet, ein absoluter, weil sachlich und ethisch begründeter. Eine Kirche, welche die Seligkeit durch die strikte Unterwerfung unter Dogmen wie die vom J. 1854 und 1877, bedingt sein läßt, welche sich in einen so greifbaren Widerspruch mit der aus der Bibel geschöpften christlichen Heilswahrheit, mit aller unbefangenen Geschichtsforschung und der gesunden Vernunft setzt, welche zur Erhärtung dieser durch jesuitische Praktiken erschlichenen Dogmen sich einer zielbewußten und beharrlich fortgesetzten Geschichtsfälschung bedient und dabei den Mut besitzt, mit der Miene der gekränkten Unschuld dem Gegner die eignen unlauteren Motive unterzulegen, dürfte sehr wenig geeignet sein, eine freie persönliche Überzeugung, wie sie sich gründet auf die klare Erkenntnis der den tiefsten religiösen und sittlichen Bedürfnissen des Herzens und Gewissens entsprechenden Wahrheit, in den jugendlichen Seelen hervorzurufen, und hat im Bereiche derjenigen Erziehung, welcher die elementarsten sittlichen Gesetze der Wahrhaftigkeit und Redlichkeit noch als heilig und unantastbar gelten, Sitz und Stimme verscherzt. Erhebt sie aber trotzdem den lauten und zuversichtlichen Anspruch auf Geltung innerhalb der Schule, so wird sie sich nicht beklagen dürfen, wenn ihr von seiten eines Staates, welchem die christliche Gesinnung und sittliche Lauterkeit seiner Bürger nicht gleichgültig ist, die zur Aufrechterhaltung des sittlichen Gemeinwohls erforderlichen Schranken gezogen werden. Auf die Zustimmung dieses spezifisch römischen, d. h. ausschließlich päpstlichen, ultramontanen und jesuitischen Katholizismus haben wir von vornherein nicht gerechnet, wenn wir sobeu eine auf die Einführung in die heilige Schrift und die Heilslehren der christlichen Kirche gegründete religiöse Überzeugung als das gemeinsame Ziel des katholischen und evangelischen Religionsunterrichts bezeichneten. Aber wohl auf die jener zahlreichen

ehrenwerten, wenn auch in der Stille wirkenden Bekenner eines edlen und besonnenen, in seinen Machtansprüchen maßvollen und nicht antinational, sondern christlich gesinnten Katholizismus eines Pascal und Fénelon, eines Wessenberg und Sailer, eines Döllinger und Reinkens, von dem wir in nationalem Interesse nur wünschen können, daß derselbe in Zukunft in dem katholischen Teile unseres Volkes mehr zur Geltung komme.

Und doch bleibt auch dieser durch den gegenwärtigen Altkatholizismus vertretenen kirchlichen Richtung gegenüber der Gegensatz evangelischer Grundanschauung bestehen, welcher eben darum von einem auf klare und bestimmte religiöse Erkenntnis hinarbeitenden Unterricht aus erzieherischen Gründen nicht vertuscht werden darf, weil er sittlich begründet ist. Wie der katholische Christ nach Schleiermachers bekannter Definition sein Verhältnis zu Christus abhängig macht von seiner Stellung zur Kirche, so läßt umgekehrt der evangelische Christ sein Verhältnis zur Kirche durch seine Stellung zu Christus bedingt sein. Dem katholischen Christen ist die Kirche und ihre Tradition die höchste und letzte Autorität, welche den Maßstab für das Verständnis der heiligen Schrift und der in ihr enthaltenen Heilswahrheit abgibt, und die Grundtugend des katholischen Christen ist mithin der pietätsvolle Gehorsam gegen die Kirche und ihre vom unfehlbaren Gottesgeiste erfüllten rechtmäßigen Vertreter, die Bischöfe. Der evangelische Christ hängt auch mit Pietät an seiner Kirche wie an jeder gottgeordneten Institution, aber die in religiöser und sittlicher Hinsicht entscheidende Autorität ist ihm allein Christus, wie er in seinem in der heiligen Schrift arkundlich überlieferten Worte zu uns redet und durch dasselbe sich dem Herzen jedes religiös empfänglichen Menschen durch seinen heiligen Geist als die Wahrheit bezeugt. Die Kirche dagegen darf nur insoweit den Anspruch der göttlichen Wahrheit und religiöser Geltung erheben, als sie Christus, und zwar den Christus des Neuen Testaments, verkündigt; ihre Aufgabe ist nicht, sich selbst zu verherrlichen, sondern die Seelen der Menschen zu Christus zu führen, sie in einen unmittelbaren, für Zeit und Ewigkeit bleibenden Kontakt mit Christus zu setzen, in welchem allein das Heil zu finden ist. Die Grundtugend des evangelischen Christen ist daher nicht der Gehorsam gegen die Kirche und ihre Dogmen, sondern alles zielt hier ab auf den Glauben, d. h. auf ein persönliches Verhältnis freier und unbedingter Hingabe des Herzens und Willens an Christum. Diesen Glauben erkennt sie echt religiös und sittlich zugleich als den Quell der wahren Liebe und eines neuen heiligen Lebens, als das durch Kraft der göttlichen Gnade das Herz des Menschen umschaffende Lebensprinzip, das den Menschen treibt, den gesamten Bereich des natürlichen Leben zum Reiche Gottes umzuwandeln und im Dienste des Reiches Gottes zu heiligen und zu vollenden. Und während die katholische Auffassung die Kirche auch in ihrer äußeren und sichtbaren Erscheinung mit dem Reiche Gottes zusammenfallen läßt, dagegen der Familie, dem Staate und der bürgerlichen Gesellschaft eine der Kirche gegenüber untergeordnete Bedeutung zuschreibt, sind der evangelischen Betrachtung Kirche und Staat, Schule und Haus, Familie und bürgerliche Gesellschaft in ihrer Art gleichberechtigte und gleichwertige sittliche Gemeinschaften, durch welche Gott die durch Christus erlöste Gemeinde der Gläubigen in fortschreitender Entwicklung ihrem sittlichen Ziele, der Heiligung und Vollendung durch das Wort Gottes, und dem Kommen des Reiches Gottes entgegenführt. Indem die evangelische Anschauung durch den Grundsatz der Rechtfertigung des Menschen allein aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben und durch die Lehre vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen allen

Wahnvorstellungen menschlichen Verdienstes vor Gott, sowie den unsittlichen Bestrebungen einer egoistischen Lohnsucht und eines eitlen Ehrgeizes gründlich entgegentritt, da sie allen unter der alleinigen Bedingung des Glaubens an Christum das gleiche religiöse Recht der Kinder Gottes gewährt, macht sie den Menschen äußerlich von allen willkürlichen Menschenansatzungen frei, jedoch nur, um ihn innerlich desto fester an Gott und sein Wort, als die höchste und allein maßgebende Autorität, zu binden und ihm umso nachdrücklicher zur sittlichen Pflicht zu machen, die Tugenden dessen, der uns berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht, im ganzen Leben, in Wort und Wandel, in allen Lebenskreisen und Berufsstellungen zu bewähren, und das alles nicht aus Hoffnung auf äußern Lohn im Diesseits, sondern aus dem freien Antriebe dankbarer Gegenliebe gegen den, der uns zuerst in seinem Sohne geliebt hat, während die katholische Anschauung bei ihrer Lehre vom Verdienst der Werke die niedere Lohnsucht befördert und, entweder zum hochmütigen Selbstvertrauen oder zur eitlen Selbstbespiegelung verleitend, den reinen Spiegel christlicher Sittlichkeit trübt. Diese ethischen und fundamentalen Unterschiede hat der evangelische Religionsunterricht auf der Oberstufe höherer Lehranstalten zur klaren Anschauung zu bringen, um dem Schüler, zumal wenn er in katholischer Umgebung lebt, zu einer wohlbegründeten Überzeugung zu verhelfen. Selbstverständlich wird das nur in der obersten Klasse geschehen können, da nur hier die Bedingungen für das Verständnis dieser tief eindringenden Gedankenzusammenhänge gegeben sind, und nicht in der dogmatischen — sei es theologischen oder philosophischen — Form einer systematischen Glaubens- und Sittenlehre, sondern überall in strengem Anschluß an die heilige Schrift, aber zugleich unter zweckentsprechender Berücksichtigung der wichtigsten reformatorischen Schriften der deutsch-evangelischen Kirche, zu denen wir neben der Angsburgischen Konfession namentlich auch Luthers herrliche Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen rechnen.

Während aber die Realgymnasien — und das führt uns auf den zweiten der genannten Gegensätze —, da sie vor allem tiefer in das Verständnis der modernen Kulturentwicklung an der Hand der neueren deutschen und der englisch-französischen Litteratur einführen und daher vorzugsweise neben dem allgemein-menschlichen nationale Bildungszwecke verfolgen, sich mit Luthers meisterhafter Übersetzung — natürlich im revidierten Text! — begnügen, gehen die Gymnasien, welche im Unterschiede von jenen Anstalten die Aufgabe haben, eine gründlichere Bekanntschaft mit den Quellen der gesamten neueren Kulturentwicklung zu vermitteln, aus denen die gebildete Menschheit für alle Zeit und Zukunft die Kraft geistiger Verjüngung und idealer Erhebung schöpft, auch hier im Religionsunterricht der obersten Klasse zu den Quellen, d. h. auf den griechischen Urtext des Neuen Testaments zurück, um entsprechend ihrem propädeutisch-wissenschaftlichen Charakter, der sie zu Vorbildungsanstalten für die Universitätsstudien befähigt, an der Hand zweier in ihrer Art klassischen Schriften des Neuen Testaments, des Römerbriefes und des Johannesevangeliums, den durch Platos und Demosthenes' Schriften gestählten Geist des Primaners in die Tiefe der paulinischen Gedankenwelt und auf die ideale Höhe der johanneischen Weltbetrachtung zu führen. Im Anschluß an diese unerschöpflich reichen, an Tiefe und Gehalt der Gedanken, wie an Kraft und Schönheit der Sprache einzigen Schriften teilt der Religionsunterricht die Hauptpunkte der christlichen Glaubens- und Sittenlehre mit. Wie in der Unterprima an die Lesung des Römerbriefes, dessen

erster Hauptteil jedenfalls bis zum 8. Kapitel im Anschluß an den griechischen Urtext ausführlicher zu erklären ist, sich naturgemäß eine Übersicht der reformatorischen Heilslehre schließen wird, so wird in der Oberprima die eingehendere Lesung der ersten acht Kapitel und etwa der Abschiedsreden (K. 13—17) des Johannesevangeliums die Grundlage bilden für die Mitteilung der Elemente einer auf das Evangelium gegründeten religiös-sittlichen Weltanschauung, welche den Maßstab abgiebt zur Beurteilung des Wertes und der Schranken, des Lichtes und des Schattens des antikklassischen, wie des neuklassischen Bildungsideals und der wichtigsten Zeitvorstellungen der Gegenwart. Wie der Schiller dort angeleitet wird, von den Gegensätzen der Sünde und Gnade aus eine Einsicht zu gewinnen in die schriftmäßige Grundlage der evangelischen Kirchenlehre, so eröffnet sich ihm hier von der tieferen Erkenntnis der versöhnenden und erlösenden Persönlichkeit des wahrhaftigen Gottes- und Menschensohnes aus eine weite Perspektive in die weltumfassenden Kräfte und Ziele des Reiches Gottes und in das nach Goethe tiefste und im Grunde einzige Thema der Welt- und Menschengeschichte, in den Konflikt des Glaubens und des Unglaubens, in welchem sich der in der antiken Weltanschauung nur angedeutete ethische Gegensatz zwischen dem sittlich Guten und dem sittlich Bösen abschließt und vollendet — eine Erkenntnis, die wie keine andere geeignet ist, den ewigen Wert der einzelnen Persönlichkeit und die hohe Verantwortlichkeit der eignen Selbstentscheidung gegenüber den höchsten Fragen ins helle Licht zu stellen, gerade dadurch aber dem sittlichen Willen den freiesten und zugleich stärksten Antrieb verleiht, das in Christo dargebotene Heil im Glauben persönlich zu ergreifen und dereinst mit der ganzen Kraft und Fülle der Überzeugung für die erkannte Heilswahrheit einzutreten, welche, weit entfernt von aller romantischen Verschwommenheit und Unklarheit, mit dem Apostel spricht: 'Ich weiß, an wen ich glaube', und frei von aller eitelen und hochmütigen Selbstüberschätzung ebenso demütig als freudig bekennt: 'Von Gottes Gnade bin ich, das ich bin'.

Es wäre nun gewiß thöricht zu meinen, daß der Religionsunterricht allein imstande wäre, diesen Glauben, etwa gar auf dem bloßen Wege der Belehrung, zu erzeugen. Der Glaube ist eben nicht jedermanns Ding, d. h. er ist sittlich bedingt, er läßt sich als freie persönliche That des einzelnen Menschen nicht erzwingen, er ist andererseits durch eine Einwirkung von oben bedingt, durch die Thätigkeit des heiligen Geistes, der sich seine Uhr nicht von Menschen stellen läßt: denn der Glaube ist zugleich Gottes Werk im Menschen. Es wäre noch thörichter zu wäuen, daß der Religionsunterricht, wenn er richtig erteilt würde, diese Wirkung in allen Zöglingen hervorbringen müßte; denn der christliche Glaube ist nicht etwas auf einmal Fertiges, sondern wie das persönliche Christentum überhaupt nach Luthers Ausspruch hienieder nicht im Wordensein, sondern im Werdensein, er gehört in dem zuletzt beschriebenen vollen Sinne einer nach allen Seiten wohlgegründeten Überzeugung, die erhaben ist über alle Zweifel und Schwankungen, unter normalen Verhältnissen erst einer späteren Entwicklungsstufe an. Aber er ist das Ziel, welches den evangelischen Religionsunterrichte vorschweben soll, und wir fordern von diesem Unterrichte, sofern er auf der Oberstufe höherer Lehranstalten, namentlich der Gymnasien, erteilt wird, daß er zu diesem Glauben seinerseits den Grund legt, indem er dem Zögling durch Mitteilung der Elemente einer christlichen Weltanschauung die Möglichkeit gewährt, bei normaler religiös-sittlicher Entwicklung zu demselben zu gelangen.

These 4:

'Der evangelische Religionsunterricht verfehlt seine erziehlische Aufgabe, wenn er seinen positiv-biblischen Charakter verleugnet oder das Bildungsziel der Schule außer acht läßt.'

Wir sind am Ende unserer ausführlicheren Begründung. Die folgenden Thesen müssen für sich selbst sprechen. Wir wissen sehr wohl, meine Herren, daß der Religionsunterricht, vor allem auch der evangelische, meist dieses Ziel nicht erreicht, ja daß er seine erziehlische Aufgabe geradezu verfehlt. Können wir uns im ersten Falle trösten mit dem Worte 'in magnis sat voluisse', so fordert uns der letztgenannte Fall auf, nach den Ursachen des Schadens zu suchen. Da fällt unser Blick auf zwei Hauptsachen, die eine ist materialer, religiöser Art, die andere formaler, pädagogischer Art. Der Unterricht kann entweder, was den Inhalt und Gegenstand betrifft, seinen positiv-biblischen Charakter verleugnen, oder er kann das Bildungsziel der Schule außer acht lassen.

Wird der Unterricht z. B. dazu gemißbraucht, die Quellen der Heilserkenntnis vor den Augen der Schüler einer mißgünstigen und vielleicht obenein wissenschaftlich nicht hinlänglich begründeten Kritik zu unterziehen, statt aus ihnen zu schöpfen und das Wasser des Lebens auf Grund eigener persönlicher Erfahrung mitzuteilen, leugnet man in rationalistischer Weise die geschichtliche Grundlage der Heilsoffenbarung Gottes und löst die biblischen Heilswahrheiten in dürre Moral oder abstrakte Metaphysik auf, betrachtet man Christus nur als einen der hervorragendsten Menschen, der uns indes nichts weiter als die vortrefflichste Sittenlehre gegeben hat, vielleicht gar als den religiösen Genius der Menschheit, aber immerhin nicht als den, für welchen er sich selbst ausgiebt, als den heiligen Gottes- und Menschensohn und den Heiland der Welt; stempelt man ihn dadurch in den Augen jedes nur einigermaßen konsequent denkenden Primaners zu einem einfachen Schwärmer oder Betrüger: so mag man sich noch so sehr mit dem romantischen Zauber künstlicher Gefühlsregung und religiösen Echauffements oder mit dem Flitter der Zeitweisheit ausputzen — das Herz der Schüler wird man nicht gewinnen, man 'wird nicht Herz zu Herzen schaffen', und der sittlichen Bildung wird man nicht dienen, vielmehr wird man nur zur Unwahrheit und Heuchelei verleiten und die Macht des Zweifels und des Unglaubens in den jungen Seelen stärken. In diesem Falle müßten wir den Religionsunterricht lieber einfach vom Lehrplan streichen; er nützt nichts und schadet nur.

Aber wir können uns andererseits auch einen Religionsunterricht denken, der positiv-biblisch und kirchlich korrekt erteilt wird und doch um nicht viel besser ist als der ebengenannte. Wer ohne Berücksichtigung der Entwicklungsstufe des Knaben und angehenden Jünglings, sowie seiner religiösen und sittlichen Bedürfnisse den nach Brot hungernden jungen Seelen die unverdaulichen Steine einer theologischen oder philosophischen Metaphysik bietet und sich einbildet, die großen Geheimnisse des Christentums, die Dreieinigkeit Gottes, die Menschwerdung des Sohnes Gottes, die Versöhnung der Welt und andere hohe Gegenstände heranwachsenden Knaben handwerksmäßig wie ein Rechenexempel vordemonstrieren zu können, wer ihnen ein Joch von dogmatischen Begriffsverklüsterungen überzuwerfen sucht, das er selbst unfähig ist zu tragen, der wird nie instande sein, Lust und Liebe zur Sache und eine freie Überzeugung in den heilsbegierigen Seelen zu wecken; er wird eher Abneigung, sicherlich

Gleichgültigkeit hervorrufen, und sittliche Frucht wird dieser Unterricht nicht schaffen. Ein solcher Unterricht leidet an einem empfindlichen formalen Mangel, er entbehrt des pädagogischen Geschickes und verleugnet seine Kraft, da er das Bildungsziel der Schule aufser acht läßt.

These 5:

‘Um erziehlich wirken zu können, hat der Unterricht den Stoff aufsorgfältigste zu sichten und jede Art von einseitig wissenschaftlicher Verstiegenheit zu vermeiden, welche zur Überladung des Gedächtnisses oder zur oberflächlichen Vielwisserei führt.

Welches sind nämlich die ersten pädagogischen Voraussetzungen für die fruchtbare Erteilung jedes Unterrichts? Bleiben wir bei den Gymnasien stehen. Alles kommt hier zunächst an auf die richtige Auswahl des Stoffes, sodann auf die rechte Methode der Aneignung. Gerade die Gymnasien in erster Linie sollen, da sie mit ihrem Bildungsziel den Universitäten so nahe stehen und in der obersten Klasse eine propädeutisch-wissenschaftliche Aufgabe haben, am ängstlichsten darauf bedacht sein, die durch die ersten Gesetze des erziehenden Unterrichts ihnen vorgeschriebenen Grenzen streng zu wahren und sich vor einer heillosen Antizipation des Universitätsunterrichts zu hüten. Zwar trägt der Gymnasialunterricht auf der Oberstufe einen wissenschaftlichen Charakter an sich, und seine Hauptaufgabe ist, den wissenschaftlichen Sinn zu wecken; aber gleichwohl ist und bleibt er dem Universitätsunterricht gegenüber ein propädeutischer, wenn man will, elementarer, er ist wissenschaftlicher Elementarunterricht. In dieser elementaren Begrenzung liegt seine Kraft, sein erziehender Einfluß. Das verkennen viele, meist aus wissenschaftlicher Eitelkeit, und führen dadurch eine Überladung des Gedächtnisses der Schüler mit Wissensstoff oder eine Überreizung der Urteilskraft durch Mitteilung schwieriger und auf dieser Stufe unfafsbarer Gedankengänge herbei. Es giebt Lehrer im Deutschen, die aus jedem Primaner gern einen Litteraten und Universitätslehrer machen möchten; die in mancher Beziehung vortrefflichen didaktischen Werke von Laas haben nach dieser Richtung, wie Apelt nachweist, verhängnisvoll in der Lehrerwelt gewirkt, sie laborieren gründlich an professorenmüssiger ‘Verstiegenheit’ und verkennen vielfach den pädagogischen Gesichtspunkt. Es giebt Geschichtslehrer, die ihre Schüler mit allerhand Raritäten und Novitäten vom litterarischen Markt traktieren oder sie mit geschichtsphilosophischen Ideen abspesen, statt sich auf das zu beschränken, was not thut, und die richtig geordneten und lichtvoll an der Hand der Quellen dargestellten Thatsachen unmittelbar wirken zu lassen. Es giebt Philologen, welche die Primaner und Sekundaner mit einer Unflut von gelehrtem, zum Teil gar nicht hinlänglich wissenschaftlich begründetem Detail auf dem Gebiete der Grammatik und Archäologie überschütten, daß den armen Jungen die Lust und Liebe an den Klassikern dadurch verleidet wird. Es giebt endlich und vor allem Theologen, die an dieser einseitig und mißverständlich wissenschaftlichen Verstiegenheit leiden und die Köpfe der Schüler vollpfropfen mit allerhand exegetischen und dogmatischen Minutiositäten und kirchengeschichtlichen Notizen, die für diese Stufe absolut keinen weder geistig noch sittlich bildenden Wert haben. (Vgl. das Hilfsbuch von Holzweissig und viele andere, besonders auch das von Mezger.) Die Schüler staunen ob solcher unverständener Gelehrsamkeit; aber ihre Seele erhält keinen Teil an diesen Schätzen, sie kommen nicht in einen innern Kontakt mit dem Gegenstand. Soll

der Unterricht erziehlich und darum bildend wirken, so hat er vor allem auf eine sorgfältige Sichtung des Stoffs Bedacht zu nehmen, er hat streng zu scheiden zwischen dem Notwendigen und dem Entbehrlichen und aus dem Besten und Schönsten, was hier z. B. die heil. Schrift bietet, gerade dasjenige auszuwählen und am energischsten hervorzuheben, was für diese Stufe faßbar und am fruchtbarsten ist für das religiöse und sittliche Leben. Die Hälfte ist hier besser als das Ganze, in der Beschränkung zeigt sich der Meister. Denn der rechte Stoff ist zunächst ein und alles, weil die Grundlage der Bildung. Unpädagogische Versteiegenheit aber, welche den jugendlichen Geist, wenn auch in der besten Absicht, mit Stoff überschüttet, die nach dem Grundsatz handelt: die Masse muß es bringen, widerspricht vor allem dem Zwecke der Gymnasialbildung, und führt entweder zur Überbürdung des Gedächtnisses oder, wenn nicht darauf gedrungen wird, dafs der Stoff wirklich angeeignet wird, zu einer oberflächlichen encyclopädischen Vielwisserei, zu der Entwicklungskrankheit unserer heutigen Zeitbildung. Es ist daher überall nach dem pädagogischen Gesetze der Sparsamkeit zu verfahren bei der Auswahl des Stoffes in der Lesung und Erklärung der heil. Schrift, in der Hervorhebung der wichtigsten Partien, der springenden Punkte der Glaubens- und Sittenlehre, sowie der Kirchengeschichte. Wie das im Einzelnen zu geschehen hat, gehört nicht hierher; das zu entscheiden, ist Sache der Fachlehrer.

These 6:

‘Der Stoff soll in einer solchen Weise zur Aneignung gebracht werden, dafs der Unterricht, ebenso gründlich belehrend als fesselnd und anregend, geeignet ist, überzeugend und charakterbildend zu wirken, und seinen vornehmsten Zweck erfüllt, durch Sammlung und Vertiefung des Gemüthes der Weckung und Pflege des religiösen Lebens zu dienen.’

Berühren die beiden vorhergehenden Thesen die unumgänglichen, teils religiösen, teils pädagogischen, den Gegenstand und seine richtige Begrenzung betreffenden Bedingungen einer fruchtbaren Erteilung des Religionsunterrichts, so giebt nunmehr die folgende These die positive Antwort auf die Frage des Themas, indem sie die gesunden didaktischen Grundsätzen zufolge an den Unterricht selbst zu stellenden Anforderungen kurz zusammenstellt. Diese sind teils allgemeiner, teils besonderer Art. Vor allem soll der Religionsunterricht, wie jeder andere Unterricht, der den Anspruch erhebt, erziehend zu wirken, d. h. durch Erzeugung einer klaren, lebendigen Erkenntnis und eines wohlbegründeten Urteils einen Beitrag zu der von der gesamten Unterrichtstätigkeit der Schule angestrebten Willensbildung zu geben, überzeugend und charakterbildend sein. Zu dem Ende darf er sich nicht einseitig entweder nur an die universellen Kräfte des menschlichen Geistes, Verstand und Gedächtnis, oder nur an die individuellen Kräfte, Gefühl und Phantasie, wenden. Er darf sich nicht einseitig und in oberflächlicher Weise damit begnügen, vorübergehende Stimmungen in der Seele des Schülers zu erwecken oder nur die augenblicklichen Bedürfnisse einer seichten Wissbegierde zu befriedigen; vielmehr soll er, wie jeder Unterricht, in welchem es ja zunächst darauf ankommt zu lehren und zu lernen, vor allem gediegene positive Kenntnisse mitteilen und auf die bleibende Fixierung gesicherter Erkenntnisse bedacht sein; er soll allerdings — und zwar in planmäßiger, zielbewusster Weise — Verstand und Gedächtnis in Anspruch nehmen und auf diese Weise

belehren, ja er soll — in den ihm gewiesenen Grenzen — gründlich belehren, oder er wäre vom Lehrplane der höheren Schulen zu streichen, da diese einen andern Unterricht als einen gründlich belehrenden schlechterdings nicht kennen. Aber er darf auch anderseits, damit er nicht trocken und langweilig werde, die insbesondere für die Erreichung des ihm eigentümlichen vornehmsten Zweckes, der Weckung und Pflege des religiösen Lebens, unentbehrlichen individuellen Kräfte des Züglings, Gefühl und Phantasie, nicht brach liegen lassen. Vielmehr soll er zugleich fesselnd und anregend, d. h. in stände sein, das 'Interesse' des Schülers von den verschiedensten Seiten aus zu wecken, und ihm dadurch den Gegenstand anziehend machen, ihm als bedeutend erscheinen lassen, dafs er ihn nach dem Grundsatz der 'Konzentration' zu dem Gedankenkreise des Schülers und zu seinem durch Schule und Leben bisher gewonnenen Schätze von inneren und äufseren Erfahrungen in eine lebendige Beziehung setzt. Nur so wird der Religionsunterricht zugleich Lust und Liebe zur Sache, innere Teilnahme für den hohen Gegenstand hervorrufen können, worauf gerade hier um so mehr ankommt, da das religiöse Leben als persönlicher Besitz der Natur der Sache nach individueller Art und durch die freie Selbstbestimmung bedingt ist. Um aber seiner höchsten, in These 2 und 3 näher bezeichneten Aufgabe gerecht zu werden, wird er dafür zu sorgen haben, dafs in letzter Beziehung alles Wissen und alle Gefühlserregung, alle Ansammlung von Kenntnissen und alle Erzeugung von lebendigen Anschauungen dem ethischen Zwecke der Sammlung und Vertiefung des Gemüths diene, nicht in dem Sinne oberflächlicher Rührung oder auch nur einseitig religiöser 'Erbaung', sondern im vollen biblischen Sinne des religiös-sittlichen Aufbaues und Ausbaues des gesamten inwendigen Menschen zu einem Tempel Gottes. Nur so wird es dem christlichen Religionsunterricht gelingen, jene lebendige, dem christlichen Glauben eignende, auf der klaren und anschaulichen Erkenntnis des Gegenstandes ebenso wie auf der freien persönlichen Hingabe an denselben beruhende religiöse Überzeugung in der Seele hervorzurufen, welche dem sittlichen Willen des Züglings für die Zukunft die feste Richtung auf die höchsten Ziele des Reiches Gottes und den kräftigsten Antrieb zur Mitarbeit an der Lösung seiner Aufgaben verleiht.

These 7:

'Es ist wünschenswert, dafs der Unterricht von einem Theologen erteilt werde, der, wo möglich ordentlicher Lehrer der Anstalt, eine gediegene fachwissenschaftliche und allgemeine Bildung, sowie ein nicht geringes Mafs religiöser und pädagogischer Erfahrung besitzt.'

Die Erreichung dieses hohen Unterrichtszieles ist nun freilich wieder bedingt durch die in der folgenden These bezeichneten persönlichen Eigenschaften des Religionslehrers. Wenn irgendwo, so ist ja hier der Erfolg des Unterrichts wesentlich an die Person des Unterrichtenden geknüpft. Zunächst kann religiöses Leben in anderen nur derjenige wecken und pflegen, der es selbst besitzt. Ist aber die religiöse Überzeugung, welche der Religionsunterricht, von dem wir hier reden, mitteilen soll, die evangelisch-christliche, so werden wir auch von dem Religionslehrer in erster Linie fordern müssen, dafs er zu dem wichtigsten und im Grunde einzigen Gegenstande des christlichen Glaubens, dem Mittelpunkte der göttlichen Heilsoffenbarung, welchen die Apostel und die Reformatoren auf Grund der heil. Schrift und der eignen religiösen Erfahrung als den wahren und einzigen Mittler des Heiles der Welt bezeugt haben, d. h. zur Person Jesu Christi,

nicht eine blofs wissenschaftlich-objektive, aber persönlich uninteressierte Stellung einnimmt, in der er 'kühl bis ans Herz hinan' die Religionswahrheiten einfach sachlich, wenn auch korrekt, vorträgt — denn er wird damit, wie schon bemerkt, 'nicht Herz zu Herzen schaffen' und daher auch seiner erziehlischen Aufgabe nicht gerecht werden —; sondern es ist nötig, dafs er zu diesen hohen Gegenstände ein zugleich subjektiv interessiertes, ein lebendiges und persönliches Verhältnis hat, wie es durch den Glauben bedingt ist, welcher im Sinne der Apostel und Reformatoren eine durch das Evangelium gewirkte religiös rechtfertigende und sittlich erneuernde Gotteskraft im Herzen ist und den unabweislichen Drang nach Mitteilung in sich schliesft. Nächst der durch dieses Verhältnis begründeten religiösen Erfahrung aber fordern wir von dem Religionslehrer ein nicht geringes Mafs pädagogischer Durchbildung, wie es nur eine längere Unterrichtspraxis gewähren kann. Es erscheint daher nicht angemessen, einem Anfänger den Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehraustalten zu übertragen. Und das um so weniger, da dieser Unterricht neben der religiösen und pädagogischen Erfahrung nicht blofs, um gründlich belehrend zu wirken, eine gediegene fachwissenschaftliche, d. h. theologische Bildung verlangt, sondern um ein vielseitiges und lebendiges Interesse in der Seele des Schülers erwecken zu können, einen hohen Grad von allgemeiner Bildung beansprucht, eine durch fortgesetzte Wechselwirkung des Lebens und der Wissenschaft zu erzielende Weite des geistigen Gesichtskreises, wie sie erst den reiferen Jahren eigen zu sein pflegt. Es empfiehlt sich daher, dafs der angehende Religionslehrer erst längere Zeit in den unteren und mittleren Klassen beschäftigt wird, ehe er in die oberen Klassen aufrückt. Überhaupt darf der Religionslehrer, wenn er seine erziehlischen Aufgaben nach allen Seiten erfüllen soll, nicht, wie etwa ein praktischer Geistlicher, ausserhalb des Organismus der Schule stehen, sondern er mufs ein lebendiges und zwar nicht ganz untergeordnetes Glied desselben, d. h. er mufs ordentlicher Lehrer der Anstalt, womöglich Klassenlehrer sein. Um ferner den in These 5 und 6 gestellten Forderungen zu genügen, erscheint es wünschenswert, dafs er Theologe von Fach ist und als solcher zugleich die Fähigkeit besitzt, auch in andern wichtigen Gegenständen der oberen Klassen zu unterrichten, die besonders geeignet sind, den Religionsunterricht von der ethischen Seite aus zu ergänzen, wie namentlich im Deutschen und in der Geschichte. Fehlt es der Anstalt an solchen Theologen, so wird der Direktor der Anstalt, falls er religiös warm und entschlossen ist, sich die nötigen theologischen Kenntnisse anzueignen, am besten diesen Unterricht versehen, auch wenn er nicht Theologe von Fach ist. Dasselbe gilt von jedem religiös interessierten tüchtigen Philologen, der die oben erwähnten wissenschaftlichen und praktischen Qualitäten besitzt.

These 8:

'Behufs gemeinsamer Verständigung über die wichtigsten technischen Fragen des Unterrichts empfehlen sich alljährlich wiederkehrende freie Fachkonferenzen der Religionslehrer.'

Die bisherigen Auseinandersetzungen über Notwendigkeit, Ziel, Stoff und Methode des christlichen Religionsunterrichts enthielten sich absichtlich — dem Zwecke dieser Versammlung entsprechend — aller spezielleren technischen Fragen, wie Abgrenzung der Lehrpensien für die einzelnen Unterrichtsstufen und Behandlung der einzelnen Zweige des Unterrichts, sie beschränkten sich vielmehr auf die vom Standpunkte des Erziehenden

Unterrichts überhaupt als wichtig erscheinenden Momente. Ist es nun aber wahr, was wir am Eingang unsers begründenden Vortrags bemerkten, daß kein Unterrichtsgebiet bis jetzt so wenig von der wissenschaftlichen Pädagogik angebahnt ist als das in Rede stehende, und fehlt es auch unter den Fachmännern, welche diesen Unterricht zu erteilen haben, zur Zeit noch an der so wünschenswerten Übereinstimmung selbst in Bezug auf die wichtigsten technischen Fragen, so wird das Bedürfnis nach einer gemeinsamen Verständigung der den Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten erteilenden Fachlehrer über dergartige Fragen kaum in Abrede gestellt werden dürfen. Daß nun eine solche Verständigung auf dem gesetzlichen Wege von Verordnungen der Behörden oder von regelmäßigen, durch den Direktor der jedesmaligen Anstalt anzusetzenden Konferenzen herbeigeführt werden könne, wird schwerlich jemand behaupten wollen, da einmal die Behörde sich auf ganz allgemeine Bestimmungen beschränken muß, sodann aber die Anschauungen der Direktoren und Fachlehrer der einzelnen Schulen in diesem Punkte vielfach ziemlich weit auseinandergehen. Es bleibt mithin nichts anderes übrig, als den in der Rheinprovinz und Westfalen bereits mit Erfolg eingeschlagenen Weg freier gemeinsamer, alljährlich wiederkehrender Versammlungen der Fachlehrer einer bestimmten Provinz oder eines kleineren Landes zu betreten. Zu diesen freien 'Fachkonferenzen' würden selbstverständlich die hohen Behörden, die Provinzialschulräte und die General-superintendenten der Provinz, sowie die Direktoren der höheren Schulen und alle Lehrer höherer Bildungsaustalten, die sich für diesen wichtigen Unterrichtsgegenstand interessieren, einzuladen sein. Die vorliegenden Thesen verfolgen zugleich den Zweck, event. als allgemeine Grundlage für eine mittelst dieser freien Konferenzen anzubahnde gemeinsame Verständigung über die einzelnen technischen Fragen zu dienen.

Debatte.

These 1.

Da niemand sich zum Worte meldet, so wird dieselbe ohne weiteres in unveränderter Form angenommen.

These 2.

Kolbe (Treprow) wendet sich gegen die ersten Worte der These und will eingesetzt wissen: 'Da die christliche Religion das wichtigste Erziehungsmittel auch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten ist, so ist christlicher Religionsunterricht in denselben unentbehrlich.'

Heinzelmann ist nicht geneigt, auf diese Änderung einzugehen. Er spreche in seinen Thesen nicht von der Religion, sondern vom Religionsunterrichte; durch die Wendung Kolbes werde der Zusammenhang zwischen These 1 und 2 unterbrochen.

Müller (Arnstadt) hält den ersten Satz für überflüssig.

Dieck (Schulpforta) ist nicht für eine Streichung dieses Satzes, schlägt vielmehr vor, zugleich über These 2 und 3 abzustimmen.

Der Vorsitzende läßt jedoch zunächst über den ersten Satz der zweiten These abstimmen, und dieser wird unverändert angenommen.

Kolbe (Treprow) bemerkt zum zweiten Satze derselben These: Er finde die Schlußworte etwas zu matt und möchte lieber eine Wendung einsetzen, wie: 'in ihm die Liebe zur heiligen Schrift zu pflegen und zu fördern'. Doch wolle er keinen bestimmten Antrag stellen.

Heinzelmann ist mit dem Vorredner in der Sache einverstanden und teilt mit, daß seine Thesen ursprünglich auf breiterer Basis angelegt gewesen seien, daß ihn aber das Präsidium veranlaßt habe, denselben eine kürzere Fassung zu geben.

Der Vorsitzende und Krüger (Dessau) geben die Erklärung ab, daß diese Kürzung nur aus Zweckmäßigkeitsgründen stattgefunden habe.

Darauf wird auch der zweite Satz einstimmig in der vorgelegten Fassung angenommen.

These 3.

Kolbe (Treptow): Ihm sei nicht recht klar, ob Kirchengeschichte schon in Sekunda oder erst in Prima getrieben werden solle.

Heinzelmann entgegnet, daß diese am besten in Obersekunda behandelt werde, daß aber die Erörterung dieser Frage zu weit abführen würde.

Der Vorsitzende weist darauf hin, daß in dieser Beziehung eine gewisse Unklarheit allerdings vorhanden sei, da in These 2 nur gesagt sei 'in den oberen Klassen höherer Lehranstalten'.

Wehrmann (Stettin) ist mit der Fassung der dritten These nicht völlig einverstanden, da dadurch der dogmatische Unterricht als solcher ausgeschlossen werde. Dieser werde von vielen an die Lektüre angeschlossen, von andern aber mehr systematisch erteilt. Aus diesem Grunde will er vor 'durch eingehendere Lesung' lieber eingesetzt wissen 'hauptsächlich'.

Heinzelmann spricht sich für einen nicht nur gelegentlichen, sondern gesonderten und zusammenhängenden, aber nicht systematischen, sondern an die heil. Schrift und die wichtigsten reformatorischen Schriften angeschlossenem Unterricht in der Glaubenslehre aus und weist bei dieser Gelegenheit auf das demnächst bei F. A. Perthes in Gotha erscheinende Büchlein u. d. T.: 'Vademecum aus Luthers Schriften' (herausgegeben von Krüger und Delius) hin, durch welches die Schüler der oberen Gymnasialklassen mit den wichtigsten Schriften des großen Reformators eingehender als bisher bekannt gemacht werden könnten.

Kannengieser (Lüneburg) wünscht eine kürzere Fassung der These. Er hält es nicht für notwendig, daß die hervorragenden reformatorischen Schriften besonders genannt werden.

Wehrmann (Stettin) weist darauf hin, daß bereits jetzt reformatorische Schriften auf Schulen vielfach gelesen werden.

Dieck (Schulpforta) erklärt sich gegen eine kürzere Fassung, da es sich hier um die oberste Klasse, nicht um die oberen handle.

Krüger (Dessau) stellt nunmehr den Antrag, im Interesse der noch zu besprechenden Thesen zur Abstimmung über These 3 zu schreiten.

Wehrmann (Stettin) hält seinen Vorschlag, an der genannten Stelle 'hauptsächlich' einzuschalten, aufrecht, womit sich Referent einverstanden erklärt.

Darauf wird die These mit der Wehrmannschen Änderung einstimmig angenommen.

These 4.

Kolbe (Treptow): 'Kirchlich' und 'biblisch' bilde keinen Gegensatz. Es komme vornehmlich darauf an, den Schüler in die Lehre seines Bekenntnisses einzuführen.

Dieck (Schulpforta): Ein Gegensatz finde freilich nicht statt, wohl aber ein Unterschied. Der rechte biblische Unterricht werde allerdings auch kirehlich sein, und Referent habe wohl nur zwischen beiden Arten unterschieden, um die Dogmatik nicht in den Mittelpunkt zu stellen.

Schaper (Berlin): Man könne die letzten Worte 'oder das Bildungsziel der Schule aufser acht läßt' streichen; denn das, was hier gesagt sei, gelte zu jedem Unterrichte.

Kolbe (Treptow) möchte doch diesen Zusatz festhalten, der darauf abziele, einen theologisierenden Unterricht abzuwehren.

Wehrmann (Stettin): Es sei auf den Ausdruck 'positiv' ein größerer Nachdruck zu legen; es gebe auch Religionslehrer, die nicht auf dem positiven Standpunkte ständen und die alsdann nur verwirrend wirkten.

Dieck (Schulpforta) ist ebenfalls der Ansicht, dafs negative Elemente in den Unterricht nicht hineingezogen werden dürften.

Heinzelmann erklärt, es sei mit Rücksicht auf den Zusammenhang der Thesen nicht ratsam, die letzten Worte 'oder das Bildungsziel u. s. w.' aufzugeben. Auch die Versammlung spricht sich dahin aus, dieselben stehen zu lassen, so dafs die These in der Fassung des Referenten unverändert angenommen wird.

These 5.

Der Vorsitzende bemerkt, eine Debatte über diese These sei eigentlich gar nicht notwendig, da ja das Gesagte von jedem Unterrichtsweige gelte. Es wird dann auch diese These selbst ohne Widerrede genehmigt.

Nachträglich bemerkt noch Wehrmann (Stettin), dafs die in der These ausgesprochene Forderung allerdings selbstverständlich sei, dafs aber leider gegen dieselbe öfters gefehlt werde. Darum sei es gut gewesen, diesem Gedanken hier noch besonders Ausdruck zu geben.

These 6.

Auch diese These wird ohne Debatte angenommen.

These 7.

Schubring (Berlin): Es scheine ihm doch eine zu große Beschränkung zu sein, wenn der Unterricht nur von einem Theologen erteilt werden solle; auch ein Philologe, der die nötige facultas für den Religionsunterricht besitze, sei wohl imstande, denselben zu erteilen.

Heinzelmann entgegnet, dafs er diese Art von Lehrern nicht ausgeschlossen wissen wolle; er habe in seiner These nur gesagt, es sei 'wünschenswert', dafs dieser Unterricht von einem Theologen erteilt werde, und es müsse allerdings wohl zugestanden werden, dafs dieser am besten geeignet sei, die richtige Auswahl in Bezug auf den Lehrstoff zu treffen. Jedenfalls aber sei ein Punkt noch besonders hervorzuheben, nämlich dafs nicht ein junger Theologe sogleich den Unterricht in der Prima erteilen dürfe.

Dieck (Schulpforta) schlägt folgendes Amendement vor: 'Es ist notwendig, dafs der Unterricht von einem Lehrer u. s. w.'

Kolbe (Treptow) schließt sich diesem Vorschlage an.

Schubring (Lübeck): Auch die Worte 'womöglich ordentlicher Lehrer der Anstalt' könnten in Wegfall kommen. Im übrigen stimme er Dieck und Kolbe bei.

Heinzelmann: Vom idealen Standpunkte aus betrachtet, sei es wünschenswert, daß der Religionslehrer auch noch in einem andern Fache, etwa Deutsch oder Geschichte, unterrichte; doch sei er geneigt, die These auch in der vorgeschlagenen Änderung gutzuheissen.

Somit wird dieselbe in folgender Fassung angenommen:

'Es ist notwendig, daß der Unterrichts von einem Lehrer erteilt werde, der eine gediegene fachwissenschaftliche und allgemeine Bildung, sowie ein nicht geringes Maass religiöser und pädagogischer Erfahrung besitzt.'

These 8.

Schaper (Berlin) bittet den Referenten um Auskunft darüber, was er unter 'freien' Fachkonferenzen verstehe.

Heinzelmann: Er habe damit ausdrücken wollen, daß die unterrichtenden Lehrer selbst die Initiative ergreifen sollten.

Anton (Naumburg) nimmt Anstofs an dem Worte 'alljährlich' und will dafür lieber einsetzen 'von Zeit zu Zeit'.

Der Vorsitzende substituiert dafür das Wort 'regelmässig'.

Grosser (Wittstock) wünscht Aufklärung darüber, ob diese Fachkonferenzen innerhalb einer Anstalt stattfinden oder eine grössere Zahl von Anstalten umfassen sollen.

Heinzelmann: Er halte für wünschenswert, daß sich an diesen Fachkonferenzen eine grössere Zahl von Anstalten beteilige, daß vielleicht die Religionslehrer einer Provinz sich zu derartigen Vereinigungen zusammenschliessen. Das Wort 'freie' werde er in seiner These ungern missen.

Diesem Wunsche wird Rechnung getragen und die These mit dem Amendement des Vorsitzenden in folgender Fassung angenommen:

'Behufs gemeinsamer Verständigung über die wichtigsten technischen Fragen des Unterrichts empfehlen sich regelmässig wiederkehrende freie Fachkonferenzen der Religionslehrer.'

Da die für die Sektionssitzung festgesetzte Zeit abgelaufen ist, kann in eine Besprechung der restierenden Eulerschen Thesen nicht mehr eingetreten werden.

Nachdem der Vorsitzende die Sitzung mit einer kurzen Aussprache geschlossen, spricht Wehrmann (Stettin) im Namen der Anwesenden dem Präsidium für die umsichtige Leitung der Verhandlungen den innigsten Dank aus und fordert die Mitglieder der Sektion auf, zu Ehren der beiden Vorsitzenden sich zu erheben. (Geschieht.) Dinter (Grimma) fügt noch einige Worte des Dankes für die beiden Schriftführer hinzu.

(Schluß gegen 10 Uhr.)

II. Orientalische Sektion.

Über die Verhandlungen dieser Sektion ist dem Präsidium der Versammlung außer dem in der vierten allgemeinen Sitzung von dem Vorsitzenden derselben, Professor Dr. Wellhausen (Halle), erstatteten bezüglichen Bericht (vergl. Seite 116) nichts zugegangen.

III. Germanisch-romanische Sektion.

Verzeichnis der Mitglieder.

- | | |
|---|---|
| 1. Elze, Dr., Professor. Halle. I. Vorsitzender. | 21. Kugel, Dr., Privatdozent. Leipzig. |
| 2. Zarneke, Dr., Geh. Hofrat u. Prof. Leipzig.
II. Vorsitzender. | 22. Kölbing, E., Dr., Professor. Breslau. |
| 3. Bähr, P., Dr., Gymnasiallehrer. Magdeburg. | 23. Lehfeld, Dr., Realgymnasiallehrer. Brandenburg a.H. |
| 4. Bech, Fedor, Dr., Professor. Zeitz. | 24. Mahn, Dr., Professor. Berlin. |
| 5. Bechstein, Reinhold, Dr., Professor. Rostock. | 25. Matthiae, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin. |
| 6. Bolte, J., Dr., Gymnasiallehrer. Berlin. | 26. Müller, Dr., Oberlehrer. Halberstadt. |
| 7. Burdach, Konrad, Dr., Privatdozent. Halle. | 27. Naumann, Dr., Worms. |
| 8. Clover, Bertrand. New-York. | 28. Paul, Dr., Professor. Freiburg i. B. |
| 9. Elster, Ernst, Dr. Leipzig. | 29. Peters, J., Professor. Leitmeritz. |
| 10. Erdmann, O., Dr., Privatdozent. Königsberg. | 30. Richter, Otto, Dr. Eisenben. |
| 11. Gering, Hugo, Dr., Professor. Halle. | 31. Roethe, G., Dr. Berlin. |
| 12. Goldmann, Dr., Oberlehrer. Halle. | 32. Schaper, Gymnasiallehrer. Salzwedel. |
| 13. Hartung, Dr., Oberlehrer. Köthen. | 33. Schreyer, H., Dr., Professor. Pforta. |
| 14. Hinrichs, G., Dr., Gymnasiallehrer. Berlin. | 34. Vogt, F., Dr., Professor. Greifswald. |
| 15. Höfer, Dr., Oberlehrer. Bernburg. | 35. Vollmöller, K., Dr., Professor. Göttingen. |
| 16. Hynitzsch, Professor. Quedlinburg. | 36. Wagner, A., Dr., Privatdozent. Erlangen. |
| 17. Jahn, Pfarrer. Pötnitz b. Dessau. | 37. Walter, Dr., Stettin. |
| 18. Jostes, Franz, Dr., Privatdozent. Münster. | 38. Wegener, Ph., Dr., Oberlehrer. Magdeburg. |
| 19. Kluge, F., Dr., Professor. Jena. | 39. Walcker, R., Dr., Professor. Leipzig. |
| 20. Kluge, Oberlehrer. Köthen. | |

Erste (konstituierende) Sitzung

am 1. Oktober 1884.

Nachdem die Professoren Zacher und Elze die in der vorigen Versammlung (Karlsruhe, 1882) auf sie gefallene Wahl zu Vorsitzenden der germanisch-romanischen

Sektion abgelehnt hatten, war vom Präsidium der Versammlung Geh. Hofrat Professor Dr. Zarncke (Leipzig) ersucht worden, die vorbereitenden Geschäfte zu übernehmen.

Derselbe eröffnet die Sitzung mit dem Wunsche, daß die Versammlung dazu dienen möge, einträchtiges Wirken der Germanisten zum Heile der Wissenschaft zu befördern. Er gedenkt sodann der seit der vorigen Versammlung hingediehenen Fachgenossen, von denen er folgende achtzehn namhaft macht: A. Hoefler in Greifswald († 9. Jan. 1883), Jul. Tittmann in Göttingen († 18. Jan. 1883), Franz Dietrich in Marburg († 27. Jan. 1883), Adalbert v. Keller in Tübingen († 13. März 1883), Lorenz Diefenbach in Darmstadt, früher in Frankfurt († 28. März 1883), W. Arnold in Marburg († 2. Juli 1883), Svend Grundtvig in Kopenhagen († 14. Juli 1883), Lisch in Schwerin († 24. Sept. 1883), Ludwig Erk in Berlin († 25. Nov. 1883), K. M. Wichmann-Kadow in Rostock († 31. Dez. 1883), Karl Müllenhoff in Berlin († 19. Febr. 1884), Georg Büchmann in Berlin († 24. Febr. 1884), H. A. Lübbers in Oldenburg († 15. März 1884), August Stöber in Mülhausen im Elsaß († 19. März 1884), Franz Thomas Bratranek, früher in Krakau († 2. Aug. 1884), Franz Lichtenstein in Breslau († 8. Aug. 1884 in Binz auf Rügen), Fr. Kurschat in Königsberg i. Pr. († 25. Aug. 1884), Ludwig Lemcke in Gießen († 21. Sept. 1884).

Darauf schreitet man zur Wahl des Präsidiums, und es übernimmt auf Vorschlag Zarnckes der von der vorigen Versammlung bereits designierte Prof. Elze aus Halle die Stelle des ersten, Prof. Zarncke aber auf allgemeinen Wunsch der Versammlung die Stelle des zweiten Vorsitzenden. Zu Schriftführern werden die Privatdozenten Dr. Erdmann aus Königsberg und Dr. Kögel aus Leipzig bestellt.

Abgesehen von einem zur Verteilung bestimmten Hefte des Berliner 'Jahresberichtes über die Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Philologie', das in sehr zahlreichen Exemplaren im Sitzungszimmer ausliegt, wird die Versammlung begrüßt durch folgende beide Schriften:

- 1) Friedrich Latendorf, Theodor Körner und Toni Adamberger. 8 Seiten.
- 2) Friedrich Zarncke, Goethes Notizbuch von der schlesischen Reise im Jahre 1790. Leipzig, Druck von Breitkopf & Härtel. 32 Seiten in Hochquart, mit einer photographischen Tafel.

Das Original dieses Notizbuches, einen der kostbarsten Schätze der Hirzelschen Goethebibliothek, legt der Herausgeber der Versammlung vor, damit sie sich ein Urteil über die Schwierigkeiten bilden könne, mit denen die Entzifferung verknüpft war, die nun in der Hauptsache glücklich gelungen ist. Er habe es für seine Pflicht gehalten, sich der Mühe zu unterziehen, weil nur ein in Leipzig Ansässiger, der die Handschrift wochenlang bequem zu Hause benutzen könne, dazu überhaupt imstande sei, und weil ein längeres Hinausschieben die Lesung zur Unmöglichkeit werden lassen könnte. Die Versammlung nimmt die wertvolle Gabe mit lebhaftem Danke entgegen.

Die zweite Sitzung kann erst am 3. Oktober stattfinden, weil für morgen in der pädagogischen Sektion ein Vortrag über 'die Wiedereinführung des Mittelhochdeutschen in Gymnasien und Realgymnasien' angekündigt ist, welchen ein großer Teil der Mitglieder der germanisch-romanischen Sektion zu hören wünscht.

Zweite Sitzung

am 3. Oktober 1884, morgens 8 Uhr.

Vorsitzender: Professor Dr. Elze (Halle).

1) Vortrag des Professor Dr. Gering (Halle) über den

'Plan einer neuen Ausgabe der Liederreda von Symons und Gering für
Zachers germanische Handbibliothek¹⁾).

Die Ausgabe soll drei Bände umfassen, von denen der dritte ein vollständiges Glossar (von Gering) enthalten wird. Der Text wird sich insofern von den schon vorhandenen Ausgaben unterscheiden, als hier zum ersten Mal eine Zurückführung der Sprache der Handschriften auf den Laut- und Formenstand des 12. Jahrhunderts versucht werden soll (vgl. Hofforys Herstellung der *Völuspá* im 5. Bande von Müllenhoffs 'Altgermanische Kunde'). Dazu ist die Wissenschaft in den Stand gesetzt durch das Studium der älteren Skalden, deren strenge Technik eine sichere Richtschnur bietet zur Erschließung der älteren Formen. Den nordischen Runeninschriften im älteren Alphabet verdankt man nur spärliche Ausbeute. Allenthalben belegt der Vortragende seine Ausführungen durch Beispiele. Der Text der neuen Ausgabe soll in Langzeilen gedruckt werden. Am Fuße der Seiten wird man außer den Lesarten der Handschriften (von den Lesarten der Drucke wird abgesehen) die Prosatexte finden, welche sich inhaltlich mit den Liedern berühren. Alle kritischen und exegetischen Ausführungen werden dem 2. Bande vorbehalten.

Eine Debatte schließt sich an den Vortrag nicht an; doch bemerkt Kölbling (Breslau), daß ihm der Plan der Ausgabe sehr zweckmäßig scheine, und wünscht deren baldige Vollendung. Zarncke (Leipzig) äußert, bei aller sonstigen Anerkennung des Planes, Bedenken gegen die vollständige Wiedergabe der Parallelprosen. Sie sei mehr oder weniger zwecklos, da doch jeder einen Text der jüngeren Edda und der *Völsungasaga* bei der Hand habe. Gering will diesen Punkt noch einmal mit Symons erörtern.

2) Vortrag des Dr. Elster (Leipzig) über

'Die Pläne des Schillerschen *Don Carlos*'.

Redner²⁾ macht es sich zur Aufgabe, die Wandelungen, welchen Schillers dramatische Arbeit unterworfen war, im einzelnen darzulegen. Zunächst widerlegt er die Annahme, daß Schillers philosophische Anschauungen während des Schaffens eine merkbare Änderung erfahren hätten — worauf Schillers Worte in den Briefen über *Don Carlos* (hist. krit. Ausg. VI 35, ff.) hindeuten —, indem er ausführt, daß im ersten Akte der Thaliafassung, geschrieben 1784, bereits dieselben Anschauungen vorliegen, welche Posa später in der großen Scene mit dem Könige vorträgt (III, 10). — Er sucht nunmehr die Änderungen in anderen Dingen zu erkennen und verfolgt den ganzen Gang der Arbeit. Vorher bestimmt er die zu beachtenden Grundlagen der Arbeit; diese sind:

1) Auf Wunsch des Redners folgt nur ein zusammenfassendes, kurzes Referat.

2) Da der Redner die Ergebnisse seiner *Carlosstudien* demnächst in ausführlicherer Darstellung zu veröffentlichen gedenkt, so hat derselbe von einer wörtlichen Publikation seines Vortrags Abstand genommen.

- a) Der vorherrschende, wie dauernde Besitz in des Dichters Seele: α) die Aushaunungen der Geniezeit, besonders Schillers sozialer und politischer Ingrimm (genährt durch Rousseau) und der begeisterte Freundschaftskultus; β) die Erfindungsgabe des Dichters. Einflüsse des Lebens werden abgelehnt.
- b) Der vorliegende Stoff: St. Réals Don Carlos, Nouvelle historique.

Reiner verfolgt nunmehr drei Stadien der Arbeit: a) Frühjahr 1783, der Bauerbacher Entwurf und gleichzeitige Zeugnisse des Dichters; b) die ersten beiden Akte der Thaliafassung, Mitte 1784 bis Ende 85. Die Eigenschaften dieser Akte werden gegenüber dem 1. und 3. Stadium genau abgegrenzt, und es wird festgestellt, daß der Dichter noch nicht beabsichtigte, die Freiheitsideen gegenüber dem Vertreter der Unfreiheit zu principieller Erörterung kommen zu lassen (weder durch Carlos, noch durch Posä), und daß jetzt noch Posä lediglich aus persönlicher Freundschaft für Carlos sich opfern sollte. — c) Erst im dritten Stadium ist das Werk eine politische Tragödie zu nennen, Frühjahr 1786–87. Die Gründe für die Wandlung werden dargelegt. — In allen drei Stadien verfolgt der Vortragende den Einfluß der Genieauffassungen und der Erfindungsgabe Schillers.

Eine Debatte schließt sich an diesen Vortrag nicht an.

3) Vortrag des Privatdozenten Dr. Burdach (Halle) über

'Die Sprache des jungen Goethe'.

'Es ist meine Absicht, Sie mit den Gesichtspunkten und dem Ziele meiner Forschungen über die Sprache des jungen Goethe bekannt zu machen. Eine eigentliche Darstellung dessen, worin das Individuelle des Goethischen Ausdrucks ruht, erwarten Sie hier nicht. Dazu würde die mir zugemessene Zeit nicht ausreichen. Ich will nur zeigen, auf welchem Wege man zu einer wissenschaftlichen Würdigung der Sprache Goethes gelangen, wie man das Persönliche, das Schöpferische darin scheiden kann von dem Ererbten, Angeeigneten, Erlernten.

Die Geschichte der neuhochdeutschen Sprache ist im Vergleich mit derjenigen der althochdeutschen und mittelhochdeutschen auffallend vernachlässigt. Kein Gedanke, daß die Sprache der neueren Schriftsteller mit derselben eindringenden Genauigkeit durchforscht und dargestellt worden wäre wie die Sprache Otfrids, Notkers, Wolframs, Hartmanns v. Aue, der Nibelungen. Und doch haben Luther, Aventin, Opitz, Schuppis, Weise, Christ. Wolf, Mosheim, Gellert, Klopstock, Lessing, Wieland, Goethe und manche andere genau denselben Anspruch darauf. Trotz einzelnen verdienstlichen Spezialuntersuchungen und trotz dem deutschen Wörterbuch der beiden Grimm kann man auch heute noch das Gebiet der neuhochdeutschen Sprachperiode als ein fast unbekanntes Land bezeichnen.

Daß ich nun aus diesem weiten Bereich gerade die Sprache Goethes mir zum Gegenstand einer umfassenden Untersuchung gewählt habe, wundert wohl niemanden. Minder versteht sich von selbst die Beschränkung auf die Jugend Goethes. Ich habe diese Grenze gezogen, weil die Jugendsprache Goethes, die Sprache seiner Schriften, die etwa bis zum Jahre 1776 entstanden sind, in der neuhochdeutschen Sprachgeschichte einen wirklichen Abschnitt von großer Bedeutung bezeichnet.

Die erste Frage, welche sich aufdrängt, ist die: 'Wie sah die deutsche Schriftsprache aus, als Goethe geboren wurde?'

Die bewußte literarische Ausbildung unserer heutigen gebildeten Schriftsprache

hebt mit dem Anfange des 17. Jahrhunderts an. Seit jener Zeit wird ununterbrochen theoretisch und praktisch an der Einigung unserer Sprache, an der Befestigung einer Gesamtsprache über den Mundarten gearbeitet. Die separatistischen Gegenbestrebungen dringen nicht durch. Das Resultat ist, daß der Schwerpunkt der Litteratur und der Sprache von den Süden nach Norden und speziell nach dem östlichen Teile Mitteldeutschlands rückt. Das katholische Oberdeutschland, aber auch die westlichen Gebiete Mitteldeutschlands, die Pfalz und Rheinfranken, sind von dem Einfluß auf die Gestaltung der Sprache ausgeschlossen. Die Bewegung erreicht mit Gottsched ihren Höhepunkt: er faßte alle sprachlichen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts zu einem System zusammen. Und er war ehrlicher als seine Vorgänger. Im 17. Jahrhundert war Luther fortwährend gepriesen und für das Muster der hochdeutschen Sprache erklärt worden, obwohl er es längst thatsächlich nicht mehr war und niemand von denen, die ihn rühmten, in dem reinen Verhältnis zu der natürlichen Volkssprache stand, wie er, vielmehr alle im Verein eine gelehrte, künstliche Litteratursprache erstrebten. Gottsched wagte es, die Wahrheit auszusprechen und gestand, daß seine Sprachkunst nach dem Gebrauch der besten Schriftsteller des jetzigen (d. h. 18.) und vorigen (d. h. 17.) Jahrhunderts eingerichtet sei. Sein Verdienst besteht aber darin, daß er für die Einigung der Schriftsprache ungeheuer viel leistete. Mit glücklichem Blick erkannte er die Bedeutung des östlichen Mitteldeutsch, speziell des Obersächsischen. Hier war seit langem der Sitz der Litteratur, hier blühten einflußreiche Universitäten, gediehen reiche Centren der Industrie und des Handels. Das Obersächsische bildete die Grundlage der Schriftsprache, die er lehrte und der er durch seine Grammatik weite Verbreitung verschaffte. Seine 'Sprachkunst' — so nannte er die Grammatik — erlebte nicht nur viele Auflagen, sondern in den meisten Provinzen Deutschlands erschienen Bearbeitungen derselben, in welchen meist ein Kompromiß geschlossen war zwischen der obersächsischen Schriftsprache Gottscheds und der heimischen, bisher üblichen, mundartlich gefärbten.

Wenn man die Bremer Beiträge liest, die seit 1745 herauskamen und an denen Gärtner, Cramer, Zachariae, Ebert, Joh. Adolf Schlegel, Joh. Elias Schlegel, Gellert, Rabener u. a. beteiligt waren, so findet man darin ein leidlich festes, gleichmäßiges Deutsch. Das war etwa das Deutsch der Gottschedischen Schule, wenn auch die Mitarbeiter ihre litterarische Unabhängigkeit von dem Leipziger Reformator behaupteten. Aber der würde irren, welcher glaubte, daß dies Gottschedische oder sogenannte obersächsische Deutsch damals in ganz Deutschland geschrieben wurde. Außerhalb Norddeutschlands und des östlichen Mitteldeutschlands verharnte man in einem älteren Sprachzustande, der sich wenig von dem des 17. Jahrhunderts unterschied. Um 1750 sind Bücher, die im Westen und Süden unseres Vaterlandes, etwa in Frankfurt a.M., Heidelberg, Straßburg, Nürnberg, München für weitere Leserkreise, d. h. also für das Volk gedruckt sind, sprachlich noch recht sehr verschieden von denen, die in Leipzig erschienen. Eine Einigung war erst im Werden. Sie wäre vielleicht schon damals zustande gekommen, die von Gottsched vertretene Sprache wäre vielleicht allmählich mit Hilfe der Bearbeitungen seiner Sprachkunst, die in allen Schulen eingeführt wurden, auch in das Volk gedrungen, wenn nicht damals sich ein entschiedener Widerspruch gegen seine, gegen die überlieferte Sprachfassung erhoben hätte.

Vielles kam zusammen, um die verjährten Irrtümer über das Wesen der Sprache

unzustürzen. Das ganze 17. Jahrhundert und Gottsched nicht minder waren in ihren Bemühungen um die Sprache durch und durch rationalistisch verfahren. Ihr Interesse war rein praktisch, der Gesichtspunkt, unter dem sie die Entwicklung der Sprache beleuchteten, war derjenige, unter dem sie überhaupt alles geistige Leben ansahen, der Zweck. Opitz hatte auf Scaliger und Ronsard, Gottsched auf Boileau gefußt, das war weiter kein principieller Unterschied. Beide waren durchaus Praktiker, sie wollten die Sprache nach fremden Mustern bilden und meistern.

Durch die Schweizer Bodmer und Breitinger und durch Alexander Baumgarten vollzieht sich nun ein Umschwung. Das Ziel, welches der gesaueten modernen geistigen Bewegung seit 1600 vorschwebte, dem deutschen Volke eine eigene Litteratur zu geben, welche sozusagen neben anderen sich sehen lassen konnte, wurde zwar nicht aufgegeben, aber doch gewandelt. Nun suchte man nicht mehr eine im Vergleich mit ausländischen wertvolle Litteratur, sondern eine, die dem wahren Wesen des Menschen entspreche. Die Schweizer forschten wirklich wissenschaftlich, nicht praktisch-rationalistisch nach der Natur des Schönen, und Baumgarten betrachtete das ästhetische Gebiet ganz abgesehen von dem sittlichen. Dadurch wurde aufs tiefste die Auffassung der Sprache berührt. Bodmer und Breitinger kamen zu dem Begriff der natürlichen, der Sprache der Leidenschaft, die über den grammatischen Regeln stehe und von diesen nicht hervorgebracht werden könnte. Sie lernten an Milton, an Addisons feinsinnigen Auseinandersetzungen, inwiefern die reguläre Sprache und die poetische zu trennen seien, Bodmer fügte seiner Abhandlung über das Wunderbare eine Übersetzung von Addisons Abhandlung über die Schönheiten im Verlorenen Paradiese an und in dieser wurde als Mittel, den poetischen Stil über den prosaischen zu erheben 'die Änderung der Wortfügung' bezeichnet und als Beispiel die Naehstellung des Adjektivs hinter sein Substantiv angeführt: wenn unsere heutigen Lyriker vom 'Röslein rot', 'der Jungfrau zart' u. s. w. sprechen, ohne dafs ihnen dies der strengste Grammatiker verargt, so verdanken sie die Wiedererobrung dieser alten Freiheit dem längst nicht mehr gelesenen Bodmer. Breitinger sprach den nämlichen Gedanken in seiner Critischen Dichtkunst aus. Wer auf die Ausdrücke derer, die im Affekte reden, acht haben wolle, werde, sagt er, ohne Mühe eine Menge dergleichen Versetzungen finden, dieser solle man sich öfter bedienen. Außerdem bekämpften die Schweizer das alte, von Gottsched geteilte Vorurteil gegen dialektische und veraltete Ausdrücke. Sie drangen gerade darauf, sogenannte 'Machtwörter' in der Poesie anzuwenden, d. h. sinnliche Worte der älteren oder volkstümlichen Sprache, die in dem Schriftdeutschen in Vergessenheit gekommen waren. Damit wurde der Volkssprache Eintritt in die Sprache der Litteratur zurückgewonnen, und ein Teil der Fundamente aller bisherigen Doktrinen erschüttert.

Es kam ein zweites Wichtigeres hinzu. Nicht dafs Gottscheds litterarische Bestrebungen Fiasko machten. Es trat aber endlich ein wirklicher Dichter auf, Klopstock, und überzeugte mit einem Schlage alle poetisch Fühlenden von der Unzulänglichkeit des grammatischen Systems für die Sprache der Poesie. Der Begriff der Sprachrichtigkeit wurde von ihm beiseite geschoben, ja fast gezeugnet, der Begriff des Sprachgebrauchs vertieft. Die Grundsätze, welche bisher für das gute Deutsch aller gebildeten Dichter und Schriftsteller bestanden hatten, kamen ins Wanken. Klopstock erforderte sich, genährt mit den Anschauungen der Schweizer, die er begeistert verehrte, seine eigne Sprache der

Empfindung, die, mit allem Früheren verglichen, absolut neu erscheint, er zog alte Worte hervor, bildete sich neue, wagte ganz neue Konstruktionen und bereicherte die deutsche Sprache auch in syntaktischer Beziehung.

Natürlich setzten sich die Gottschedianer zur Wehr. Ihr Einigungswerk war noch lange nicht vollendet, und nun erschien ein unreifer junger Mann und wagte ihren regelrechten Bau zu stören, ihre schönsten Bemühungen durch seine genialen Einfälle zu kreuzen.

In die Jahre 1754 und 1755 fallen zwei für den damaligen Zustand der deutschen Schriftsprache ungemein charakteristische Erscheinungen.

Damals kam heraus des Gottschedianers von Schönauich *Aesthetik in einer Nuss oder Neologisches Wörterbuch*. . . Aus den *Accenten der heiligen Männer und Barden des iltigen überreichlich begisteren Jahrhunderts zusammengetragen und den größten Wortschöpfern unter denselben aus dunkler Ferne gehöliget von einigen Verehrern der sehr affischen Dichtkunst. 1754. o. Ort.* Das 471 Seiten starke Buch ist ein wichtiges Hilfsmittel für die Geschichte der neuhochdeutschen Wortbedeutungen und des modernen poetischen Stils. Man erhält daraus ein ziemlich treues Bild, was ein beschränkter und geschmackloser Anhänger Gottscheds um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an der neuen Dichtersprache Hallers, Klopstocks, Wielands und ihrer Nachahmer neu und anstößig fand. Das Buch ist das Werk eines bornierten Menschen, der an sich keine Beachtung verdienen würde, aber es ist, gerade weil sein Verfasser ein mittelmäßiger Kopf ist, hoch bedeutsam als Symptom des Sprachzustandes; es giebt den Eindruck wieder, den die neuen Schöpfungen auf das Sprachgefühl des damaligen Durchschnittspublikums in Obersachsen machten.

Schönauich tadelt eine Reihe neuer Verbalzusammensetzungen, die Klopstock sich erlaubt hatte, umgekehrt auch den Gebrauch von Simplicien an Stelle der üblichen Komposita, ferner eine Menge ihm neu erscheinender Worte. Das sind meist veraltete, nur in einzelnen Mundarten noch erhaltene oder auch Ausdrücke, die von jeher nur landschaftlich gewesen, die von Haller, Klopstock und Wieland in die Schriftsprache eingeführt waren und heute zum größeren Teil sich völlig eingebürgert haben. Schönauich notiert ferner den Gebrauch gewöhnlicher Worte in veränderter, neuer Bedeutung. Auch hier ist in vielen Fällen die Neuerung durchgedrungen. In stilistischer Hinsicht sind seine Zusammenstellungen von Lieblingsausdrücken Klopstocks lehrreich.

Man könnte von Schönauichs Schrift, wenn man sie vom heutigen Standpunkt liest, den Eindruck bekommen, als hätte man es mit dem Werk eines absichtlich hinter der Entwicklung der Sprache zurückgebliebenen Pedanten zu thun, der sich verbiissen gegen jede Neuerung absperirt. Und da das Buch unter den Augen und mit der sachlichen Billigung Gottscheds entstand, könnte man auch dessen gesamte sprachliche Thätigkeit als eine konservative ansehen. Aber damit würde man die Wahrheit arg verkennen. Gottsched hatte durchaus einer fortschreitenden Entwicklung der Schriftsprache die Bahn gebahnet; im Vergleich mit dem Sprachzustand, der vor seinem Auftreten in Deutschland geherrscht hatte, war er so gut ein Neuerer gewesen wie Klopstock, nur allerdings nicht in principieller Beziehung.

Noch ein Jahr nach dem Erscheinen von Schönauichs Neologischem Wörterbuch wurden Gottscheds und seiner Freunde Bemühungen um ein reines, einheitliches und gebildetes Schriftdeutsch von einem in der alten Zeit stehenden Süddeutschen unbarbarisch aufgegriffen. Es geschah das in einer Schrift des Benediktiners Pater Augustin Dorn-

W. K. v. L. p. 169

DLB 18 01 06 70-61

blüth in Geugenbach: *Observations oder gründliche Anmerkungen über die Art und Weise, eine gute Uebersetzung, besonders in die teutsche Sprach zu machen. Nebst einer Critic über Herrn Gottschedens sogenannte Redekunst und teutsche Grammatic. Aus patriotischem Effer zur Verhütung fernerer Verkehrung und Schändung der ausländischen Bücherey. (Augsburg 1755.)* Das 386 Seiten starke, mit ausführlichem Register der Materien und Worte ausgestattete Buch ist, um es kurz zu sagen, eine anti-gottschedische deutsche Grammatik vom süddeutschen, speziell schwäbischen Standpunkte. Der Verfasser lebt völlig im Geiste des 17. Jahrhunderts; die sprachliche Entwicklung seit Christian Weisse, Gottsched, Mosheim ist ihm ein Greuel; als das beste Sprachmuster erscheinen ihm die Akten des Reichskammergerichts zu Speier aus den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts. Mit Erbitterung bekämpft er den mächtigen Einfluß des Obersächsischen, unerschöpflich in Ausdrücken der Verachtung gegen die Sprachverderbnisse und verkehrten Neuerungen der 'Herrn Sachsen'. Er beklagt, dafs selbst die süddeutschen Kanzleien dem obersächsischen Deutsch sich unterwerfen. Wenn ein Wort aus fremd und neu sei, so gelte es für hochdeutsch. Auf dem Titel bezeichnet er sein Buch als hervorgegangen 'aus patriotischem Eifer' und in der That ist es ein Protest gegen den von Gottsched und der Aufklärung beförderten Einfluß des Französischen.

Dornblüth verliert eine Sprache, welche der altdeutschen beinahe näher steht als der modernen. Ihm bedeutet 'Friede' nicht 'Ruhe', sondern noch 'Sicherheit', 'Schutz', 'Vorurteil' nicht 'vorgefasste falsche Meinung', sondern 'Präjudiz', 'Fähigkeit' nicht Begabung, sondern nur die 'capacitas' ad aliquid, wie denn im 17. Jahrhundert noch von der 'Fähigkeit eines Bechers' (von rāhen) gesprochen werden konnte, 'Dichtkunst' ist ihm 'die Art und Weis Fablen oder Gedicht zu ersinnen und zu schreiben, nicht aber Vers zu machen'; er will 'bekommen' nur intransitiv in der Bedeutung 'wohl gedeyen' denken, nur vom gemeinen Volk werde es für 'erwerben oder erlangen' mißbraucht. In all dem steht er im Einklang mit der älteren Sprache. Er verwirft Wendungen wie 'sein guter Kopf' und will dafür 'sein guter Verstand', weil ihm, wie der älteren Sprache, 'Kopf' nur eine rein körperliche Bedeutung hat. Die Worte Geschmack (künstlerisches Urteil), Leidenschaft, Ausdruck, pathetisch hält er für alberne Erfindungen. Sie waren sämtlich damals neu.

Als Süddeutscher beweist er sich namentlich in seiner Verteidigung der Weglassung der unbetonten *e* in den Endsilben und Ableitungsilben. Seit Opitz war dagegen gekämpft worden, und in der ostmitteldutschen Schriftsprache waren die *e* wirklich wieder eingesetzt. Dornblüth hat dagegen in seinem Buch ein ganzes Kapitel geschrieben: *e Saxonn in fine causibet Substantivi et Adverbii est ineptum et absurdum*. Es sei falsch zu schreiben *Knabe, Name, Glaube, Bube, balde, sanfte*, es müsse heißen *Knab, Nam, Glaub* u. s. w.

Von dem intransitiven Verbum *branneu* soll die erste Person Praesentia *ich brinne* heißen. Ebenso *ich sihe*, nicht *ich sehe*, *ausreuten* nicht *ansrotten*, *Durchleucht* nicht *Durchlaucht*, alles in Übereinstimmung mit der älteren oberdeutsch gefärbten Schriftsprache.

In der Syntax beschwert sich Dornblüth besonders über die durch Gottsched eingeführten zerrissenen Sätze: er vermifst die gegliederten Perioden mit den fest gefügten Partikeln, den bestimmten 'Transitionen', wie sie im 17. Jahrhundert üblich gewesen waren. Die Franzosen vermeiden, meint Dornblüth, alle Transitionen gleichsam mit Fleiß,

im Teutschen hingegen sei eine Schrift ohne Transitiones sowohl dem Gelehrten als Ungelehrten beschwerlich oder zuweilen gar unverständlich.

Es ergiebt sich daraus, worin Gottscheds Fortschritt gegen die Früheren bestand: er brach die Macht der Kanzleisprache, welche auf dem Gebiet der Prosa noch unbeschränkt geherrscht hatte.

In diese Zeit der allgemeinen Gärung, wo drei Generationen, die Partei Gottscheds, Klopstocks und Dornblüths zusammenstießen und sich beföhden¹⁾, fällt Goethes Jugend; damals lernte er lesen und schreiben, empfing er den ersten Unterricht in der Muttersprache.

Nach Frankfurt a. M. war das Regiment der übersüchtischen Sprache noch keineswegs gekommen. Zwar so weit wie Schwaben, Bayern und Österreich war man hinter der sprachlichen Entwicklung nicht zurückgeblieben. Aber doch weit genug. Eine deutsche Grammatik von Weber, die 1759 in Frankfurt erschien, zeigt das. Sie will im wesentlichen Gottscheds Sprachkunst wiedergeben, aber der Verfasser steht auf einem viel alterthümlicheren Standpunkt. Die Kanzleisprache war im Reiche noch Autorität, wenn auch nicht so unbedingt, wie für Pater Dornblüth. Die Perioden, welche Weber schreibt, sind ungleich schwerfälliger, partikelreicher, alterthümlicher als die Gottscheds oder Gellerts. Wenn man die Schriften des Frankfurters Joh. Christ. v. Loen, der mit der Schwester von Goethes Großmutter Textor, einer geborenen Lindheimer, verheiratet war, wenn man die Gedichte des Homburger Reichshofrats Karl Kasimir von Creuz ansieht, findet man das bestätigt: beide wollen nichts weniger als genial schreiben, und doch ist ihre Sprache, namentlich die des letztgenannten, vielfach alterthümlicher als die in Obersachsen herrschende. Auf die volkstümliche Sprache wirkte im südwestlichen Deutschland außerdem, soweit es protestantisch war, Luthers Bibel und Katechismus, das Kirchenlied. In alten Volksbüchern, in Chroniken wie der von Gottfried mit den Merianschen Knpfern lernte der junge Goethe lesen.

Als er nach Leipzig kam, war dort die Herrschaft der Gottsched-Gellert-Weissischen Sprache noch nicht gebrochen. Wie er durch seine altmodische Frankfurtsch provinzielle Tracht in dem galanten Klein-Paris Austofs und Heiterkeit erregte und sie eilig gegen eine neumodische Garderobe eintauschte, so ging es ihm auch mit seiner Sprache. In Dichtung und Wahrheit beschreibt er das ausführlich: *Ich war nämlich in dem oberdeutschen Dialekt geboren und erzogen, und obgleich mein Vater sich stets einer gewissen Reinheit der Sprache befließ und uns Kinder auf das, was man wirkliche Mängel jenes Idioms nennen kann, von Jugend an aufmerksam gemacht und zu einem besseren Sprechen vorbereitet hatte, so blieben mir doch manche tiefer liegende Eigenheiten, die ich, weil sie mir ihrer Nützlichkeit wegen gefielen, mit Behagen hervorhob und mir dadurch von meinem weichen Mitbürgern jedesmal einen strengen Verweis zuzog Mir sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen unersagt sein, sowie die Benutzung trauerziger Chronikenaussprüche. Ich sollte vergessen, daß ich den Geiler von Kaisersberg gelesen hatte und des Gebrauchs der Sprichwörter entbehren, die doch statt vieles Hin- und Herfackelns den Nagel gleich auf den Kopf treffen; Alles dies, das ich mir mit jugendlicher Heftigkeit angeeignet, sollte ich missen, ich fühlte mich in meinem Innersten paralytirt und wußte kaum mehr, wie ich mich über*

¹⁾ Diesen Kampf spiegelt am deutlichsten wieder Gottscheds Zeitschrift 'Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit'. Leipzig 1761 1762.

die gemeinsten Dinge zu äußern hatte. Daneben hürte ich, man soll reden, wie man schreibt, und schreiben wie man spricht, da mir Reden und Schreiben ein- für allemal zweierlei Dinge schienen, von denen jedes wol seine eignen Rechte behaupten möchte. Wenn Gottsched von dem galanten jungen Leipzig auch schon verachtet wurde, die damals dort hochgehaltenen Dichter waren alle durch seine Schule der Korrektheit gegangen. Goethe stürzte sich mit dem ganzen Ungestüm der Jugend in den Schwall des Leipziger Geschmacks, um nur recht rasch und von Grund aus alle Frankfurterischen Flecken und Fleckchen von sich abzuwaschen. Erst in Straßburg tauchte er aus der Gottschedischen Sündfluth empor, fand er die Natur, sich selbst wieder und damit auch die epochemachende Erkenntnis, dafs es doch der Dialekt sei, in dem die Seele ihren Atem schöpft. Auch er wurde ein Jünger des neu erstandenen Propheten, dem alle aufstrebenden Talente zuflühen: Herders.

Wir begrüßen in der durch Hamaun und Herder verbreiteten, durch Klopstock und Lessing bereits angeregten und durch die That bewährten Erkenntnis von der Berechtigung der lebendigen Sprache, sei es auch des gewöhnlichen Mannes, von ihrem Vorrang der durch Theorie und Grammatik gemeisterten Buchsprache gegenüber das Morgenrot der grossen neuen Zeit. Johann Christoph Adelung, Gottscheds Nachfolger und der bedeutendste Grammatiker der alten Schule, dachte darüber anders, er sah nur die tödtliche Gefahr, welche die neuen Anschauungen der bisher geltenden Sprachauffassung brachten. Ihm war die Zeit von 1740—1760, in welcher die Lehren Gottscheds der Sprache der Litteratur ihren Stempel aufgedrückt hatten, die Zeit Gellerts, Habeners, der Anfänge Uzens, Gleims, Weifens das goldene Zeitalter der deutschen Schriftsprache. Nach dem siebenjährigen Kriege habe Sachsen aufgehört, auf das ganze Reich durch seinen ausgebildeten Geschmack einen Einflufs zu üben. Die übrigen deutschen Provinzen hätten sich über Obersachsen erhoben. Daher — so sind seine Worte — die Vernachlässigung der Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache; daher der niedrige Gebrauch fremder Wörter, wo gute deutsche vorhanden sind (Hieb auf des jungen Goethe übertriebene Gebrauch in Frankfurt üblicher französischer Ausdrücke), daher die Jagd auf veraltete und Provinzial-Wörter . . . daher die Erhebung der niedrigen Volkssprache, welche dem guten Geschmache gerade entgegengesetzt ist.

Die neue Auffassung vom Wesen der Sprache, welche Herder und Hamaun begeistert verkündeten, begriff Adelung nicht. Ihm, wie der ganzen früheren Zeit, war die Sprache in erster Reihe ein Verständigungsmittel. Herder betont vor allem das poetische, das sinnliche Element der Sprache. Der unmittelbare und naturnotwendige Zusammenhang 'zwischen den Meinungen und der Sprache', wie es Hamaun, zwischen 'Gedanken oder Empfindungen und dem Ausdruck', wie es Herder nannte, das war der springende Punkt der neuen Lehre. Das redende oder schreibende Subjekt gestaltet nicht die Sprache zum deutlichsten, verständlichsten Ausdruck für andere, der Inhalt des Empfundnen setzt sich von selbst, aus eigener Macht in die entsprechenden Worte um. Form und Inhalt sollten in eins zusammenfallen, der Inhalt ans sich selbst die Form erzeugen. Man irrt, wenn man Herders Schülern, den Stürmern und Drängern blofs ein allgemeines Streben nach Kraft und Originalität zutraut: sie alle faßten auf einem — von einzelnen freilich mehr oder minder klar verstandenen — philosophischen Dogma. In diesem war auch der Sprache ihre bestimmte Stellung zugewiesen: Rousseaus Betrachtungen über die Sprache

der Leidenschaft, die 'praktische Bethätigung, derselben in der Neuen Heloise, Gedanken Diderots und Lessings, Herders Auregungen wirkten zusammen und machteu Epoche. An die Stelle des 'guten Geschmacks' tritt nun als leitender Begriff das 'Charakteristische'. 'Die Reinigkeit einer Sprache entzieht ihrem Reichtum, eine gar zu gefesselte Richtigkeit ihrer Stärke und Mannheit', verkündet Hamann. Der deutschen Sprache sollen aus den vor-Optizischen Zeiten, aus der Sprache des Volkslieds, der Meistersänger, vor allem Luthers, aus den volkstümlichen, von der gelehrten Renaissancecdichtung abstehenden Dichtern, wie Logau, neue Lebensäfte eingefloßt werden. Das ganze 17. Jahrhundert und das erste Drittel des 18. Jahrhunderts strebte von Luther, von der Volkssprache fort, dem Ideal einer Kunstsprache, einem gelehrten, vernünftigen, in sich regelwäßigen Deutsch zu: Herder brach mit diesen Bestrebungen. Der Dichter hat nach ihm das Recht, in die Eingeweide der Sprache zu graben, wie in die Bergklüfte, um Gold zu finden. Er, der — ein anderer Prometheus — seine Gestalten neu schafft, muß auch die Sprache gleichsam von Grund aus schaffen. Und wie die damals aufgekommene Physiognomik aus der äußeren Form des menschlichen Körpers die Seele zu erkennen wähte, so sollte Inhalt und Sprache eines poetischen Kunstwerks untrennbar sein, eins das andere hervorbringen, bestimmen. Alle diese Sätze wurden von der in allen Tiefen ihres Wesens erregten, glühenden jungen Generation, zumal von ihrem Führer Goethe mit unvergleichlicher Empfänglichkeit in Thaten umgesetzt.

Aus dem bisher Gesagten ergeben sich für eine wissenschaftliche Betrachtung der Sprache des jungen Goethe zwei Gesichtspunkte: ein rein sprachgeschichtlicher und ein litterarkhistorischer.

Die Sprache Goethes als Frankfurter ist nach 'altertümlicheren Mustern gebildet, als man in Leipzig und Norddeutschland zur Zeit seines Auftretens anerkannte. Die Abweichungen seiner Sprache von der durch Gottsched und den oberösischen Schriftstellerkreis durchgesetzten Schriftsprache sind also teilweise Folgen der noch nicht vollendeten Einheit der neuhochdeutschen Schriftsprache, für die uns Dornblüths Schrift neben anderem ein Symptom ist: einerseits Niederschläge der rheinfränkischen Mundart, die sich auch gegen den Willen des Schreibenden in hochdeutscher Rede einstellten, anderseits Elemente der lokalen Schriftweise oder der Umgangssprache. Diese Abweichungen fallen unter den ersten Gesichtspunkt, den sprachgeschichtlichen.

Goethe schrieb noch *Gebürge*, *würrlich*, *Gleichnißs*, *erschrecken*, *Küssen* (Kissen), wie Dornblüth; gesprochen hat er so wohl nicht, denn die Frankfurter Mundart kennt kein *ü* und *ö*. Gottsched hatte hier überall schon die uns geläufige Lautgebung gelehrt. Goethe folgte also einer älteren Schriftsprache, der rheinischen Schriftsprache oder der Umgangssprache seiner Heimat, die in diesem Falle wie in vielen andern mit der oberdeutschen übereinstimmte. Goethe braucht noch bei einzelnen Femininen im Singular die alte schwache Flexion: *der Seelen*, *der Frauen* u. ähnl. Ganz so in der süddeutschen Schriftsprache, z. B. bei Dornblüth. Goethe hat oft die starken Präterita mit der Endung *c*, das aus der Analogie der schwachen Konjugation herangetreten ist: *ich sahe*, *thate*, *foße*, *hielte*, *ich stande*, *ritte*, *faude*, die Gottsched unbedingt verwarf. Die süddeutsche Schriftsprache der Zeit hatte sie aber, z. B. bei Haller *ich behielte*, *verschuande*, *schiewe*, *schriebe*, ebenso bei Creuz, bei Moser. Goethes Dialekt waren sie natürlich fremd; denn dieser stüßt alle unbetonten *e* am Ende der Worte ausnahmslos aus. In den

Schriften und Briefen des jungen Goethe fällt auch bei flüchtigem Lesen auf ein Fehlen des Artikels nach den Präpositionen *an* und *in*: z. B. *in Tag hinein leben, es kommt an Tag, geht in Keller!, bis an Morgen. Laß mich in Kahn, bis an jüngsten Tag, ich wollt in Krieg*. Das sind Verschmelzungen des Artikels mit der Präposition, wie sie im raschen Sprechen vorkommen; der Artikel ist völlig dem Endkonsonanten der Präposition angeglichen und in der Orthographie gar nicht bezeichnet. Es ist aber nichts speziell Frankfurterisches, sondern die ganze ältere Schriftsprache kennt diese Weise. Daß man den Wegfall des Artikels gar nicht äußerlich andeutet, entspricht der naiveren Art der älteren Schreibung, welche dem Leser mehr Selbstthätigkeit und Verständnis zutraute. Da diese Inklination des Artikels schon in Goethes Leipziger Periode bei ihm sich findet, kann sie keine mit Absicht hervorgesuchte Altertümlichkeit sein, denn damals lagen ihm archaisierende Bestrebungen noch fern. Sie ist vielmehr ein Residuum der süddeutschen Schriftsprache oder des 'oberdeutschen Dialektes' nach Goethes Ausdruck, in dem er nach seinen Worten in Dichtung und Wahrheit geboren und erzogen war, und gehört mit zu den sprachlichen Eigentümlichkeiten, die Chr. Felix Weiske an Goethes Götz als 'Reichssprache' auffielen. Auch Haller, der in solchen Dingen keineswegs vom Gemeinlichen abweichen wollte, hat an *Tag* für *an den Tag*, in *Rath*, in *Abgrund*, *an niedern Pindus setzen*; ebenso verlangt Dornblüth geradezu *an Tag geben*, *an Kayser schreiben*. Und auch Lessing noch schreibt manchmal so, z. B. in einem Jugendgedicht '*sie trat in Nonnenorden*'. (Hempel I, 252).

Von derartigen unwillkürlich beibehaltenen landschaftlichen Idiotismen und Altertümlichkeiten hat man in Goethes Sprache zu scheiden, was auf bewußtem Widerstand gegen das Allgemeintümliche, auf absichtlicher Benutzung des Mundartlichen zur charakteristischen Wirkung oder auf Entlehnung aus der älteren Sprache beruht. Hier handelt Goethe im Geiste der litterarischen Revolution, als Schüler Herders. Und damit ist der zweite, der litterarhistorische Gesichtspunkt gefunden. Aus ihm ergibt sich auch die Frage, wie viel haben einzelne Vorgänger auf Goethes Sprache gewirkt? Es kommt darauf an, seine Lektüre möglichst vollständig zu überschauen; ich habe mir zu dem Zweck ein Verzeichnis angelegt aller Schriften, die er nachweislich gelesen hat. Seine eigenen Angaben in Dichtung und Wahrheit, den Tag- und Jahresheften, seine Notizen in den Frankfurter und Straßburger Ephemeriden von 1769—1770, gelegentliche Äußerungen in seinen Briefen und Werken, die Recensionen der Frankfurter gelehrten Anzeigen, welche von ihm herrühren, bieten willkommene Zeugnisse. Doch muß man genau sondern die Autoren, von denen er als Kind seine erste Bildung empfing, und in denen er mehr lesen lernte als dafs er sie las, die in seines Vaters Bibliothek standen, wie Canitz, Besser, Neukirch, Flemming, Haller, die Frankfurter Homerübersetzung in Prosa (von 1754), Kopps Übersetzung des Tasso, Gottfrieds Chronik, die Volksbücher u. a. und solchen, die später entscheidend auf seine Entwicklung wirkten, wie Klopstock, Lessing, Wieland, Hamann, Herder, und endlich solchen, die er dann mit dem ausgesprochenen Zweck studierte, aus ihnen für die eigene Sprache Gewinn zu ziehen, wie Luther, Hans Sachs, Götzs Selbstbiographie, die verschiedenen Chroniken und rechtshistorischen Werke. Gellert hat auf den Briefstil der Leipziger Zeit, auch noch auf einige der ersten Dichtungen, Lessings Minna auf die Mitschuldigen, seine Emilia Galotti auf die Sprache des Werther Einfluß gehabt. Am stärksten hat aber sicherlich Klopstock auf Goethes

Sprache eingewirkt: eine große Anzahl der glücklichsten sprachlichen Neuerungen, die von Schönaich in seinem Neologischen Wörterbuch angefochten wurden, hat sich Goethe angeeignet und sie in glänzender genialer Weise verwendet.

Klopstock war wie wenige ausgestattet mit einem wunderbar feinen Gefühl für das musikalisch-rhythmische Leben der Sprache, und das ist der Grund, warum er einen ganz neuen Ton in die deutsche Poesie brachte. Bei Goethe fand er den mächtigsten Wiederhall. Die Beschränktheit der mir hier zugemessenen Zeit verbietet, den bedeutenden sprachlichen Einfluß Klopstocks auf Goethe durch Beispiele im einzelnen erschöpfend zu belegen, aber einiges möchte ich wenigstens andeuten.

Durch Klopstock waren in die poetische Sprache zahlreiche Zusammensetzungen intransitiver Verben mit Präpositionen und Adverbien eingeführt, und zwar verband er diese Zusammensetzungen gern mit einem Objektsaccusativ. Reichliche Beispiele für diese Erscheinung giebt eine Schrift von Würfl über Klopstocks poetische Sprache in Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen Bd. 64, 271 ff. und 65, S. 251 ff., 304 ff.: *Tanze, Siona, Triumph einher; Da tönten seine Tiefen Jammer herauf; Hör die Woge Tod herrauschen; Der Mond schimmerte sanfte Gedanken herunter; Brausen aber mich Stürme zurück von den Felsengestaden.* Gewisse Präpositionen bevorzugt Klopstock hierbei: mit *auf, empor, her, hervor, nach* bildet er eine Menge Verbalzusammensetzungen, in denen ein ursprünglich intransitives Verbum transitiv geworden ist, am häufigsten sind die Komposita mit *durch, hin, um*, z. B. *Da brüllte die Hölle Triumph auf; Unser Schöpfer! Der uns aus Staube zu Menschen emporschuf; durchleben, durchflammen, durchrasen, durchrauschen, durchschreiben* u. s. w. Schönaich hatte diese Eigenheit Klopstocks wohl bemerkt und macht sich in seinem Neologischen Wörterbuch darüber lustig: *Das Wort durch, wenn man es mit allen möglichen Zeitwörtern versetzt, ist von ganz ungemeiner Wirkung, spottet er. So kann man z. B. sagen: durchdämmern, durchzittern, durchjauchzen und was nicht mehr dorch!* Über *hin* hält er sich gleichfalls auf: *Wir sagen einmal für allemal, daß man sie (diese Silbe) in der heiligen Dichtkunst mit allen nur möglichen Zeitwörtern versetzen kann, z. B. Hinbrüllen, hindonnern, hinsitzen.* Und endlich *um*: *Das Sylbelein um mit einem Zeitworte ist wie eine rothe Tinctur, die auch Wasser färbt: „Gelindere Lüfte . . . umflossen sein Antlitz.“ Klopstock.*

Goethe hat diese Wortbildungen Klopstock aufs glücklichste abgesehen und höchst wirkungsvoll verwendet. Sie, die damals aufstiegen, sind jetzt zum Teil Gemeingut der poetischen Sprache geworden. In dem Gedicht auf das Bild des Fräulein von Klettenberg: *Als mit ungeduldigem Streben ich die Zeichnung hingewührt; in der Seefahrt: mir Geduld und guten Muth ersehend, Und dem Schlaf entjauchst uns der Matrose; Auf dem See: Morgenwind umflügel Die beschattete Bucht; in Kömmer und Künstler: Wo ist der Urquell der Natur Daraus ich schöpfend Himmel fühl und Leben In die Fingerspitzen hervor! oder im Werther: Ach! Mit offenem Arme stand ich gegen den Abgrund, und athmete hinauf! hinab, und verlor mich in der Wonne, all meine Qualen, all mein Leiden da hinab zu stürzen, duhin zu brausen wie die Wellen.*

Klopstock brauchte ferner mit Vorliebe neben intransitiven Verben Accusative des innern Objekts:

*Feiert es stamm Auelung der große, der Sabbath des Bundes,
Von den Sonnen zum Throne des Richters.*

An dieser Stelle des Messias hatte Nicolai in den 'Briefen, die neueste Litteratur betreffend' Anstofs genommen und über sie gesagt: *Wer diese zwei Verse ungezungenen erklärt, erit mihi magnus Apollo, und wenn er eine natürliche Construction darin entdecken kann, Phyllida solus habeto.* Lessing hatte diesen Tadel als unbegründet zurückgewiesen und die Konstruktion und den Sinn der Verse erklärt (im Brief an Nicolai vom 31. Juli 1757, Hempel 20, 1, 122 und im 19. Litteraturbr., Hempel 9, 91).

Wenn er, für eure Kinder und euch, sein Leben wird bluten (Mess. 8, 92);

Sein treffendes Auge

Hefete sich ungesandt an den Mütter und funkelte Raue;

Gnade lächeln, Durst lechzen, Wonne schauern (*Die Seelen schauerten Wonne*), *der stürzende Bach Wiegte Tod* ('Das Grab').

Der junge Goethe und die übrigen Dichter der Geniezeit haben diese Bereicherung des poetischen Ausdrucks sich angeeignet. Wanderers Sturmlied: *Den Alles errartet, was ihr, Musen und Charitinnen, Unkränzende Seligkeit Rings ums Leben verherrlicht habt.* An Schwager Kronos: *Eckes Scheindeln zögert Mir vor die Stirn dein Zaudern; Raufte den schollenden Trab.* Künstlers Morgenlied: *Es heulet laut Gebrüll der Feinde Wuth d. h. 'die Wut der Feinde heult laut Gebrüll';* später in der Gesamtausgabe von 1789 (Schr. 8, 244): *es heulet laut Gebrüll der Feindeswuth.* Mahomets Gesang: *sausend Wehen . . . Tausend Segel auf zum Himmel Seine Macht und Herrlichkeit,* später (Schr. 8, 186): *sausend wehen . . . Tausend Flaggen durch die Lüfte, Zeugen seiner Herrlichkeit.* Bei Klingers: *ich muß an deinem Fenster lauschen — Liebe, Liebe lauschen* (Leidendes Weib); *ich vas die Liebe* (Neue Arria); *ich muß Raue denken* (Zwillinge); *ich schein mir dem gebildeten Adler zu gleichen, der sein Leben in den Felsen austrauert* (Zwillinge); vgl. O. Erdmann, über Klingers dramatische Dichtungen, S. 5, Anm. 8.

Ziemlich jungen Ursprungs und wenig verbreitet in unserer Sprache sind die Zusammenrückungen eines Substantivs mit einer Partikel. Man faßte wohl *Bergauf, Bergab, Bergan, Thalauß, Stronab* u. s. w. bereits als wirkliche Komposita, danach gebildete Kompositionen wie *Felsenan, Himmelab*, die sich Klopstock erlaubte, erschienen noch fremdartig, und Schönaich wußte nicht Worte genug für seinen Abscheu gegen sie zu finden. Goethe sang nach Klopstockischem Muster, auf dem See: *Und Berge, tollkig himmelan, Begegnen unserm Lauf.*

Der älteren deutschen Sprache widerstrebte es, ein Verbum mit einem Nomen zu komponieren. Das Verbum finitum ist auch heute dazu nicht fähig: wir dürfen nicht sagen 'ich liebesverwunde, ich pfeiltreffe', weniggleich 'ich lobsinne' sich früh durchgesetzt hat. Im 18. Jahrhundert waren auch derartig komponierte Participia Praeteriti noch ungewöhnlich. Sie wurden eingeführt in Nachahmung antiker komponierter Participia oder Adjektiva und widersprachen der Gewohnheit der mittelhochdeutschen wie althochdeutschen Sprache völlig, während sie allerdings in der poetischen Sprache des Nordens wie der Angelsachsen nicht selten gewesen waren (vgl. Grimm Gr. 2, 590 ff.). *Liebesverwundet* für *von Liebe verewundet* bei Klopstock war damals noch, obwohl Haller Ähnliches öfter gebildet hatte, neu. Schönaich entdeckte in dieser Compositionsweise mit Recht die Quelle vieler neuer, gewichtiger Epitheta: '*glanzbesät, eisenbeplant*'. Der Odenstil, namentlich in Übersetzungen antiker Dichtungen, hat sich dieser Worte dann mit Vorliebe be-

dient. Adellung bekämpfte sie erfolglos; er hat vergeblich Beiwörter wie *moudebeglänzt*, *realdbeschattet*, *fußbeflügelt* auszurotten gesucht.

Eines der wichtigsten stilistischen Mittel wird seit Klopstock und Goethe Verba, die mit Partikeln zusammengesetzt sind, ohne diese zu gebrauchen: *hellen* anstatt *erhellen* moniert Schönaich bei Klopstock: *Wir haben schon oben bewundert, dafs unsere heiligen Dichter berechtigt sind, den neuen Wörtern bald ihren Kopf, bald ihren Schwanz zu rauben . . . Der heilige Lächler sagt unter andern: 'Ein göttliches Lächeln hellt die selige Stirn'*. Jeder fühlt, was Schönaich nicht merkte, wie viel kräftiger, sinnlicher das Verbum durch den Fortfall der abstrakten Partikel wird. Der junge Goethe hat das mit feinem Sprachsinn übernommen: im Werther z. B. *er deckte ihre Hand mit tausend Küssen*, für das blässere *bedeckte*: *Wenn sie näher zu mir rückt, dafs der himmlische Athem ihres Mundes meine Lippen reichen kann*, in der Gesamtausgabe von 1787 erreichen. Mahomet: *Theilen kann ich euch nicht dieser Seele Gefühl, für mit- oder zuteilen*; *mir tear's wie dem Kinde, das ihr in enge Winden schränkt*; in Erwin und Elmire: *die besten, die ich unter unsern Geschlechte habe kennen gelernt, waren eben die, auf deren Erziehung man am wenigsten gewendet hatte für verwendet*; Claudine: *ich steck mich in die Aller für versteck mich*, wohl mundartlich. Ebenso oft *sich finden* für *sich befinden*, z. B. im Werther *übrigens find ich mich hier gar wohl*, wofür in der Gesamtausgabe von 1787 das reguläre *befinde* eingesetzt ist. Der Gebrauch dieser Simplicia war ein von Goethe mit Bewußtsein geübtes künstlerisches Mittel. In den Schriften vor der Strafsburger Epoche begegnet es nicht; in der in Strafsburg entstandenen Ossianübersetzung, die nachher umgearbeitet auch in den Werther aufgenommen wurde, kann man die Entwicklung des Stils, die Ausbildung der genialen Schreibart studieren. In der älteren, Strafsburger Fassung stehen wiederholt die üblichen zusammengesetzten Formen, im Werther sind dafür die poetisch lebhafteren Simplicia eingesetzt: z. B. in der Strafsburger Übersetzung *ich sehe meine verschiedenen Freunde*, im Werther *geschiedne Freunde*; Strafsb. Übers. *dann soll dein Geist im Winde stehn und meiner Freunde Tod betauern*, im Werther mit gewählterer Wortstellung: *und trauern den Tod meiner Freunde*; Strafsb. Übers. *Aber wenn du zurückkehrst vom Krieg*, Werther: *Aber wenn du kehrest vom Kriege*; Strafsb. Übers. *Oft am niedersinkenden Mond*, Werther: *oft im sinkenden Mond*.

Gewisse längst eingebürgerte Worte erhielten seit Klopstock eine neue Bedeutung in der Dichtersprache. *Natur* = *Welt*: *Natur*, beschwert sich Schönaich, *wird itzund von allen, die nach der Hebrät* (Klopstockisches Stichwort) *oder Tiefe streben, a. St. Welt gebraucht*. „*Indem die Ewigen sprachen, gieng durch die ganze Natur ein ehrfurchtvolles Erbeben*“ (Messias). So kann man auch sagen *'Mutter Natur'*: *denen der Dichter wird ihr, als ein kleiner pansückerlcher Junge, an dem Geburtstage an die Wurzeln gelegt*. Wer denkt hierbei nicht an Goethes: *Wie ist Natur so hold und gut, die mich am Busen hält?*

Manche Lieblingsausdrücke teilt Goethe mit Klopstock. Dazu gehört das Wort *dunkel*, ferner *still*. Schönaich verspottet das Klopstockische *stille Thränen*, *stilles Schauern*; *Fühlen und Föhlung*; *gönnen*: *Uns ist zwar niemals vorgekommen als klänge das Gold so vortreflich, dafs man einen goldenen Klauy schmiden sollte. Allein das Gold ist schön; daher mufs alles, was von Gold kommt, schön seyn: ein goldner Klauy, ein goldner Laut, ein goldner Hauch*. Ich erinnere an Goethes:

Goldne Träume, kommt ihr wieder!

Wey, du Traum, so Gold du bist (Auf d. See);

Die Raup umspinnt den goldenen Zweig (Wanderer); in der Vergangenheit goldener Myrthenhainsdämmerung (Elysium).

Es bleibt noch ein dritter und letzter Gesichtspunkt: der biographische. Denn der ästhetische, der sich auch aufstellen ließe, fällt in Wahrheit teils mit dem litterarhistorischen teils mit dem biographischen zusammen.

Die Entwicklung der Sprache Goethes hängt genau zusammen mit seiner menschlichen Entwicklung.

Der altkluge frühreife Leipziger Student zieht den Galarock der feinen Welt und auch das modische Kleid der Gellert-Weise-Wielandischen Schriftsprache an. Die innere Wiedergeburt in Strafsburg führt auch die Wandlung der Sprache zum Natürlichen, Heimischen, Angeborenen herbei. Die Wogen des Sturmes und Dranges gehen hoch, und auch in der Sprache bricht das Derbe, Gewaltsame, Naturalistische durch. Den Übergang kann man am deutlichsten beobachten, wenn man die beiden Fassungen von Goethes Ossianübersetzungen neben einander hält. Die ältere, aus Strafsburg herrührend, steht noch dem früheren, ruhigeren, korrekten Stil der Leipziger Zeit näher, die andere, welche in den Werther aufgenommen wurde, zeigt in jedem Satz den neuen Geniestil. Mit Goethes Ankunft in Weimar ändert sich der Charakter seiner Sprache bald sichtlich. Anfangs geht's noch in der früheren derb genialen Weise fort, die rheinische Mundart, das Deutsch der Frau Ava führt nach wie vor die Zügel, die Prosafassung des Singspiels *Jeri* und *Baetely*, die neuerdings bekannt geworden ist, verrät das am stärksten. Aber allmählich bildet sich Goethe für seine Dichtung¹⁾ eine neue Sprache. Und als er 1786 bei Göschen die erste Sammlung seiner Schriften veranstaltete, unterzog er seine Jugendschöpfungen, besonders den Werther, die *Stella* und teilweise auch den *Götz* einer durchgreifenden sprachlichen Bearbeitung: so sehr hatte er sich und seinen künstlerischen Stil in den zehn Jahren geändert. Das zu Schrofie wurde gemildert, das Übertriebene gemäßiget, Härten im ganzen geglättet, die rheinische provinzielle Sprache den Gemeindeutschen, d. h. dem Ostmitteldeutschen mehr genübert, außerdem gewisse Reste aus der altertümlicheren Schriftsprache, die nicht gerade rheinisch waren, beseitigt und mit dem Modernen vertauscht.

Auch hierfür einige Belege. In den ersten Fassungen seiner Jugendwerke überliefs sich Goethe ohne Zwang dem Hange seines angeborenen Dialekts, die unbetonten *e* der End- und Ableitungssyllben fortzulassen. Das war in der süddeutschen Schriftsprache trotz Opitzens und der mitteldeutschen Dichter und Grammatiker unablässigen Bemühungen noch durchaus üblich, wie z. B. auch Dornblüths oben angeführte Polemik gegen die sächsischen vollen Formen zeigte. Goethe schrieb also in prosaischen wie poetischen Werken vor konsonantischem Wortanlaut *Gewölb*, *Gebürg*, *Gewerb*, *Seel*, *Ruh*, *die Stern*, *die Händ*, *heut*, *nah*, *lang*, *ich hab*, *ich geb*, etc. In der Gesamtausgabe von 1786–87 ist an vielen Stellen, wo es sich thun liefs, ohne das Metrum zu stören, namentlich aber fast durchgängig im Werther, dafür die volle Form eingesetzt.

1) In seinen Briefen, die er selbst schrieb, hat er sich nie ganz des Hauskleides seiner Mundart entledigt: wunderbar greifen die Briefe an Frau v. Stein gerade durch den natürlichen Klang der mundartlichen Rede ans Herz.

Die Behandlung des Umlauts ist in den ersten Fassungen dialektisch: *drucken* z. B. braucht Goethe sowohl für *imprimere* als *premere*, ebenso auch *ausdrücken*, z. B. Werther mit einer *auffahrenden Gebährde drückt ich mir die Mündung der Pistolen an die Stirn* und ähnlich oft; später ist an den meisten Stellen der Umlaut eingeführt. In der ersten Ausgabe des Werther steht *ich schlürfe*, im Einklang mit der Frankfurter Mundart, in der zweiten das gemeindeutsche *schlürfte*, in der ersten Ausgabe *er läuft, vortauft*, in der zweiten von 1787 *läuft, vorläuft*. Umgekehrt in der ersten Bearbeitung des Werther das Frankfurterische *vorschützen*, in der zweiten *vorschuetzen*.

In der ersten Fassung der Mitschuldigen heißt es *ein lockrer Passagier*, mundartlich noch heute in Hessen-Nassau üblich, in der zweiten *ein lockrer* u. s. w.

In der Konjugation zeigen die Jugendschriften vielfach Bewahrung der alten Ablautsreihen. Von *steln* lautet das organische Präteritum *ich stund* (mhd. *stuont*), Goethe braucht in der ersten Periode *stund* und *stand* neben einander, doch so, daß *stund* mit den entsprechenden Konjunktivformen weit überwiegt, in der Gesamtausgabe wird aber fast ausnahmslos die jüngere Form mit *a* eingesetzt. Von *leben* (mhd. *luop, gelaben*) braucht Goethe sehr oft *hub, erhub*, im Werther einmal sogar auch das Partizip: *oft mit aufgehobenen Händen*; in der Gesamtausgabe trat *hob, gehoben* ein. Von *rufen* war im vorigen Jahrhundert in der gewöhnlichen Schriftsprache das Präteritum *rufte*, das Partizipium *geruft* üblich, bei Oberdeutschen, wie Mitteldeutschen, also z. B. bei Haller und Lessing. Gottsched setzte dagegen schon das heute allein mögliche *rief, gerufen* ein, das auch geschichtlich das richtige ist. Goethe hat in der ersten Fassung des Werther mehrmals die schwachen Formen, in der zweiten bis auf eine Stelle immer die starken.

So geht das durch alle Gebiete der Grammatik, durch Wortbildung, Syntax und Wortgebrauch fort. Überall ist in der Gesamtausgabe das Singuläre beseitigt oder gemildert, sind die zu rauen Ecken abgeschnitten.

Der Aufenthalt in Weimar war für die Sprache Goethes in doppelter Beziehung epochemachend. Einmal begünstigte er die Annäherung an die gemeindeutsche Schriftsprache, die auf dem Obersächsisch-Thüringischen ruht. Es ist eine eigene Fügung, daß die nämliche Gegend, wo Luthers Bibelübersetzung entstand, wo die Hüupter der fruchtbringenden Gesellschaft gewirkt, viele der bedeutendsten Dichter des 17. Jahrhunderts gelebt hatten oder doch aufgewachsen waren, wo die einflußreichen Universitäten Leipzig, Wittenberg, Jena, Halle blühten und das Schulwesen am frühesten in gutem, ja ausgezeichnetem Zustande sich befand, wo Gottsched und Adelung lehrten, daß der innerste Teil Mitteldeutschlands, das Gebiet der Mittel-Elbe mit ihren Nebenflüssen auch die Wiege unserer neuen großen Litteratur wurde. Goethe mußte, wenn er längere Zeit hier lebte, unwillkürlich die rheinische Sonderart seiner Sprache ein wenig abschleifen und der gemeindeutschen Sprache anbequemen, ja sogar der thüringische Dialekt wirkte nachweislich auf seine Sprache. Erst seit der Weimarer Periode braucht er z. B. die unorganisch verlängerten Imperative starker Verba, wie *träte für tritt, nehme für nimm*, die rein ostmitteldeutsch sind, während die rheinische Mundart sie nicht kennt.

Aber die Hauptwirkung des Weimarer Aufenthalts war eine andere. Hier gelangte der Dichter zu der inneren Läuterung und Fassung, welcher seine Iphigenie entsprang. Wie konnte er nun die Sprache der Jugendwerke, die so ganz in die Gluthitze der Geniezeit getaucht ist, unabgekühlt ertragen? Die innere Versöhnung, die maßvolle

Ausgleichung seiner Kräfte, welche die meisten seiner Genossen vergeblich suchten, wurde ihm nun zu teil, und das mußte sich auch in seiner Sprache spiegeln.

In jener Zeit beginnt für die neuhochdeutsche Sprachgeschichte eine neue Epoche: damals ist der Kampf der Mundart gegen die Schriftsprache vorüber, der letzte Versuch des rheinischen Dichterkreises Goethes, Klüngers, des Maler Müller, Wagners in den festen Bau der gemeindeutschen Sprache Breche zu legen beendet durch einen freiwillig geschlossenen Frieden, damals befreit der junge Friedrich Schiller seine Dichtung von den schwäbischen Provinzialismen, und das neue Jahrhundert sieht eine geeinte deutsche Schriftsprache, gleich stark als Trägerin einer klassischen Litteratur wie als Werkzeug wissenschaftlicher Darstellung, der lebendigen Volkssprache nicht mehr fremd und feindlich, sondern zugänglich einem jeden dialektischen Idiotismus, falls er, ohne die nun völlig fertige und unantastbare äußere Gestalt der Schriftsprache zu verletzen, zur Bereicherung und Erfrischung des Ausdrucks beizusteuern vermag.

Eine Debatte schließt sich an diesen Vortrag nicht an.

(Schluß gegen 10 Uhr.)

Dritte Sitzung

am 4. Oktober 1884, morgens 8¹/₂ Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Elze (Halle).

1) Vortrag des Privatdozenten Dr. Jostes (Münster)

'über einen niederrheinischen Mystiker des 15. Jahrhunderts'.

Der Herr Vortragende, mit dem Studium der deutschen Mystik eingehend beschäftigt, giebt einen Überblick über die bisherigen Arbeiten auf diesem Gebiete und berichtet sodann über einen wichtigen handschriftlichen Fund, den er vor kurzem gemacht (in Münster). Es ist eine Predigtsammlung, im Gelderschen Dialekt, gegen 1500 verfaßt; 23 Kapitel, jedes ist eine Predigt über das Thema Lukas 14, 10: amice, ascende superius. Eine systematische Durchforschung der westlichen deutschen Bibliotheken werde noch mehr derartige Funde zu Tage fördern.

Nach Schluß des Vortrags ergreift Burdach (Halle) das Wort, um darauf hinzuweisen, wie nötig eine zusammenfassende Darstellung der deutschen Mystik sei. Er ersucht den Redner, uns mit einer solchen zu beschenken, da er auf diesem Gebiete offenbar besser Bescheid wisse, als die meisten andern.

Jostes erklärt jedoch, dafs es ihm zur befriedigenden Lösung dieser schwierigen Aufgabe an der dazu unbedingt erforderlichen theologischen Bildung fehle.

2) Es wird darauf die Debatte eröffnet über einen von Prof. Zacher in Halle durch Gering (Halle) eingebrachten Antrag, welcher darauf hinzielt, dafs eine Kommission erwählt werden möge zur Prüfung der deutschen 'Probibibel'. An der lebhaften Debatte,

welche durch die Wichtigkeit des Gegenstandes hervorgerufen wird, beteiligen sich Zarneke (Leipzig), Bechstein (Rostock), Erdmann (Königsberg), Paul (Freiburg), Stier (Zerbst), Burdach (Halle), Bech (Zeitz). Da das Urtheil einer solchen Kommission jedenfalls an maßgebender Stelle Beachtung finden werde, wir auch unsererseits uns der Aufgabe nicht entziehen dürften, die formelle Gestaltung des Lutherschen Textes mit zu bestimmen (denn wo es sich um das Verhältnis des Lutherschen Sprachstandes zu dem heutigen handle, seien die deutschen Philologen im Grunde die kompetenten Beurtheiler), so beschließt man mit 9 gegen 7 Stimmen, den Antrag, der namentlich von Zarneke nachdrücklich unterstützt wird, anzunehmen.

Bei der nun folgenden Wahl der Mitglieder der Kommission, deren drei ernannt werden sollen, werden 20 Stimmzettel abgegeben, und zwar erhalten Stimmen: Paul 17, Archivrat Wülcker in Weimar 14, Dr. Rieger 13, Burdach 8, Pietsch 5, Hildebrand 3. Gewählt sind also: Paul, Wülcker und Rieger; falls einer der letzteren beiden, welche nicht anwesend sind, die Wahl nicht annehmen sollte, so sind der Reihe nach die folgenden Herren (excl. Burdach, welcher ablehnt) nach Maßgabe der Stimmenzahl heranzuziehen.

3) Vortrag des Prof. Dr. Mahn (Berlin) über

'Germanische Wörter dunklen Ursprungs'.

Das beste und vollständigste der deutschen etymologischen Wörterbücher ist anerkanntermaßen das von Weigand, daher es auch bereits die vierte Auflage trotz des nicht unbedeutenden Preises erlebt hat. Dasselbe ist fast ganz von J. Grimms Forschungen in seiner deutschen Grammatik, in der Geschichte der deutschen Sprache und in dessen Wörterbuche, so weit es erschienen ist, abhängig. Es finden sich darin oft Wörter, bei denen angegeben ist, daß sie dunklen Ursprungs sind, wofür dann nicht selten, um sie zu erklären, ein Zeitwort innerhalb des deutschen Sprachgebiets angesetzt wird, das nicht existiert hat, oder es wird eine Verwandtschaft mit einer der bekannteren Sprachen, namentlich der lateinischen und griechischen Sprache, angenommen, die in Wirklichkeit oft nicht vorhanden ist. Einige Beispiele können dies beweisen.

1) Rofs, der edlere deutsche Ausdruck für Pferd (welches späteren Ursprungs ist, bekanntlich von *paraveredus*), althd. und alts. *hros*, angels. mit Versetzung des *h* *hors*, und daher auch engl. *horse*. Dieses Wort, sagt Weigand, sei dunkler Herkunft, jedoch stimme es bei Versetzung des *r* mit lat. *currere* statt *currere*, wonach es also ursprünglich das Laufftier wäre. Es hat aber einen ganz anderen Ursprung. Im Provenzalischen lautet das Wort *ronci*, *rossi*, *roci* und bedeutet ein kräftiges Pferd, ein Arbeitspferd, ein Bauernpferd, gleich dem lat. *caballus*, woraus das edlere ital. *cavallo* und frz. *cheval* hervorging; afr. ist es *roucin*, *roucin*, nfr. *roussin*, derber, kräftiger Hengst (welches dann unrichtig vom deutschen Rofs abgeleitet wird), span. *rocin* (daher das berühmte *rocinante*, d. i. vorher war es ein Bauernpferd, jetzt ist es ein Ritterpferd, eine burleske Art der Namengebung des Ritters von La Mancha), pg. *rossim*, ital. *romino*, mlsl. *ruucino*, bret. *romgse*, Pferd, kymr. *rhousi*, *rhousi*, Pack- oder Saumpferd, gäl. *ruinnse*, der Schweif eines Tieres, Rofs-schweif, ir. *ruine*, altrir. *ruinne*, Pferdehaar, Haar, kymr. *rhain*, *rôn*, *rônen*, das lange, grobe Haar der Tiere, das Haar des Rofs-schweifes, der Rofs-schweif selbst, bret. *rein*,

roncin, Pferdehaar am Hals und im Schweif. Es bedeuten die keltischen Wörter für Pferd also das Tier mit langem groben Haar, was sowohl auf den Schweif als die Mähne des Tieres paßt. Die romanischen Wörter stammen also sonnenklar aus dem Keltischen. Aus derselben Quelle, aber unabhängig davon, stammt das deutsche *hros*, welches für *hrosas* steht, indem das *n*, wie in mancher der romanischen Formen, und vollständig im Spanischen und Portugiesischen aufgegeben wurde, und der Anlaut *hr* erklärt sich gut aus dem kymrischen aspirierten *rh*, welcher Anlaut mit dem griechischen aspirierten ρ zu vergleichen ist. Dieses rauhe aspirierte *r*, welches im Vergleich mit dem gewöhnlichen *r* weiter hinten in der Kehle gesprochen wurde, drückten die Deutschen weit besser durch *hr* aus, als die Römer und Kymren durch *rh*, und im Griechischen befindet sich der Spiritus asper vor ρ , nicht nach demselben. Die Römer und Kymren schrieben dieses *r* ungefähr ebenso verkehrt, wie wir Thal statt Tahl schreiben, oder wenn man die neue Orthographie Tal annimmt, schrieben. Wenn es heißt, daß die Äolier das ρ nicht aspirierten, so soll das wohl heißen, daß sie wie die Altkymren die Aspiration nicht schrieben, aber es aspiriert sprachen. Das franz. *rosse*, f., die Mähre, Schlußmähre, stammt aber nicht von dem älteren *roncin* oder *roussiu*, sondern es entstand später aus dem deutschen *roß*.

2) Taube, got. *dubo*, ahd. *daba*, *täba*, *täpa*, mhd. *tübe*, and. *dufa*, ags. *düfe*, *düfa*, as. *düfa*, *düca*, *dühha*, engl. *doce*, ist nach Weigand und Lexer dunklen Ursprungs. Nach anderen bedeutet es so viel als Taucher, weil man sich auf das ags. Verbum *dufan*, tauchen, berufen und auf das lat. *columba*, Taube, und griech. $\kappa\omicron\lambda\upsilon\mu\beta\omicron\varsigma$, $\kappa\omicron\lambda\upsilon\mu\beta\iota\varsigma$, Taucher, ein Wasservogel, $\kappa\omicron\lambda\upsilon\mu\beta\acute{\alpha}\nu$, tauchen, hinweisen kann. Wahrscheinlicher aber ist das Wort keltischen Ursprungs. Im Bretonischen ist *dubé* die Hanstaube, pl. *dubéid*. Dieses findet seine Erklärung im kymr. *däf*, gleitend oder sich vorwärts bewegend, pl. *dyfydd*, die Gleitenden, dem breton. *dubéid* entsprechend. Mit diesem kymrischen Ausdruck werden Vögel zuweilen benannt. Wenn dieses Epitheton für jeden Vogel überhaupt paßt, so paßt es natürlich auch speziell für die Taube. Breton. *dubé* wäre also die leicht und sanft dahin gleitende oder sich bewegend. Es entspricht also sowohl Form als Begriff.

3) Zaun, ahd. *zân*, as. und ags. nhd. *tân*, Einfriedigung, eingefriedigter Wohnort, altu. *tân*, eingezäunter Platz mit einem Hause darin, engl. *town*, ehemals dasselbe bedeutend, später jede Anzahl Häuser, umschlossen von Hecken oder Mauern mit einem Marktplatz, aber ohne Bischofssitz, also eine Stadt, vorzugsweise die Hauptstadt, oder irgend eine andere volkreiche Stadt, für England London. Nach Weigand ist das Wort Zaun dunkler Wurzel. Es ist aber das altir. und gälische *dán*, ein befestigtes Haus, oder ein befestigter Hügel, eine Burg, Festung, Stadt, *castrum*, *arx* nach den Glossen, welches in der Form *dunum* in altgallischen Städtenamen so häufig vorkommt, z. B. *Lapodunum* oder *Lobdunum* (Lupfen in Rhätien), *Cambodunum* (in England und in Rhätien), *Augustodunum* (jetzt Autun), *Lugdunum* (Lyon), *Lugdunum Batacorum* (Leyden), *Moriadunum* in Britannien (*Myrdin* im Mabinog, jetzt Caermarthen), *Noviodunum*, d. i. Neustadt (jetzt Nevers an der Loire); jedoch giebt es bei César vier Städte dieses Namens (*Zenis* 68). Auch in Spanien gab es Städte in *dunum*: *Caladunum*, *Aricladunum*, *Sobadunum* (Humb. Unters. S. 97), was nicht zu verwundern ist, da es dort Kelten und Keltiberer gab, ebenso wenig als wenn dort von *Germani*, d. i. Nachbarn, die Rede ist, ohne daß es Germanen oder Deutsche sind, sondern Kelten oder Iberer. Im Kymrischen wurde *ú* zu *í*, daher *din*

statt *dün*, *castellum*, *oppidum*, mit der Ableitung *dinas*, *oppidum* (Zeufs 118). Dieses *dün* steckt auch in der Hauptstadt Englands, in *Londonium*. Die Silbe *lon* ist das kymrische *llyn*, See, Teich, Sumpf, breton. *lenn*, also ein befestigter Hügel an den Sämpfen der Themse. Diesem entspricht auch die Lokalität; die Namen *Tower Hill*, *Cornhill*, *Ludgate Hill* und *Moorfields*, *Moorlane*, *Moorgate Street* beweisen beides. Das keltische *dün* ging ins Angelsächsische nicht blofs als *tūn* nach dem Gesetz der Lautverschiebung über, sondern blieb auch unverändert *dūn* mit der Bedeutung Hügel, Sandhügel, ahd. *dān*, *dāne*, Klippe, Vorgebirge, *dūni*, Sandhügel, nld. *duin*, ndd. *dūnen*, pl. Daraus engl. *doon*, ein Hügel, Sandhügel, davon das engl. *down*, Adv. und Präp., entstanden aus ags. *of-dūne*, herab von dem Hügel. Dieser Präp. *down* sieht man es auf den ersten Blick nicht an, dafs sie keltischen Ursprungs ist.

4) Teuer, ahd. *tūri*, *dūri*, as. *diuri*, ags. *deor*, md. *tūr*. Nach Weigand ist teuer dankler Wurzel, nach Skeat ist die Wurzel vom engl. *dear* unbekannt, nach E. Müller, dem Verfasser des besten etymologischen englischen Wörterbuchs, ist der Ursprung von *dear* unklar. Im Irisch-Gälischen entspricht dem Laute nach *daor*, gefangen, verurteilt, zum Sklaven gemacht, tief verwickelt, kostbar, hoch im Preis, teuer. Im Altdeutschen hatte teuer noch die Bedeutung mangelnd, fehlend, schwer oder gar nicht zu haben, gleichsam gefesselt, z. B. sprichwörtlich: guter Kat ist teuer. Dieses keltische *daor*, welches in sehr vielen Ableitungen vorhanden ist, ist im Keltischen selbst auflösbar. Es ist entstanden aus der negativen Partikel *do* (die dem lat. *in*, dem deutschen und englischen *un* und dem griech. *δύε* entspricht), und dem irisch-gälischen *saor*, frei, unbeschränkt, wohlfeil, als vb. befreien, wohlfeiler machen. Aus diesem ursprünglichen *do-saor* wurde durch Synkope des *o* und *s* *daor*, ein merkwürdiger Ursprung des Wortes teuer. Einen eben solchen, gar nicht gleich in die Augen springenden, und daher auch den Etymologen unklar erscheinenden Ursprung hat auch das englische Wort *dark*, dunkel, ags. *deorc*, von dem die Etymologen ebenfalls behaupten, dafs sein Ursprung dunkel sei, ja dafs es sogar mit diesem dunkel verwandt sei, eine allerdings ziemlich gewagte Annahme. Im Irisch-Gälischen heifst das Wort *dorch*, *dorcha*, und durch das *d* der Partikel *do* das Gegenteil von *sorcha*, hell, glänzend; dieses wiederum besteht aus der Partikel *so*, welche s. v. a. gr. *εὖ*, skr. *su* ist, welchem letztern das keltische *so* recht nahe steht, und der Sanskritwurzel *rutsh*, ursprüngl. *ruk*, splendere, also gleich *so-r'tsh*; daher irisch *sona* glücklich und *dona* unglücklich.

5) Taub. Wenn ein Wort im Deutschen seinem Ursprunge nach nicht klar ist, so haben manche Germanisten, von J. Grimm dazu verlockt, die Gewohnheit, eine deutsche Wurzel zu erdichten, und dieselbe sogar mit Präsens, Präteritum und Particium zu versehen, was natürlich weder den Ursprung noch die Grundbedeutung klarer macht. Diese Gewohnheit hat sich nun Weigand ganz besonders angeeignet und darin seinen Meister noch übertroffen. So nimmt er denn auch zu taub ein vorauszusetzendes gotisches Wurzelverbum an, nämlich *dūban*, ahd. *tiupan*, mit der Bedeutung die Sinne verlieren, und verleiht ihm das Präsens *dūba*, ahd. *tiupa*, Präter. *dūb*, *tūf*, pl. *dubum*, ahd. *toup*, pl. *tupumēs*, Partic. *dubans*, ahd. *topan*, wodurch wir um nichts klüger werden. Das Wort hat aber mit allen diesen Fiktionen nichts zu thun. Die Wurzel steckt im Keltischen, und die Grundbedeutung ist schwarz oder dunkel, ir.-gäl. *dubh*, korn. *duw*, *du*, kymr. *du*, bret. *dū*, mit verlorenem labialen Auslaut des Stammes. Damit verwandt ist d. taub, got. *dauts*, taub, verstockt, altn. *danfr*, nld. *doof*, taub, abgestumpft, gefühllos, erloschen, ursprüngl.

also verdunkelt, verfinstert, benebelt, daher das ebenfalls verwandte gr. ῥόσος, Rauch, Nebel, Betäubung, τυφλός blind, dunkel. Im Deutschen besteht die Verdunklung in Taubheit, im Griechischen entsteht sie durch Blindheit.

6) Amt. Caesar und Festus erwähnen ein gallisches Wort *ambactus* mit der Bedeutung Dienstmann. Man ist darüber einverstanden, daß das ahd. *ampakt* und das got. *ambakhs*, ein in einem Dienstverhältnis Stehender, wovon ahd. *ampakti* und unser Amt kommt, mit *ambactus* identisch seien; man sah ein, daß das eine von dem andern herkommen muß; nur irrt man sich darin, daß man glaubt, daß das gotische *ambakhs* das keltische *ambactus* geliefert habe, während die Sache sich umgekehrt verhält. J. Grimm und sein getreuer Schüler Weigand suchten daher das got. *ambakhs* aus deutschen Elementen zu erklären, eben weil sie die Sache nicht richtig auffaßten und das keltische Wort nicht erklären konnten. Sie nahmen an, daß *ambakhs* die Silbe *amb*, gegen, z. B. in Antwort, und *bakhs*, ein im Got. nicht vorkommendes, aber aus andern germanischen Sprachen zu erschießendes *bak*, Rücken, zur Grundlage habe, und daß seine Bedeutung ein im Rücken Stehender, ein hinter einem Stehender, ein Diener sei. Diese Etymologie hat großen Beifall gefunden, ist aber dennoch nicht richtig. Die Kelten waren früher da als die Germanen, der *ambactus* wird als ein eigentümlich keltisches Verhältnis bezeichnet, das nicht von den Germanen und auch nicht von den Lateinern geborgt sein konnte, und *ambactus* läßt sich durch das Keltische besser erklären als das got. *ambakhs* durch Grimm. Zeus vergleicht das kynrische *amaeth* Ackersmann, Werkmann. Dies ist aber nicht das wahre Etymon. *Ambactus* stammt nämlich vom altkelt. *ambi*, um, und keltisch-bretonischen *akelus*, *akeluz*, emsig, fleißig; es bedeutet also einen, der um jemand (d. i. den Herrn) herum emsig beschäftigt ist, und das ist der Diener oder *ambactus*. Es entspricht so dem griech. ἀμφίπολος, Diener und Dienerin, einer oder eine, welcher oder welche um jemand herum (beschäftigt) ist, dem also dieselbe Anschauung zu Grunde liegt. Das got. *ambakhs* ist weiter nichts als eine volksthümliche Umdeutung des *ambactus*, das die Goten sich mundgerecht machten, und welches dieselben und andere Germanen von den Kelten und die ersteren ebenfalls von solchen Germanen entlehnten, die es schon vorher von den Kelten bekommen hatten. Die den Galliern näher wohnenden deutschen Stämme haben es daher in ihrem *ampakt* oder *ampakt-i* viel treuer aufgefaßt als die entfernteren Goten. Weigand dagegen, der das ganze Verhältnis übel aufgefaßt und erwogen hat, dreht die Sache um, und behauptet, daß der keltisch-lat. *ambactus* von dem got. *ambakhs* und ahd. *ampakt* stamme. Von diesem kelt. *ambactus* stammt überdies mlat. *ambactia*, *ambactia*, *ambascia*, *ambasciatum*, *ambasciata*, *ambassata*, prov. *ambassat*, *ambassada*, *ambassador*, it. *ambasciata*, *ambasciador*, frz. *ambassade*, Botschaft, Gesandtschaft, *ambassadeur*, Botschafter, Gesandter. Cf. Etymologische Untersuchungen auf dem Gebiete der romanischen Sprachen S. 169.

7) Ein merkwürdiges Wort ist das gotische *aibr*, worauf Diez die Etymologie des nur im Provenzalischen vorkommenden Wortes *aib*, *aip*, Eigenschaft, gute oder böse Gabe gründete. Es hat dieses Wort aber einen ganz andern Ursprung. Die Echtheit des gotischen Wortes ist zwar mehrfach bestritten, aber dennoch von allen Herausgebern bis auf den letzten anerkannt worden. Es muß aber gestrichen werden. Man muß nur die Stelle, wo es sich findet, genauer ansehen, um von der Unhaltbarkeit des ganzen Wortes hinlänglich überzeugt zu sein. Die Stelle ist Matth. 5, 23, 24 und lautet im

lutherischen Texte also: Darum wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst, und wirst allda eingedenk, dafs dein Bruder etwas wider dich habe: so lafs allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm und opfere deine Gabe. Für dieses dreimalige kurz auf einander folgende und sich auf denselben Umstand beziehende 'deine Gabe' steht im griechischen Text dreimal ganz natürlich τὸ δῶρον σου; im Gotischen steht aber nur für die beiden letzten Male dasselbe, nämlich *giba theina*, und für das erste Mal sonderbarer Weise das unerhörte Wort *aibr* mit dem Neutrum *thein*; und dies soll gültig sein, obgleich man sich dieses Unicum dann auf die schwierigste und bedenklichste Weise zu erklären suchen mufs. Hier scheint es aber offenbar, dafs der Abschreiber des silbernen Codexes sich verschrieben hat. Sieht man sich die Buchstaben *a*, *g* und *r* in der vergleichenden Übersicht des gotischen Alphabets in der Ausgabe von Gabelentz und Löbe an, so wird man von der Ähnlichkeit und geringen Unterschiedenheit dieser drei Buchstaben überrascht. Bei *a* ist der Strich rechter Hand etwas senkrecht, der bei *g* horizontal ist, und das *r* ist dem *a* beinahe gleich, mit dem Unterschied, dafs es noch einen Strich mehr hat. So begreift man, wie ein fast immer mechanischer oder auch nur für den Augenblick zerstreuter Abschreiber für *g* ein *a* und für *a* ein *r* setzen könnte, und nachdem er sich einmal verlesen und sich dieses barbarische Wort in seinen Kopf hineingebildet hatte, so konnte er nun nicht umhin, seinem nicht zu unterdrückenden Sprachgefühl folgend, welches ihm sagte, dafs Wörter auf *r* mit vorhergehendem Konsonanten Neutra sind, das zu *giba* passende fem. *theina* umzuwandeln. Wenn man also das erste Mal statt *aibr thein* auch *giba theina* schreibt, so löst sich die Stelle allen Regeln der Kritik gemäfs auf die leichteste und ungezwungenste Weise heilen, und man kann dieses anstößige und höchst verdächtige *aibr*, welches schon vielfache Erklärungsversuche und Konjekturen veranlafst hat, dreist fahren lassen. Ettmüller, dem J. Grimm beistimmt, mutmafst *tibr*, Zahn *lbr*, Ihre *lair*; *giba* wird von Gabelentz-Löwe zwar angedeutet, aber entschieden zurückgewiesen, und in den allerneuesten Ausgaben von Stamm und Heyne setzt das *aibr thein* sein Dasein fort. Auch L. Diefenbach schöpft keinen Verdacht, sondern behandelt es so, als ob es eine reale Existenz habe. Man sollte den Abschreibern von Hss., die oft Unglaubliches in Fehlern und Irrtümern leisten, in diesem Falle weniger Vertrauen schenken. An 12 Stellen des Ulfilas wird der Begriff 'Gabe, Geschenk' immer durch *giba* gegeben, nur einmal Markus 7, 11 steht dafür *maithms*. Wenn das Wort *aibr* nicht gerade an dieser, sondern an irgend einer andern Stelle vereinzelt vorkäme, so würde man eher die mehrfachen Versuche das Wort zu retten, gut heißen können; aber der so günstige bezügliche Zusammenhang des an unserer Stelle dreimal hinter einander wiederholten Begriffs spricht so sehr für unsere Ansicht, dafs man nur die Wahl hat, entweder das erste Mal *giba theina* zu bessern, oder Schlimmeres zu thun, nämlich das zweite und dritte Mal auch *aibr thein* zu setzen. Weil diese unsere Stelle jedesmal dasselbe Wort verlangt, so hat es daher der griechische und deutsche Text auch, und sicherlich haben es alle möglichen Bibelübersetzungen der Welt in gleicher Weise, und Ulfilas selbst würde zu tadeln sein, wenn er ein anderes Wort gesetzt hätte.

Bechstein (Rostock) macht den Vortragenden darauf aufmerksam, dafs er die von ihm vernifste umfanglichere Heranziehung des Keltischen zur Erklärung deutscher Wörter in dem Etymologischen Wörterbuche von Kluge finden könne.

Peters (Leitmeritz) bemerkt, anschliessend an die gotische Konjektur, das Uppströms Lesungen absolut zuverlässig seien. Er habe die silberne Handschrift an einer Reihe von Stellen selbst verglichen und, was die Seitenzahl anlangt, gefunden, das die Uppströmsche Seitensumme 187 einzig und allein Anspruch auf Richtigkeit habe.

Da die nächste Philologenversammlung in Giefesen stattfindet, so wählt die Sektion zu Vorsitzenden die Herren Professoren Braune und Birch-Hirschfeld.

Bechstein (Rostock) spricht hierauf im Namen der Versammelten dem Präsidium Dank aus für die umsichtige Leitung der Geschäfte.

(Schluss gegen 10 Uhr.)

IV. Archäologische Sektion.

Verzeichnis der Mitglieder.

Belger (Berlin), Beloch (Rom), Bolte (Berlin), von Brunn (München), Crusius (Leipzig), Conze (Berlin), Dannehl (Sangerhausen), von Duhn (Heidelberg), Flasch (Erlangen), Gaedechens (Jena), Gerlach (Dessau), Gurlitt (Graz), Iffland (Stettin), Julius (München), Kindscher (Zerbst), Klein (Eberswalde), Kohlmann (Emden), Krüger (Dessau), Krumbacher (München), Labarre (Potsdam), Lange (Jena), Matthiessen (Husum), Menge (Eisenach), Müller (Flensburg), Oehmichen (München), Plathner (Bernburg), Polthier (Wittstock), Schaper (Berlin), Schimberg (Ratibor), Schlie (Schwerin), Schmidt (Halberstadt), Schrader (Halle), Schubert (Dresden), Schüring (Lübeck), Schultz (Hirschberg), Stier (Zerbst), Thrämer (Leipzig), von Urlichs (Würzburg), Walter (Stettin), Weniger (Weimar), Wissowa (Breslau), Wuth (Spandau). (42.)

Erste (konstituierende) Sitzung

am 1. Oktober 1884.

Nach dem Schlusse der ersten allgemeinen Sitzung konstituierte sich die Sektion in dem Konzertsale des Herzogl. Hoftheaters.

Hofrat Prof. Dr. Gaedechens (Jena), welcher auf Wunsch des Präsidiums die Erledigung der vorbereitenden Geschäfte für die Sektion übernommen hatte, eröffnete die Sitzung mit folgenden Worten:

‘Von dem verehrlichen Präsidium mit der Besorgung der vorbereitenden Geschäfte für die archäologische Sektion betraut, habe ich dadurch die angenehme Berechtigung gewonnen, Sie freundlichst willkommen zu heißen.

Meine Herren! Als die Kunde zu uns gelangte, daß diese anmutige Stadt der 37. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner Gastfreundschaft geboten, erwachte gewiß in jedem von uns sogleich die Erinnerung an die anziehende Gestalt des Fürsten Leopold Friedrich Franz von Dessau (1740—1817) und an die innige Freundschaft, welche ihn mit dem großen Winckelmann verband. Von dem Entstehen und Fortgang dieses Seelenbundes hat Justi ein schönes Bild entworfen. Die Wachrufung der Hauptzüge desselben in Ihrem Gedächtnis dürfte als würdiger Eingang zu unseren Arbeiten dienen.

In den letzten Tagen des Jahres 1765 war der 25jährige Fürst zu Rom in Winckelmanns Behausung getreten mit den Worten: ‘Ich bin aus Dessau und habe Ihres Beistandes nötig.’ Acht Monate lang hat der große Archäolog diesen Beistand geleistet und viele Tage von früh bis spät mit seinem Gaste die Ruinen und Museen der ewigen

Stadt durchwandert und sie dem eifrig horchenden Schüler erläutert. Dieses stete Zusammenleben trug dem Fürsten zwei köstliche Früchte: eine eingehende Kenntnis des klassischen Altertums und der antiken Kunst und seines Lehrers enthusiastische Freundschaft; derselbe nennt ihn 'den Phönix der Prinzen', 'das Muster der Prinzen und Menschen'; er rühmt von ihm: 'er reise nach Art der alten Weisen. Dem ärmsten Maler, welcher nach Rom komme, könne derselbe ein Beispiel sein, jeden Augenblick zu nützen. Er sei in die geringsten mythologischen Kleinigkeiten hineingegangen und habe sich bis zum Erhabenen der Kunst erhoben.'

Der junge Fürst vergalt Liebe mit Liebe und weichte den Gelehrten in vertrauten Gesprächen in alle die Pläne ein, die er in seinem Herzen trug und erwog, und deren Ausführung einst seines Landes Glück und Wohlstand sichern sollte.

Auf einer im Jahre 1770 unternommenen zweiten Römerfahrt konnte der Fürst sich einen Wunsch erfüllen, den er bisher in Hinblick auf die durch den Krieg arg zerrütteten Finanzen seines Hauses und seines Landes zurückgedrängt hatte: die Erwerbung antiker Marmorwerke. Sie sollten als schönster Schmuck dienen für sein Schloß zu Wörlitz, welches er kurz vorher durch Erdmannsdorf hatte erbauen lassen; 'er trat', sagt Rode, 'mit allen Künsten in Band, diesen sumpfigen, unansehnlichen Ort, welcher bis dahin nur ein düsteres Jagdschloß hatte, zu einem Aufenthalt unzuschaffen, der über Deutschland hinaus mit Bewunderung genannt wurde.' Hier trat auch Goethe, der im Gefolge von Karl August häufig zur Jagd nach Wörlitz kam, dem Herrscher von Anhalt näher und bekannte: 'er ist eine der schönsten Seelen, die ich kenne, so rein und lauter. Man wird besser bei ihm.'

Die in Rom für Wörlitz erworbenen Antiken waren eine Hauptschmückstücke dieses Lustschlosses, doch blieben sie lange Zeit ziemlich unbekannt, bis durch die Erschließung bequemerer Verkehrsmittel und die verdienstlichen Publikationen von Gerlach und Hosaeus die allgemeinere Aufmerksamkeit auf sie gelenkt wurde. Wir selbst rüsten uns freudig zu ihrer eingehenden Betrachtung.

Der Fürst mußte bei ihrer Erwerbung der ratenden Stimme seines Freundes Winkelmann entbehren. Derselbe hatte in Rom sehnsüchtig des Heimgezogenen, den er gerne in das Vaterland begleitet hätte, gedacht, und unter den Gründen, die ihn zu seiner letzten verhängnisvollen Reise bewogen, war auch der dringende Wunsch, 'diesen göttlichen Mann wiederzusehen'. Mit Verlangen sah Friedrich Frauß seiner Ankunft entgegen; als aber statt des Erhofften die Nachricht von dessen jähem Tode ihn erreichte, brach er in die klagenden Worte aus: 'Ich habe einen einzigen Freund verloren'. Und diese Freundschaft hat er ihm bewahrt bis in den Tod; noch in den letzten Jahren seines langen, segensreichen Lebens liefs er sich aus des vorangegangenen Freundes Werken vorlesen und erzählte gern von ihm.

Das Andenken an diesen edlen Fürsten wird uns in diesen Tagen begleiten, wenn wir seine Residenz durchwandeln oder seine Schöpfung in Wörlitz bewundern.'

Nachdem hierauf zum Vorsitzenden Hofrat Prof. Dr. Gaeßleins (Jena) und zum Schriftführer Dr. Thraemer (Leipzig) erwählt sind, wird auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung gesetzt: 1) ein Vortrag des Prof. von Brunn (München) 'über eine Marmorgruppe in Wörlitz'; 2) Mitteilungen des Gymnasialdirektors Dr. Müller (Flensburg) über eine Fröhnersche Abhandlung.

Zweite Sitzung

am 2. Oktober 1864, morgens 8 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Der Vorsitzende berichtet, daß Hofrat Dr. von Urlichs (Würzburg) eine Anzahl Exemplare seiner Schriften: 'Griechische Statuen im republikanischen Rom' und 'Das hölzerne Pferd', sowie der Abhandlung von Anton Weber: 'Leben und Werke des Bildhauers Dill Riemenschneider' zur Verteilung unter die Mitglieder gütigst ihm übergeben habe. Sodann folgt 1) der Vortrag des Prof. von Brunn (München)

'über eine Marmorgruppe in Wörlitz'.¹⁾

Prof. von Brunn (München): Die Einberufung der Philologenversammlung nach Dessau mußte in dem Vortragenden die Erinnerung an die Antiken seines Heimatsortes Wörlitz wachrufen, unter denen ihm schon seit Jahren eine kleine Marmorgruppe im Bibliothekszimmer des herzoglichen Schlosses eine eigenartige Stellung einzunehmen schien. Dieselbe ist nicht ganz unbeachtet geblieben: eine kleine Photographie wurde von Leopold Gerlach publiziert: *Choix d'antiques conservées au château et au Panthéon de Woerlitz*, Zerbst 1862, pl. 5; und eine kurze wissenschaftliche Besprechung, bei welcher der Vortragende nicht ganz unbeteiligt war, findet sich in der Schrift von Dr. W. Hosaeus: *Die Wörlitzer Antiken*, Dessau 1873, S. 20—23. Doch verdient sie wohl in Verbindung mit neugewonnenen wissenschaftlichen Thatsachen eine größere Beachtung in weiteren Kreisen, als ihr bis jetzt zu teil geworden ist; und die Vereinigung archäologischer Fachgenossen bot daher einen passenden Anlaß, sie einer erneuten Prüfung zu unterwerfen. Zu diesem Zwecke hatte S. H. der Herzog huldreichst gestattet, daß die Gruppe selbst von Wörlitz nach Dessau gebracht und in dem Sitzungssaal der archäologischen Sektion allgemeiner Betrachtung zugänglich gemacht wurde.

Über Größe und Herkunft des Werkes bemerkt Hosaeus: Höhe der männlichen Figur 0,47, Höhe der danebenstehenden weiblichen Figur 0,30. Die Länge des ganzen Werkes in seinem jetzigen Zustande 0,41. — Früher im Besitz des Prinzen Johann Georg (Haus Jürgen) von Anhalt-Dessau, Bruders des Herzogs Leopold Friedrich Franz und von jenem ursprünglich im Georgium bei Dessau aufgestellt. Durch testamentarische Verfügung des Prinzen 1811 in den Besitz des Herzogs Franz.²⁾

Die Gruppe in ihrem restaurierten Zustande besteht aus der aufrechtstehenden Gestalt eines unbärtigen jungen Mannes, der die auf der Schulter aufliegende Löwenhaut um den linken Arm geschlungen hat und in der Linken die auf den Ast eines neben ihm stehenden Baumstammes aufgestützte Keule gefaßt hält. Den Blick nach der andern Seite gewendet hat er mit der abwärts gerichteten Rechten an der Handwurzel den linken Unterarm einer Frau umfaßt, die nur mit dem Mantel halb bekleidet, mit dem linken Knie den Boden berührt und verzweiflungsvoll zu ihm aufblickt. Auf der entgegengesetzten Seite, d. h. zur Linken des Jünglings, erscheinen wie von hinten hervorscheidend zwei Frauengestalten, die eine, halbbekleidet und jugendlicher, mehr freundlich oder bittend ihm zugewandt, die andere halb hinter ihr, wie im Begriffe sich ängstlich zu entfernen. —

1) Die in loser Form vorgetragenen Bemerkungen sind hier nicht wörtlich, sondern nach ihrem Inhalt aus dem gütigst eingesandten Manuskript des Verfassers von dem Vorsitzenden der Sektion mitgeteilt.

Leider ist die Gruppe in sehr wichtigen Teilen stark restauriert, und die erneute Betrachtung diente nur zur Bestätigung dessen, was darüber bereits bei Hosäus bemerkt ist: 'Von der männlichen Figur scheinen nur der rechte Fuß und die Zehen des linken alt; Keule neu, alt aber am Stamm (auf dem sie ruht) der Ansatz; der Stamm selbst nebst einer Klaue und dem Schwauze unten alt, oben neu; von der knieenden weiblichen Figur nur der an der Plinthe haftende Teil, etwa einen Finger breit, und der vordere Teil des rechten Fußes alt; von den beiden andern weiblichen Figuren Kopf und rechter Arm der vorderen, Vorderarm nebst Gewandzipfel der hintern neu.' — Trotz dieses Zustandes nimmt das kleine Werk schon als Gruppe, welche vier Figuren auf einheitlicher Basis vereinigt, unter den uns aus dem Altertum erhaltenen Skulpturen eine ganz ungewöhnliche Stellung ein, indem sie nur durch die Kolossalgruppe des farnesischen Stieres in der Zahl der Figuren übertroffen wird; und wir fragen daher, ob ihr auch nach andern Seiten ein wenigstens einigermaßen entsprechender eigentümlicher Wert zuzuerkennen sei.

Prüfen wir zunächst den Gegenstand der Darstellung! Die frühere Deutung auf Theseus, dem nach Erlegung des Minotauros die athenische Jugend wegen ihrer Errettung ihre Dankbarkeit bezeigt, bedarf keiner langen Widerlegung. Das bekannte herkulanensische Gemälde (Helbig, Wandgem. Campaniens Nr. 1214; Millin, gall. myth. 128, 491), das man früher zur Unterstützung herbeigezogen hatte, liefert gerade den Gegenbeweis: denn wir finden in demselben, was zur Charakterisierung des Gegenstandes notwendig ist, den getöteten Minotauros und außer den athenischen Mädchen auch Knaben. Weit enger ist die Verwandtschaft, welche die wörlitzer Gruppe mit einem schon bei Hosäus citierten pompeianischen Gemälde verknüpft: Helbig Nr. 1142; Minervini, il mito di Ercole e di Iole (Mem. dell' Acc. ercolan. V, p. 176); Arch. Zeit. 1844, T. 17. Hier haben wir die fliehend oder bestürzt auf das eine Knie niedergesunkene weibliche Gestalt, die von einer männlichen Gestalt erfasst wird, dazu zwei andere weibliche Wesen, von denen das eine dem angegriffenen, das andere dem angreifenden Teile günstiger gestimmt scheint. Die Komposition ist lebendiger und malerischer gruppiert; aber die Verteilung der Rollen ist die gleiche. Die Hauptfigur ist deutlich als Herakles charakterisiert, und auf diesen deutet auch der Rest der Löwenhaut in der Marmorgruppe. Die knieende weibliche Gestalt ist teils für Iole, teils für Auge gehalten worden. Doch hat sich die erstere Deutung nicht überzeugend begründen lassen. Einfacher ist die zweite, daß Auge, die Priesterin der Athene in Tegea, und zwar in dem Bilde etwa beim Waschen eines heiligen Gewandes, von Herakles überrascht wird, mit dem sie den Telephos erzeugt. Wenn sich für die beiden Nebenfiguren auch heute noch keine bestimmte Benennung vorschlagen läßt, so kann dies doch der Hauptsache keinen Eintrag thun. Dagegen mußte die Beziehung der Marmorgruppe auf die gleiche Scene schon längst als durchaus wahrscheinlich gelten. Doch blieb bisher ein nicht leichtwiegendes Bedenken übrig, nämlich was wohl den Künstler veranlaßt haben könne, gerade diesen Gegenstand in einer für die statuarische Kunst so seltenen Auffassung, in einer Gruppe von vier Figuren zur Darstellung zu wählen. Dieses Bedenken hat in den letzten Jahren seine Erlösigung gefunden durch die pergamenischen Entdeckungen. In den Gründungssagen von Pergamos spielen die Erzählungen von Telephos und seiner Mutter Auge eine hervorragende Rolle; und der kleinere Fries der großen Ara läßt trotz seiner argen Verstümmelung noch deutlich erkennen, daß den Hauptinhalt seiner Darstellungen eben diese Stammsagen bildeten. Es kann also nicht

befremden, wenn zur Zeit der Blüte des pergamenischen Königtums und bei einer ganz außergewöhnlichen Massenhaftigkeit künstlerischer Produktion einem Künstler die Aufgabe zufiel, den Ausgangspunkt aller dieser Sagen, die Begegnung des Herakles und der Auge, auch einmal in statuarischer Auffassung zu behandeln.

Dadurch aber drängt sich die Frage auf, wie sich der kleine erhaltene Marmor zu einem hiernach vorauszusetzenden, der Verherrlichung des pergamenischen Königtums gewidmeten größeren Originalwerke verhalten möge. Unter diesem Gesichtspunkte durfte die wohlerhaltene Basis des Marmors nicht unberücksichtigt bleiben; und es zeigte sich, daß unter den verschiedenen Formen statuarischer Basen, welche Dütschke in der Arch. Zeitg. 1876, T. 2 zusammengestellt hat, sich keine in ihrer Profilierung der der wörlitzer Gruppe verwandter erweist, als die des bekannten Schleifers in Florenz (Nr. XV), welcher wiederum in seinem künstlerischen Charakter keinem antiken Werke näher steht, als den attalischen Gallier- und Barbarenstatuen. Sodann lenkte sich die Aufmerksamkeit auf die Qualität des Marmors. Ohne spezielle Sachkenntnis glaubte doch der Vortragende behaupten zu dürfen, daß der Marmor nicht carrarisch, auch nicht attisch oder parisch sei, daß er vielmehr, äußerlich betrachtet, sich der noch immer nicht genau untersuchten Qualität der pergamenischen Barbarenstatuen durchaus verwandt zeige. Noch ein anderer Umstand wurde als bestätigend hervorgehoben: die Behandlung der Oberfläche des Marmors zeigt eine gewisse Glättung, durch welche wir ebenfalls an die genannten Werke erinnert werden. Die künstlerische Ausführung kann freilich an sich nicht als eine vorzügliche bezeichnet werden. Doch entbehrt sie namentlich in einigen wohlerhaltenen Gewandpartien nicht eines bestimmten Charakters, der sie von römischer Kopistenarbeit wesentlich unterscheidet, und es recht wohl als zulässig erscheinen läßt, hier etwa die Hand eines untergeordneten Künstlers attalischer Zeit zu erkennen, der das größere Originalwerk eines bedeutenderen Meisters in einem kleineren Maßstab übertrug. Auch dafür liefern die kleineren attalischen Gruppen in ihrem Verhältnis zu Werken wie der sterbende Fechter eine passende Vergleichung.

Da der Vortragende den Marmor seit mehreren Jahren nicht vor Augen gehabt hatte, so konnte er die letzten Beobachtungen erst in der Sitzung selbst anstellen, und lud daher zum Schlusse die Versammlung ein, dieselben mit möglichster Sorgfalt zu prüfen und, wo es nötig sein sollte, zu ergänzen und zu berichtigen, indem es sich empfehle, erst nach gründlicher Feststellung aller thatsächlichen Momente mit der Deutung und künstlerischen Würdigung des Werkes sich eingehender zu beschäftigen.

Die Mitglieder scharen sich hierauf zu genauerer Untersuchung und lebhafter Besprechung um das Denkmal. Demnächst dankt der Vorsitzende dem Redner im Namen der Versammlung.

2) Referat des Gymnasialdirektors Dr. Müller (Flensburg) über

'Fröhners Abhandlung: Le comput digital'.¹⁾

Derselbe teilt mit, ihm sei auf der Reise nach Dessau durch die Güte des Herrn Geh. Reg.-Rat Dr. von Leutsch (Göttingen) eine kleine Schrift von Fröhner, 'Le comput digital. Extrait de l'Annuaire de la société de Numismatique' 1884; Macon 1884 — zugegangen,

1) Das Nachfolgende nach dem eingeschickten Manuskript des Redners.

auf welche er die gelehrte Versammlung um so weniger aufmerksam zu machen unterlassen wollte, als dieselbe einen wertvollen Beitrag zur Erklärung der antiken Tesserer liefere. Es existiere nämlich eine Gruppe dieser Anticaglien, welche auf dem Avers eine Hand mit verschiedener Stellung der Finger, auf dem Revers ein römisches Zahlzeichen zeige. Wieseler in seiner Abhandlung 'De tesseris eburneis osseisque theatralibus quae feruntur II', Göttingen 1866 und Redner selbst in seinem Jahresbericht Philol. XXXV, p. 350 f. hätten sich vergebens bemüht, aus den bekannten symbolischen Beziehungen der Hand eine annehmbare Erklärung zu finden, welche jetzt von Fröhner gegeben sei. Dieser Gelehrte weise aus der Schrift des Nikolaus von Smyrna (15. Jahrh.), 'Ἐκπασιτικὴ notationis per gestum digitorum, ed. Morellus Paris 1614 und der Abhandlung des Beda, *De loquela per gestum digitorum*, ed. Migne I, 685 nach, daß es sich hier um Darstellung der Zahlen durch Fingerstellung handle; diese Deutung unterliege keinem Zweifel, da auf 12 der Abhandlung in Abbildung beigegebenen Tesserer mit einer der Nachlässigkeit des Verfertigers zuzuschreibenden Ausnahme die Fingerstellung sowohl den von den genannten Autoren gegebenen Regeln, als auch den auf dem Revers befindlichen Zahlzeichen entspreche. Man habe in dieser Beziehung zunächst zu beachten, daß die linke Hand die Zahlen von 1—99, die rechte die von 1000 an aufwärts darstelle, daß nur die eingebogenen, nicht aber die aufrecht stehenden Finger gezählt würden und daß eine doppelte Art der Biegung der Finger unterschieden werde, die *εὐκροαή*, bei welcher die Fingerglieder eine dem griechischen Π ähnliche Figur bildeten, und die *κλιαία*, bei welcher die eingebogenen Finger die innere Handfläche berührten.

Was sodann das Einzelne anbetreffe so gelange bei der Darstellung der Zahlen von I bis VI die *εὐκροαή*, bei den Zahlen von VII bis IX die *κλιαία* zur Anwendung, und zwar in der Art, daß für die Zahl I der kleine Finger, für II der kleine und vierte, für III der kleine, vierte und Mittelfinger, für IV der vierte und Mittelfinger, für V nur der Mittelfinger, für VI nur der vierte Finger eingezogen werde; für VII werde der kleine, für VIII der kleine und vierte und für IX der kleine, vierte und Mittelfinger mittelst der *κλιαία* eingebogen. Dieselben Figuren, von der rechten Hand dargestellt, bedeuteten 1000 bis 9000. Um X darzustellen, werde an der linken Hand der Zeigefinger auf den Daumen gelegt, und bei den folgenden Ziffern bis XV — Tesserer mit höheren Ziffern seien nicht gefunden — blieben Daumen und Zeigefinger in der nämlichen Stellung, während sich das Spiel der übrigen Finger wiederhole. Die zwölf abgebildeten Tesserer repräsentierten die Zahlen I, II (zweimal), IV, V, VIII, IX, XII (zweimal), XIII, XV; auf der Tessere mit VI seien irtümlich sämtliche Finger ausgestreckt; die Zahlen III, VII, X, XI, XIV fehlten. Auf dem Exenplare mit XV sei nicht nur die Hand, sondern das Brustbild des Rechners dargestellt. Warum Tesserer mit höheren Ziffern nicht gefunden seien, entziehe sich der Kenntnis; vielleicht liege der Grund in den Regeln der Spiele, bei welchen diese Gattung von Tesserer in Anwendung gekommen zu sein scheine. Schliesslich wurde noch auf ein von Fröhner auch Philol. Suppl. V, p. 7 f. behandeltes Rätsel des Symphosius (Nr. 96) aufmerksam gemacht, welches erst aus der dargestellten Theorie erklärt werden könne. Dasselbe lautet: 'Nunc mihi iam credas fieri quod posse negatur: | octo tenes manibus, sed me monstrante magistro | sublatis septem reliqui tibi sex remanebunt.'¹⁾

¹⁾ Von anderem Gesichtspunkte aus ist die fragliche Theorie behandelt von H. Stoy, Zur Geschichte des Rechenunterrichts. Habilitationsschrift. Jena 1876, S. 31—46.

Eine Diskussion findet nicht statt. Der Vorsitzende dankt dem Redner im Namen der Versammlung.

3) Vortrag des Hofrat Professor Dr. von Urlichs (Würzburg) über:

'Phidias in Rom'¹⁾.

Martial (V, 10) erwähnt einen Kolofs von der Hand des Phidias: alia Minerva, den Catulus bei dem Tempel der Fortuna huiusce diei auf dem Palatin aufgestellt hatte, und von dem der colossus Palatinus, mit dem derselbe Dichter (VIII, 60) die durch ihre Größe ausgezeichnete Claudia vergleicht, nicht verschieden sein wird. Eine solche kolossale Minervastatue zeigen nun sowohl ein Medaillon des Nero, wie eine große Bronzemünze des Nerva. Auf beiden sitzt der Kaiser auf hohem Thron, dessen Stufen eine Person hinansteigt, um die Spende in Empfang zu nehmen. Im Hintergrund steht eine Statue der Liberalitas, neben ihr ein kolossales Bild der Minerva, in deren Gestalt und Ausstattung aber beide Münzen sehr von einander abweichen. Der Vortragende glaubt jedoch, daß weder die letztere dieser Münzen, noch die Bemerkungen des Martial auf das Original des Phidias, welches wohl bei dem Neronischen Brande zugrunde gegangen sein werde, sondern auf eine nach demselben mit Berücksichtigung des Zeitgeschmacks errichtete Kopie Bezug habe, welche bis in die späteste Zeit des römischen Reichs, nach Procop's (b. G. I, 13) Zeugnis, an Ort und Stelle stand.

Eine Diskussion schließt sich an diesen Vortrag nicht an. Der Vorsitzende spricht dem Vortragenden den Dank der Versammlung aus und setzt auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung: Vorträge 1) des Dr. Lange (Jena) über 'die profanen Gebäude von Olympia' und 2) des Dr. Thraemer (Leipzig) über 'den Tempel der Athene Polias zu Pergamos'.

(Schluß gegen 10 Uhr.)

Dritte Sitzung

am 3. Oktober, morgens 8 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Nach einigen geschäftlichen Mitteilungen des Vorsitzenden folgt der Vortrag des Dr. Lange (Jena) über:

Die profanen Gebäude von Olympia.

Lange (Jena): 'Meine Herren! Wer von Ihnen neuerdings in die Lage gekommen ist, sich mit Pausanias' Periegesis von Olympia zu beschäftigen, wird es sehr schmerzlich empfunden haben, daß wir eigentlich seit zwei Jahren zwei verschiedene Topographien von Olympia besitzen, diejenige der offiziellen Ausgrabungsberichte und diejenige der Herren G. Hirschfeld und A. Bötticher. Zwar handelt es sich dabei scheinbar nur um ein Gebäude, nämlich das von Pausanias an mehreren Stellen erwähnte Leonidaion, welches die Ausgrabungsberichte mit der Halle in der Südostecke der Altis, die beiden genannten

¹⁾ Dieser Vortrag ist inzwischen nicht wesentlich verändert in des Redners: 'Beiträgen zur Kunstgeschichte' (Leipzig 1886. S. 94—96.) abgedruckt und hier auf Wunsch desselben nur auszugsweise mitgeteilt.

Forscher dagegen mit dem großen sog. Südwestbau identifizieren. Aber Sie wissen ja, das Leonidaion ist recht eigentlich ein Angelpunkt der ganzen olympischen Topographie, in gleicher Weise wichtig für die Benennung der Thore in der Altismauer wie für die Richtung der Rundgänge der Pausanias im Innern derselben, sodafs man seine definitive Fixierung wohl gegenwärtig als die wichtigste und dringendste Aufgabe der ganzen Olympiaforschung bezeichnen kann. Indem ich mich nun ebenfalls für die Identifizierung des Südwestbaus mit dem Leonidaion erkläre, hoffe ich zugleich, diese Ansicht durch eine Reihe neuer Beobachtungen d-erart begründen zu können, dafs die Bedenken gegen dieselbe, die bisher allerdings noch möglich waren, nicht mehr gerechtfertigt erscheinen¹⁾.

Von den profanen Gebäuden Olympias sind, wie Sie wissen, mit Sicherheit zu fixieren: Das Stadion und der Hippodrom im Osten auferhalb der Altis, die Eehalle, welche die Begrenzung des heiligen Bezirks an dieser selben Seite bildet, das Prytaneion in seiner Nordwestecke und die Palästra mit dem nur teilweise ausgegrabenen großen Gymnasium jenseit der westlichen Umfassungsmauer. Ebenfalls für sicher halte ich die Vermutung von E. Curtius, dafs das Gebäude im Norden der byzantinischen Kirche, welches später nach Osten vergröfsert wurde, das Wohnhaus der olympischen Priesterschaft, der Theekoloi, Manteis, Spondophoroi und aller jener Unterbeamten gewesen sei, die uns teils aus Pausanias, teils aus den aufgefundenen Priesterlisten bekannt sind.

Weniger überzeugend ist dagegen der Vorschlag, den von Pausanias gebrauchten Namen Theekoleon, der eigentlich nur das Wohnhaus der Theekoloi bedeutet, in engerem Sinne auf die dreischiffige Halle unter der byzantinischen Kirche zu beziehen. Es ist ja richtig, dafs man für das reichgegliederte Priesterkollegium von Olympia auch einen äufseren Mittelpunkt, eine Versammlungshalle voraussetzen mufs, in der sie ihre Beratungen sowohl wie ihre täglichen Mahlzeiten abhielten. Aber diesem Zwecke diene nachweislich das Prytaneion, von dem uns Pausanias an zwei Stellen ausdrücklich sagt, dafs dort die Priester ihre Hymnen abgesungen und ihre übrigen Amtsgeschäfte verrichtet hätten. In ihm lag ja auch der große Speisesaal, das ἐστιατόριον τῶν ἑλευθέρων, in welchem die Olympioniken (und Festgesandten?) nach Analogie der Prytaneia wirklicher griechischer Städte, gespeist wurden. Hier safsen sie ganz eigentlich an der Tafel der Eleer, d. h. eben jener elischen Priester, die sich stündig oder zum großen Teil stündig in Olympia aufhielten. Für die altgriechische dreischiffige Halle unter der byzantinischen Kirche bleibt also ein Name vorläufig noch zu suchen.

Wenn nun die Priester in Olympia ein besonderes Wohnhaus hatten, wo wohnten dann die obersten Beamten der Feststätte, wo wohnte vor allem diejenige Behörde, der die Leitung der Spiele oblag, die Hellanodiken? So gut wie die Hellanodiken in Elis ein besonderes Wohngebäude besafsen, den von Pausanias erwähnten Hellanodikion nahe dem Markte und dem Gymnasium, so gut mufste ihnen auch in Olympia, an der eigentlichen Stätte ihrer Wirksamkeit, wo sie längere Zeit vor Beginn der Spiele eintrafen, um die Athleten einzuüben, ein monumentales Wohnhaus errichtet sein.

Der große Südwestbau, dessen Bestimmung man, seitdem die Deutung auf ein Gymnasium aufgegeben ist, dahingestellt sein läfst, ist weitaus das geräumigste Gebäude

¹⁾ Das folgende ist inzwischen in weiterer Ausführung in des Redners 'Haus und Halle, Studien zur Geschichte des antiken Wohnhauses und der Basilika' Leipzig 1885, S. 327—350 (vgl. Taf. VIII) erschienen.

von Olympia. Das Centrum des quadratischen Baues bildet ein mit barocken Gartenanlagen geschmückter Hof, um den sich auf allen vier Seiten Wohnräume mit vorgelegten Säulenhallen herumziehen. Eine ionische Säulenhalle, die den Bau aufsen rings umgiebt, charakterisiert ihn als Monumentalbau, als Palast.

Die eigentlichen Wohnzimmer desselben haben in römischer Zeit einen Umbau erfahren. Ihr Grundriss nach dem ursprünglichen griechischen Projekt ist nicht mehr genau festzustellen, nach dem römischen waren sie sehr eigentümlich disponiert. An der allein ganz ausgegrabenen nördlichen Seite sind zwei Lichthöfe in Gestalt von Säulenatrien angeordnet, auf welche sich je zwei Zimmergruppen öffnen. Jede dieser Zimmergruppen besteht aus einem großen Mittelzimmer, zu dessen beiden Seiten ein schmaler Gang und eine schmale Kammer liegt. Letztere enthält gerade Platz genug für ein Bett und für die Unterbringung des notwendigsten Gepäcks. In jeder Zimmergruppe konnte ein einzelner Mann, allenfalls mit einem Diener zusammen, wohnen. War das Gebäude, wie die Architekten mit Recht annehmen, vollkommen symmetrisch angelegt, so haben wir an der nicht ausgegrabenen Südseite ebenfalls vier Zimmergruppen vorauszusetzen. In der Mitte der Westseite lag ein großer Saal, rechts und links von demselben zwei größere, ebenfalls allgemeine Zwecke dienende Räume. Auf der Ostseite finden wir das Vestibül, nördlich davon einige kleine Zimmer, die wohl dem Thürhüter zur Wohnung dienten, südlich einen größeren Saal, der in dieser Richtung noch Raum genug übrig läßt, um etwa zwei Zimmergruppen der beschriebenen Gattung unterzubringen. Es würden also im ganzen etwa 10 Zimmergruppen vorhanden, der Bau folglich für 10 Insassen groß genug gewesen sein. Die Pracht der ganzen Anlage und Spuren von Wagengeleisen auf dem Fußboden der nördlichen, östlichen und westlichen Säulenhalle weisen auf eine Benutzung durch vornehme Leute hin, die Einteilung in ganz gleich große Zimmergruppen und der große Versammlungssaal lassen uns an ein Kollegium von gleichberechtigten Mitgliedern denken, die sich zuweilen zu gemeinsamer Beratung versammeln und auch gewissen geselligen Verpflichtungen nachkommen mußten.

Die Zahl der Hellanodiken betrug, nachdem sie im Jahre 480 von 2 auf 9, im Jahre 472 von 9 auf 10, 368 von 10 auf 12 vermehrt worden war, seit 348 wiederum 10 und ist auch späterhin bis auf Pausanias' Zeit nicht verändert worden. Es bedarf keines weiteren Beweises, daß wir in dem Südwestbau den Hellanodikeon zu erkennen haben. Als Bestätigung dafür mag es dienen, daß in dem kleinen Zimmer rechts von dem östlichen Eingang viele Ölfäschchen gefunden sind, was durch die Beziehungen der Hellanodiken zu den Übungen der Athleten seine beste Erklärung finden würde. Da die Architekten den Bau aus topographischen und architektonischen Gründen in die Zeit vor Philipp von Makedonien setzen, so wird das Jahr 368, in welchem die Hellanodiken die höchste Zahl, 12, erreichten, möglicherweise das Jahr der Erbauung sein. Der griechische Bau aber, in welchem die kleinen Lichthöfe nicht vorhanden waren, konnte sehr bequem Wohnzimmer für 12 Insassen enthalten.

Wie kommt es nun, daß Pausanias kein Wort von diesem Hellanodikeon sagt? Wo die Hellanodiken in Olympia wohnten, erfahren wir von ihm überhaupt nicht, und dies seltsame Schweigen ist unter allen Umständen auffallend. Das Auffallende mindert sich aber, wie ich meine, etwas, wenn wir annehmen, daß der Hellanodikeon sich bei ihm unter einem anderen Namen verbirgt. Von dem Leonidaion sagt der Perieget, es sei

eine Stiftung des Eleers Leonidas gewesen und habe in seiner Zeit den römischen Prokonsuln zur Unterkunft gedient. Wäre das Leonidaion mit dem Hellanodikeon identisch gewesen, so würden die Prokonsuln dort als Gäste der Hellanodiken gewohnt haben, wogegen sich ja kaum etwas einwenden läßt. Da der Bau nicht weniger als vier große Gesellschaftszimmer bezw. Säle enthielt, so war ja auch genügend Platz vorhanden, um außer den 10 Betten der Hellanodiken auch noch einige Betten für hohe Gäste unterzubringen. Pausanias würde dann über dem nebensächlichen Zweck, dem der Bau zu seiner Zeit diene, die hauptsächlichste und gewöhnlichste Benutzung desselben vergessen haben, entweder weil der geschwätzige Exeget, der ihn führte, nach Art dieser Leute das Wichtige neben dem Unwichtigen übergiebt, oder weil er voraussetzte, daß jedem Besucher Olympias die eigentliche Bedeutung des Baues so wie so mitgeteilt wurde. Die Bezeichnung des Hellanodikeon als Leonidaion würde z. B. eine Analogie in dem Buleuterion von Elis haben, welches nach seinem Stifter Lalichmion hieß. Die Identität des Südwestbaues mit dem Leonidaion geht nun in der That unzweideutig aus der Art hervor, wie Pausanias das letztere erwähnt. Es lag nach seiner Angabe außerhalb der Altis, und zwar nahe dem Pompenchor, von dem es um Strafsenbreite abstand: τὸ δὲ ἔξωθεν μὲν τοῦ περιβόλου τοῦ ἱεροῦ τὸ Λεωνίδαιον, τῶν δὲ ἔξωθεν πεποιήται τῶν ἐς τὴν Ἄλτιν κατὰ τὴν πομπικὴν, ἢ μὴν τοῖς πομπεούσι ἐστὶν ὄδος . . . διέτριπε δὲ ἀγυιᾶν ἀπὸ τῆς ἔξωδος τῆς πομπικῆς. Das Pompenchor aber ist unabhängig vom Leonidaion nicht zu fixieren, und die Annahme der Ausgrabungsberichte, daß es im Süden gelegen habe, ist hier vorläufig noch außer Betracht zu lassen.

Die olympischen Architekten dagegen erkennen das Leonidaion in der Südosthalle. Diese Südosthalle bestand ursprünglich aus vier nebeneinander liegenden Zimmern, vor die sich im Westen, Norden und Süden eine Säulenhalle legte. Dieses 'Leonidaion' lag also zunächst einmal sicher nicht außerhalb der Altis, sondern innerhalb derselben, es öffnete sich geradezu auf den heiligen Bezirk. Dasselbe wurde in römischer Zeit von einem Atriumhause überbaut, welches laut der Inschrift auf einer dort gefundenen Wasserleitungsrohre von Nero stammt. Auch dieses Nerohaus lag nicht außerhalb der Altis, sondern öffnete sich mit drei wohl erhaltenen Thüren auf dieselbe. In spätrömischer Zeit sind allerdings diese Thüren vermauert worden, wir wissen nicht, ob vor oder nach Pausanias' Anwesenheit in Olympia. Aber vorausgesetzt selbst, der Perieget hätte sie schon vermauert gefunden, würde ihm dies ein Recht gegeben haben, das Gebäude als außerhalb der Altis befindlich zu bezeichnen? Man sagt, die größere Masse desselben lag außerhalb der Altis. Aber auch beim Prytaneion trifft die zu, und doch sagt Pausanias von ihm ausdrücklich, es habe innerhalb derselben gelegen; einfach deshalb, weil die Altismauer nicht vor ihm herlief, sondern seine Thür sich direkt auf den heiligen Bezirk öffnete. Und wie konnte Pausanias sagen, dieses Gebäude stehe um Strafsenbreite von dem Pompenchore ab? Denn das ist doch die Bedeutung der Worte: διέτριπε δὲ ἀγυιᾶν ἀπὸ τῆς ἔξωδος τῆς πομπικῆς. Und es widerspricht dem Wortlaut, wenn man diese ἀγυιᾶ in einer, ich weiß nicht aus welcher Zeit stammenden, schmalen Gasse wieder erkennt, die von dem im Süden liegenden römischen Triumphthore aus östlich zu dem angeblichen Leonidaion hinführte. Dieses römische Triumphthor, in welchem man das Pompenchor wiedererkennt, ist übrigens nur im Unterbau erhalten, wie denn überhaupt der ganze östliche Teil der südlichen Altismauer in späterer Zeit vielfach umgebaut

und zerstört worden ist. Vor allem aber, und dies ist der Haupteinwand, wie konnte Pausanias diesen Bau Leonidaion nennen, wenn von der alten Stiftung des Leonidas in seiner Zeit auch nicht mehr ein Stein auf dem anderen stand, wenn diese griechische Halle niedergebrannt war und Nero über ihr, mit Verwendung ihrer Bausteine, sein Wohnhaus errichtet hatte? Und sollte Nero, dem es nicht darauf ankam, sein Haus direkt auf die Altis münden zu lassen, der aller Tradition ins Gesicht schlug und sogar Weihgeschenke aus Olympia raubte, die Pietät besessen haben, den Namen Leonidaion auf sein Haus zu übertragen? Und selbst wenn er es gethan hätte, konnte Pausanias von diesem Leonidaion, von diesem Nerohause sagen, dafs Leonidas es gestiftet und dafs — nicht etwa Nero es umgebaut habe, sondern dafs die Prokonsulu zu seiner Zeit dort abgestiegen seien?

Und nun sehen Sie, wie vortrefflich, ja wie überraschend alle diese Angaben auf den Südwestbau passen! Seine Zimmereinteilung war allerdings in römischer Zeit verändert worden, aber die innere wie die äussere Halle waren noch von dem griechischen Bau stehen geblieben, das Ganze war eben nach wie vor das *ἀνάκτορον* dessen, der es in griechischer Zeit gestiftet hatte. Und dieses Anathema lag ganz eigentlich ausserhalb der Altis, weil die Altismauer vor ihm herging, und zwischen ihm und der Altismauer blieb im wörtlichen Sinne eine schmale Gasse, und gerade an dieser Stelle befand sich ein Thor, von welchem der Bau um die Breite dieser Gasse getrennt war.

Und was hindert uns denn, in diesem Thor das Pompenthor zu erkennen? Seine geringe Grösse etwa? Es hatte drei Eingänge und jeder Eingang war breit genug für zwei Menschen. Wer beweist uns, dafs das südliche Thor ursprünglich stattlicher war, von dessen Bau aus griechischer Zeit wir nicht einmal eine Spur gefunden haben? Freilich könnte man einwenden, dafs Herodes Atticus eine Wasserleitung über das Südwestthor hinüberführte, was für ein Pompenthor etwas auffallend ist. Nun, wenn man sich nicht scheute, das Südthor ganz niederzureissen und durch ein römisches Triumphthor zu ersetzen, ja sogar, wie jetzt angenommen wird, von Westen nach Osten um 20—30 m. zu verschieben, so dürfte auch dieses Argument wenig besagen. Im Gegenteil, gerade diese durchgreifenden Veränderungen an der Südseite beweisen, dafs hier sicher nicht die alte heilige unveränderliche Strasse für die Opferzüge in die Altis eingemündet haben kann.

Aber eine Schwierigkeit bleibt bei der Ansetzung des Pompenthors im Südwesten, die auch Hirschfeld und Bötticher nicht gelöst haben, und die mir Dörpfeld noch vor kurzem als entscheidenden Einwand entgegengehalten hat, die Lage des Hippodameion. Das Hippodameion lag nach Pausanias innerhalb der Altis und zwar bei dem Pompenthor. Dörpfeld sagt nun: In der Südostecke der Altis haben wir Platz für das Hippodameion, im Südwesten, wo das Terrain von zahlreichen Wasserleitungen durchschnitten wird, nicht; folglich lag es im Südosten, wohin es auch andere Erwägungen verweisen. Ist dies aber richtig, so lag das Pompenthor im Süden, folglich ist die Südosthalle das Leonidaion. Aber hiergegen läfst sich doch manches einwenden. Zunächst ist im Südosten keine Spur weder eines Gebäudes noch eines Bezirks gefunden worden, und doch sagt Pausanias, das Hippodameion sei ein von einem Thrinkos, d. h. einer Steinmauer, umfaßter Bezirk von etwa einem Plethron Grösse gewesen. Es wird schon schwer, einen so grossen Bezirk an dieser Stelle unterzubringen, ohne die Haupteintrittsstrasse der Altis, an der natürlich das Menschengedränge am grössten war, ungehörlich einzuengen. Aber

das mag allerdings zugegeben werden, daß wir es mit dem Plethron bei Pausanias nicht so genau zu nehmen brauchen und den Bezirk auch allenfalls kleiner als 100×100 Fufs, also 10 000 Quadratfufs denken können. Die einzig mögliche Stelle für ihn würde im Südosten die sein, wo der große auf dem Situationsplan mit A bezeichnete Altar westlich der Echohalle steht. Hier mag er in der That allenfalls Platz gehabt haben — ob er aber hier am Platze war, das ist eine andere Frage. Denn er hätte dann an derselben Stelle gelegen, wo nicht nur die Echohalle sich nach der Altis zu öffnete, sondern wo auch alle die Statuen, deren Basen vor der Front derselben gefunden sind, mit dem Gesicht nach der Altis zu gerichtet waren. Wenn wir nun im Südwesten der Altis einen Platz finden, auf dem ein Gebäude oder ein Bezirk nicht nur mit Mühe untergebracht werden kann, sondern auf dem ein solcher sogar untergebracht werden muß, so ist, wie ich meine, die Wahl nicht schwer. Genau in der Südwestecke aber, in unmittelbarer Nähe des Südwestthores, befindet sich ein langgestreckter trapezförmiger Platz, der im Süden von der Südaltismauer eingefast wird und dessen Grenze im Norden und Westen durch zwei hier in situ erhaltene Reihen von Statuenbasen bestimmt wird. Dieser Bezirk wird jetzt durch spätes Gemäuer eingenommen, seine Ursprünglichkeit geht aber, wie die Ausgrabungsberichte mit Recht bemerken, eben aus dieser Richtung der Statuenbasen unzweifelhaft hervor. In ihm möchte ich das Hippodameion erkennen. Und eine Bestätigung dafür glaube ich in der Hälfte einer großen halbkreisförmigen Basis zu finden, die genau an das Ostende dieses Bezirks anstößt und, wie mir Treu versichert, zweifellos in situ steht. Die Basis hatte ursprünglich eine Gesamtlänge von etwa 20 m. und muß eine umfangreiche Statuengruppe getragen haben. Gerade bei dem Hippodameion aber befand sich die halbkreisförmige Basis eines figurenreichen Weihgeschenks: παρά δὲ τὸ Ἰπποδάμιον καλούμενον λίθου τε βῆθρον ἐστὶ κύκλος ἤμισος, und darauf die Stiftung der Apolloniaten, die Gruppe des Lykios, Zeus mit Thetis und Eos in der Mitte, an den beiden vorderen Enden Achill und Mennon kampfbereit einander gegenüber, dazwischen noch auf jeder Seite vier Troer und vier Achäer. Diese Zahl von 13 Figuren entspricht durchaus der Größe des zum Teil erhaltenen und genau zu rekonstruierenden Bathrons. Auf jede Figur würde danach ein Raum von ca. 1,5 m. kommen. Nördlich vom Hippodameion läuft eine breite Straße von Westen nach Osten, die einzige deutlich erkennbare Straße in der Altis. Es ist die Pompenstraße. Durch das Westthor zogen die Festgesandtschaften, die ja zum großen Teil von Westen kamen, in die Altis ein. Dies war auch die Seite, wo die sämtlichen an den Opferzügen teilnehmenden Priester und Beamten wohnten. Sollten diese sich immer erst im Süden der Altis versammelt haben, um von dort in das Südthor einzuziehen? Ebenso wie sie zum Stadion einen besonderen Eingang von Westen hatten, durch den sie, unabhängig von der übrigen Menge, in dasselbe einzogen, ebenso war auch ihr Eingang in die Altis von demjenigen der weniger Besucher, die im Süden des heiligen Bezirks ihre Zelte aufgeschlagen hatten und naturgemäß von hier aus denselben betraten, getrennt. In der ca. 56 m. langen und 7 m. breiten griechischen Halle, deren Fundamente man im Süden der byzantinischen Kirche aufgedeckt hat, mögen sich die Pompen geordnet und die Pompengeräte befunden haben; ich schlage für sie den Namen Pompeion vor.

Nun bleiben noch zwei Gebäude außerhalb der Altis ohne Namen übrig, die dreischiffige Westhalle und der südliche Doppelbau. In dem letzteren erkennen die Aus-

grabungsberichte das Buleuterion, das Versammlungshaus der olympischen Bule. Der Komplex besteht aus drei Teilen, zwei ungefähr identischen zweischiffigen geschlossenen Hallen und einem quadratischen Mittelbau. Die südliche der beiden Hallen ist die ältere, sie stammt wahrscheinlich noch aus dem sechsten Jahrhundert, die nördliche aus der ersten Hälfte des fünften. Als beide fertig standen, wurde der Mittelbau dazwischengeschoben und vielleicht gleichzeitig im Osten eine breite Vorhalle vor den ganzen Komplex gelegt. Wenn irgend etwas, so spricht schon diese aus technischen Indicien gewonnene Entstehungsgeschichte der Baugruppe gegen ihre Deutung auf ein Buleuterion. Fast man den südlichen Saal als Versammlungshalle der Bule auf, so bleibt der nördliche seiner Bestimmung nach vollkommen unklar. Eine Bule kann wohl bei wachsender Zahl der Mitglieder ihren Versammlungssaal vergrößern, auch wohl bei zunehmenden Verwaltungsgeschäften Annexe daran bauen, nicht aber ihn verdoppeln, nicht einen zweiten vollkommen identischen Versammlungssaal daneben setzen. Sie müßte sich denn selbst zuvor verdoppelt haben. Überdies kann man sich als Versammlungshalle einer geschlossenen Körperschaft kaum einen weniger geeigneten Raum denken als eine Halle, die durch Säulen in zwei Schiffe geteilt wird. Konzentration der Zuhörerschaft und zentrale Stellung des Redners, diese beiden Hauptbedingungen jedes Versammlungssaales, sind hier nicht erfüllt. Besser in jeder Beziehung eignet sich hierfür die dreischiffige Westhalle, in deren Mittelschiff etwa 90 Mann bequem Platz haben.

Das Buleuterion von Olympia ist durch eines der sichersten Zeugnisse fixiert, die es überhaupt giebt, durch eine Stelle in den Hellenika des Xenophon. Xenophon kannte Olympia aus langjähriger eigener Anschauung und zwar in seiner älteren Gestalt, vor den Umbauten der späteren Zeit. Die 104. Olympiade (364) feiern an Stelle der Eleer die Arkader, die sich mit den Pisaten der Altis benüchtigt haben. Die Eleer greifen sie von Westen her an. Tapferer als für gewöhnlich, treiben sie die Feinde, nach Überschreitung des Kladeos, in dem Raum zwischen Buleuterion, Heiligtum der Hestia und Theater zusammen. Dann verfolgen sie dieselben, trotz der von den Dächern der umliegenden Gebäude auf sie gerichteten Geschosse, weiter bis zum großen Zeusaltar. Die drei genannten Lokalitäten, Buleuterion, Heiligtum der Hestia und Theater, müssen also westlich vom großen Zeusaltar gelegen haben. Das Hieron der Hestia erkennt man allgemein in dem Hestiaheiligtum des späteren Prytaneion an der nordwestlichen Ecke der Altis wieder. Nun sagt Xenophon ausdrücklich, daß die drei genannten Gebäude nahe an einander lagen: κατεβίωσαν εἰς τὸ μετὰ τοῦ βουλευτηρίου καὶ τοῦ τῆς Ἑστίας ἱεροῦ, καὶ τοῦ πρὸς ταῦτα προχώκοντος θεάτρου. Mit Recht hat man darum das Theater immer in der Nähe des Prytaneion gesucht. Noch in der letzten Ausgrabungscampagne hat man nördlich desselben, nach dem Kronoshügel zu, einen Graben gelegt, um wouöglich auf die Cavea des Theaters zu stoßen. Vergeblich, keine Spur davon hat sich gefunden. Wenn nun nördlich vom Prytaneion kein Theater gelegen hat, wenn im Osten der Kronoshügel nahe herantrat, im Süden die Altis die Anlage eines solchen verbot, so bleibt nur die Westseite übrig. Hier aber lag das Gymnasium und die Palästra. Also müßten wir an der Fixierung des Theaters verzweifeln? Keineswegs, wenn wir uns nur erinnern, daß das von Xenophon beschriebene Gefecht im Jahr 364 stattfand, die bei den Ausgrabungen zu Tage gekommene Palästra dagegen nach der Eleganz ihrer architektonischen Formen von den Architekten in das Ende des vierten oder den Anfang

des dritten Jahrhunderts gesetzt wird. Nichts hindert uns daran, genau an ihrer Stelle das Theater des Xenophon anzusetzen, und wenn wir nun in den Ausgrabungsberichten lesen, das Erdreich unter der Palästra sei so stark mit Holzkohlen und Aschenresten durchsetzt gewesen, daß man annehmen müsse, sie sei an der Stelle eines älteren hauptsächlich aus Holz bestehenden und verbrannten Gebäudes erbaut, so scheint es mir nicht zu kühn, in eben diesem Holzbau das Theater des Xenophon wiederzuerkennen. Dann aber muß das Buleterion mit dem griechischen Bau unter der byzantinischen Kirche identifiziert werden. Daß gerade auf dem Grunde dieses Rathhauses die byzantinische Kirche erbaut worden ist, hat eine eigentümliche kunsthistorische Bedeutung. Denn die griechischen Buleterien sind es, deren Schema sich, wenigstens meiner Ansicht nach, durch die Vermittlung der athenischen Königshalle und der forensischen Basiliken Roms auf die christliche Basilika vererbt hat.¹⁾

Die Zeit erlaubt mir nicht, die durchgreifenden Veränderungen zu besprechen, welche sich aus diesen neuen Fixierungen für die Periegesen des Pausanias im Innern der Altis ergeben. Wenn Sie sich unbefangen in die neuen Benennungen hineinendenken, werden Sie, trotz einiger scheinbarer Schwierigkeiten, die sich aber lösen lassen, auf jeder Seite des Pausanias überraschende Bestätigungen derselben finden. So besonders bei der Zeusperiege, die an der einen Stelle vom Buleterion ausgehend zur Rechten des großen Tempels den Zeus der Lakedaimonier nennt, dessen Basis an der Südostseite des Tempels, offenbar nicht weit verschleppt, gefunden worden ist. So bei der Altarperiege, die, vom Leonidaion kommend, nahe dem Opiathodon des Zeustempels zur Rechten desselben den Nymphenaltar erwähnt, den man mit großer Wahrscheinlichkeit im Südwesten des Tempels aussetzt. So endlich bei der zweiten Athleteperiege, die, nachdem die erste westlich beim Pompeuthor geendet hat, vom Leonidaion aus den Weg rechts zum großen Altar, d. h. die große Pompenstraße südlich der Südterrassemauer einschlägt.

Es bleibt nur noch ein Bau außerhalb der Altis übrig, der bisher keinen Namen gefunden hat, der südliche Doppelbau mit seinem seltsamen bisher ohne jede Analogie gebliebenen Grundriß. Und gerade einen Bau haben wir noch bei Pausanias, der bisher nicht aufgefunden worden ist, die sog. Werkstatt des Phidias. Können wir beide mit einander identifizieren?

Die allmähliche Entstehung des südlichen Doppelbaues kann man gegen eine solche Identifikation nicht geltend machen. Besonders dann nicht, wenn man von vornherein eine Verallgemeinerung des Begriffes 'Werkstatt des Phidias' zuläßt. Eine allgemeine olympische Bildhauerwerkstätte, vielleicht zu gleicher Zeit Ausstellungshalle für die vielen von den Besuchern Olympias zu kaufenden Weihgeschenke, war in der Nähe des Festplatzes schon von früher Zeit her ein dringendes Bedürfnis. Für beide Zwecke waren sowohl die zweischiffigen Hallen wie die verschließbaren Räume hinter denselben vortrefflich geeignet. An den Wänden unter den Fenstern konnten die Tische für die Arbeiter bezw. die Gerüste für die auszustellenden Weihgeschenke angebracht werden, die verschließbaren Hinterzimmer konnten nicht nur zur Aufbewahrung von kostbareren Materialien, Gold und Elfenbein, sondern auch als Magazine für die in der

1) Vgl. das oben citierte Buch 'Haus und Halle'.

Zeit zwischen je zwei Festspielen aufgestapelten Weihgeschenke dienen. Das Bedürfnis nach einer Vergrößerung dieser Bildhauerwerkstätte mußte besonders in der Zeit eintreten, als durch den Bau des großen Zeustempels zahlreiche Hände sowohl für die Giebelstatuen wie für das Zensbild in Bewegung gesetzt wurden. Genau in diese Zeit, d. h. in die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts, fällt aber nach dem Urtheile der Architekten die Erbauung der nördlichen der beiden Doppelhallen. Es steht, soviel ich sehe, nichts der Annahme entgegen, daß Phidias hier die einzelnen Teile seines Zeuskolosse gearbeitet habe, nachdem er das große Modell natürlich an Ort und Stelle, in der Cella des Zeustempels, aufgestellt hatte. Topographisch ist diese Ansetzung ebenfalls, soweit ich sehe, nicht zu widerlegen. Denn Pausanias sagt über die Lage der Werkstatt nichts Genaueres, als daß derjenige, welcher von ihr in die Altis zurückkehrte, sich gegenüber dem Leonidaion befand. Dies aber paßt, wenn man das Pompeithor als das gewöhnliche Ein- und Ausgangsthor der Freuden in der Zwischenzeit zwischen je zwei Spielen auffaßt, für den südlichen Doppelbau ebensogut, wie für irgend einen Bau auf der Westseite der Altis.

Wir hätten demnach sämtliche altgriechische Profanbauten außerhalb der Altis benannt, nur die Südosthalle, welche in Pausanias' Zeit nicht mehr bestand, das über ihr erbaute Nerohaus und die Südhalle würden wir in der Beschreibung des Periegeten nicht finden — und wohl auch nicht suchen.

An diesen Vortrag schließt sich eine kurze Debatte.

Weniger (Weimar) stellt die Frage, ob der Raum, den der Vortragende dem Hippodameion zuweist, auch das Maß von einem Plethron erreiche, den Pausanias diesem heiligen Bezirk gebe.

Lange erwidert, daß der Inhalt des fraglichen Raumes nach seiner Berechnung allerdings nur etwa fünf Achtel eines Plethron betrage, daß aber die Maßangabe bei Pausanias offenbar als eine approximative Schätzung aufzufassen sei.

Weniger läßt hierauf diesen Einwand fallen, äußert aber das Bedenken, daß eines der ältesten Heiligtümer Olympias, wie das Hippodameion, ursprünglich außerhalb der Altis gelegen haben und erst später in dieselbe hineingezogen worden sein solle.

Lange will dagegen, trotz der schiefen Richtung der südlichen Altismauer, die Annahme einer späteren Hinzufügung dieses südwestlichen Winkels nicht für notwendig halten, vielmehr gerade aus dieser schiefen Mauerichtung einen Schluß auf das hohe Altertum und die Wichtigkeit dieses Bezirks wagen, den man um jeden Preis bestrebt gewesen sei, in den Bezirk der Altis einzuschließen.

Conze (Berlin) wendet sich gegen die Ansetzung der 'Werkstatt des Phidias' von seiten des Vortragenden. Er möchte in ihr vielmehr einen temporären Bau vermuten, ähnlich der Hütte des Romulus auf dem Palatin, und hält es nicht für notwendig, auf dem Boden von Olympia nach ihr zu suchen.

Lange erinnert dagegen an die dort durch Pausanias verbürgte Existenz eines Zwölfgötteraltars, was doch auf einen monumentalen Charakter des Baus zu weisen scheine.

von Duhn (Heidelberg) hält die übrigen Ausführungen des Vortrags, soweit er nachkommen könne, für überzeugend, möchte aber die allgemeine Olympische Künstlerwerkstätte nicht im Süden der Altis suchen, da hier die tiefere Lage des Terrains einen Transport der Kunstwerke in die Altis erschwert haben würde.

von Brunn (München) und Flasch (Erlangen) betonen, daß man es bei dieser Frage lediglich mit Möglichkeiten zu thun habe, und der erstere will z. B. dem langgestreckten Bau im Westen außerhalb der Altis denselben Anspruch auf den Namen 'Werkstatt des Phidias' zuerkennen.

Lange möchte diesen Vorschlag allerdings in reifliche Erwägung ziehen, obwohl er die Benutzung dieses Baues als Pompeion für wahrscheinlicher hält. Übrigens verkenne er den hypothetischen Charakter gerade der Ansetzung der 'Werkstätte des Phidias' keineswegs, halte es nur für geratener, sie unter den ausgegrabenen altgriechischen Bauwerken zu suchen, als eines der letzteren ohne Not unbenannt zu lassen.

Der Vorsitzende dankt dem Redner im Namen der Versammlung und verschiebt wegen vorgerückter Zeit den angekündigten Vortrag des Dr. Thraemer unter dessen Beistimmung auf die nächste Sitzung, in der er selbst 'einige Bemerkungen über den Künstler Moderno' zu geben gedenke.

Vierte Sitzung

am 4. Oktober 1884, morgens 8 $\frac{1}{2}$ Uhr.

1) Vortrag des Dr. Thraemer (Leipzig) über

'das Heiligtum der Athena Polias zu Pergamos'.

'Die Untersuchung der pergamenischen Akropolis ging schon vor Eröffnung der deutschen Ausgrabungen von der Voraussetzung aus, daß die dominierende Gottheit dieser Höhe Athena sei. So vermuteten Curtius und Adler in den Überresten des korinthischen Tempels auf dem höchsten Plateau des Burgberges das Heiligtum dieser Gottheit.¹⁾ Die 1879 erfolgte Ausgrabung desselben bestätigte diese Vermutung nicht, sondern erwieß jenen Tempel als das Augusteum.²⁾ Aber schon während der ersten Ausgrabungscampagne trat, und zwar besonders inschriftlich, im Bereich des Altarplatzes sowie auf der oberhalb desselben liegenden Terasse eine Fülle von Hinweisen auf den Kult der Athena zu Tage, so daß an leitender Stelle schon 1880 die Vermutung rege wurde, jene Mittelterrasse zwischen dem Augusteum und dem großen Altar sei die Stätte des gesuchten Heiligtums.³⁾ Und während der zweiten Ausgrabungscampagne ist es den fortgesetzten Bemühungen R. Bohns in der That gelungen, hier die Reste eines Tempelstereobats zu entdecken und unter Herausziehung zerstreuter Architekturteile einen dorischen Peripteros Hexastylus wiedererstehen zu lassen, der dann in den Abhandlungen der Berliner Akademie von 1881 als 'Tempel der Athena Polias' publiziert worden ist. Am Schluß dieser Abhandlung hat Bohn die Gründe zusammengefaßt, auf welche sich die Benennung des Tempels stützt.⁴⁾ So sehr ich nun auch die Berechtigung derselben anerkennen muß, so sind mir doch schon seit geraumer Zeit Bedenken auf-

1) Curtius, Beiträge zur Gesch. und Topogr. von Kleinasien. 1872 S. 49 und 61.

2) Ergebnisse der Ausgrabungen zu Pergamon I, 95 f.

3) Ergebnisse I, 75.

4) S. 11 des Separatabdruckes.

gestiegen, nicht ob die Stätte des gesuchten Athenheiligtums wirklich gefunden wäre, wohl aber ob mit der Benennung des Baues die Bedeutung desselben vollständig erschöpft ist.

Gewisse im Verlaufe der Ausgrabungen immer zahlreicher ans Licht kommende Fundstücke des Platzes durften hier doch mehr als einen einfachen Athentempel erwarten lassen und die durchaus merkwürdige Form des von Bohn veröffentlichten Grundrisses scheint mir anzudeuten, daß man in der That mehr gefunden hat. Auf Tafel II der genannten Publikation hat Bohn in Fig. 1 eine sehr sorgfältige Skizze der von ihm noch in situ gefundenen Stereobatteile gegeben und auf Grund derselben in Fig. 2 eine Rekonstruktion des Grundrisses, welche einen Peripteros mit Pronaos und Posticum, eine Eingangsthür in die Cella von Süden her und eine mittlere Trennungswand vorführt. Von letzterer zeigt Fig. 1 noch vier an die westliche Cellawand anschließende Fundamentblöcke und demnach ist im Text¹⁾ die mittlere Querteilung als gesichert hingestellt. Die erneute Darstellung des Grundrisses in den Ergebnissen II S. 33 nimmt dieser die Cella halbierenden Wand gegenüber freilich wieder eine etwas reserviertere Stellung ein, wenn es daselbst heißt: 'Zunächst ist anzunehmen, daß durch eine mittlere Querwand die Teilung in zwei Gemächer hergestellt war, da anschließend an die westliche Cellawand, wie es scheint, einige schwache Reste davon sich nachweisen lassen.' Sonst aber geht die Rekonstruktion hier über die erste Publikation hinaus, insofern sowohl im Pronaos wie im Posticum Eingangsthüren zu den beiden Cellen angesetzt werden. Dazu bemerkt der Text auf S. 33: 'Daß die Vorhallen durch eine Thür mit den Cellen verbunden waren, dafür ist ein aufgefundener Thürsturz beweisend, welcher sowohl wegen seiner einseitigen Profilierung als auch nach gewissen noch vorhandenen Fundament Spuren nicht wohl in die tremende Mittelwand, sondern nur zwischen Vorhalle und Cella gehört haben kann.'

Vorausgesetzt nun, daß die von Bohn gefundenen Reste tatsächlich einer Quermauer angehören — und das voranzusetzen scheint nach dem Befunde nicht zu gewagt —, so gewinnt dieser Tempel ein ganz eigenartiges Interesse. Denn jene beiden gleichgroßen, von einander abgesonderten, je mit einem eigenen Zugang und einer eigenen Vorhalle versehenen, also mit gleichen Ansprüchen auftretenden Gemächer, sie legen dann doch die Vermutung nahe, daß der pergamenische Tempel nicht etwa eine Cella mit abgeteiltem Gemäch von untergeordneter Bedeutung (Schatzhaus oder dergl.), sondern die seltene Form eines Doppeltempels darstellt. Und zwar würde, wenn dem so ist, der pergamenische Tempel in seiner Anlage genau dem Doppelheiligtum der Leto und des Asklepios zu Mantinea entsprechen, von dem Pausanias berichtet, daß die Zweiteilung durch eine ungefähr die Mitte des Tempels durchschneidende Trennungswand hergestellt sei.²⁾ Hier nimmt zwar Bötticher 'zwei parallel neben einander liegende, nach Osten sehende Cellen', also eine Zweiteilung in der Längsrichtung an.³⁾ Vor dieser Wunderlichkeit wäre Bötticher bewahrt worden, wenn er den Satz, daß die Tempel der himmlischen Gottheiten nach Osten orientiert sein müssen, nicht mit voller Strenge aufrecht erhalten hätte. Die Unhaltbarkeit solcher Forderung gegenüber den Thatsachen ist

1) S. 19 des Separatdruckes.

2) Paus. VIII, 9, 1.

3) Tektonik der Hellenen² II, 581.

bereits von Nissen betout worden¹⁾ und zweifellos bestand der Doppeltempel von Mantinea aus zwei Cellen mit gemeinschaftlicher Rückwand — die natürlichste, die normale Anlage eines Doppeltempels, wie sie ja auch von dem ἱερὸν διπλοῦν des Ares und der Aphrodite zwischen Argos und Mantinea klar und deutlich überliefert wird, dessen eine Cella von Osten, dessen andere von Westen aus betreten wurde.²⁾ Abgelesen werden kann hier von jenen nicht völlig unter den Begriff des ναὸς διπλοῦς fallenden Doppelheiligtümern, welche nur einen einzigen Zugang von außen, ein mit der vorderen (Cella in Verbindung stehendes Hintergemach³⁾ oder eine unter der Cella gelegene Krypta⁴⁾ besaßen, denn hier kann nicht von zwei koordinierten Kulturen, sondern nur von der Einordnung des einen Kultus in den anderen die Rede sein. Handelt es sich aber um zwei unter einem Dach zu vereinigende, im übrigen aber selbständig zu belassende Kulte, so fällt die Annahme zweier parallel gelegter Cellen in das Gebiet der Phantasie, dagegen ist die Anlage der Zellen mit gemeinschaftlicher Rückwand und entgegengesetzter Orientierung einmal die aus dem Altertum litterarisch sicher überlieferte und jedenfalls auch die naturgemäße Lösung des Problems.⁵⁾ Ein monumentales Beispiel lag, wenn wir von der komplizierten Anlage des athenischen Poliantempels⁶⁾ absehen, bisher nicht vor. Es wäre ein neuer Beweis für den Glücksstern, der über den pergamenischen Ausgrabungen waltet, wenn die Akropolis von Pergamon ein solches Denkmal aufbewahrt hätte.

Bisher habe ich ausschließlich die von Bohn als wahrscheinlich hingestellte Zerteilung der Cella meiner Ausführung zugrunde gelegt. Sollten nun — von dem architektonischen Befunde ganz abgesehen — anderweitige Fundergebnisse der bisherigen Ausgrabungen auch ihrerseits zur Annahme eines Doppeltempels an dieser Stelle der pergamenischen Akropolis führen, so dürfte damit seine Existenz erwiesen sein.

Und die Sache liegt, wenn ich recht sehe, in der That so. Der Umstand freilich, daß neben den zahlreichen Inschriften des Platzes, welche der Verehrung der Ἀθηνᾶ Πολιάς καὶ Νικηφόρος gewidmet sind⁷⁾, auch selbständig ein ἱερὸν Ἀθηνᾶς Νικηφόρος oder eine Widmung an Ἀθηνᾶ Νικηφόρος erscheint⁸⁾, kann nicht Anlaß geben in dem fraglichen Tempel die getrennte Verehrung einer Athena Polias und einer Athena Nikephoros vorauszusetzen, etwa ähnlich wie in einem Doppeltempel zu Sparta eine Ἀφροδίτη ὤπλις μένη und eine Ἀρροβίτη μορφή in eigenen Cellen verehrt wurden.⁹⁾ Denn daß in der stadtschirmenden und siebringenden Göttin der pergamenischen Akropolis nicht zwei

1) *Templum* S. 176.

2) Paus. II, 25, 1 ἐπὶ δὲ τῆς οὐδοῦ ταύτης (von Argos nach Mantin.) ἱερὸν διπλοῦν πεποίηται, καὶ πρὸς ἡλίου δόνοντος ἔσθον καὶ κατὰ ἀντιπολάς ἕτεραν ἔχον.

3) Eileithyia und Sosipolis in Olympia Paus. 6, 20, 2, Hyrnos und Apoll in Sikyon id. II, 10, 2.

4) Beispiele bei Bütticher, *Tektonik* II, 382. Hierher, wenn nicht unter 3) gehört das Dionysion von Pergamos *Caes. bell. civ. 3, 105 Dio Cass. 41, 61*.

5) Doppelstückigkeit wußte Pausanias nur durch ein Beispiel zu belegen (III, 15, 11 Sparta). Als er diese Bemerkung niederschrieb, muß ihm also der kolossale Tempel von Kyzikos (Marquardt, *Cyzik* S. 160 ff.) noch nicht bekannt gewesen sein. Drei späte Zeugnisse schreiben diesen Tempel zwar schon Hadrian zu, nach Aristides jedoch (or. 16) hat die Weihung desselben erst 167 stattgefunden.

6) Julius, über das Erechtheion S. 23.

7) Ergebnisse I, 76. Inv. I, 30, 21 oder umgekehrt A. Νικηφ. καὶ Πολιάς C. I. G. 3553, Inv. I, 29 u. s. w.

8) Inv. I, 101. Ergeln. I, 75. Ergeln. II, 49 (auf die Schlacht bei Magnesia bezügliche Inschrift), ebendasselbst II, 49. Inv. II, 37 (aus Attalos II. Zeit).

9) Paus. 3, 15, 10.

derart gesonderte Kultobjekte vorliegen, dürfte einmal schon daraus zu entnehmen sein, daß in anderen Inschriften und beachtenswerter Weise gerade in den ältesten, aus der Zeit Attalos I. stammenden¹⁾ die Empfängerin der Widmung schlechthin Athena ist und ebenso auch in späteren Inschriften bisweilen noch eine einfache ἱερεὶα τῆς Ἀθηνᾶς oder ein ἱερὸν τῆς Ἀθηνᾶς²⁾ erscheint. Dann aber ist es auch an sich unwahrscheinlich, daß hier, wo doch zweifellos die älteste Stätte des pergamenischen Athenakultes vorliegt und der Tempel, wenn auch nicht selbst aus hochalter Zeit stammend, doch jedenfalls die alte Überlieferung des Gottesdienstes bewahrt, daß hier bereits eine frühe Differenzierung jener beiden Wirkungsgebiete der Göttin stattgefunden habe. Wahrscheinlicher ist es, daß auf der Akropolis ursprünglich nur ein Kult der Stadtgöttin existierte und dieser erst später zu dem Kult einer Ἀθηνᾶ Πολυὰ καὶ Νικηφόρος erweitert wurde, etwa durch Aufstellung einer Statue der Nikephoros als πάρεργος in der Cella der alten Polias. Die Hauptstätte des Nikephoroskultes befand sich ja bekanntlich fern von der Burg in dem vorstädtischen Nikephorion, dessen Gründung vielleicht erst Attalos I. verdankt wird. Jedenfalls geht auf diesen Herrscher die Einrichtung jener Festspiele zu Ehren der Athena Nikephoros zurück, deren neunter Feier in der Inschrift der Priesterin Metrisis³⁾, deren zum erstenmal von Polybios⁴⁾ gedacht wird. Da nun die auf der Burg gefundenen Inschriften Attalos I. (sie gehören in seine frühere Regierungszeit) Athena den Beinamen Νικηφόρος noch nicht geben, wol aber durch die um 200 fallende Metrisinschrift ihr Hieron daselbst bezeugt ist (Erg. I, p. 75), so wird die gedachte Erweiterung des Burgkultes in den letzten Jahren des Attalos stattgefunden haben.⁵⁾

Wenn demnach die Annahme eines Doppeltempels der Athena auf der Burg schon an sich abzuweisen ist, so tritt ein äußerer Grund hinzu, welcher dieselbe nicht minder ausschließt. Denn bei solcher Annahme würde jener Gott zu kurz kommen, welchen man schon lange als Theilhaber an den Ehren des Platzes erkannt hat (Conze, *Ergebn.* I, 78), nur ohne sich bisher über die Art und Weise dieses Anteils zu äußern. Zeus ist es, der in den Funden des Tempelbezirks neben Athena eine so dominierende Stellung einnimmt, daß man ihn zu einer sekundären Rolle nicht herabdrücken kann. Zwar Kleinigkeiten wie das Altärcchen mit der Aufschrift Διὶ Κεραυνίῳ⁶⁾ oder sein Seitenstück mit πατριῷ θεῷ ὀψίτω und der Trachytwürfel mit Δία⁷⁾ könnten ja immerhin anderswoher verschleppt sein. Aber unter den großen Schlachtenmonumenten, dem bedeutendsten Bilderschmuck des hallenumschlossenen Tempelhofes, trägt die Basis zur

1) *Erg.* II, 46. *Inv.* II, 94. *Erg.* I, 83. *Inv.* I, 151^a. *Erg.* I, 77. *Inv.* I, 57.

2) *Erg.* I, 77. *Inv.* 27. *Erg.* I, 79 in einer auf Pitane und Pergamon bezügliche Urkunde. *Erg.* II, 51, *Inv.* 174.

3) *Erg.* I, 76.

4) *Pol.* IV, 39, 4 im Kriege zwischen Rhodos und Byzanz ca. 221 v. Chr.

5) Die Behauptung Meyers, daß erst Eumenes II. das vorstädtische Nikephorion angelegt habe (*pergam.* Reich in A. E. Sect. 2, XVI, 400), beruhte auf einer falschen Lesart bei Strabo S. 624, hätte sich aber schon im Hinblick auf Polybios verbieten sollen. Nach Strabo hat Eumenes das Heiligtum nur mit einem Hain bepflanzt, aber die Verwüstung durch Philipp war eine so gründliche gewesen (*Polyb.* 16, 1. 17, 6), daß die Thätigkeit des Königs sich auf eine Restaurierung des ganzen Heiligtums erstrecken mußte. Über seine sonstige Thätigkeit für dieses Nikephorion giebt die delph. *Inschr.* (B. de c. h. 1881 S. 372 ff.) interessante Auskunft.

6) *Erg.* I, 78. *Inv.* 60.

7) *Erg.* II, 51: *Inv.* 165.

Siegerstatue Attalos I. eine Widmung an Zeus und Athena . . . ἐστῆσαν Διὶ Ἀθηνῶν.¹⁾ Daran schliessen sich die beiden grossen Blöcke mit der Inschrift . . . υ Διὶ καὶ Ἀθηνῶν Νικηφόρῳ aus Eumenes II. oder Attalos II. Zeit²⁾; ferner die umfangreiche Weibenschrift Attalos II. mit Διὶ καὶ Ἀθηνῶν Νικηφόρῳ.³⁾ Dazu kommt die über mehrere Marmorplatten hinlaufende Inschrift desselben Attalos, welche im Hallenbezirk gefunden und von Bohn nach den technischen Merkmalen in die Rückwand der Nordhalle verwiesen wird; auch sie gilt beiden Gottheiten:

Βασιλεύς Ἀ[τταλος βασιλεύς Ἀ(ττάλου χαρακτή)ριον τῶν κατὰ]
πόλεμον ἀγώνων Διὶ καὶ Ἀθηνῶν Νικηφόρῳ (Ergebn. II, 37).

Von Gewicht ist endlich die Inschrift auf dem Architrav eben dieser Nordhalle. Dieselbe beschränkte sich nach der zweiten Ausgrabungscampagne auf die Buchstaben Δ I und wurde von Bohn⁴⁾ zu [Ἀθηνῶ Πολιά]δῃ ergänzt. Indessen sind in der dritten Ausgrabungsperiode, in deren inschriftlichen Zuwachs mir durch Herrn Dir. Conzes Güte Einblick möglich wurde, sechs weitere Buchstaben dieser Inschrift zu Tage gekommen⁵⁾, welche beweisen, dafs auch die Nordhalle selbst eine Weihgabe an 'Zeus und Athena' gewesen ist. — Nehmen wir zu alledem noch hinzu das im Thorschutt gefundene Friesstück mit dem Bilde des Adlers und der Eule oder die Platte, auf welcher Zeus und Athena Schulter an Schulter gegen Giganten kämpfen⁶⁾, so besitzen wir eine grosse Menge von Zeugnissen für eine durchaus koordinierte Verbindung der beiden Gottheiten im Kulte der Tempelterrasse.

Nun wäre es ja denkbar, dafs auf der pergamenischen Burg Zeus und Athena einen ναὸς κοινός besafsen.⁷⁾ Gegen solche Annahme spricht aber einmal der Umstand, dafs zwei erhaltene Pronaossäulen eine Widmung an Athena allein tragen⁸⁾, also den Zugang zu einer Cella schmückten, welche dieser Göttin allein geweiht war. In gleicher Weise spricht dagegen eine Reihe von Inschriften, welche auf unseren Tempel bezogen werden müssen und doch statt der bei einem ναὸς κοινός zu erwartenden Bezeichnung als eines ἱερὸν Διὸς καὶ Ἀθηνῶν nur ein ἱερὸν Ἀθηνῶν nennen.⁹⁾ Dagegen steht letzterer Ausdruck der Annahme eines Doppeltempels durchaus nicht im Wege, da in sakraler Hinsicht ein jedes der in einem Doppeltempel vereinigten Heiligtümer ein ἱερὸν oder ναὸς für sich ist, so dafs Pausanias bei Besprechung des Doppeltempels von Mantinea die der Leto gehörige Cella mit gutem Recht ἡτοιὸς ἱερὸν nennen oder in der Periegese der athenischen Burg¹⁰⁾ mit ναὸς τῆς Πολιάδος speziell die der Polias geweihte Ostcella des Erechtheions bezeichnen durfte. Somit hindert endlich auch nichts jenen, im pergamenischen Altarbezirk gefundenen Stein, dessen metrische Inschrift einen Priester und Tempel des Zeus nennt:

1) Erg. I, 83. Inv. 1513.

2) Erg. I, 78. Inv. 31.

3) Erg. II, 49. Inv. 37.

4) Erg. II, 36.

5) Inv. III, 48.

6) Erg. II, 15 und 51.

7) Ναοὶ κοινοὶ durch Paus. bezeugt für Tegea 8, 53, 7. Megalopolis 8, 32. 3 und Bura 7, 25. 9 (ναὸς Ἀφροδίτης Διονύκου τε, für Amorgos durch Bull. d. c. h. 1884, p. 445 ἱερὸν Διὸς κ. Ἀθ. Πολιάδος vgl. Rofs, insc. ined. n. 93 (los) 27) (Lindos).

8) Erg. II, 83 und Conze in den Sitzungsber. der Berl. Ak. 1884 S. 7.

9) Erg. I, 75. Inv. 39 und 101, vgl. ebd. S. 79 die auf Pitane bezügliche Inschrift.

10) I, 27, 1.

Ἐπιπὴν θυραίων Ροῦρος ἱερὸς τοῦ Διὸς
εἶδρως φύλακα τοῦ νεῦ καὶ ῥύτρα (Erg. I, 78)

auf die Zeus geweihte Cella eines ναὸς διπλοῦς zu beziehen, d. h. anzunehmen, daß dieser Stein (wie so viele andere Gegenstände) von der Terrasse des dorischen Tempels auf den darunter befindlichen Altarplatz verschleppt worden ist.

Meine Herren! Wenn ich es als ein zugestandenes Ergebnis der bisherigen Ausführungen aufstellen darf, daß auf der halleungeschlossenen Terrasse oberhalb des großen Altars Zeus und Athena in gleicher Weise Verehrung gefunden haben, wenn andererseits an eben dieser Stätte sich doch nur ein einziges Tempelgebäude hat nachweisen lassen, so sehen wir uns darauf beschränkt, in diesem Heiligtum einen ναὸς διπλοῦς vorauszusetzen. Und findet solche Voraussetzung nicht eine treffliche Bestätigung in jener mittleren Trennungswand, deren schwache Reste dem Scharfblick des Architekten nicht entgangen sind!

Und nun bitte ich Sie zum Schluß Ihre Blicke einen Augenblick auf den großen Altar zu richten. Derselbe ist genau ebenso orientiert wie der über ihm liegende Tempel¹⁾. Nun hat Herr Direktor Conze diesen Altar kürzlich²⁾ durch glückliche Heranziehung der Inschrift von Klissekoei überzeugend als den Altar des Ζεὸς Κυρίου nachgewiesen. Fassen wir den auf ihn herabschauenden Tempel, wie es bisher geschah, als ein Heiligtum der Athena Polias, so fehlt zwischen beiden Gebäuden das innerlich verknüpfende Band, welches anzunehmen die gleiche Orientierung von Altar und Tempel um so mehr auffordert, je mehr die Orientierung von Norden nach Süden eine außergewöhnliche ist. Dürfen wir aber in diesem Tempel ein Doppelheiligtum annehmen, so ist jenes Band in innigster Weise geknüpft: die auf den Altar des Zeus Soter sich öffnende Cella ist das Heiligtum des Göttervaters, die nach Norden gelegene Cella dasjenige der Athena. Wie aber in den Besitz der Tempelterrasse sich in gleicher Weise Zeus und Athena teilen, wie überhaupt diese beiden Gottheiten an der Spitze des pergamenischen Pantheons stehen, so ist es natürlich, daß in dem Bilderschmuck des Zeusaltars die kampfes- und siegesfrohe Tochter des Himmelskönigs jene bevorzugte, ja geradezu gleichwertige Stellung neben Zeus erhalten mußte, welche die Ostseite des Gigantenfrieses uns vor Augen stellt.

Zu diesem Vortrage bemerkt

Conze (Berlin): Wenn die Doppelteilung des Tempels und die Bestimmung der beiden Teile für zweierlei Gottesdienst feststände, so würde die Zuweisung an Zeus und Athene ja freilich naheliegend sein. Doch sei beides, wie auch Bohn im zweiten Bande der 'Altertümer von Pergamon' betonen würde, allzu unsicher. Sodann schein auch in Pergamon die Erbauung des großen Zeusaltars auf die Annahme eines altertümlichen, tempellosen Kultus des Zeus unter freiem Himmel hinzuweisen, wie ebenfalls z. B. in Athen bekanntlich Zeus Polieus neben der im Tempel verehrten Athena Polias seinen Dienst unter freiem Himmel gehabt habe.

Thraemer will den hypothetischen Charakter der Frage nicht verkennen; doch bringe das Vorhandensein zweier koordinierter Kultgottheiten den schwachen Resten der

1) Vgl. den Situationsplan. Ergbn. II, Taf. 1.

2) Sitzungsberichte der Berl. Akad. 1884 p. 6 f.

Trennungsmauer immerhin von außen her einen stärkenden Anhalt. Die Teilung der Cella in zwei gleich große Gemächer vorausgesetzt, glaube er, eine Kulteella mit Opisthodom nicht statuieren zu dürfen, da seines Wissens ein Opisthodom sich sonst überall durch kleinere Dimensionen als das untergeordnete Gemach zu erkennen gebe. Bei Annahme temporellen Zeuskultes auf der hallenumschlossenen Terrasse harre der inschriftlich erwähnte Tempel der Unterbringung.

Der Vorsitzende übermittelte dem Redner den Dank der Versammlung.

Auf sein Ersuchen übernimmt nunmehr Prof. v. Brunn (München) den Vorsitz.

2) Vortrag des Hofrats Prof. Dr. Gaedeckens (Jena):

'Der Künstler Moderno'¹⁾.

'Die Laokoongruppe, seit ihrer Aufdeckung zu keiner Zeit vernachlässigt, ist neuerdings mit besonderer Vorliebe besprochen worden; die auffallende Übereinstimmung der Statue des leidenden troischen Apollopriesters mit der Gestalt eines der unterliegenden Giganten auf einer Reliefplatte des pergamenischen Kolossalaltars hat zu den interessantesten Erörterungen Anlaß gegeben; gestatten Sie mir eine evidente Benutzung jener antiken Figur Ihnen vorzuführen oder in Ihr Gedächtnis zurückzurufen, wie sie absonderlicher, ja befremdlicher kaum gedacht werden kann.

Im Jahre 1859 gab Goettling als Vorrede zum Sommerlektionskatalog der Universität Jena ein kleines bronzenes Relief des dortigen Museums heraus, welches klärlieh den Cacus darstellt, wie er die Rinder des schlafenden Herakles an den Schwänzen in seine Höhle zieht.

Goettling hielt das Bild für antik. Bald darauf publizierte Bellermann im 32. Bande der Jahrbücher des Vereins für Altertumsfreunde im Rheinlande ein ganz entsprechendes Exemplar des Berliner Museums zugleich mit drei anderen Reliefs derselben Sammlung, von gleicher Größe, Stil und Technik, alle vier aus Blei gefertigt. Sie stellen dar: 1) Cacus' List, 2) Hercules über dem besiegten Cacus, 3) Hercules, einen Kentauren bekämpfend, 4) einen nackten Helden von trefflicher Gestalt, mit entschiedener Benutzung antiker Bildwerke gearbeitet, scheuend zwischen zwei wilden Stieren. Bellermann glaubte Hercules mit den Rindern des Geryon erkennen zu können, Goettling erinnerte an die Reinigung der Viehställe des Augias durch denselben Heros, und auch ich wäre am ehesten geneigt, hier eine diskrete Darstellung dieses der Verkörperung durch die bildende Kunst so sehr widerstreitenden Sujets anzunehmen. Diese Berliner Bleireliefs tragen aber sämtlich an in die Augen fallender Stelle in großen Lettern die Inschrift: Opus Moderni und erweisen sich demnach als nicht antik, sondern als Werke eines auch sonst gelegentlich erwähnten Künstlers der Renaissance namens Moderno. Und nun fand sich, wie Bellermann vermutet hatte, bei genauerer Prüfung auch auf dem Jenenser Exemplar die Inschrift, zwar zum Teil weggefeilt, doch in den Buchstaben MOD noch ganz gut zu erkennen. Goettling besaß sich in einem Additamentum ad tabellam alienam (Jenenser Lektionskatalog, Winter 1862/63) seinen Irrtum einzugestehen.

Auf Reliefe des Moderno aufmerksam geworden, fahndete ich nun bei Besuchen

1) Da der Vortrag besonders auf vorgelegten Denkmälern basierte, ist derselbe hier nur auszüglich gegeben.

von Kunstsammlungen und beim Durchblättern von Kupferwerken und Katalogen auf solche und fand überraschend viele Wiederholungen, bald der ganzen Serie, bald von einzelnen der Darstellungen. Die Museen zu Berlin und Jena sind genannt. Die letztere Sammlung hat inzwischen noch ein zweites, und zwar vergoldetes Exemplar mit der List des Cacus erhalten, welches Wolf von Goethe in Venedig erwarb und dem Institut schenkte. Außerdem sind Exemplare im Musée de Cluny, im fürstlichen Museum zu Arolsen, in den Goethischen Sammlungen in Weimar, im Bargello zu Florenz, im K. K. Münz- und Antikenkabinett und im K. K. Museum für Kunst und Industrie in Wien; andere finden sich bei Montfaucon abgebildet, und ich zweifle nicht, daß noch manche andere Exemplare existieren, für deren Nachweisung ich sehr dankbar sein würde.

Die starke Hervorhebung der Inschrift zeugt vom Selbstvertrauen des Künstlers, die häufige Wiederholung von der Beliebtheit seiner Werke. Zwar giebt es auch Exemplare, welche den Namen des Künstlers nicht tragen, und bei denen an eine pietätlose Wegfeilung desselben, wie sie auf dem ersten Jenenser stattgefunden, wohl nicht zu denken ist: die drei Wiederholungen bei Montfaucon, eins der Goethischen Stücke und ein Exemplar im Wiener K. K. Museum für Kunst und Industrie, welches aber statt der viereckigen Tafelform die eines Medaillons hat; sie werden am ehesten als spätere Kopien dieser beliebten Muster anzusehen sein. Doch hat auch Moderno nicht immer seine Schöpfungen signiert (s. unten).

Wozu dienten nun diese kleinen Bilder? Ein Loch zum Aufhängen des Reliefs in dem zweiten Jenenser Exemplar, vor allem aber die Abbildung bei Montfaucon bieten einen Anhalt. Die Reliefs sind dort in die drei Seiten eines Geräts eingelassen, einer *urne qui appartenait autrefois à Mr. de Seignelai et qui est aujourd'hui de Milord Comte d'Oxford*. Montfaucon schwankt, ob er das Gerät als *lampe* oder *urne cinéraire* bezeichnen soll; ich möchte in demselben eher ein Räucherfaß erkennen. Jedenfalls zeigt es eine Art der Anbringung dieser Reliefs des Moderno, für welche dieselben wohl, wenn sie auch gelegentlich als selbständige Kunstwerke betrachtet sein mögen, ursprünglich bestimmt gewesen sein dürften: in Truhen, Möbeln, Kisten und andere Geräte als Schmuck eingelassen oder an ihnen befestigt zu werden.

So anmutend aber auch diese Bildchen sein mögen, so manches Interesse auch die Bekanntschaft mit einem neuern Künstler bieten könnte, der eine sehr eingehende Kenntnis der Antike besaß, so würde ich doch nicht gewagt haben, Sie von diesen Kleinigkeiten zu unterhalten, gäbe es nicht noch andere Werke des Moderno von größerem Belang.

Die Notizen über diesen Künstler sind spärlich. Es sprechen über ihn Cicognara im fünften Bande s. *Storia della scultura* p. 493 sq. und Ticozzi in s. *Dizionario degli artisti Milano 1817* s. v., den Nagler im zehnten Bande seines *Künstlerlexikons* ausschreibt. Cicognara weist auf eine Notiz des Direktors des Medaillenkabinetts in Mailand, M. Cattaneo, hin, nach welchem zwei Basreliefs aus Silber in der 'Capella del castello di Luxemburgo' seien. Diese Capella di Luxemburgo hat mir viel Kopfbrechen verursacht, bis ich die Angabe als einen lapsus erkannte; es muß Laxenburg heißen; denn aus diesem Schlosse stammen zwei Reliefs im K. K. Museum für Kunst und Industrie in Wien, die in allem der Beschreibung bei Cicognara entsprechen und im Katalog jenes Instituts verzeichnet stehen, mit der Notiz 'silbern, teilweise vergoldet'.

Als auf meine Bitten um Übernahme von Vorträgen für diese Sektion viele abschlägige Antworten eintrafen und die Notwendigkeit geboten schien, für einigen Ersatz zu sorgen, wandte ich mich an den Direktor Eitelberger von Edelberg, der mit größter Freundlichkeit treffliche Gypsabgüsse jener Reliefs mir schickte, die ich Ihnen hier zur Schau vorlege, in der festen Überzeugung, daß dieselben Ihnen aufrichtige Freude bereiten werden. Komposition, Formenbildung und Charakteristik der Figuren, Verteilung und Gliederung des reichen Schmucks sind gleich vorzüglich, die Arbeit ist von staunenswerter Feinheit und Sorgfalt.

Das eine stellt Maria auf dem Throne dar, von Heiligen umgeben. Alles atmet hier die eingehendste Kenntnis der Antike. Der Thron wird durch einen auf Sphinxen ruhenden Opferaltar gebildet, den ein Relief mit der Darstellung eines heidnischen Opfers ziert. Vor dem Altar ordnen zwei Knaben einen Hahnenkampf, ein trenes Abbild einschlägiger alter Darstellungen. Der Krieger links mahnt an die schönsten statuae thoracatae, der heilige Sebastian rechts an die anmutigsten Bilder des Apollo. Die Gruppe hebt sich von einer thürartigen, reichen Wanddekoration ab, für deren Details sich auch unschwer antike Vorbilder finden lassen.

Dieses Relief trägt keinen Künstlernamen, entspricht jedoch in Stoff, Größe, Stil und Technik so durchaus dem zweiten, daß beide unzweifelhaft demselben Künstler zuschreiben sind, als welchen sich auf dem zweiten in deutlicher Inschrift wieder Moderno bekennt.

Letzteres stellt die Geißelung Christi dar. Erinuert die Figur rechts an den sogenannten Borghesischen Fechter, so hat der Künstler einfach die Figur des Laokoon aus der bekannten Statuengruppe als Heiland an die Martersäule gebunden. Ein Blick auf das Relief erweist diese Kongruenz so evident, daß es weiterer Worte meinerseits nicht bedarf.

Es wird vielleicht erfreut haben, die Bekanntschaft eines Künstlers der neueren Zeit gemacht zu haben, der die genaueste Kenntnis der Antike erworben und sie in seinen Werken mit der Kunst seiner Zeit zu anmutigen Bildern zu verschmelzen wußte, und auf den mit vollem Recht das bekannte Wort sich anwenden läßt: 'Son genre était petit, mais il était grand dans son genre.'

Im Anschluß an diesen Vortrag macht von Duhn (Heidelberg) auf ein modernes Relief im Palazzo Colonna (bei Matz von Duhn, Antike Bildwerke II, 3160) aufmerksam, welches den stierbändigenden Iason vorstelle und in der Darstellung dem unter Nr. 4 mitgeteilten Werke des Moderno so sehr entspreche, daß auch für dieses dieselbe Deutung empfohlen werden müsse.

Nach einigen anerkennenden Worten von Brunn an den Vortragenden übernimmt letzterer wieder den Vorsitz.

Der Vorsitzende: Noch auf eine, wie es scheint, ganz verschollene Darstellung des Laokoon möchte ich Ihre Aufmerksamkeit lenken. In einem von A. von Wolzogen (Aus Schinkels Nachlaß II S. 143) mitgeteilten Reisebriefe aus Trier schreibt Schinkel von einem Besuche, den er der dortigen Sammlung Quednow abgestattet habe, und erwähnt als eine der wichtigeren Antiken derselben 'einen kleinen bronzenen Laokoon, in einer vom berühmten sehr verschiedenen Komposition (ein Knabe in Verzweiflung über den

Schofs des Vaters hingeworfen).¹⁾ Wenn dieses Werk auch modern sein dürfte, so würde seine Wiederauffindung doch jedenfalls mit Freude begrüßt werden.¹⁾

Meine Herren! Die Tagesordnung ist erschöpft; unsere Arbeiten sind beendet. Ich glaube, in Ihrer aller Sinne zu handeln, wenn ich unsere Verhandlungen schliesse mit dem Ausdruck ehrfurchtsvollen Dankes an den hohen Protektor unserer diesjährigen Versammlung für die mit preislicher Liberalität uns für unsere Zusammenkünfte gewährte Benutzung dieser schönen Räume.

Ich schliesse hiermit die Sitzungen der archäologischen Sektion.

(Schluß gegen 10 Uhr.)

1) Direktor Dr. Hettner (Trier) hat die Güte gehabt, auf meine Bitte Nachforschungen anzustellen, und teilt mit, daß das fragliche Stück im städtischen Museum zu Trier sich nicht befinde, daß aber über den Verbleib jener Sammlung er selbst ebenso wenig etwas wisse, wie ein Enkel Quednows, an den er sich um Auskunft gewendet habe.

V. Philologische (kritisch-exegetische) Sektion.

Verzeichnis der Mitglieder.

1. Hertz, Dr., Professor. Breslau. (Vorsitzender.)
2. Müller, Dr., Oberlehrer. Kiel. (Schriftführer.)
3. Arnoldt, Dr., Gymnasialdirektor. Prenzlau.
4. Ascherson, Dr., Kustos der K. Univ.-Bibliothek. Berlin.
5. Baltzer, Dr., Gymnasiallehrer. Weimar.
6. Bobrik, Dr., Gymnasialdirektor. Belgard.
7. Bolte, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
8. Crusius, Dr., Privatdozent. Leipzig.
9. Dannehl, Dr., Oberlehrer. Sangerhausen.
10. Dinter, Dr., Professor. Grimma.
11. Eckstein, Dr., Professor. Leipzig.
12. Eckstein, Dr., Gymnasiallehrer. Zittau.
13. Friedrich, Gymnasiallehrer. Mühlhausen i. Th.
14. Goldmann, Dr., Oberlehrer. Halle a. S.
15. Guhrauer, Gymnasialdirektor. Lauban.
16. Hansen, Dr., Leipzig.
17. Heine, Dr., Gymnasialdirektor. Brandenburg a. H.
18. Hinrichs, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
19. Imelmann, Dr., Professor. Berlin.
20. Junge, Dr., Prof., Gymnasialdirektor. Greiz.
21. Köhler, Dr., Oberlehrer. Dessau.
22. Menge, Dr., Professor. Sangerhausen.
23. Muff, Dr., Gymnasialdirektor. Stettin.
24. Niemeyer, Dr., Gymnasiallehrer. Potsdam.
25. Niemer, Gymnasiallehrer. Luckenwalde.
26. Oehmichen, Dr., Professor. München.
27. Otte, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
28. Plathner, Gymnasiallehrer. Bernburg.
29. Sachtze, Realgymnasiallehrer. Grünberg i. Schl.
30. Schimberg, Dr., Gymnasiallehrer. Ratibor.
31. Simon, (Calvary & Co.), Berlin.
32. Steinberg, Dr., Oberlehrer. Berlin.
33. Stier, Gymnasialdirektor. Zerbst.
34. Teuber, Dr., Oberlehrer. Eberswalde.
35. Volkmann, Dr., Gymnasialdirektor. Jauer.
36. Vogel, Dr., Professor, Rektor. Leipzig.
37. Weichelt, Dr., Oberlehrer. Demmin.
38. Wörner, Dr., Professor, Konrektor. Leipzig.
39. Ziemer, Dr., Gymnasiallehrer. Colberg.

Erste (konstituierende) Sitzung

am 1. Oktober 1884.

Nach Schluß der ersten allgemeinen Sitzung konstituierte sich die Sektion in dem Auditorium der I. des Gymnasiums. Da Prof. Dr. Dittenberger (Halle), welcher auf Wunsch des Präsidiums die vorbereitenden Geschäfte der Sektion übernommen hatte, nicht erschienen war, so wurde durch Akklamation Professor Dr. M. Hertz (Breslau) zum Vorsitzenden, Oberlehrer Dr. Müller (Kiel) zum Schriftführer gewählt. Auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung wurde sodann der von Dr. Fr. Hansen (Leipzig) angemeldete Vortrag über 'die sog. kyklischen Versfüße' gesetzt; ferner erklärt sich auf

Ansuchen des Vorsitzenden Dr. O. Crusius (Leipzig) bereit, am folgenden Tage über 'die griechischen Parömiographen' zu sprechen.

Zweite Sitzung

am 2. Oktober 1884, morgens 8 $\frac{1}{2}$ Uhr.

1) Vortrag des Dr. Fr. Hanfsen (Leipzig) über:

'die sogenannten kyklischen Versfüsse'.

Zunächst bemerkte der Vortragende¹⁾, die Frage nach der Berechtigung der kyklischen Versfüsse dürfe wohl als die brennendste der gesamten griechischen Metrik bezeichnet werden. Er wies nun darauf hin, daß der Lehre von den flüchtigen dreizeitigen Daktylen und Anapästien ihr eigentliches Fundament entzogen sei, weil als gesichert gelten müsse, daß Dionys von Halicarnas an den Stellen, wo er von kyklischen Füßen redet, Prosodie, nicht Rhythmik im Auge hat. Dabei berief er sich auf Hilberg (Silbenwägung S. 267) und Westphal (Aristoxenus). Auch die offenbar alle auf eine Quelle zurückgehenden Stellen der Metriker und Grammatiker, wo von 'Syllabae breuibas breuiore' die Rede ist, glaubte er auf prosodische, nicht rhythmische Silbenmessung deuten zu müssen. Dagegen sah er in der Lehre des Aristoxenus, daß (bei rationaler Messung) die Kürze stets die halbe Zeit, die Länge das Doppelte betrage, ein Zeugnis, welches dreizeitige Messung der Daktylen und Anapäste ausschliesse. Der Meinung, die Lehre des Aristoxenus müsse deshalb als unvollständig überliefert angesehen werden, weil sie auch drei-, vier- und mehrzeitige Längen ausschliesse, trat er entgegen, indem er annahm, daß die Lehre von den mehrzeitigen Längen bei den Alten in der Lehre vom $\chi\rho\nu\omicron\upsilon\varsigma$ $\kappa\epsilon\nu\omicron\varsigma$ enthalten gewesen sei, und zwar suchte er dies durch folgende Argumentation zu erweisen: 'Das Hauptzeugnis für mehrzeitige Längen findet sich bekanntlich im Anonymus Bellermanni; es heisst dort: Der Rhythmus besteht aus Arsis und Thesis und dem von einigen $\kappa\epsilon\nu\omicron\varsigma$ genannten $\chi\rho\nu\omicron\upsilon\varsigma$. Die verschiedenen Gestalten desselben sind aber: zweizeitige Länge, dreizeitige Länge, vierzeitige Länge, fünfzeitige Länge. Was heißen nun die Worte: Die verschiedenen Gestalten desselben? Bellermann hat erklärt, das heiße soviel als die verschiedenen Gestalten des Rhythmus; aber ist denn eine zweizeitige Länge ein aus Arsis und Thesis bestehender Rhythmus? Nein, die zweizeitige Länge, die dreizeitige Länge u. s. w. sind vielmehr die verschiedenen Gestalten des $\chi\rho\nu\omicron\upsilon\varsigma$ $\kappa\epsilon\nu\omicron\varsigma$. Ferner müssen wir fragen: Weshalb sagt der Autor: der von einigen $\kappa\epsilon\nu\omicron\varsigma$ genannte $\chi\rho\nu\omicron\upsilon\varsigma$? Wie nannten denn andere den $\chi\rho\nu\omicron\upsilon\varsigma$ $\kappa\epsilon\nu\omicron\varsigma$, wie nannte ihn der Autor selbst? Darauf giebt es nur eine Antwort: Was andere $\chi\rho\nu\omicron\upsilon\varsigma$ $\kappa\epsilon\nu\omicron\varsigma$ nannten, das nannte er zweizeitige, dreizeitige, vierzeitige und fünfzeitige Länge. In der That fehlt es auch nicht an Spuren von der Doktrin dieser anderen Rhythmiker, denn die von dem Verfasser des citirten Traktats für überflüssig gehaltenen Zeichen für den $\chi\rho\nu\omicron\upsilon\varsigma$ $\kappa\epsilon\nu\omicron\varsigma$ sind in einer bei Bellermann als § 102 bezeichneten Notiz überliefert, welche, wie von Vincent in den Notices

1) Das Nachfolgende nach einer von dem Redner selbst gegebenen Skizze des Vortrags.

et extraits des manuscrits (1858 p. 229) nachgewiesen ist, aus anderer Quelle stammt und mit dem Traktat des Anonymus in keinem ursprünglichen Zusammenhange steht. Es gab also damals, wie wir durch richtige Interpretation lernen und wie sich auch aus den Noten der dem Traktat des Anonymus hinzugefügten Musikstücke ergibt, eine doppelte Art der Längenbezeichnung: Die Längen wurden entweder durch die Hinzufügung eines Zeichens für ein-, zwei-, drei- und vierzeitigen $\chi\rho\nu\omicron\upsilon\varsigma$ $\kappa\epsilon\upsilon\omicron\varsigma$ oder, wie anderen besser schien, durch ein Zeichen für zwei-, drei-, vier- und fünfzeitige Länge kenntlich gemacht. Dies galt für die Instrumentalmusik; in der Vokalmusik standen insofern die Sachen anders, als es überflüssig war, die zweizeitige Länge und die Dauer des $\chi\rho\nu\omicron\upsilon\varsigma$ $\kappa\epsilon\upsilon\omicron\varsigma$ zu bezeichnen, und daher bleibt dies auch in den Noten zu den Hymnen des Mesomedes unbezeichnet. Erwägen wir nun, daß Quintilian, Aristides und Augustinus wohl den $\chi\rho\nu\omicron\upsilon\varsigma$ $\kappa\epsilon\upsilon\omicron\varsigma$, nicht aber die mehrzeitigen Längen erwähnen, erwägen wir ferner, daß in den Noten zu den Hymnen des Mesomedes das Zeichen des $\chi\rho\nu\omicron\upsilon\varsigma$ $\kappa\epsilon\upsilon\omicron\varsigma$ augenscheinlich zur Kennzeichnung von mehrzeitigen Längen dient, erwägen wir schliesslich, daß Aristoxenus durch seinen Ausspruch, die Kürze betrage stets die Hälfte der Zeit, die Länge das Doppelte, mehrzeitige Längen ausschließt, so ergibt sich mit Notwendigkeit, daß in der üblichen Theorie der $\chi\rho\nu\omicron\upsilon\varsigma$ $\kappa\epsilon\upsilon\omicron\varsigma$ alle im Metrum fehlenden, für den Rhythmus aber notwendigen Zeiteile umfasse, einerlei, ob sie durch Pause oder durch $\rho\omega\upsilon$ der vorhergehenden Silbe ausgefüllt wurden. Zum Beispiel war also eine dreizeitige Länge nach der Theorie des Aristoxenus wahrscheinlich als zweizeitige Länge mit einzeitigen, durch $\rho\omega\upsilon$ ausgefülltem $\chi\rho\nu\omicron\upsilon\varsigma$ $\kappa\epsilon\upsilon\omicron\varsigma$ zu fassen.⁷ Ferner berief sich der Vortragende auf die alten Metriker. Er schloß sich an Westphal an, indem er annahm, die mehrzeitigen Längen seien den Metrikern keineswegs fremd gewesen, sondern sich seien in der Lehre von der Katalexis und Brachykatalexis verborgen, wie sie in der Doktrin der Rhythmiker in der Lehre vom $\chi\rho\nu\omicron\upsilon\varsigma$ $\kappa\epsilon\upsilon\omicron\varsigma$ verborgen seien. Er meinte ferner, daß sich immer mehr die Überzeugung Bahn brechen müsse, daß zwischen Rhythmik und Metrik keineswegs eine unüberbrückte Kluft existiert habe, und wenn die Rhythmiker wirklich dreizeitige Daktylen und Anapäste gekannt hätten, so müßte die alte Metrik ein Äquivalent dafür aufweisen, wie sie in der Lehre von der Katalexis und Brachykatalexis ein Äquivalent für die Lehre vom $\chi\rho\nu\omicron\upsilon\varsigma$ $\kappa\epsilon\upsilon\omicron\varsigma$ aufweise. Demgemäß kam er zu dem Schluß, daß die dreizeitigen Daktylen und Anapäste mit der Überlieferung unvereinbar seien, und daß nur übrig bleibe, zu überlegen, wie nach ihrer Beseitigung diejenigen Metra zu erklären seien, in denen man bisher 'kyklische' Füße zu finden glaubte.

Diejenigen Anapäste und Daktylen, welche in iambischen und trochäischen Versen als Vertreter der Jamben und Trochäen erscheinen, besonders die Anapäste im komischen Trimeter, meinte er, könnten gewiß nicht dreizeitig sein, denn von strenger rhythmischer Silbenmessung könne ja nur im Melos die Rede sein, und im gesprochenen Verse müsse ein Anapäst gewiß mehr Zeit in Anspruch nehmen als ein Jambus.

Diejenigen Anapäste und Daktylen, denen einzelne Jamben und Trochäen beigegeben seien, z. B. in den Versen $\text{Νέμετρον ὅτων ἄκουεν ἀπόιστρον}$ und $\text{Ἥρη μὲν αἶ τε Κούβνια}$, dreizeitig zu messen, liege kein Grund vor. Denn die Taktgleichheit könne hergestellt werden, indem man eine dreizeitige Länge mit folgender Kürze einem Daktylus gleichsetze, und diese Möglichkeit werde auch von den Verteidigern der kyklischen Füße nicht in Abrede gestellt.

Inbetreff derjenigen Metra, als deren Hauptrepräsentanten man den Glykoneus hinstellen könne, meinte er, müsse man sich an die Lehre der Alten halten und müsse, wenn sie auch fremdartig scheine, suchen, dieselbe verstehen zu lernen. Es lasse sich auch nicht ein Schimmer von Wahrscheinlichkeit auffinden, der dafür spräche, daß jemals eine bessere Tradition als die uns vorliegende existiert habe. Innerhalb der Überlieferung bestehe kein Widerspruch, denn die Lehre der *Συμπλόκωντες* bei Aristides lasse sich mit der Doktrin der Metriker wohl vereinigen. Es sei auch erweislich, daß es wenigstens in späterer Zeit Dichter gegeben hätte, welche in Übereinstimmung mit der Theorie der Metriker gearbeitet hätten. Gewisse Anakreontiker verwendeten den Pherokrateus als eine Variation des Hemiambus, und das stimme zu der Lehre der Rhythmiker, welche als die *Συμπλόκωντες* bezeichnet werden. Diesen Dichtern müsse es also doch möglich gewesen sein, den Pherokratens in der von den Theoretikern vorgeschriebenen Weise zu recitieren. Ferner wies er darauf hin, daß sich derartige freier gebaute iambische Verse, wie die Glykoneen und die verwandten Kolaformen nach Angabe der *Συμπλόκωντες* sein müßten, wenigstens in recitierten Versen bei manchen Völkern wirklich nachweisen ließen. Zum Beispiel sei dasjenige, was Wilhelm Meyer über die Erscheinungen in den spätlateinischen Rhythmen, die er als Taktwechsel bezeichne, festgestellt habe, eigentlich nichts anderes als die Lehre der *Συμπλόκωντες*.

Schließlich sprach er aus, daß der ionische Anaklomenos eine Variation des aufsteigenden ionischen Dimeters sei, nicht ein den ionischen Dimetern beigemischter allometrischer Vers, und daß man in ihm nicht etwa einen dreizeitigen Anapäst suchen dürfe.

So kam der Vortragende zu dem Schluss, daß die dreizeitigen Daktylen und Anapäste aus der griechischen Metrik entfernt werden müßten.

In der an diesen Vortrag sich anschließenden Debatte weist zunächst Crusius (Leipzig) die angedeutete Auffassung des ionischen Anaklomenos zurück und vertritt die Ansicht, daß auch in diesem Falle Taktgleichheit sich wahrscheinlich machen läßt, wo selbst noch Westphal (I², 691) Taktwechsel annehmen zu müssen glaubt. Es ist antike Tradition, angeknüpft allerdings an Namensklärung, daß im Anaklomenos die zweite Länge zu brechen und halb zum ersten, halb zum zweiten Takt zu ziehen sei „nach der Theorie der *Μουσικοί*“ (Schol. Hephaest, Diomed., Augustin, de mus.). Hierdurch ist mit einer bei der Unvollkommenheit der antiken Terminologie seltenen Klarheit völlig das bezeichnet, was der Musiker heutzutage Synkope, resp. Rückung nennt: $\frac{3}{4}$ . Dadurch erklärt sich auch die verwunderliche Erscheinung, daß gerade die dritte Kürze häufig mit einer Länge vertauscht (und bei Diomedes geradezu lang genannt) wird; der rhythmische Ictus begünstigt die Länge.

Guhrauer (Lauban) spricht sich besonders gegen die vom Vortragenden entwickelte Auffassung der Logaöden aus, deutet auf die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit der Vorstellung unausgesetzten Rhythmenwechsels hin und hält unter Hinweis auf die musikalischen Kompositionen der modernen Völker mit aller Entschiedenheit an der Annahme kyklicher Daktylen und Anapäste fest, welche die von rhythmischem Standpunkte aus sich unzulässige Verbindung zwischen dem *γένος ἴκων* und *γένος διπλάσιον* ermöglichen.

Im Anschluss an diese Ausführungen opponiert auch Bobrik (Belgard) gegen die vom Vortragenden entwickelten Ansichten über die Verbindung vier- und dreizeitiger

Versüfse zu einem System. Dagegen erklärt sich Oehmichen (München) in Kürze mit dem Gedankengange und der Beweisführung des Vortragenden im wesentlichen einverstanden.

In seiner Replik glaubt Hanfsen eine Verschiedenheit rhythmischer Empfindung bei den Griechen und modernen Völkern statuieren zu müssen und lehnt die Berufung auf die musikalische Komposition der Neuzeit als für den antiken Strophenbau unzutreffend und nichts beweisend ab. Auf die Frage, wie er sich eigentlich die logaödischen Kola der griechischen Tragödie zusammengesetzt denke, erklärt er sie als iambische Verse mit Taktwechsel (resp. schwebender Betonung) in den ersten Füßen mit starkem Ictus auf der letzten Silbe.

Die Debatte wird hierauf geschlossen.

2) Vortrag des Dr. O. Crusius (Leipzig) über:

'Die griechischen Parömiographen'¹⁾.

Wer auf irgend einem Felde der griechischen Philologie selbstthätig arbeitet, wird auch in die Lage kommen, die Parömiographen in der jetzt fast ausschließlich verbreiteten Göttinger Ausgabe zu Rate zu ziehen. Die Noten der Herausgeber werden ihm meist von Thür zu Thür weisen: von Zenobios zu Diogenian, von Diogenian zu Plutarch, von da zu den Byzantinern und der 'Appendix' oder 'Mantissa proverborum'. Wenn er dieser Weisung folgt, kann ihm die wunderliche Übereinstimmung aller dieser 'Quellen', oft in den sinnlosesten Schreibfehlern, nicht lange verborgen bleiben; in den allermeisten Fällen wird er am Schlusse seiner Wandlung noch eben so klag sein, wie im Anfange. Auch das sporadische, offenbar nach bestimmter Regel wiederkehrend Zusammengehen des Zenobios und Diogenian mit Photios wird man leicht beobachten können. Wie erklärt sich jene Übereinstimmung der angeblich so ganz verschiedenen Autoren? Und wie erklärt sich ferner ihr Zusammentreffen mit dem Lexikographen, der sicher nicht aus Zenobios interpoliert ist, wie Suidas?

Eine methodische Beantwortung dieser Fragen lag den Göttinger Herausgebern fern; ja, sie haben durch die eigenartige Anlage ihres Buches — man wird das bei aller Hochachtung vor ihrer sonst so fruchtbaren Leistung sagen dürfen — nur dazu beigetragen, diese Beantwortung zu erschweren.

Die eigentliche Grundlage des Göttinger Corpus ist die Ausgabe Gaisfords von 1836. Gaisford schickte dem Zenobios (P[arisinus]) und Diogenian (D), die bereits A. Schott zusammen herausgegeben hatte, die parömiographischen Bestände eines Lexicon Coslitanum (C) mit an erster Stelle die reichhaltige, fast 1000 Artikel umfassende, angeblich

1) Wenn ich den seiner Zeit in der Hauptsache improvisierten Vortrag jetzt auf Zureden zu Protokoll gebe, so veranlaßt mich dazu der Glaube, daß diese anspruchslose und hoffentlich übersichtliche Einleitung in die verworrene Tradition der Parömiographen manchem willkommen sein wird, sowie der Wunsch, diesen Studien Mitarbeiter und Mitinteressenten zu gewinnen. Die hier nur im Umriss skizzierten Hauptresultate sind in dem 1883 bei R. G. Teubner erschienenen 'Analecta crit. ad paroemiographos Graecos' weiter begründet; neu sind außer manchen Einzelheiten nur die Mitteilungen über die Wiener Handschrift, sowie die Ausführungen über die Herkunft der beiden letzten Sammlungen des athenischen Corpus. (O. Cr.)

anonyme Sammlung eines aus Paris stammenden Bodleianus (B) voraus. Diese liess sich aus einer andern Pariser Handschrift ergänzen und erweist sich als im wesentlichen identisch mit den von Schott in der 'Vaticana Appendix' und den Noten excerptierten *proverbia Vaticana*).

Dafs die scharfsinnigen Göttinger Gelehrten die Bedeutung der Bodleianischen Sammlung, die Gaisford richtiger geschätzt zu haben scheint, nicht erkannten, ist in der That zu verwundern. Ohne die mindeste Rücksicht auf die Überlieferung verfahren sie mit ihr, wie Schottus mit seinen Vatikanischen Excerpten. Sie verteilten die einzelnen Artikel, soweit möglich, in die kritischen Noten zu den übrigen Parömiographen bis herunter zu den spätesten Byzantinern, wo nun oft die kostbarsten Notizen versteckt sind. Ebendahin verwiesen sie die Auszüge aus dem Coslmanianus sowie Kramers Vergleichung einer für die Gregorius-Cyprius-Frage wichtigen Handschrift der Vaticana (K). Alle Artikel der genannten Handschriften, die sich auf diese Weise nicht unterbringen liessen, wurden nach dem Vorgange Schotts in der 'appendix proverborum' alphabetisch zusammengestellt¹⁾. So ist man jetzt genötigt, sich diese Überlieferungen nach Anleitung der angehängten Verzeichnisse (vol. I, p. 469 sqq.) erst mühselig aus dem willkürlich geschaffenen Durcheinander zu rekonstruieren.

Gaisfords Ausgabe, die uns wenigstens ein treues Bild der weitaus reichsten Sprichwörterammlung giebt, ist daher noch heute durchaus unentbehrlich.

Ganz neue Hilfsmittel für die Kritik der Parömiographen brachte das Jahr 1868 mit Millers Veröffentlichungen aus seinem vielberufenen Athous (M). Diese Handschrift enthält bekanntlich byzantinische Excerpte aus einer alten Sammlung grammatischer Arbeiten von Aristophanes, Sueton, Didymos Areios²⁾ u. a., sowie vier, wenigstens der Form nach bis dahin völlig unbekannte Sprichwörterreihen, an deren Spitze der altbekannte Titel <Ζηνο>βίου Ἐπιτομή τῶν Τραπῶν καὶ Διδύμου παροιμῶν zu lesen ist.

Die drei ersten, durch besondere Sprichwörterverzeichnisse von einander geschiedenen Reihen heben sich von dem Vulgär-Zenobios aufs schärfste ab: sie sind nicht alphabetisch geordnet. Dafs diese Reihenfolge die ursprünglichere ist, hat man von Anfang an geglaubt; den Beweis liefert ein sehr einfaches Exempel. Wenn man nämlich die Lemmata des Athous alphabetisch, und zwar nach einem Buchstaben ordnet, so ergibt sich im grossen ganzen die Abfolge der Vulgärrecension. Die ersten Artikel der zweiten Reihe und fast die ganze dritte Reihe aufser den ersten 17 Nummern sind allerdings verloren gegangen; ebenso ist die alphabetisch (bilitteral) geordnete vierte ein Fragment

1) [Nach freundlichen Mittheilungen R. Wagners im cod. Vat. 878; die Unabhängigkeit der Hs. von B hat sich mir durch etliche neue Proben bestätigt.]

2) In diesem Verfahren wurden sie selbst durch die offenbare Zusammengehörigkeit benachbarter Artikel nicht beirrt. Bodl. (B) 856 f. lauten: καὶ τὴν ἀναίτιον: αὐτὴ κατ' ἑλλείψιν εἴρηται: τὸ δὲ πᾶσι κατὰ, 856 συββαλομένου: κατ' ἄλλαισιν καὶ αὐτῇ. Der erste Artikel wird zu Zenobios V 100, der zweite in der Appendix IV 77 abgedruckt.

3) Dafs der überlieferte Name 'Didymos' auf diesen späten Akademiker zu beziehen ist, scheint man mir mit Recht vermutet zu haben. Wenn in L (und dem unten zu besprechenden Vindobonensis) der Name fehlt, so ist das ganz ohne Belang, da hier die Titel auch sonst unterdrückt sind. Hiernach ist zu berichten, was Nauw mēl. III, 156 und zuletzt L. Cohn 'Untersuchungen über die Quellen der Platoscholien' S. 795¹⁾ gegen die 'Echtheit' des Schriftcheus bemerken.

ohne Anfang und Ende (von α bis ω).¹⁾ Zwischen III und IV sind im Athous etliche Blätter ausgefallen, auf denen möglicherweise noch mehr gestanden hat, als die fehlenden Stücke jener beiden Sammlungen.

Diese Lücke gilt es zu ergänzen. Nun hatte bereits Miller bemerkt, daß die dritte Reihe identisch ist mit der in Gronovs Thesaurus und im Göttinger Corpus veröffentlichten Sammlung eines Laurentianus (Plut. LXXX 13), welche die Unterschrift Πλουτάρχου παροιμία εἰς Ἀλεξανδρεῖς ἐχρῶντο trägt und als Pseudepigraphon des Plutarch betrachtet zu werden pflegt. Diese Führt war vor allem weiter zu verfolgen. Miller hätte in der That schon aus den, unbegreiflicher Weise bis vor kurzem unbeachtet gebliebenen, Excerpten Bandinis entnehmen können, daß jener Laurentianus eine vollständige Zwillingshandschrift des Athous ist und nicht nur den Schluß der dritten und Anfang der vierten Reihe, sondern auch eine bisher völlig unbekannte Sammlung enthält. Einige Bemerkungen über diese wichtige Handschrift hat F. Schöll der Karlsruher Philologenversammlung vorgelegt; eine vollständige Kollation verdanken wir H. Jungblut²⁾.

Die verschiedenen grammatischen und parämiographischen Werke sind hier allerdings — wahrscheinlich durch eine Laune des Buchbinders — bunt durcheinander gewürfelt. An der Spitze (loco XIII bei Bandini) steht Zenob. M. III, d. h. Pseudo-Plutarch, der eben dieser bevorzugten Stellung seine Berücksichtigung durch Gronov verdankt. Darauf folgt die ebenfalls nicht alphabetisch geordnete, im Athous ausgefallene Sammlung; dann die Excerpte aus Zenodor Sueton Aristophanes Didymos, endlich (loco XVIII) die nach zwei Buchstaben geordneten Proverbien (M IV) mit vollständigem Anfang, sowie die beiden ersten Bücher des Zenobios. Man braucht diese nur an den Platz zu rücken, wohin sie notwendig gehören, nämlich vor Zenob. M III (Pseudo-Plut.), um zu finden, daß jene neue Sammlung in die große Lücke des Athous zu setzen ist. In den Partien, die beide Handschriften gemeinsam haben, ist die florentinische durchweg kürzer, wie sie z. B. von den 175 Lemmata des dritten Buches nur 131 enthält, meist in sehr reduzierter Form. Sie ist ein Excerpt des Excerptes.

Spuren einer dritten Parallelhandschrift finden sich in den Adagien des Erasmus. Dieser citirt unter dem Titel 'Plutarchi Collectanea' wiederholt eine mit dem Laurentianus eng verwandte Handschrift. Wir können ihm nur dankbar dafür sein, daß wir in seinen Chliaden bei dem Mangel jeglicher prinzipiellen Ordnung noch heute beobachten können, in welcher Abfolge er die Artikel und Artikelreihen seiner Handschrift benützt hat. Schichtweise lagern Sprichwörter aus den verschiedenen Sammlungen auf einander, und zwar in der verkehrten Anordnung des Laurentianus; der von Erasmus gewählte Titel erklärt sich leicht, wenn Pseudo-Plutarch (Zen. III) an der Spitze stand.³⁾ Von Interesse ist die Thatsache, daß Erasmus diese Handschrift in Venedig benutzte.⁴⁾

1) Was bei Miller S. 381 ff. folgt, sind Excerpte aus den Lucian- und Platoscholien, sowie aus einem Lexikon. Die Übereinstimmung der letzteren mit etlichen Fragmenten des Pausanias (Anall. p. 68^b) ist allerdings frappant; ob man dadurch aber schon zur Namensgebung (Cohn a. a. O. S. 859^b) berechtigt ist?

2) ²⁾Über die Sprichwörtersammlungen des Laurentianus 80, 13' im Rheinischen Museum XXXVIII, 394 ff.

3) Hiernach ist das Analecta p. 5 Vorgetragene zu modificieren.

4) Vgl. Chliad. II 1, 1 p. 325 ed. Basil. 1559. An dieser merkwürdigen Stelle, die ich a. a. O. hätte anziehen sollen, zählt Erasmus die reichen handschriftlichen Hilfsmittel auf, die ihm zu Gebote

Eudlich hatte ich das Glück, bei einem Aufenthalte in Wien die Reste einer vierten Parallelhandschrift aufzufinden in dem bei Nessel nicht richtig (unter Didymus!) katalogisirten cod. phil. Graec. No. CLXXXV. Die Handschrift stammt aus dem Besitze des venetianischen Gelehrten Ericius und kam 1672 nach Wien. Sie enthält an erster Stelle Zenob. M. III (Ps.-Plut.) und fol. 6 die zweite anonyme Sammlung des Laurentianus. Darauf folgt, durch zwei leere Blätter getrennt, fol. 7—65 der alphabetische Vulgär-Zenobios; er trug ursprünglich eine selbständige Paginierung und ist offenbar aus einer anderen Handschrift eingelegt. Fol. 66 ff. gehört unmittelbar an fol. 6. Diese letzten Blätter enthalten in sehr febler Verfassung Excerpte aus denselben grammatischen Traktaten, wie L.: aus Zenodor, Aristophanes von Byzanz und dem λεξικὸν Πλάτωνος. Direkten Nutzen wirft die Handschrift wohl nur für die Laurentianische Sammlung ab, für die sie etliche evidente Verbesserungen bietet. Von größerem Interesse ist es, daß die Recherchen über ihre Herkunft wieder nach Venedig führten. Es ist sehr wohl möglich, daß in der Marciana die Vorlage der Manuskripte des Erasmus und Ericius noch einmal wieder auftaucht.

Der Bestand dieser Handschriftenklasse¹⁾ läßt sich tabellarisch kurz so darstellen:

Athous Müllerj	L(aurent) = Erasm.	Vind[obon].	Archet.
1. 89 Art. Inscr. <Ζηνο>βίου ἐπιτομῆ κτλ.	4. ca. 70 Art.	—	I
2. 108 Art. 1—14 verloren	5. 70 Art. von 15 an.	—	II
3. 175 Art. 18—175 verloren	1. 131 Art. Subscr. πλουτάρχου παροιμίαι κτλ.	1. wie L.	III
—	2. Anon. 28 Art.	2. wie L.	IV
4. Alfab. fragm. ᾱ — ᾱν	3. ᾱβ — ᾱν	—	V

Man sieht, die Lücken der Athous können aus den Parallelhandschriften nur teilweise ergänzt werden. In allen fehlt gleichmäßig der Anfang der zweiten und der Rest der

standen. Darunter wird mancherlei gewesen sein, was später verschollen ist (vgl. das Anall. p. 68 sq. nachgewiesene Komikerfragment). Eine Untersuchung jenes ebenso reichhaltigen wie unübersichtlichen Werkes ist sehr zu wünschen, schon wegen seiner Bedeutung für die Litteratur- und Kulturgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Wir empfehlen sie dem nun Erasmus so hoch verdienten Wiener Gelehrten.

1) Grauz veröffentlichte zur Vervollständigung des Athous Rev. de phil. II Excerpte aus einem Escorialensis. Dabei entging ihm, daß diese späte, aber manches bisher Unbekannte enthaltende Kompilation bereits 1505 von Aldus gedruckt ist, und zwar nach einem bessern, lückefreien Exemplare. Für unsre Zwecke ist von Wichtigkeit, daß der Kompilator einen Gemellus von L. benutzt hat. Mein a. a. O. S. 37 schwankendes Urteil kann ich jetzt dahin präzisieren, daß es nur in Füllen, wo die Schrift in L. Vind. undeutlich geworden ist, Berücksichtigung verdient. Sehr bezeichnend ist es, daß man Gaisfords völlig aus der Luft gegriffene Behauptung, jene Aldus sei von der Junta abhängig, so lange nachgesprochen hat.

fünften Sammlung des Archetypus. Diese Lücken müssen sehr früh entstanden sein und wir würden wenig Hoffnung haben, sie auszufüllen, wenn nicht Handschriften einer ganz andern Recension — des alphabetischen 'Vulgär-Zenobios' — vorhanden wären.

Hier muß man sich zunächst von dem Vorurteil freimachen, daß jene im Göttinger Corpus unter verschiedenem Titel abgedruckten und doch bis auf Einzelheiten übereinstimmenden Quellen wirklich verschiedene, von einander unabhängige Quellen seien. Vielmehr können wir den 'proverbia Bodleiana' (B) mit demselben Recht oder Unrecht den Namen des Zenobios¹⁾ beilegen, wie der an der Spitze des Corpus abgedruckten kürzeren Sammlung (P). Aber auch der sogenannte 'Diogenian' (D), der eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hat in den alten und neuen Untersuchungen über die griechischen Lexikographen, ist nichts als eine, obendrein durch die Anstellung etlicher Quaternionen in Unordnung gebrachte Vulgärhandschrift des Zenobios. In etlichen Zenobiosmanuskripten ist nämlich als Einleitung ein Excerpt *ἐκ τῶν Διογενιανοῦ περὶ παροιμῶν* vorausgesetzt, welches theoretische Bemerkungen über Sprichwort und Fabel enthält und ursprünglich wohl einen Anhang zum Lexikon gebildet hat; wie leicht man den Titel irrtümlich auf die folgende Sprichwörterammlung beziehen konnte, leuchtet ein.²⁾ Alle diese Handschriften gehen also auf dasselbe Archetypum zurück und ergänzen sich gegenseitig. Doch hat der Bodleianus und seine Sippe die Zahl und Reihenfolge der Lemmata von allen am besten bewahrt.

Vergleicht man nun seinen Bestand, wie er bei Gaisford vorliegt, mit dem der athenischen Recension unter gelegentlicher Benützung der übrigen Vulgärhandschriften, so ergibt sich folgendes überraschende Resultat. Unter jedem einzelnen Buchstaben finden sich die entsprechenden Artikel jener fünf Sprichwörterreihen schichtweise wieder. Die der vier ersten sind obenhin nach einem Buchstaben geordnet und dem entsprechenden Ausschnitte der fünften (bilitteral angelegten) Sammlung angeschlossen. Damit verbindet sich unter den meisten Buchstaben noch eine sechste Schicht, die sich ebensowohl durch die sorgfältigste (nicht nur bilitterale) alphabetische Ordnung, wie durch zahlreiche glossematische Artikel und wörtliche Übereinstimmung mit Photius abzuheben pflegt. Die Vulgärrecension stammt also aus einem Archetypum, welches gleichfalls jene fünf Sammlungen enthielt; außerdem aber sind sie aus einem Lexikon interpoliert. Sehr nahe liegt der Gedanke, daß dieses Lexikon dasselbe ist, aus dem das oben erwähnte Excerpt *περὶ παροιμῶν* entlehnt zu sein scheint.

Wir dürfen demnach Proverbia, die in der Vulgärcodices unter Artikeln der athenischen Recension stehen, unbedenklich zur Rekonstruktion des beiden Hauptgruppen gemeinschaftlichen Archetypus benutzen. Auf diese Weise können wir zunächst jene beiden großen Lücken in MLVind. ausfüllen und ganz besonders die in L. Vind. sehr verkümmerte vierte Sammlung ergänzen. Doch wird bei einem derartigen äußerlichen, sozusagen mechanischen Verfahren eine definitive Entscheidung oft unmöglich sein; die

1) Ob es wirklich so ganz zufällig ist, daß jener Bodleianische libellus 'a tergo Zenobii nomen praescriptum gerat' (Gaisf. p. III)?

2) Hierauf aufmerksam gemacht zu haben, ist das Verdienst H. Jungbluts. Jenes Diogenian-excerpt findet sich vor Zenobios auch in einer Wiener Handschrift, auf die ich an anderer Stelle zurückkommen gedenke. Die Partien, welche Diogenian vor BP voraus hat, scheinen übrigens auch im Archetypum gestanden zu haben, wie neuerdings Fr. Brachmann nachzuweisen sucht (gegen Anall. p. 24 sq.).

Schichten lagern nicht überall reinlich eine auf der andern, sondern sind meist in- und durcheinander geschoben. Hier muß daher eine genauere Analyse der athoischen Sammlungen eintreten. Denn wenn es gelingt, die Art ihrer Zusammensetzung, ihre charakteristischen Eigenschaften und Unterschiede festzustellen, so sind damit auch für die zweifelhaften Fälle neue Kriterien gewonnen. Dabei werden wir zugleich die Frage ins Auge fassen müssen, wie weit überhaupt das ganze, nach Form und Inhalt so verschiedenartige Material auf Conto der Zenobios — d. h. seiner Gewährsmänner Didymos und Tarrhaios — zu setzen sein wird.

Die Zusammengehörigkeit der drei ersten Reihen des Athous hat man von Anfang an vorausgesetzt, und gewiß mit Recht. Sie ergänzen sich gegenseitig; Wiederholungen desselben Sprichwortes sind unerhört, abgesehen von einer offenkundigen Interpolation gegen Ende von Ser. III. Ein noch augenfälligeres Band bilden die über alle drei Sammlungen verstreuten Zeugnisse der ausgesuchtesten Gewährsmänner, darunter Aristoteles Chrysipp Dikäarch Klearch Demo, sowie die attischen Redner und Dramatiker. Bei dem traurigen Zustande des Excerptes schwerer zu erkennen, aber deshalb nicht minder beweiskräftig sind die Spuren gemeinsamer methodischer Gesichtspunkte, ja man darf sagen: eines einheitlichen Gesamtplanes¹⁾. Überall spricht ein gründlicher Forscher zu uns, der seinen Stoff mit rein wissenschaftlichem Interesse behandelt, insbesondere das von seinen Vorgängern Gebotene kritisch auszunutzen, zu läutern und zu ergänzen bestrebt ist. So bespricht er an einer interessanten Stelle des ersten Buches — dem diese Bezeichnung dürfen wir jetzt wohl bereits wählen — eine Reihe von Fällen, wo die früheren Parömiographen mit ihren Erklärungen gegen die Chronologie verstießen²⁾; an einer andern opponiert er gegen die Willkür, mit der Chrysipp altehrwürdige Spruchverse aus irgend einer sprachlichen oder philosophischen Marotte und nicht selten ohne rechtes Verständnis umzumodeln wagte³⁾.

Den Anfang des zweiten Buches bilden zwei große Excerpte, an die sich wohl ursprünglich auch eine Kritik angeschlossen haben wird. Das erste umfaßt etwa 30 Nummern. Es werden ausführliche historische und antiquarische Notizen, meist auf Athen bezüglich, zur Erklärung beigebracht; Stil und Anlage sind, bis herunter auf gewisse Lieblingswendungen, völlig gleichförmig. Da nun mehrere Artikel urkundlich dem Atthidographen Demon angehören und sich hier sonst kein Gewährsmann nachweisen läßt: so ist es völlig evident, daß die ganze Partie aus jener einen Quelle geflossen ist. — Kurz darauf (45 ff.) folgt ein Excerpt von entschieden grammatischem, d. h. philologischem Charakter. Es enthält 'geflügelte Worte', sprichwörtlich gewordene Dichterverse nach dem Metrum geordnet, sowie Redwendungen mit dialektischen Besonderheiten. Sehr fein hat der Parömiograph unter die ersteren besonders solche Verstärker der Tragiker und Lyriker aufgenommen, die von den Komikern parodiert worden sind; er

1) Für das folgende vgl. Anall. p. 72.

2) Zen. M. I 46 = P. V, 80 S. 152 Gott. . . : es wird eine Beziehung des Spruchverses μάλα ποτ' ἦσαν ἀλαοί Μάχιστοι auf die Zeit des Dareios mitgeteilt, dann aber hinzugefügt: οὗτος δὲ ὁ εἰρηκός εἴρηται πρότερον παρὰ Ἀνακράοντι, ὃς ἤκουσε μάλατι κατὰ Κύρον. Ebenso ib. 46 = Bodl. 889: τὸ θεοκαλῶν σὸφισμα μὲνινται ταύτης Εὐριπίδου, daher die Herleitung ἀπὸ Μένωνος τοῦ Κύρου τῷ νεωτέρῳ εὐνοποδάντος verworfen wird; denn Euripides sei τοῖς χρόνοις προεβότερος.

3) I, 17 Χρόσιπος δὲ μεταπίθησι . . . μετέθηκε δὲ κάκιστον; ähnlich 83; vgl. Schneidew. praef. S. VI.

scheint darin, gewifs mit Recht, die urkundliche Bestätigung dafür gesehen zu haben, dafs sie einst Gemeingut des Volkes waren. In äufserst verständiger Weise bespricht er auch die Frage nach den *cuarróccic* der verschiedenen Dichter, offenbar im Gegensatz zu manchen skandalsüchtigen Peripatetikern, die überall gleich *nuda fides* und Plagiat witterten. Dafs auch dieses Stück nicht von Zenobios resp. Didymos angelegt, sondern vielmehr als Probe aus dem Werke eines Vorgängers excerptiert ist, scheint mir unzweifelhaft. Mit einiger Wahrscheinlichkeit glaube ich es auf Aristophanes von Byzanz zurückgeführt zu haben, der in unmittelbarer Nähe citirt wird und dessen wissenschaftlicher Thätigkeit die Anlage des Fragmentes völlig entspricht.

Jeder Begriff der Excerptenreihe erweist sich ganz besonders fruchtbar für das dritte Buch. Durch ähnliche Kriterien sachlicher und sprachlicher Art können wir hier mehr oder weniger umfangreiche Stücke für Aristoteles, Klearch und Duris, sowie die sicilischen und attischen Komiker in Anspruch nehmen. Eine große Anzahl herrenloser Notizen wird damit dem rechtmäßigen Eigentümer wieder zugestellt. Doch lassen sich auch hier methodische Erörterungen nachweisen. So wird 148 ff. (= Ps.-Plut. II, 8 S. 337) über Sprichwörter gehandelt, die eine verschiedenartige Anwendung und Erklärung zulassen.

Diese gemeinsamen Eigentümlichkeiten in Anlage und Bestimmung genügen wohl schon, um den gemeinsamen Ursprung jener drei Sammlungen zu erhärten. Aber wir können auch noch die in sich abgeschlossene Gesamtdisposition erkennen, welche das Werk beherrschte. Die beiden ersten Bücher enthalten Excerpte aus älteren Parömiographen mit reichen Zusätzen, besonders aus der poetischen Litteratur, und trefflichen methodischen und kritischen Bemerkungen. Wir hören Didymos den Kritiker, welcher ein Buch schrieb *πρὸς τοὺς περὶ παροιμιῶν συγγραφεύς*. Im dritten Buche wird überhaupt kein parömiographisches Werk erwähnt; es enthält nur Notizen, die aus erster Hand, aus den verschiedensten Schriftstellern und Dichtern, geschöpft sind. Wir hören Didymos den Sammler, der Nachträge liefert zu den Werken seiner Vorgänger. Dieser letzte Teil ergänzt den ersten in so auffälliger Weise, dafs hier bewußte Absicht, einheitlicher Plan vorliegen muß.

Als eigentlichen Verfasser habe ich den Didymos genannt. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen, dafs all diese Schätze in der Hauptsache dem Χαλκέντερος verdankt werden. Man hat mit der üblichen Übertreibung des "Ein-Quellen-Principes" allerdings vermutet, dafs vielmehr der in der Inscriptio *ἐπιτομὴ τῶν Ταρραίων καὶ Διδύμου παροιμιῶν* zuerst genannte Lukill von Tarrhai die einzige unmittelbare Quelle des Zenobios sei und ihm das Didymeische Gut übermittlelt habe. Von der Richtigkeit dieser Hypothese habe ich mich ebenso wenig überzeugen können wie Jungblut¹⁾; vielmehr glaube ich an etlichen Stellen noch deutlich wahrzunehmen, wie an den Didymeischen Kern sich jüngere Elemente angesetzt haben. Demnach wird man den überlieferten Titel beim Worte nehmen müssen: Zenobios hat das Werk des Didymos epitomiert und mit Zusätzen aus Lukill versehen.

1) Warnkroff hat Billigung damit gefunden bei L. Cohn (philol. Anz. XIII, 5 S. 320; vgl. Quellen der Platonischen S. 849); anders E. Mafz, deutsche Literaturzeitung 1884, Sp. 688 f., dem ich gern zugestehle, dafs sich, von wenigen Fällen abgesehen, Lukills Anteil nicht mehr wird nachweisen lassen.

Die drei ersten Reihen schliessen sich also zu einer wohlorganisierten Einheit zusammen. Es sind vermutlich jene drei Bücher des Zenobios, welche Suidas erwähnt.

Schon dadurch entsteht die Präsumption, daß die beiden übrigen Reihen nicht von Zenobios herrühren. Von der letzten, alphabetisch geordneten (V) ist das auf den ersten Blick unzweifelhaft. Sie wiederholt massenhaft Artikel der drei ersten Bücher in wenig verschiedener Form und ist nach Anlage und Zweck völlig von ihnen verschieden. Jeder eigentlich gelehrte Apparat wird sorgfältig ferngehalten; nur die bekanntesten Schulschriftsteller — Homer, Plato, Demosthenes u. a. — fungieren als Zeugen. Viele Lemmata verdienen überhaupt nicht die Bezeichnung παροιμία im guten alten Sinne. So finden sich Anspielungen auf Schriftstellen, besonders der attischen Redner, die schwerlich je volkstümlich gewesen sind, z. B. ἐξ Ἀνακίου, ἐκ Κραγγίου. Andere Wendungen, in denen besonders auf Mythen und Fabeln Bezug genommen wird, verraten schon durch ihre mühselige, gezierte Fassung eine künstliche Entstehung, z. B. ἐφ' ἐαυτὴν αἶψά τὰ κέρματα, δέδοικας δέος ὄπαρινον, αἶγα [πρὸς] τὴν οὐρανίαν ἐπιπέλλουσαν ἐθεάσατο.¹⁾ Wir haben hier augenscheinlich Produkte jener schulmäßigen 'Erfindung' von Sprichwörtern vor uns, von der einmal bei Eustathios (S. 1927, 5) die Rede ist und die noch bei Apostolios fortspricht. Recht bezeichnend ist die wenig konsequente Kombination einer Anordnung nach dem Sinn mit alphabetischer Reihenfolge. Den einzelnen Hauptartikeln werden nämlich gleich die verwandten Sprichwörter, meist mit der Formel ἐπὶ τοῦτων καὶ . . . , angeschlossen. So findet man unter Ἄβρωνος βιοῖ βιον z. B. Καρθαναπέλλου τράπεζα, Κυβαριτῶν δαίτες, Κυανυρίδου ἀπαλώτερος; unter αἶψά τὴν μάχαρην steht ziemlich ein Dutzend. Möglichst große Handlichkeit für den praktischen Gebrauch bei schriftstellerischer Arbeit ist der einzige Gesichtspunkt, den der Sammler verfolgt.

Einen ganz andern Charakter trägt die vorliegende, nur im Laurentianus und Vindobonensis erhaltene Sammlung.²⁾ Sie ist nicht alphabetisch geordnet, sondern nach sachlichen Gesichtspunkten, wie die ersten Reihen. Ein nachgetragenes Stück des Zenobianischen Werkes ist sie deshalb aber doch auf keinen Fall. Dagegen spricht die Wiederholung zahlreicher Artikel, das Fehlen von Citaten aus den Gewährsmännern des Zenobios-Didymos, und mehr als das die festgeschlossene, in ihrer Art einzig dastehende Anlage des Ganzen.

In der ersten Hälfte finden sich nicht wenige Lemmata, welche anknüpfen an meist recht abgelegene griechische Mythen. Simon und Nikon, die beiden argen Telchinen, sind sonst unbekannt³⁾; doch findet sich ein auffälliger Anklang an die gegebene Schilderung ihrer Schelmenstreiche bei Nonnos (XIV, 44). Auch von Babys, dem Sohn des Maiaandros und anspruchloserem Bruder des Marsyas, der 'nur auf einem Rohre bläst',

1) D. i. 'er hat ein großes Glück gehabt'. Der Sinn der auch bei Suidas (s. v. αἶψά οὐρανό) erhaltenen Erklärung geht wohl dahin, daß derjenige, welcher die aufgehende αἶψά zuerst sieht, das Glückskind ist. Die Volkstümlichkeit dieses Glaubens ist nicht zu bezweifeln. So wird bei Justin IX, 3 der König 'qui solem orientem primus vidisset; Nissen (Templum S. 168) verweist zur Erklärung auf das deutsche 'Sonnenlehen' (Grimm, Rechtsaltertümer 278). Wenn der Abendstern aufgeht, pflegen die Neugriechen noch jetzt ein Gebet zu verrichten (C. Wachsmuth, das alte Griechenland im neuen S. 29).

2) Vgl. Anall. p. 11 sqq., Jungblut a. a. O. S. 402.

3) α' οἶδε τιμωνα κτλ. — Zen. P. V, 41.

weiß keine ältere unabhängige Quelle zu berichten.¹⁾ Wir haben hier offenbar Geschöpfe einer späteren, künstlichen Mythenbildung vor uns; im zweiten Falle liegt auch die ätiologische Tendenz auf der Hand. Näher kommen wir dem Ziele durch eine Analyse der vier nebeneinanderstehenden Nummern *Ἰνοῦς ἄχη, ὁ ἀπληγτος πῖθος, τὰς ἐν ἔθου τρακάδας* (5—8), die durch gemeinsame Beziehung auf Tod und Unterwelt verbunden sind. Unter 5 finden wir ein Citat aus Kallimachos (fr. 110 p. 379 Schn.), ebenso unter 7 ein Hexameterfragment; für die ganze Reihe bietet, wie an anderer Stelle weiter ausgeführt werden soll, Ovid (Metam. IV, 450 ff.) frappante Parallelen. Hier ist also nachweislich ein hellenistischer Dichter benützt. In denselben Kreis führt die zu *βάλλειν μῆλοισ* gegebene Erzählung von Atalante und Hippomenes²⁾, für die wir Philetas, Kallimachos, Theokrit und ihre Schüler Ovid und Catull als Gewährsmänner anführen können. Dunkel ist die Bedeutung des Verses *ἐν παντὶ νόθῳ καὶ τὸ Δαδάλου μύθος* (9); doch möchte ich vermuten, daß er sich ursprünglich auf literarische Verhältnisse bezog, wie sie in der jambischen Feuilletonpoesie des Kallimachos und seiner Zeitgenossen wiederholt zur Sprache kommen. Das unter *νόμος καὶ χώρα* gegebene reichhaltige Excerpt über *βαρβαρικά νόμα* läßt sich gleichfalls aus einem Werke des Kallimachos (Schneider II, p. 287) herleiten.

Neben diesen in der Hauptsache mythologischen Parömien tritt ganz besonders noch eine zweite Gruppe hervor, welche sich auf speziell makedonische Verhältnisse bezieht. Dahin gehören z. B. die Artikel 3 *ὑπερβηραία* (von jenem makedonischen Monatsnamen³⁾, dem wir Ahrens' glückliche Lösung des Hyperborierproblems verdanken); 4 *τὰ ἐκ παλαιῶ* (sc. *τύρου, ἐπὶ τῶν κακῶς διακεμένων*, wegen Alexanders Vorgehen gegen die besiegten Tyrrier); Bodl. 530 *κόσμημα λέει* (d. i. den gordischen Knoten). Ein ganz geringer Rest gemeingriechischer Sprichwörter bleibt übrig, bei dem sich derartige Sonderbeziehungen nicht nachweisen lassen.

Die ausgeprägtesten Eigentümlichkeiten aber zeigt die zweite Hälfte des Schriftchens. Altägyptische Sagen und Legenden nehmen den vornehmsten Platz ein. Wir hören vom gerechten König Bokeris und der klugen Anna (25 28); vom memphitischen Orakelgott Phtus und dem Wunderlamm mit dem Drachentmale, welches einst dem Könige der Ägypter die Zukunft verkündete (23 21). Damit verbinden sich Erzählungen aus der chronique scandaleuse des Ptolemäerhofes und der hellenistischen Gesellschaft in Ägypten. In einem leider sehr verstümmelten Artikel (27) ist von der prozesslustigen *Προκλασία* die Rede; in einem andern von dem wunderlichen Einfall Ptolemaios des vierten, des 'neuen Dionysos', die von einer Kuh geworfenen Sechslinge im Königspalaste 'unter sorgfältigster Pflege' aufziehen zu lassen — 'der lebt wie des Königs Küblein' sagte man von einem, der sich's recht wohl sein liefs. Unter *ἀφρονος Ἰπαρχίῳ*un spielt sich eine heitere Episode

1) β' τοῦ Βάρου χειρῶν. So ist für das überlieferte Βάρου χορὸν und χορὸς zu corrigieren; was in I. (Jungbl. p. 402 sq.) von dem χορὸς erzählt wird, ist ein albernes Autoschediasma des byzantinischen Dialektisten, über dessen Thätigkeit vgl. Analecta p. 61 sq.

2) Sie folgt Bodl. 246 auf IV, 2 Βάρου χορὸς und ist daher etwa hier einzurücken. Dem Sprichwort wird damit der Sinn ἐπὶ τῶν τυχόντων ἂν ἔρῳα untergeschoben; aber auch die näher liegende Erklärung ἐπὶ τῶν ἐς ἔρῳα ἐπαρουμένων τινῶς (Bodl. 669) läßt sich aus verwandten Gewährsmännern belegen: vgl. Theokr. V, 88 βάλλει καὶ μῆλοισ mit Scholl. (ἀντὶ τοῦ περὶ τὰ με εἰς ἔρῳα ἐπαγαγέσθαι: τὸ γὰρ μῆλα βάλλειν ἐπὶ τοῖσιν ἔρῳοισιν).

3) Auch hier sei erinnert an des Kallimachos μῆθρον προσγορία κατὰ ἔθνος καὶ πόλεις.

aus dem Kitharöden-Agon zu Heliopolis ab; schliesslich werden wir auch in die gelehrten Kreise des alexandrinischen Museums geführt und hören kleine Züge aus dem Leben des Dion, des Apion u. a. (29 u. s. w.). Die Sprichwörter selbst haben in der zweiten Hälfte meist ein volkstümliches Aussehen; Spuren metrischer Fassung zeigen sich bei keinem einzigen.

Hervorzuheben ist endlich noch, daß vereinzelt auch in der ersten Hälfte speziell ägyptische Vorgänge berührt werden. So erzählt der Verfasser zur Erläuterung der aus Mythen abgeleiteten Sprichwörter *λούσανο τὸν Πεκίαν*¹⁾ und *εὐνοῦο ὁ φάρμακ*²⁾, wie Ptolemaios Philopator seinen Bruder beim Bade umbringen liefs und seine Mutter zum Selbstmorde zwang. Umgekehrt finden sich auch gegen Schluß Notizen über griechisch-makedonische Verhältnisse.³⁾ Der Charakter der ganzen Reihe ist also durchaus einheitlich.

Wer meiner Darlegung mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird bereits selbst den Titel für unsere Sammlung gefunden haben. Es sind Sprichwörter der Griechen von Alexandria. Reminiscenzen aus hellenistischen Dichtern, Erinnerungen an Alexander den Grofsen, den Gründer der Stadt, und an Makedonien, die Heimat des herrschenden Teiles der Einwohner; dazu die fremdartigen Gestalten ägyptischen Glaubens und ägyptischer Sage, das Thun und Treiben der Ptolemäerfamilie und allerlei Tagesereignisse im Theater und Museum: das müssen in der That die Elemente gewesen sein, welche die Bevölkerung jener eigenartigen Großstadt am lebhaftesten beschäftigten und ihre Vorstellungen und Ausdrucksweise bestimmten.

Die Alexandriner waren im späteren Altertum berühmt und berüchtigt wegen ihres je nach Umständen graziösen oder boshaften Witzes.⁴⁾ Kein Wunder daher, daß bei dem hohen Interesse, welches alle Welt an der Metropolis des Hellenismus nahm, die gelehrten Sammler den Versuch machten, jene Schätze volkstümlicher Rede zu inventarisieren. Wir wissen das aus Suidas von Seleukos dem Homeriker; von Plutarch wird es im Lampriakataloge berichtet. Nun erinnere man sich, daß vor dieser Sprichwörter-sammlung im Archetypum das dritte Buch des Zenobios stand und daß dieses in L. Vind. die Subscriptio trägt: *Πλουτάρχου παροιμίαι εἰς Ἀλεξανδρείαι ἐχρῶντο*. Diese Worte haben mit Zenobios nichts zu thun; sie müssen ursprünglich die Inscriptio der vierten Reihe gewesen sein.

Wie steht es nun mit der Gewähr dieses Titels? Haben wir hier wirklich ein neues Werk des Plutarch vor uns?

Ich will die ermüdende Aufzählung von sachlichen und sprachlichen Einzelheiten, über deren Beweiskraft sich doch immer streiten läfst, an dieser Stelle unterlassen. Auch

1) In unserer Sammlung Art. 13 = Zen. IV, 92 p. 112 ed. Gott. (aus Apollodor interpoliert). Die Notiz, für die ich kein Parallelexemplar anzuführen wüßte, ist leider sehr korrupt überliefert: *τὸ Μέγα μὲν γὰρ τοῦ φιλοπάτορος ἀδελφόν ὁ τὸ θεότοιο λούσανο καθήμαξε*. Μέγα ist von Schott richtig in *Μάγαν* korrigiert; für θεότοιο hat Gaisford *κυβέτοιο* vermutet, K. J. Neumann schlug mir *ὁ ἑσπέρων* vor. Sehr nahe läge *θεόδοτος* — könnte etwa *Θ. ὁ ἐπι τοῦ βασιλικοῦ χάρτου* (Athen. XII, 688 A = Eustath. p. 1224, 60) gemeint sein?

2) Ist nur in den Vulgathes. (B 380 hinter *ἐν παντί μῶψοι κτλ.* (Zen. P. III, 94 p. 81 Gott.) erhalten, gehört aber jedenfalls in die Nähe von 13.

3) Vgl. bes. 26 Προμάρου κίονες mit den Bemerkungen Anall. p. 14¹⁾. Das Sprichwort *τὸ μὲν πρὸς τὸν Διόνεον* (30) wird auf alexandrinische Verhältnisse bezogen sein, wie ich schon u. a. o. ver-mutete; vgl. den verwandten (aus dieser Schrift entlehnten?) Artikel *τὸ ἐκ τῶν ὀμαζῶν* bei Suidas.

4) Stellen bei Unger, de Valgi Rufi poematis p. 87.

verbietet es der fiberaus traurige Zustand des Excerptes fürs erste, mit manchem sonst erfolgreich angewandten formellen Kriterium¹⁾ zu operieren. Ich beschränke mich für den Augenblick auf ethische allgemeine Erwägungen, die mir aber ein nicht geringes Gewicht zu haben scheinen.

Dafs Plutarch sehr wohl ein Werk über alexandrinische Sprichwörter geschrieben haben kann, wird man gern zugeben. Seine Vorliebe für beziehungsvolle, volkstümliche Redewendungen bezeugen seine Schriften Seite für Seite; sicher hat er auch, wie die meisten seiner Zeitgenossen, gelehrte Studien nach dieser Richtung gemacht. Ferner ist es überliefert, dafs er Alexandria besucht hat, und wie lebhaft er sich für ägyptische Geschichte, Sage und Religion interessierte, ist jedem Leser bekannt. Den gelehrten Rohstoff fand er gesammelt in der Schrift des Seleukos; er brauchte ihn nur, wie er das liebte, in seiner Weise und für seine Zwecke zu verarbeiten.

Und eben von dieser seiner Weise, seiner Methode, solche Stoffe zu behandeln, finden wir hier die deutlichsten Spuren. Unserm Schriftsteler eigentümlich und sonst bei keinem Parömiographen nachweisbar ist das Streben, jeden einzelnen Satz durch eine Anzahl von historischen Beispielen zu erläutern: wobei der Verfasser freilich oft von hundertsten ins tausendste gerät. So wird uns unter εἰνους ὁ εφάκτης erzählt: οὗτη ἡ παροιμία προηέχθη ἀπὸ τοῦ Ὁρέστου . . . Ὁμοίως δὲ καὶ ἀπὸ Ἀντιγόνοῦ τοῦ βασιλέως, ὃς Ἐλήνην²⁾ φρονέας τὰ ὄσα . . . ἐπέμπε τῇ μητρὶ. ἔτι δὲ μᾶλλον ἀπὸ Πτολεμαίου τοῦ Φιλοπάτορος τὴν γὰρ ὑπερβα Βερενίκην καθείρας ἐν μεγάροις κτλ. Ebenso heisst es unter Ἰουδὸς ἀχη nach Erzählung des Ilio-Mythos ταῦτα δὲ δηλώσει καὶ Μενεκράτης ὁ Τύριος (wohl jener Freigelassene des Pompejus, der sich vom Feinde bedrängt ins Meer stürzte, wie Iho); unter λούεαιο τὸν Πελαίαν: ἐλούσαντο δὲ καὶ ἄλλοι πολλοὶ κακῶς: Μάγαν μὲν γὰρ . . . ὁ Θόδωτος³⁾ λούμενον καθήψεε . . . Μίνω δὲ . . . αἱ Κωκάλου θυγατέρες ἐπέχεαν ζέουσαν πίσαν. Das auffälligste Beispiel derart ist das lange, früher mit Unrecht als Interpolation verdächtigte Excerpt aus den βαρβαρικά νόμια unter νόμος καὶ χώρα (Zen. V, 25 p. 126). In ganz derselben Weise erläuterte Plutarch Sinnsprüche aus Hesiods Werken und Tagen. Vgl. Procl. zu V. 344 — Plut. Comm. Hes. fr. 11 f. p. 22 sq. Dbn.: πῆμα κακὸς γείτων ταῦτα καὶ διὰ τῆς ἱστορίας ὁ Πλούταρχος ἐπέκωσάτο: καὶ γὰρ Αἰτωλοὺς καὶ Ἀκαρνανάς, Ἕλληνας ὄντας καὶ γείτονας ἐκτρέψαι διὰ πλεονεξίαν ἀλλήλους, καὶ Καληρηδόνους καὶ Βυζαντίους . . . ἐν τῷ Βοσπόρῳ ναυμαχῆσαι: καὶ ἐπὶ τῶν ἰστυκίων γειτνιάσεων πολλὰ μὲν ἀγαθὰ συμβαίνειν διὰ ταῦτας, ὡς ἐπὶ Φλάκκου καὶ Κάτωνος: πολλὰ δὲ τὰ ἐναντία κτλ. Ähnliches ib. fr. 21, 24, 37.⁴⁾ Insbesondere würden die Analogieen aus der römischen Geschichte — wie jene von dem Freigelassenen des Pompejus — auf Rechnung des Plutarch zu setzen sein.

Diese historischen Notizen bestätigen unsere Annahme endlich auch vom chronologischen Standpunkte aus. Erwähnt werden die Ptolemäer bis auf die Zeit der Kleopatra, sowie Pompejus und Julius Cäsar; ferner der um 56 v. Chr. ermordete Philosoph

1) Vgl. R. Volkman im Litt. Centralblatt 1884, 10, Sp. 324 f.

2) Coisl. Ἐελένη: es ist offenbar von Kleopatra Selene die Rede: vgl. Anall. p. 61².

3. S. oben S. 225¹.

4) Auch die bei der Zusammenstellung der Parallelen angewandte Formel μᾶλλον δὲ ist Plutarcheisch: ib. fr. 48 μᾶλλον οὖν ὡς Ξενοκράτης ἔλεγε; quaest. Gr. 36 ἢ μᾶλλον, ὅτι τοῦ βοῦς ὁ ποῖς ἀρκᾶτης ἔστι κτλ.

Dio und der bekannte Grammatiker Apion aus dem 1. Jahrh. n. Chr. Die chronologischen Data reichen also gerade bis in die Zeit des Plutarch.

Wir werden hier also, so lange nicht schwerwiegende Gegeninstanzen vorgebracht sind, eine neue philologisch-historische Studie des Chäreoneers anzuerkennen haben, welche ein hohes Interesse beanspruchen kann als der erste und einzige nachweisbare Versuch einer ethnischen oder lokalen Sprichwörterammlung.¹⁾ Wem sollen wir nun aber die letzte alphabetische Sammlung zuschreiben? An Diogenian?²⁾ dürfen wir nicht denken bei der oben nachgewiesenen Sachlage. Aber wenn man in Betracht zieht, daß neben den alexandrinischen Sprichwörtern bei Pseudo-Lamprius noch ein zweites Werk παροιμιῶν βιβλία β' erwähnt wird; so wird man wenigstens die Möglichkeit einräumen, daß eben dieses in der letzten anonymen Reihe wiederzuerkennen ist.³⁾ Jedesfalls kurssierte im byzantinischen Mittelalter eine derartige Sammlung unter Plutarchs Namen; denn nur so erklärt sich die anfüllige Thatsache, daß die nach Zweck und Inhalt veränderten Excerpte περί τῶν ἀδυνάτων und ἐπὶ τῶν βεπόντων ἐκόλωσεν εἰς τι καὶ ἀκριβῶς εἰδοῦν τοῦτο Corp. I p. 346 in den Handschriften ihm zugeschrieben werden.⁴⁾ Der Plutarchische Ursprung der Schrift ist damit freilich keineswegs gewährleistet; vielmehr scheinen gewisse Spuren auf ein noch jüngeres Zeitalter hinzudeuten und von vorn herein wird man die Möglichkeit zugestehen müssen, daß die Sammlung, wie viele ähnliche Schulbücher, anonym im Umlauf war und jener Titel für sie erst durch einen Fehlschluß von dem vorhergehenden Werke entlehnt wurde. Eine anonyme Sammlung derart scheint z. B. Eustathios benutzt zu haben.⁵⁾

Das Hauptresultat unserer Betrachtungen, aus dem zugleich das neu anzustrebende Ziel sich ergibt, läßt sich also in aller Kürze etwa so formulieren.

Es gab im späteren Altertum ein Corpus paroemiographorum, welches ausser den drei Büchern des Zenobios Plutarchs Sprichwörter aus Alexandria und eine praktischen Zwecken dienende alphabetische Sammlung umfaßte. Dies Corpus ist nirgends in der Urform erhalten und muß rekonstruiert werden. Die Handschriften, welche die richtige Reihenfolge bewahren (als Probe im Göttinger Corpus Ps.-Plut. = Zenob. III), enthalten nur kümmerliche Excerpte in beispielloser Verstümmelung und Entstellung. Zu ihrer Ergänzung sind die reichhaltigeren Vulgärhandschriften Gaisfords und der Göttinger heranzuziehen, darunter

1) Um den Sprichwörterbesitz der einzelnen Stämme und Landschaften scheinen sich — abgesehen etwa von Aristophanes von Byzanz — die Parömiographen wenig bekümmert zu haben. Doch finden sich vereinzelt derartige Spuren, wie die παροιμία Ἀπρονική bei Hesych s. Ἀέρην θεοῦν (interpoliert Zen. P. IV, 86 B 596).

2) Diese Ansicht, die ich schon Anall. p. 115¹ glaubte abweisen zu müssen, hat inzwischen einen Vertreter gefunden an L. Cohn a. a. O. S. 839¹.

3) Vgl. Rhein. Mus. XXXIX, 603¹.

4) Schneidewin meint praef. p. XXXVI diesen Titel daraus erklären zu können 'quod Plutarchi nomen propter prorebiorem collectionem insignitior celebratum collectionibus eiusmodi poterat commendationem facere'. Von diesem Ruhm des Plutarch weiß aber niemand etwas; seine Sprichwörter werden überhaupt nie citiert.

5) Eustath II. B 695 p. 298 ἰστέον ἢ ὅτι καὶ Ἄσπις τις ἐβήσθη δίχα τοῦ ἑ' ἐν τοῖς τῶν παροιμιῶν ἀναγραφαῖς εἴτε μουσικῶς εἴτε καὶ ἑρπῶς. So ist auch zu lesen in jener alphabetischen Sammlung, wie bei Pausanias, während Zenobios n. a. Ὀδύσσεος haben. Oder trug auch die Sammlung des Eustathios den Namen Plutarch? Auffallend ist es jedenfalls, daß jene παροιμιῶν ἀναγραφαὶ im Index scriptorum bei Fabricius bibl. I unter Plutarch angeführt werden. Wie erklärt sich das sonst?

auch der sogen. Diogenian; doch sind sie mit äußerster Vorsicht zu benutzen, da sie eine weitgehende Interpolation aus einem Lexikon (Diogenian?) erfahren haben. Die Hoffnung, durch Neufunde wesentlich besseres Material zu gewinnen, scheint leider nicht vorhanden, da die schwersten Verderbnisse beiden Handschriftenklassen gemeinsam sind.

Die byzantinischen Sammler — Gregorius, Macarius, Apostolius — sind ohne selbständigen Wert und in der Hauptsache, wie neuerdings in einer Leipziger Dissertation¹⁾ genauer dargethan ist, von Vulgärhandschriften des Zenobios abhängig. So geht fast der gesamte Bestand der Göttinger Parömiographen, abgesehen von den Lexikoninterpolationen, direkt oder indirekt auf dasselbe alte Corpus zurück. Die eingangs berührten *ἀνορθωτά* haben damit ihre Lösung gefunden.

Eine methodische Rekonstruktion jenes Corpus ist freilich eine langwierige Arbeit, die eine gewisse Resignation erfordert. Aber sie wird sich lohnen. Man darf von ihr reichen Ertrag erwarten nicht nur für die nächsten Ziele, sondern für die Geschichte der grammatisch-rhetorischen Studien überhaupt, sowie für die Kritik und Einschätzung von zahlreichen Fragmenten griechischer Schriftwerke. Weiter hat man den Spuren der verlorenen Sammlungen und Handbücher nachzugehen; so scheint mir z. B. Eustathios ein wichtiges parömiographisches Werk benutzt zu haben, dem sich eine ganze Reihe gleichartiger Excerpte zuweisen läßt. Gerade diese Seite der Forschung hat ein nicht geringes Interesse. Es ist unschwer zu beobachten, daß etwa seit dem 1. Jahrhundert n. Chr. bis ins byzantinische Mittelalter hinein die griechischen Schriftsteller — z. B. Lucian, Plutarch, die Epistolographen — einen viel reichlicheren Gebrauch vom Sprichworte machen, als bis dahin üblich gewesen war. Die jüngere Sophistik ist es, welche das altgriechische Paroimion ebenso begünstigte, wie den altattischen Wortschatz. Dabei unterliegt es keinem Zweifel, daß man in jenen Zeiten das sprichwörtliche Gut nicht aus lebendiger Volksüberlieferung sich erwarb, sondern gelehrten Sammlungen zu entleihen pflegte. Gelingt es, die benutzten Hilfsmittel nachzuweisen, so eröffnet sich uns ein lehrreicher Einblick in die Werkstatt dieser Spätlinge. Die Eustathiosfragmente und unsere letzte Sammlung, aus der sich ganze Gruppen z. B. bei den Epistolographen wiederfinden, scheinen mir schon von diesem Gesichtspunkte aus besondere Beachtung zu verdienen.

Wenn demnach der Wiederaufbau der parömiographischen Tradition die nächste Aufgabe ist, so ist sie doch nicht die einzige. Hier wie überall werden wir freilich die Leistungen der antiken Wissenschaft nicht ungestraft bei Seite lassen; aber stehen bleiben dürfen wir bei ihnen nicht. Es gilt schließlich, eine zuverlässige Statistik des Sprichwörterbestandes zu schaffen nach Zeitaltern und Litteratargattungen, und diese Arbeit ist weder in alter noch in neuer Zeit ernsthaft in Angriff genommen.²⁾

Da sich an den Vortrag keine Diskussion anschließt, spricht der Vorsitzende dem Redner für seine interessanten und klaren Auseinandersetzungen namens der Versammlung seinen Dank aus und schließt nach Feststellung der Tagesordnung für den nächsten Vormittag die Sitzung. (Schluß gegen 10 Uhr.)

1) Fr. Brachmann, *questiones Pseudo-Diogenianae*.

2) Mit Recht hat Th. Bergk wiederholt betont, daß unsere Sprichwörtersammlungen gar sehr der Verbesserung und Vervollständigung bedürfen. Das Göttinger Corpus beansprucht überhaupt nicht, den gesamten Sprichwörterschatz zu umfassen; man kann leicht ausgedehnte Nachträge liefern. Am reichhaltigsten und deshalb immer noch mit Nutzen zu gebrauchen sind des Erasmus Adagia.

Dritte Sitzung

am 3. Oktober 1884, morgens 8 $\frac{1}{2}$ Uhr.

1) Vortrag des Gymnasialdirektors Dr. Bobrik (Belgard):

'Entdeckungen im Horaz'.¹⁾

Durch sorgfältige Beobachtung des Textes hat der Redner ausfindig gemacht:

1) daß die Reihenfolge sämtlicher Gedichte des Horaz sich auf bestimmte Kenn- oder Stichworte stützt, in der Weise, daß je zwei auf einander folgende Gedichte bald dasselbe oder dieselben Worte am Anfange oder Ausgange, bald ganze Passagen übereinstimmend, bald parallel laufende Gedanken enthalten. Redner vergleicht damit die Ordnung der Psalmen in der hebräischen Poesie und weist darauf hin, daß z. B. auch die Gedichte des Theognis durch Welcker nach Stichworten gruppiert seien; der leitende Gedanke sei dabei die Zusammenstellung des Gleichartigen. An einer Reihe von Beispielen aus den Gedichten des Horaz wird sodann diese Behauptung näher erwiesen: so Carm. II, 1: 2 *causa, laurus, decoloraverit* — *color, causa, laurus*; 2: 3 *temperato* — *temperatum*; 3: 4 *insolenti* — *insolentem*; 4: 5 *colore, dilectam* — *colore, dilecta*; 5: 6 *ferre iugum* — *iuga ferre*; 6: 7 *aditare necum, sit modus lasso maris et viarum militiarque* — *necum deducte, longaque fessum militia* u. s. w.

2) Ebenso ziehen sich solche Kennworte durch die einzelnen Bücher der Gedichte, so daß z. B. Carm. I, 10 völlig parallel läuft mit Carm. II, 10, I, 11 mit II, 11 u. s. w. Auch diese Behauptung sucht der Vortragende durch andere Beispiele zu stützen.

3) Die Gedichte des Horaz in den einzelnen Büchern waren einst alle dekadisch zusammengestellt, wie sie es zum Teil noch jetzt sind. Nach einem alten Zeugnis bildeten die sämtlichen Gedichte des Horaz eine Dekade (vier Bücher Oden, ein Buch Epoden, zwei Bücher Satiren, zwei Bücher Episteln und die *ars poetica*). Carm. II enthält 20 Oden, III 30, Sat. I 10, Epist. I 20 Gedichte. Also zählte auch wohl Carm. I ursprünglich nicht 38, sondern 40 Oden, Carm. IV nicht 15, sondern 20, Epod. statt 17 wohl 20, Sat. II nicht 8, sondern 10 Satiren; für die beiden letzteren fände sich in den Manuskripten diese Teilung in gewissem Sinne noch heute.

Im ersten Buch der Oden seien vermutlich zwei Gedichte ausgefallen oder wahrscheinlicher vier in zwei zusammengezogen (I, 4 und I, 7).

Die ursprüngliche Ordnung sämtlicher Gedichte wieder herzustellen, sei nun eben durch die Kennworte ermöglicht, und darum sei die Entdeckung derselben für die gesamte Kritik des Horaz von der größten Bedeutung. Beide Entdeckungen kontrollieren

1) Das Nachfolgende ist eine von dem Schriftführer der Sektion gegebene Skizze des betr. Vortrags.

sich gegenseitig und seien daher als Thatsachen, vor denen man sich beugen müsse, anzusehen. Zu der Entdeckung der ursprünglichen Ordnung in Dekaden habe die genauere Untersuchung des ersten Buches geführt. Dasselbe enthalte 10 verschiedene Metra, die noch jetzt in (allerdings gestörten) vier Reihen vorliegen. Ordne man die gleichen Versmaße in vier Zeilen unter einander mit Ausschluß der zehnten Ode, so ergebe sich, daß noch jetzt etwa 27 von 38 Oden in der alten Ordnung nach dem Metrum ständen. Die Anordnung der Gedichte nach Kennworten sei auf einen Diastenasten des 2. oder 3. Jahrhunderts n. Chr. zurückzuführen, der die ursprüngliche Reihenfolge nach dem Metrum nach allerlei Äußerlichkeiten willkürlich umgestaltet habe.

Der Vortragende verweist endlich auf das Schlußwort der Epoden *exitum* und vergleicht dazu den Anfang von Carm. III, 10 *extremum*, sowie von III, 30 *exegi* und den Schluß von IV, 8 (die er als die Schlußode einer früheren Dekade ansieht), *Liber* (wofür zu schreiben *liber*) *cota bonos ducit ad exitus*.

In der an diese Ausführungen sich knüpfenden Debatte, die im weiteren Verlauf einen sehr erregten Charakter annimmt, erklärt zunächst Heine (Brandenburg) dem Grundgedanken des Redners gegenüber eine völlig ablehnende Haltung einnehmen zu müssen. Seiner Auffassung von dichterischer Produktion widerstrebe eine derartige subjektiv gefärbte Aufspaltung von Äußerlichkeiten. Die Dekadeneinteilung und Responsion in den Metren der einzelnen Dekaden lasse sich ohne große Gewaltsamkeit nicht durchführen. Die von dem Vortragenden aufgestellten sog. Kennworte liefen zum Teil auf Spielerei und Wortverrehungen hinaus, die man einem Dichter, wie Horaz, nicht zutrauen dürfe. Er wolle sich auf eine Widerlegung der von dem Vortragenden vorgebrachten 'Entdeckungen' im einzelnen nicht einlassen und begnüge sich hervorzuheben, daß die Zerreißung von Carm. I, 4 in zwei Gedichte nur der Theorie des Vortragenden zu liebe gemacht sei. Dieselben Gründe würden auch eine Scheidung des Parallelgedichtes IV, 7 in zwei Gedichte als notwendig erweisen, die doch der Vortragende selbst nicht anerkenne.

In seiner Replik betont Bobrik nachdrücklich, daß ihm selber erst nach langem Sträuben die Überzeugung von der Richtigkeit seiner Beobachtungen aufgezwungen sei. So auffallend manches vor der Hand erscheinen möge, — man stehe vor einfachen Thatsachen, an denen nichts zu ändern sei. Die Unterstellung, als seien die vorgetragenen Entdeckungen als Probe seiner eigenartigen Auffassung des Dichters zu verstehen, müsse ihn verletzen; er betrachte ja die Auordnung der Gedichte nach Kennworten nicht als von Horaz selber, sondern von einem Redaktor des 2. oder 3. Jahrhundert v. Chr. ausgegangen, und wer einen Redaktor oder Fälscher entlarve, trete doch für den Dichter ein. Im alleinigen Besitz des gesamten Beweismaterials, wolle er auf die Frage nach der Teilung von Carm. I, 4 hier nicht weiter eingehen, nur noch auf Carm. IV, 11 verweisen, wo seine Annahme einer Scheidung in zwei Teile mit einem alten Zeugnis (vgl. Meyer zur Porphyrio) zusammentreffe. — Es wird sodann noch eine Anzahl neuer Beispiele, aus welchen sich das Vorhandensein der sog. Kennworte ergeben soll, zur Illustration früherer Behauptungen beigebracht und schließlich auf das im Druck befindliche Werk über diese 'Entdeckungen' verwiesen, in welchem durch besondere Typen die gleichartigen Worte, parallel laufenden Gedanken u. s. w. hervorgehoben sind.

Eckstein (Leipzig) erklärt sich, wie Heine, mit den entwickelten Ansichten des Vortragenden nicht einverstanden, betrachtet die Sache zunächst als Kuriosum, will aber ein abschließendes Urteil bis zum Erscheinen des in Aussicht gestellten großen Werkes, das jedenfalls sein lebhaftes Interesse in Anspruch nehmen werde, einstweilen vertagen.

Auch Weichell (Denmin) spricht sich kurz gegen Bobriks Ansichten aus.

Da sich niemand weiter zum Worte meldet, so schließt der Vorsitzende die Debatte.

2) Vortrag des Hofrats Prof. Dr. von Urlichs (Würzburg) über:

‘zwei Stellen des Juvenal’.

a) Juven. Sat. I, 115 und 116:

*Ut colitur Pax atque Fides, Victoria, Virtus
Quaeque salutato crepitate Concordia nido.*

Nach genauer Erörterung des Gedankenzusammenhangs wendet der Redner sich zu der Erklärung der schwierigen Worte in V. 116. *Crepitare* ist das eigentliche Verbum für das ‘Klappern’ des Storchs; aber was hat der Storch mit der Concordia zu thun? Die Erklärung ‘in fastigio templi Concordiae ecubitate collapsi nidum posuisse ciconiam, quae, ubi pullos reviseret, rostrum crepiteret’ sieht doch ganz wie ein Notbehelf eines ratlosen Scholiasten aus, und befriedigt ebensowenig, wie die ausführlichere Angabe Webers: ‘Der Tempel der Eintracht war, wie so manche Denkmäler der vorzeitlichen Frömmigkeit, in der gegen die Religion gleichgiltigen oder nur phantastischem Aberglauben des Auslands huldigenden Zeit Juvenals verfallen. Daher hatten Störche die Verlassenheit und Stille um denselben benutzt, um ihr Nest auf dessen Dache zu maehen, und wenn nun einzelne Fromme und Altgläubige vorübergingen, die, nach Sitte religiöserer Zeiten, jedem Tempel, an dem sie vorbeikamen, einen ehrfurchtsvollen Gruß widmeten, so sah es aus, als nähme das Storchnest und nicht der öde Tempel die Gräße an.’ Willkürliche Annahmen, welche die fraglichen Worte bei alledem nicht genügend erklären. — Alle Schwierigkeiten scheinen leicht dadurch beseitigt werden zu können, dafs man das Wort Concordia mit kleinem Anfangsbuchstaben schreibt und es als acc. plur. neut. von *crepitare* abhängig macht. Sonach ist der Vers zu übersetzen: ‘Und diejenige Göttin, welche ihre Jungen (*nido = pullis*, wie z. B. V, 143) begrüßt und dann Einträchtiges (Lante der Eintracht) klappert (verkündigt).’ Diese Göttin ist natürlich nicht Concordia, sondern Pietas, welcher der Storch geheiligt war (vgl. Preller, röm. Mythol. S. 626). Statt des Begriffs der Göttin steht, wie nicht ungewöhnlich, die Beschäftigung ihres Symbols, des Storchs.

b) Juven. Sat. III, 216 sqq.:

— — *Hic nuda et candida signa,
Hic aliquid praeclarum Euphranoris et Polygliti,
Haec Asianorum vetera ornamenta decorum,
Hic libros dabit et forulos mediampae Minervam,
Hic modium argenti . . .*

In der Aufzählung der für die neue Ausstattung des Abgebrannten beistehenden Freunde befreundet das in V. 218 plötzlich eingeschobene Femininum. Wen kann die Erklärung ‘*utriusque sexus studium et opera designari videtur*’ plausible erscheinen? Ebenso wenig befriedigt die Lesart der meisten Handschriften — offenbar eine alte Verschreibung —

'*Phaenaciauorum vetera ornamenta decorum*', für deren Beibehaltung noch z. B. W. E. Weber lebhaft plaidierte. Auch Jahns Vorschlag, *haec in hic* zu verwandeln, ist mit Recht von C. Fr. Hermann zurückgewiesen. Es scheint statt *haec* vielmehr *aut* geschrieben werden zu müssen: eine geringfügige Änderung, wenn man bedenkt, wie leicht das in den vorhergehenden und nachfolgenden Versen befindliche Anfangs-*h* auch in v. 218 irtümlich eindringen und *aut* in *aec* verschrieben werden konnte. Diese Partikel scheint der Sinn der Stelle zu erfordern; aufgezählt werden 1) Marmorbilder (*nuda et candida signa*), 2) Erzbilder (*aliquid praeclarum Ephraonis et Polyditi*), beides griechische, davon geschieden: 3) ungrische, vorzugsweise ägyptische Kunstwerke (*aut Asianorum decorum ornamenta*).

Bei der sich anschließenden kurzen Debatte erklärt Hertz (Breslau), daß er in der ersten Stelle vorläufig an der Angabe des Schol. festhalte, deren Unglaubwürdigkeit ihm nicht genügend erwiesen sei.

v. Ulrichs faßt darauf noch einmal seine Bedenken gegen jene Angabe kurz zusammen, worauf Heine (Braunburg) ihm völlig beistimmt.

(Schluß gegen 10 Uhr.)

Vierte Sitzung

am 4. Oktober 1884, morgens 8¹/₂ Uhr.

1) Vortrag des Gymnasialdirektors Dr. Volkmann (Jauer):

'Zur Geschichte der griechischen Rhetorik.'

Volkmann (Jauer): Während sich die Metrik, die Lehre von den äußeren Kunstformen der gebundenen Rede, seit lange eingehender und gediegener Bearbeitung zu erfreuen hat, ist die der Metrik in gewisser Hinsicht verwandte Rhetorik, die Lehre von den äußeren Kunstformen der Prosa in ihrer wichtigsten Gattung, noch immer ein ziemlich vernachlässigtes Gebiet. Keiner der bahnbrechenden Philologen hat sich mit ihr befaßt. Weder Wolf noch G. Hermann haben sich um dieselbe gekümmert. Doch sind es gerade die Untersuchungen zweier Schüler Hermanns — Benseler und F. V. Fritzsche — welche uns den Beweis geben, welche Wichtigkeit selbst so untergeordnete Punkte der Rhetorik, wie die Vermeidung des Hiatus und die Regeln über die rhythmische Komposition der Prosa, für die Kritik der Autoren und somit für litterargeschichtliche Fragen haben können. So ergibt sich auch die Rede des in seiner Zeit hochberühmten Herodes Atticus περί μορταίων nur für den als ein wirklich merkwürdiges und interessantes Produkt der späteren Sophistik, der mit den rhetorischen Lehren vom *sermo figuratus* genau vertraut ist. Eine eingehende rhetorische Analyse wird voraussichtlich auch den späteren Ursprung der Tetralogien des Antiphon endgültig erweisen und die in dieser Hinsicht neuerdings von van Heerwerden und Dittenberger vorgebrachten sprachlichen Indicien wesentlich unterstützen.

Das Verdienst der Wiedereinführung der Rhetorik in den Kreis philologischer Studien gebührt L. Speugel mit seiner *συνοπτική τεχνών*, der gediegenen Lösung einer von

A. Böckh gestellten Preisaufgabe der Berliner Akademie. Leider hat sein Vorgang nur wenig Nachfolger gehabt. Allerdings wirkt die große Menge der aus dem Altertum erhaltenen rhetorischen Schriften mit ihrem mehrfach abstrusen, spitzfindigen Inhalt zu nächst etwas abschreckend. Aber mit einiger Geduld liest man sich bald in sie hinein und entnimmt aus ihnen ein wohlgegliedertes, sehr übersichtliches und scharfsinniges System. Philologisch interessant wird aber dieses System erst mit der Frage nach seinem Ursprung, seinem allmählichen Ausbau und den verschiedenen Wandlungen, die es im Laufe der Zeit erfahren hat, mit einem Worte durch seine historisch-kritische Betrachtung. Hierbei läßt uns aber unsre außerordentlich lückenhaft überlieferte vielfach im Stich, sodafs sich für Hypothese und mehr oder minder wahrscheinliche Kombination ein ebenso weites als ergiebige Feld eröffnet. Vor allem ist der Einflufs zu ermitteln, welchen die Stoiker auf den theoretischen Ausbau der Rhetorik gehabt haben, und der Grad der Abhängigkeit, in welchem Hermagoras von Jemnos, der eigentliche Schöpfer des späterhin geltigen rhetorischen Systems, zu den Stoikern steht. Dafs wir den Stoikern die innige Verbindung verdanken, in welcher wir die grammatischen und rhetorischen Studien bei den Pergamenern antreffen, die zu der für uns so wertvollen ästhetischen Kritik der Autoren und im weiteren zum Atticismus geführt hat, steht fest. Ob aber die Stoiker das von ihnen vorwiegend dialektisch behandelte Material mehr den Isokratern und der Empirie der Rhetorenschulen, oder den Peripatetikern, oder gleichmäfsig beiden Richtungen entlehnt haben, bleibt erst noch zu ermitteln.

Nur mit Hilfe der historisch-kritischen Betrachtung ist es möglich, in die scheinbar höchst einfache und übersichtliche, in der That aber außerordentlich verwickelte und widerspruchsvolle Statuslehre Klarheit und Ordnung zu bringen. Nach Hermagoras hat jede rednerische Aufgabe ohne Unterschied einen Status, d. h. einen Hauptpunkt, auf den bei der Beschaffung des Beweismaterials alles ankommt. Was keinen Status hat, ist *ἀόρατον*. Von diesem ist bei Cornificius, Cicero und Quintilian keine Rede. Die beiden letzteren weisen gleichfalls jeder Aufgabe ihren Status zu, aber sie leiten ihn aus *accusatoris intentio* und *defensoris depulsio* ab, von denen doch nur bei Aufgaben vom *genus iudiciale* die Rede sein kann, wie denn auch ihre Spezialvorschriften für die Behandlung der Status lediglich auf dieses *genus* berechnet sind. Hermogenes kennt die *ἀόρατα*, aber die Einteilung der *κοινὰ* in *κρασιζόμενα* und *ἀκρασιζατά* kommt auch bei ihm nicht zur völligen Klarheit. Ganz wunderlich aber ist es, wenn die römischen Rhetoren nach Abhandlung der Statuslehre noch weitläufig die Begriffe der *questio*, *ratio*, *firmamentum* und *indicatio* erörtern, während doch ohne *ratio* und *firmamentum* überhaupt kein Status in ihrem Sinne denkbar ist. Sehen wir uns nun nach dem geschichtlichen Ursprung der ganzen Statuslehre um, so finden wir die Keime derselben für Aufgaben vom *genus iudiciale* bereits bei Aristoteles und in der jetzt ziemlich allgemein dem Anaximenes beigelegten *rhetorica ad Alexandrum*, offenbar aus der rednerischen Praxis abstrahiert. Der Name *cratic* rührt aber erst von Naukrates, einem späteren Isokrater, oder dem Klazomenier Zopyros, einem Zeitgenossen des Sillographen Timon her. Die Stoiker fanden Begriffe und Namen vor. Da sie nun jede *ὑπόθεσις* auf eine zu Grunde liegende *θεσις* zurückführten, so wurde nun auch in letzterer ein Analogon zur *cratic* gesucht und gefunden, das aber nicht aus den *περιστατικά* des *αἰτίου* und *συνέχου*, sondern nur aus *κατάφασις* und *ἀπόφασις*, den Elementen jeder *θεσις*, hergeleitet werden konnte. Dadurch erhielt aber der

Begriff der *cratic* eine bedenkliche Homonymie, indem er einmal die besondere Fragestellung, das andere Mal den allgemeinen Bestand einer Frage oder reinerischen Aufgabe bezeichnete. *Θέσις, κατάφασις, ἀπόφασις, ζήτημα*, sowie *ζήτημα (= ὑπόθεσις)*, *ἀντιον, συνέχον, κρινόμενον* sind nunmehr zwei parallele Begriffreihen zur Gewinnung der *cratic*, genauer der *cuvectura* in ihrem Gegensatz zu den *ἀcraclara*, und der *cracaloueua* im Gegensatz zu den *ἀcraclara*, die sich wie das Allgemeine zum Besonderen verhalten. Dieser wirkliche Sachverhalt war aber bereits bei Hermagoras verdunkelt und ist bei den folgenden Rhetoren bis zur Unkenntlichkeit entstellt, und selbst bei Hermogenes nicht in voller Reinheit zur Geltung gekommen.

Der Vortragende gab zur Orientierung der Versammlung die notwendigsten Belege für seine Auseinandersetzungen, mußte sich aber bei der Kürze der ihm zugemessenen Zeit leider versagen, auf das rhetorische Detail in erschöpfender Weise einzugehen.

Da — abgesehen von einer kurzen Bemerkung Heines (Brandenburg) über eine andere Auffassung des Ausdrucks *status* — keine Debatte an den Vortrag sich anschloß, so sprach der Vorsitzende dem Redner für seine nach Inhalt und Form vorzügliche Darlegung den Dank der Versammlung aus.

2) Vortrag des Dr. Gustav Hinrichs (Berlin) über:

'Die Homerischen Äolismen').

Eine recht ernst gemeinte Bitte um Nachsicht muß ich voraussenden, wenn ich auf die freundliche Einladung unseres hochverehrten Herrn Sektionsvorstandes hin es wage, vor einem so berufenen Publikum einige improvisierte Worte über die Homerischen Äolismen zu sprechen. Dieses Thema, welches mich vor Jahren eingehend beschäftigt hat, ist mir ganz kürzlich wieder näher gebracht worden durch den Angriff des Herrn Dr. Karl Sittl in München in seiner griechischen Literaturgeschichte I, S. 34—44 und in einem besonderen Aufsatz des Philologus 'Über die Äolismen der Homerischen Sprache' (XLIII, S. 1—31). Die Sache hat für mich ja zuerst ein näheres persönliches Interesse; sie hat aber weiter zugleich auch eine praktische Bedeutung, einmal insofern ich bei der mir übertragenen Bearbeitung von Faasis Odyssee die Berechtigung darlegen muß, auf die Äolismen in der Formklärung Rücksicht nehmen zu dürfen, und dann hauptsächlich für Ficks äolische Odyssee, wenn diese auch weniger für eine Wiederherstellung in die wirkliche ursprüngliche Form als für ein Exerctium nach dieser Richtung zu gelten hat. Es würde ihr natürlich der Boden gänzlich entzogen, wenn es Hrn. Sittls Angriff gegen mich gelungen wäre — und man hat ihm bereits volles Recht nachgeräumt¹⁾ —, die Annahme eines äolischen Epos als ein leeres Phantom hinzustellen: Fick hat aber die Resultate meiner Dissertation 'De Homericæ elocutionis vestigiis Aeolicis' (1875) mit zu Grunde gelegt. Ich habe meinen Standpunkt gegen Hrn. Sittl verteidigt in einer am heutigen Tage zur Ausgabe gelangenden Streitschrift: 'Herr Dr. Karl Sittl und die Homerischen Äolismen' (Berlin, Weidmann 1884, S. 97); ich darf mich daher hier darauf beschränken, dieselbe mit etlichen Worten zu erläutern und einige Punkte kurz herauszuheben oder vorzulesen.

1) Das Nachfolgende ist nachträglich von dem Redner niedergeschrieben.

2) Jakob Sittler (Gymnasium II 7, S. 230) und Albert Gemoll (Gött. gel. Anz. 1884, n. 15).

Die Gegengründe Hrn. Sittls gegen die Annahme eines äolischen Epos sind einmal sachlicher und zweitens sprachlicher Natur. Die ersteren beziehen sich auf den Ausbau der Sagen vor Homer und sodann auf die Form der vorhomerischen Gedichte, wie Hr. Sittl sich dieselben denkt. Zunächst muß nun seine Behauptung energisch zurückgewiesen werden, daß 'die äolischen Heldenlieder einzig und allein aus den Homerischen Äolismen (also den einzelnen Sprachformen wie $\delta\omega\mu\epsilon\tau$ und anderen Pronominalformen, welche die 'Citadelle' der Äolismen genannt werden) konstruiert seien'; denn derjenige, welcher zuerst mit Ernst und im Zusammenhang von der äolischen Sage und Dichtung gehandelt hat, K. Müllenhoff in seiner Deutschen Altertumskunde I, ist rein von der Sache, d. h. von der Betrachtung des Sageninhalts, ausgegangen und hat die Sprachformen, abgesehen natürlich von der Form der Eigennamen, die überhaupt ein Lieblichthema von ihm waren, mit keinem Worte erwähnt (s. S. 62). Was die Verschmelzung des indogermanischen Mythos vom Drachenmord, dessen Andenken der 'Drachentöter' Achilleus am Pelion erhalten habe, mit der achäischen Geschichte, d. h. den Atrideusagen, anlangt, so stellt Hr. Sittl die bei fehlender Begründung rüselhaft bleibende Behauptung auf, der Name Ilion spiele auf die 'Höhle' des Raubes im Mythos an. Dem gegenüber verdient Müllenhoffs Vermutung, die Verschmelzung von Mythos und Geschichte sei herbeigeführt durch die Namensgleichheit der griechischen Helena und einer mythischen, bereits in Troja lokalisierten Helena, alle Hervorhebung und Anerkennung. Müllenhoff verwies noch auf den Propheten Helenos, um welchen sich Hr. Sittl gar nicht gekümmert hat, konnte aber mit dem Namen der Kassandra nicht ins Reine kommen. Dieser Name ist anscheinend eine Parallelbildung zu älterem Κασσι-ἀνδρα^1 , wie eine Gemahlin des Priamos heißt (Θ 305), und bedeutet die Auszeichnung durch glänzende Gestalt²) oder auch durch Mannhaftigkeit: Kassandra, die Prophetin der Kyprien, ist die Schwester des Helenos, also vielleicht die Gräcisierung für die troische Helena (wie Ἀλέξανδρος für Πάρις , Ἐκρυπ für Δαρειός). Mindestens empfiehlt schon der troische Helenos neben der griechischen Helena Müllenhoffs glückliche Hypothese in genügender Weise. Der Ort der Verschmelzung von Mythos und Geschichte ist Kleinasien, d. h. nach Hrn. Sittl Ionien, nicht die Äolis. Smyrna mit seiner angeblichen 'Lieder- und Sagenbüchse' als Geburtsstätte der Ilias und Odyssee wird beiseite geschoben, ebenso der topographische Hintergrund der Gedichte, die Nähe und das Betreten des Schauplatzes der Sage. Die Behauptung, die Äolier hätten mit dem troischen Kriege nichts zu thun, wird gestützt erstlich durch die Berufung auf die vage Genealogie der Eöen, wo Achios

1) Κασσι-ἀνδρα zeigt c-τ wie ἐτρί (neben τρίθησι). Nun ersehe ich aus v. Wilamowitz-Möllendorffs Aufsatz über Hippias von Rhegion (Hermes XIX 452), wo aus Epidaurios die zweite Person cυτρίθησι belegt wird, daß 'uns die amerikanischen Ausgrabungen in Assos die dritte Person ἐττ neben τρίθησι wenigstens für das Äolische beschert haben'. Darnach könnte man vielleicht gerade auch in Κάσσιανδρα für Κάσι(τ)-ανδρα eine äolische Formation des Namens anerkennen, eine Folgerung, die nicht ohne Interesse und Bedeutung für meine Beweisführung wäre. [Vgl. jetzt zum Ganzen meinen Aufsatz im Philologus XLIV 401-441: 'Helena-Kassandra und Skamander-Xanthos, zur Onomatologie und Geschichte der griechischen Heldensage' und zu ἐττ besonders S. 412 und Karl Brugmann in Iwan Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft II 76.]

2) Ich erinnere noch nachträglich an die Stelle von der Melanthis τ 82: $\text{ἀγαίην, τῆ νῶν γε μετὰ δωμῶν κέκαρσαι}$, und die Homerische καλῆ Ἐπι-κάτη (λ 271), spätere ἰοκάτη . [Μηθεκάτη N 173, Peppmüller, Komm. zu Ω p. 198.]

als Bruder des Ion gelte, sodann auf das Fehlen einer direkten Überlieferung, daß Achäer an der äolischen Kolonisation teilnahmen: es habe wohl einen achäischen Führer, aber keine achäischen Kolonisten gegeben. Das ist eine ganz verkehrte und unerlaubte Trennung von Person und Masse; denn jene Führerschaft ist eben nur der sagenhafte oder poetische Ausdruck für die Teilnahme der Achäer. Jene Fürsten allein sollen in der Äolis nur ein persönliches Interesse an den Atridenliedern gehabt haben — wieder eine schiefe Vorstellung! Die Ansiedler selbst, so führte bereits Müllenhoff aus, müssen von Hause aus ein besonderes Interesse für die Atriden gehabt haben. Die Berufung auf achäische Sprache ist nichtig. Für Ionien macht Hr. Sittl ohne weitere Gründe geltend erstlich die Einwanderungen der Nord- und Ostpeloponnesier mit den Atriden-sagen und der Myiner und Molosser mit der Achillessage; nach üblicher Anschauung gehören diese Griechen zu den äolischen Kolonisten. Sodann erwähnt Hr. Sittl zwar Nachkommen der Atriden auf dem Thron von Klazomenä und Ephesos, aber nicht auch auf dem äolischer Städte wie Kyme. Ionische Sagen traten in Ionien gewiß hinzu. Die anderen 'kleinasiatischen Mythen' werden auf 'wenige Züge' beschränkt, welche die Ionier 'von den Phrygiern leicht erfahren konnten'. Aber es ist ganz undenkbar, daß nur der alltägliche Anblick der Heldengräber am troischen Strande 'die Phantasie des ionischen Küstenfahrers' zur Schöpfung jener Sage angeregt habe; dazu bedurfte es des unmittelbaren Betretens des Landes selbst und des eigenen Anblicks der zerstörten Stadt. Eben-sowenig können die Hauptträger der Sage auf troischer Seite, Paris, Priamos und Hektor, durch bloßes 'Erfahren' oder 'Hörensagen' hereingekommen sein. Hektor wird von Hrn. Sittl ziemlich willkürlich Nordgriechenland zugewiesen: die übrigen phrygisch-troischen Namen, Paris und Priamos, sollen die Ionier deshalb nicht von den Äoliern, sondern 'aus anderen Quellen' erfahren haben, weil sie Priamos statt Perramos sagen. Aber auf die Äolis verweist uns entschieden der Priamide Πάμμων, vielleicht auch Hektor: Paris, gewiß schon von den Äoliern durch 'Ἀλέξανδρος übertragen, das auch metrisch bequemer war, mochte auch bei ihnen den alten Vokalismus noch bewahren; Priamos heißt hingegen äolisch Πέππουος, welches, wie die Namen Πάριος und Πέρταμος erweisen, die ältere Form ist (nicht umgekehrt); der Vokal der ersten Silbe ist primär und seine Färbung ε für α ausschließlich äolisch. Höchst wahrscheinlich legten erst die Ionier sich den Namen Πέππουος, wie sonst schon ähnlich in Πάριος, Δαρειός = 'Ἀλέξανδρος, 'Εκτωρ gesehen, in Πρίαμος zurecht, zweifellos unter Anlehnung an die Volksetymologie von πρίασθαι; denn Πρίαμος selbst erschien in der Sage nicht mehr als der 'Kämpfer', was er ursprünglich gewesen war. Auch das Metrum empfahl Πρίαμος. Daß wir aber die Volksetymologie nicht entbehren können, beweist der ἀργειφώντης, der äolische Blitzbote, welcher, wie die sprachliche Mißgeburt ἀνδρειφώντης bezeugt, schon in einem jüngeren Stadium der Homerischen Gedichte in den 'Argostöter' nach Analogie von Λοκοφώντης u. a. übergegangen war. Hrn. Sittls Behauptung von den 'anderen Quellen' ist ein Trugschluss.

Um nun zur Form der vorhomerischen Gedichte zu kommen, so fordert Hr. Sittl die Resignation des Sextus Empiricus, der sage, die Homerische Poesie sei die älteste, und beruft sich nach seinem 'Beweis' von der un möglichen 'Entlehnung des Stoffes' auf ein 'ungünstiges Vorurteil gegen die Äolismen'. Beide Momente sind ohne Bedeutung. Auch ein etwaiger iambisch-trochäischer Rhythmus darf nicht gegen ein äolisches Epos geltend gemacht werden. Eben-sowenig darf die Parallele der griechischen Lyriker zurückgewiesen

werden durch Gründe der 'Komposition', weil die äolischen Lieder zu niedrig ständen, als dafs 'der reiche Ionier von dem Armen habe borgen sollen'. Hr. Sittl beläuft den Äoliern nur reine, ganz selbste Volkslieder ohne das erzählende Element, welches doch der griechischen Lyrik überhaupt eigen geblieben ist: 'epische Gesänge' spricht er ihnen ab, weil die 'eifrigen äolischen Munizipalhistoriker' solche nicht erwähnen und 'die Äolier sich in keiner Weise an der epischen Dichtung beteiligten' (denn Lesches wird zu einem Appellativ verflüchtigt), da sie ja nach ihrer Naturanlage 'nur für Lyrik Sinn und Talent besaßen' (wie die einzelnen Griechen, so erscheinen nach Hrn. Sittl auch die einzelnen Stämme als Spezialisten). Diese Ausführungen bedürfen keiner ernstlichen Widerlegung. Bei dem Lyriker Alkman liefert übrigens Hr. Sittl selbst ein unfreiwilliges Zeugnis für die homerischen Äolismen, indem er sagt, dafs 'er selbst keine anderen Äolismen als die epischen angewendet' habe. Hrn. Sittls Darstellung ist eben auch sonst nicht frei von starken Widersprüchen, wie die Stellen über die 'Komposition' und den 'Archaismus' im Homer beweisen (S. 63. 61.).

Die sprachlichen Gegengründe allgemeiner Natur können 'einige äolisierende Formeln' doch nicht ganz in Abrede stellen; aber dieser Rest spricht schon bedenklich gegen Hrn. Sittl. Er übergeht gänzlich die Parallele der alexandrinischen Epiker und anderer Dichter, die doch ihre 'äolisierenden Formeln oder Formen' aus der 'Litteratur' schöpften: für Homer soll ihre Quelle vielmehr die 'Volksprache' sein, und zwar der Mischdialekt Nordioniens. Aber 'Formeln' an bestimmter Verstelle beruhen stets auf Kunsttradition und werden nicht im Handelsverkehr entlehnt. Alle anderen Sprachformen erkläre der 'Archaismus'. Der altionische Dialekt soll nach Hrn. Sittl viele fremde Elemente umschlossen haben, die sich notgedrungen verbrüdeten, d. h. weniger amalgamierten als im dorischen Dialekt. Von Herodots Unterdialekten wissen wir aber nichts, und jene weite Konstruktion dieses kautschukartigen 'Altionischen' beraubt uns aller Methode: immerhin müßten wir doch lautlich aus den Altionismen überall die jüngeren Formen entwickeln können, was einfach nicht angeht. Aber Hr. Sittl kommt selber nicht damit aus: er nimmt trotz aller Polemik selbst noch Dialektformen an: ἄλλοις ἄλλοις sei arkadisch-pamphyliisch; υ für den Themavokal ο sei gar nicht äolisch, wie das 'ursprüngliche' υ in ἐπώκτεροι, τηλόγτος und gemeingriechischem αἰουμένης beweise. Hr. Sittl beruft sich also auf Worte, die noch gar nicht allgemein befriedigend gedeutet, aber vielleicht gerade äolisch sind. Was die Äolismen im ganzen betrifft, so könnte ich für mich ja auch anführen, wie der Assyriologe Sayce sich in der Anerkennung und Ableitung derselben ganz auf meine Seite gestellt hat.

Von Hrn. Sittls sprachlicher Behandlung im besondern nur noch einige Beispiele. Ἀμύων, das er G. Meyer gegenüber nicht von μῶμος zu trennen scheint, ist ihm ein 'Archaismus', da 'ω sich durch die Mittelstufe ο F völlig regelrecht aus υ entwickelt habe'. Dieser von Capelle entlehnte Einwand stützt sich auf eine 'scharfsinnige Vermutung' von G. Curtius in der vierten Auflage der 'Grundzüge', die jedoch in der fünften ganz gestrichen ist. Es wird weiter getadelt, dafs trotz der später überall vorkommenden Namen auf Θεορ-Θεορίης und Ἀλιθέρης, Πολυθέρεϊδος, Θεορίλοχος, die Namen beiläufig genuanter Phäaken, als unzweifelhafte Reste altäolischer Poesie paradiere müssen'. Aber Θεορίης bleibt zweifellos äolisch; die Ithakesier (nicht Phäaken) Ἀλιθέρης und Πολυθέρεϊδος können Nachbildungen sein, und der 'Phäake' Θεορίλοχος ist

mindestens ein veritabler Trojaner. Sicherlich ist Θερσίτης kein 'wertvolles Residuum der altionischen Sprache'. Dafür spricht auch der Θερσίτης der Odyssee, der Bettler ἵπoc, zugleich eine schlagende Parallele für den umgedeuteten ἀρρείφόντης. ἵπoc ist die äolische Form für ἰερός in der ursprünglichen Bedeutung: der 'Starke', welcher geprügelt wird. Θερσίτης und ἵπoc sind Landsleute und Gebilde äolischer Phantasia. Erst die spätere Volksetymologie hat die Form ἵπoc mit dem digammierten Namen der Götterbotin ἵπoc zusammengebracht¹⁾, obwohl Ἀρναίoc (der Lämmerrmann) im Epos gar nicht als Bote fungiert.

Wegen der vorgerückten Zeit muß von einer Debatte über die angeregten Fragen abgesehen werden.

Der Vorsitzende schließt darauf die Verhandlungen der Sektion mit warmen Worten des Dankes für die rege Teilnahme, welche von den Mitgliedern in den Sitzungen an den Tag gelegt ist, und besonders für das liebenswürdige Entgegenkommen der Herren, welche durch ihre inhaltreichen und anregenden Vorträge die diesjährigen Verhandlungen so interessant und fruchtbringend gemacht haben.

Ascherson (Berlin) spricht in herzlichen Worten den Dank der Versammlung dem Vorsitzenden aus, der mit der größten Hingebung seines Amtes gepflegt, die meisten Vorträge durch liebenswürdige Überredungsgabe persönlich veranlaßt und die Verhandlungen in so ausgezeichnete Weise geleitet habe.

Der Vorsitzende erwidert mit einigen Dankesworten für den Schriftführer.

(Schluß gegen 10 Uhr.)

1) Vgl. c 7: οὐνεκ' ἀπαργάλασκε κύνιν, ὅτε ποῦ τις ἀνώγοι. [S. Philologus XLIV 437.]

VI. Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion.

Verzeichnis der Mitglieder.

- | | |
|---|--|
| 1. Buchbinder, Dr., Professor. Schulpforta.
I. Vorsitzender. | 17. Klofs, Dr., Oberlehrer. Bernburg. |
| 2. Gerhardt, Dr., Gymnasialdirektor. Eisleben.
II. Vorsitzender. | 18. Krause, Prorektor. Hanau a/M. |
| 3. Pieper, Dr., Oberlehrer. Dessau. I. Schrift-
führer. | 19. Lane, Gymnasiallehrer. Sangerhausen. |
| 4. Ströse, Realgymn.-Lehrer. Dessau. II. Schrift-
führer. | 20. Lebe, Professor. Dessau. |
| 5. Benesemann, Gymnasiallehrer. Zerbst. | 21. Liebetrath, Cand. prob. Köthen. |
| 6. Böttcher, Dr., Oberlehrer. Leipzig. | 22. Luncke, Gymnasiallehrer. Köthen. |
| 7. Diederichs, Dr., Oberlehrer. Halberstadt. | 23. Meyer, Gymnasiallehrer. Zerbst. |
| 8. Eggers, Dr., Oberlehrer. Norden. | 24. Nouvel, Oberlehrer. Köthen. |
| 9. Fischer-Benzon, Oberlehrer. Kiel. | 25. Parow, Dr., Realschullehrer. Halle a/S. |
| 10. Franke, Dr., Oberlehrer. Schleusingen. | 26. Reinicke, Gymnasiallehrer. Köthen. |
| 11. Fricke, Dr. Dessau. | 27. Rößler, Gymnasiallehrer. Hannover. |
| 12. Gerlach, Dr., Oberlehrer. Parchim. | 28. Roth, Realschullehrer. Buxtehude. |
| 13. Hochheim, Dr., Professor. Magdeburg. | 29. Schlundt, Dr., Oberlehrer. Greiz. |
| 14. Hildebrand, Oberlehrer. Zerbst. | 30. Schröder, Dr., Oberlehrer. Halberstadt. |
| 15. Jahn, Realgymnasiallehrer. Mühlhausen. | 31. Schubring, Realgymnasiallehrer. Erfurt. |
| 16. Kellermann, Realschullehrer. Havelberg. | 32. Stoy, Dr., Professor. Jena. |
| | 33. Stoy, Dr., Privatdozent. Jena. |
| | 34. Suchsland, Dr., Oberlehrer. Halle a/S. |
| | 35. Suhle, Dr., Realgymnasialdirektor. Dessau. |
| | 36. Weyhe, Dr., Oberlehrer. Dessau. |

Erste (konstituierende) Sitzung

am 1. Oktober 1884.

Nach Schluß der allgemeinen Sitzung konstituierte sich die Sektion in dem Lehrzimmer des Gymnasiums und Realgymnasiums für Physik.

Professor Dr. Buchbinder (Schulpforta), welchen das Präsidium der Versammlung seiner Zeit ersucht hatte, die Vorbereitungen für die Sektion zu übernehmen, begrüßte die Anwesenden und teilte mit, daß er eine Anzahl Herren, welche bereits auf früheren Versammlungen Vorträge gehalten haben, auch für diese zu gewinnen versucht, daß er

freilich nicht wenig Absagen, aber doch auch mehrere recht erfreuliche Zusagen zu verzeichnen habe, und so stände denn eine Anzahl von Vorträgen in Aussicht, unter denen auch einige freiwillig angeboten seien.

Ferner machte Redner die Anwesenden darauf aufmerksam, daß eine Anzahl recht interessanter Lehrmittel im Versammlungszimmer, sowie in den anstossenden Sälen ausgestellt wären, und auch die Sammlungen des Gymnasiums und des Realgymnasiums würden durch die Güte des Direktors des Realgymnasiums Dr. Suhle den Anwesenden zur Ansicht dargeboten. Redner habe, angeregt durch den Redakteur der Zeitschrift für mathematischen Unterricht J. C. V. Hoffmann in Leipzig, sich mit verschiedenen namhaften Mechanikern in Verbindung gesetzt, um sie zur Ausstellung geeigneter Apparate zu veranlassen. Zwar hätte eine Anzahl Firmen die Beschickung abgelehnt; andererseits seien aber doch auch recht erfreuliche Beiträge eingegangen.

Im Versammlungszimmer waren die von Velhagen & Klasing eingesandten 5stelligen Logarithmentafeln von Greve ausgelegt, sowie in der letzten Sitzung der immerwährende Kalender des Realgymnasiallehrers Schubring aus Erfurt in neuer Auflage; ferner war daseelbst eine Sammlung von elektrischen Apparaten aufgestellt, welche Mechaniker Wesselhöft aus Halle auf Veranlassung des Oberlehrers Dr. Suchland daseelbst eingesandt hatte. Im Nebenzimmer befanden sich die interessanten stereometrischen Modelle des verstorbenen Prof. Dr. Heinze in Köthen, eine recht ansprechende Sammlung von Vorlagen und kleinen Apparaten zu dem angekündigten Vortrage des Oberlehrers Dr. Böttcher aus Leipzig gehörig und meist von Schülern angefertigt, welche durch ihre sinnreiche und einfache Herstellung besonderes Interesse erregten, endlich ein Mangscher Universalapparat, von der Verlagshandlung Ackermann in Weinheim freundlichst zur Verfügung gestellt und durch eine Reihe seiner neuesten Zusatzapparate vom Verfertiger Professor Mang in Baden-Baden vervollständigt. Im anstossenden Saal war das interessanteste Ausstellungsobjekt aufgestellt, nämlich eine reiche Sammlung von optischen und spektralanalytischen Apparaten aus der Werkstatt von Dr. Stöhrer & Sohn in Leipzig, von diesen gütigst hergeschickt, darunter ein großer vollständiger Projektionsapparat. Dazu kamen die reichen und meist sehr instruktiven Sammlungen des Dessauer Gymnasiums und Realgymnasiums in demselben und den benachbarten Räumen, unter denen die prächtigen Steinsäulen aus Leopoldshall und eine Feinsche elektrodynamische Maschine die Aufmerksamkeit immer wieder auf sich lenkten.

Redner teilte endlich noch mit, daß Dr. Israel-Holzwart aus Frankfurt a. M. einen Vortrag über mathematische Geographie für die nächstfolgende Versammlung in sichere Aussicht gestellt, und daß der Direktor des Realgymnasiums in Trier Dr. Dronke, welcher am persönlichen Erscheinen zu seinem Bedauern verhindert sei, den im Tageblatte verzeichneten Antrag eingebracht habe.

Demnächst werden Prof. Dr. Buchbinder (Schulpforta) und Gymnasialdirektor Dr. Gerhard (Eisleben) zum ersten, resp. zweiten Vorsitzenden gewählt. Das Schriftführeramt wird dem Oberlehrer Dr. Pieper (Dessau) und dem Realgymnasiallehrer Ströse (Dessau) übertragen. Hieran schließt sich die Feststellung der Tagesordnung für die vom 2. bis 4. Oktober stattfindenden Sitzungen.

Zweite Sitzung

am 2. Oktober 1884, morgens 8 Uhr.

1) Vortrag des Gymnasiallehrers Lucke (Köthen) über:

'Heinzes Behandlungsweise der geschlossenen geometrischen Gebilde').

Redner berührt kurz sein Zusammenwirken am Gymnasium zu Köthen mit dem am 17. Dezember v. J. verstorbenen Professor Dr. Carl Heinze, dessen Methode die Stereometrie zu lehren von besonderem Interesse sei. Er weist darauf hin, daß er in seinem Vortrage nur die geschlossenen stereometrischen Gebilde behandeln werde und zwar vorzugsweise die Berechnung der Volumina. Die Tendenz von Heinzes Stereometrie ging dahin, a) sämtliche elementarer Behandlung fähigen Körper von einer allgemeinen Form (Simpsonscher Körper) abzuleiten und nach einer Formel zu berechnen, b) durch Einführung der 'Drehung' einer Grundfläche neue Körper zu erzeugen, welche für jeden Drehungswinkel φ nach demselben Gesetz diskutiert werden können.

a) Die verwandten Arbeiten von Koppe, Ligowski, August, Steiner, Wittstein u. s. w., die Simpsonsche Regel für die elementare Stereometrie nutzbar zu machen, werden angedeutet, alsdann geht Redner zu Heinzes Darstellung über. Setzt man beim Simpsonschen Körper, als dessen einfache Formen das Prisma und die Pyramide sich darstellen und nach dem Cavalierischen Principe berechnet werden, die parallelen Grundflächen $= F_0$ und F_2 , die mittlere Durchschnittsfigur $= F_1$, so ergibt sich für den einfachsten Fall des Körpers mit geraden Seitenkanten, das Wittsteinsche Prismatoid, die Richtigkeit der Simpsonschen Formel $J = \frac{1}{3} h (F_0 + 4 F_1 + F_2)$. Aus diesen läßt nun Redner in bekannter Weise die Körper mit krummflüchtigen Grundflächen entstehen und zeigt endlich, daß die Formel auch für Körper mit sphärischen Seitenkanten anwendbar ist. Es folgt nun die Aufstellung der Körper in der sich so ergebenden Reihenfolge.

An einem durchgeführten Beispiele zeigt Redner, wie schnell die Simpsonsche Regel zur Bestimmung des Volumens führt und wie auch sofort die Oberfläche sich finden läßt.

b) Darauf geht er zu Heinzes Methode über, durch Drehung einer Grundfläche neue Formen zu erzeugen. Mit Hilfe dazu bestimmter Modelle führt er am Prisma die Entstehung der Anti-, Para- und Interprismen vor und zeigt, wie mit wachsendem Drehungswinkel Maximum und Minimum des Volumens erreicht und daß alle neuen Formen nach derselben Formel gemessen werden; dann deutet er an, wie auch die übrigen Körper, Pyramide u. s. w. in gleicher Weise sich behandeln lassen und daß, je weiter man fortschreitet, die anfänglichen Schwierigkeiten in der Auffassung bei den Schülern sich immer mehr verlieren. Speziell am Paracylinder zeigt er, daß die Formel des Paraprisma, $J = \frac{1}{3} h g (2 + \cos \varphi)$ ohne weiteres auch für ihn gilt. Schließlich faßt er die Bedeutung der Heinzeschen Stereometrie in folgende Punkte zusammen: sie zeichnet sich aus durch Zusammenfassen fast aller elementaren Körper unter eine Form und die Berechnung ihrer Volumina nach einer Formel, durch die streng systematische Anordnung der Körper, durch das Moment der drehenden Bewegung, wodurch Leben in die starren Massen kommt,

1) Vollständig abgedruckt in Hoffmanns Zeitsch. f. math. Unterr. 1885. XVI, 1. Verhandlungen der 27. Philologenversammlung.

durch die daran sich schließenden Diskussionen, welche eine nützliche und anziehende Beschäftigung für die Schüler bieten, und durch Aufnahme einer Anzahl höherer Körper, die sich leicht in die Formel einfügen. Das Verdienst Heinzes bestehe seinen Vorgängern gegenüber in der streng systematischen Anordnung der stereometrischen Gebilde und darin, daß er die Volumina der von ihm aufgestellten Drehungskörper als Funktionen des Drehungswinkels dargestellt hat.

An der darauffolgenden Diskussion beteiligten sich nicht wenige der Anwesenden. Zwar wurden die hervorgehobenen Vorzüge des Systems nicht in Abrede gestellt, aber es wurden doch Zweifel laut gegen die leichte Anwendbarkeit auf der Schule. Man fürchtete (Buchbinder und andere), daß nach Behandlung der einleitenden Abschnitte über die Lage von Punkten, Geraden und Ebenen im Raume und nach Diskussion des Prismas und der Pyramide, den notwendigen Voraussetzungen für den Simpsonschen Körper, nicht Zeit genug für das System übrig bleiben werde, auch daß die neue Anschauungsweise den Schülern nicht geringe Schwierigkeiten bieten werde. Redner antwortet, Heinze habe Stereometrie in wöchentlich zwei Stunden im Wintersemester behandelt, allerdings sei er über die einleitenden Sätze schnell hinweggegangen, um hernach das System ausführlich vorzutragen.

Ströse (Dessau), ein Schüler Heinzes, äußert sich über die Verständlichkeit dahin, daß, nachdem die Schüler sich einmal an die neue Ausschauungsweise gewöhnt hätten, es ihnen nach seiner Erfahrung nicht schwer geworden wäre, dem Unterrichte zu folgen.

Böttcher (Leipzig) fragt, ob bei dieser Behandlung der Stereometrie noch Zeit für die Kegelschnitte geblieben sei. Redner antwortet, die Kegelschnitte habe Heinze in der Regel nur flüchtig berührt, auf eine ausführliche Behandlung derselben habe er sich nicht eingelassen.

Die Sektion spricht den Wunsch aus, den Vortrag demnächst in der Zeitschrift für math. Unterricht gedruckt zu sehen.

2) Vortrag des Gymnasialdirektors Dr. Gerhardt (Eisleben) über:

‘Die Mathematik auf dem Gymnasium mit Bezug auf die Forderungen in dem Preussischen Regulativ vom 31. März 1882.’

Der Vortrag gliedert sich in zwei Teile: a) was von der Mathematik ist auf dem Gymnasium zu lehren? b) wie ist es zu lehren?!

ad a): Als in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts die Gymnasien organisiert wurden, sei bei den meisten die niedere Mathematik Gegenstand des Unterrichts gewesen. In dieser Zeit lagen die mathematischen Wissenschaften in Deutschland in den Händen der sogenannten kombinatorischen Schule, daher vorzugsweise der arithmetisch-algebraische Teil auf den Gymnasien Berücksichtigung fand. Umfangreiche Formeln, welche sich um den binomischen und polynomischen Lehrsatz gruppieren, bildeten den Kern. In der Geometrie wurden entweder die Elemente Euklids oder dürftige Auszüge daraus zu Grunde gelegt, Stereometrie trieb man nur in geringer Umfange, desgleichen

1) Die nachfolgende Inhaltsangabe in der von dem betr. Sektionsvorstande eingesandten Fassung.

Trigonometrie. Durch das Abiturientenreglement von 1834 wurden die Forderungen, wie weit auf dem Gymnasium Mathematik zu lehren sei, bestimmt formuliert, die so wichtigen Kegelschnitte und die sphärische Trigonometrie fielen weg, der arithmetisch-algebraische Teil blieb im wesentlichen unangetastet. So sei es im Grunde bis auf die neueste Zeit geblieben. Erst der Lehrplan von 1882 habe darü Wandel geschafft, der arithmetisch-algebraische Teil sei beschränkt worden, Kettenbrüche, Kombinationslehre, höhere arithm. Reihen seien beseitigt, dagegen sei es verstattet, sphärische Trigonometrie und Kegelschnitte zu berücksichtigen, leider aber letztere in analytischer Behandlung; mit Recht seien Determinanten, für welche von gewisser Seite so viel gekämpft worden, ausgeschlossen; auch sei auf gewisse Teile der angewandten Arithmetik, wie Versicherungswesen, Wahrscheinlichkeitsrechnung, keine Rücksicht genommen.

Durch die Mathematik solle dem Schüler das Bild einer Wissenschaft vorgeführt werden, dazu gehöre vor allem innerer Zusammenhang. Deshalb stelle er die These:

'Auf dem Gymnasium ist vorzugsweise Geometrie zu lehren, und nur so viel von Arithmetik und Algebra, als zum Verständnis jener notwendig ist'.

Dafs die Geometrie einen höheren Bildungswert als die Arithmetik hat, sei allgemein anerkannt. Werde sie der Hauptteil des mathematischen Unterrichts, werde z. B. auf der obersten Stufe eine Wiederholung und Zusammenfassung des ganzen Gebietes vom Standpunkte des Primaners aus vorgenommen, woran sich dann die Kegelschnitte, aber in synthetischer Behandlung etwa nach Art der Alten anschließen müssen, so erhalte der Schüler ein Bild von dem Zusammenhange einer Wissenschaft.

ad b) Wie gelehrt werden solle, das wolle er nur kurz berühren; er wolle nicht von Methode reden, für die Mathematik sei der Lehrer die Methode; derjenige Lehrer habe die beste Methode, welcher die besten Resultate erziele. Aus der großen Masse des vorliegenden Stoffes wolle er nur einiges hervorheben. Man habe neuerdings vielfach eine Reform des geometrischen Unterrichts angestrebt, es solle z. B. die Teilung von Planimetrie und Stereometrie aufgehoben werden, man wolle sofort mit Konstruktionen im Raume beginnen. Dieser Vorgang sei nicht neu (vgl. Bretschneider, Lehrgebäude der Math. 1844). Es sei nicht zu leugnen, dafs die wissenschaftliche Behandlung der Mathematik diese Reform verlange; ob dies auch pädagogisch ratsam sei, dies sei eine andere Frage; jedenfalls sei der Gegenstand noch nicht genug durchgearbeitet, um im Unterricht verwertet zu werden. Ferner sei man von verschiedenen Seiten dagegen, den wissenschaftlichen Unterricht in der Geometrie von Quarta ab zu beginnen, der Quartaner sei dafür noch nicht reif; vor Tertia solle nur propädeutische Konstruktionslehre genommen werden. Der Wert der letzteren sei nicht zu verkennen, aber sie gehöre nach Quinta. Dafs der Quartaner die Euklidischen Beweise nicht zu fassen vermöge, für die man die wenig geschmackvolle Bezeichnung 'Mäusefallenbeweise' erfunden habe, er wisse nicht wer?, dem könne er nicht zustimmen; durch eine vierzigjährige Praxis sei er vom Gegenteil überzeugt, er spreche sich dafür aus, dafs der systematische Unterricht in der Geometrie in der Quarta zu beginnen habe.

Der Vorsitzende weist zur Orientierung darauf hin, dafs nach dem neuen Reglement die Kombinationslehre, mittelst deren ja meist der binomische Satz abgeleitet werde, vom Gymnasium nicht ausgeschlossen sei, also auch nicht die Wahrscheinlichkeits-

rechnung und Verwandtes. Sonst stimme er dem Redner zu, daß der geometrische Unterricht namentlich auf der obersten Stufe zu bevorzugen sei, wemgleich er Arithmetik und Algebra nicht so beschränkt sehen möchte wie jener. Auch bezüglich des Zwecks des mathematischen Unterrichts auf dem Gymnasium könne man abweichender Ansicht sein.

v. Fischer-Benzon (Kiel) erwähnt, der Name 'Mäusefallenbeweise' stamme von Schopenhauer. Dieser rede zweimal davon in seinem Werke 'die Welt als Wille und Vorstellung'; er moquiere sich dabei über diese Art von Beweisen, was ihn jedoch nicht hindere, später die Deckungsmethode selbst anzuwenden.

Von anderer Seite wird bemerkt, Traugott Müller habe in seinem Buche 'die Ergebnisse der Steinerschen Methode für die Schule' vorgeschlagen, den Unterricht in der Geometrie mit räumlichen Betrachtungen zu beginnen. In Bezug auf die Kombinationslehre entspinnt sich eine lebhaftere Debatte zwischen dem Vortragenden und Suchsland (Halle), welcher für Beibehaltung derselben spricht; ihm schließt sich Roth (Buxtehude) an. Schubring (Erfurt) ist gegen den Beginn der systematischen Geometrie in Quarta; er hat bei den Schülern Schwierigkeiten der Auffassung gefunden.

Gerlach (Parchim) schlägt vor, um Klarheit in die Debatte zu bringen, daß die einzelnen Gebiete der Mathematik durchgegangen und kurz darüber abgestimmt wird, ob sie in den Lehrplan gehören oder nicht.

Der Vorsitzende fürchtet, daß dies sich nicht ohne weitführende Diskussionen erledigen lasse. Die Sektion lehnt den Vorschlag ab, ebenso auf Antrag Stoy's (Jena) eine Abstimmung über Gerhardt's These.

(Schluß 10 Uhr.)

Dritte Sitzung

am 3. Oktober 1884, morgens 8 Uhr.

1) Vorführung des Mangschen Universalapparats¹⁾ durch Realschullehrer Dr. Parow (Halle).

Einleitend bemerkt der Vortragende, die mathematische Geographie nehme unter den Disciplinen der Naturlehre mit Recht einen hervorragenden Platz ein. Als interessanteste Anwendung der Mathematik sei sie besonders geeignet zur Verstandesbildung, und rege zugleich durch den fortwährenden Hinweis auf die Größe des Universums und seine Gesetze das Gemüt der Jugend mächtig an. Leider seien früher die Bemühungen um dies Unterrichtsfach nicht selten an der Schwierigkeit gescheitert, die vielfach entwickelten räumlichen Beziehungen den Schülern zum rechten Verständnis zu bringen; seitdem man jedoch in den Besitz guter Anschauungsmittel gelangt sei, könne diese Schwierigkeit als überwunden betrachtet werden, und in dieser Beziehung verdiene der Mangsche Apparat wohl vor den übrigen den Vorzug.

Die sonstigen im Gebrauche befindlichen Apparate ließen sich in zwei Gruppen teilen. Zur Versinnlichung der wirklichen Bewegung der Himmelskörper dienten die Tellurien

1) Derselbe war im Sitzungszimmer aufgestellt.

resp. Planetarien, zur Darstellung der scheinbaren die Himmelsgloben. Die ersteren seien zu verwickelt konstruiert, zumal wenn sie mit allerhand Räderwerk verbunden wären, wodurch die Aufmerksamkeit der Schüler vom Wesentlichen abgelenkt würde, und andererseits sei es fehlerhaft, daß sie dem Schüler die Bewegung der Gestirne nur nach dem heutigen Systeme vermittelten, ohne ihm zu zeigen, daß jede andere Annahme unstatthaft sei. Die Himmelsgloben wiederum seien einmal zu klein, um die Gestirne und ihre Bewegungen deutlich zu zeigen, und dann geben sie diese in umgekehrter Folge, als wie sie der Beobachter am Himmel erblickt. Wenn so das Tellurium nur für die wirklichen und der Globus nur für die scheinbaren Bewegungen passe, so fehle die Möglichkeit mittelst dieser Instrumente darzustellen, wie aus der einen die andere Bewegung folge. Diese Fehler seien am Mangschen Apparate vermieden; an ihm könne man, für viele Schüler zugleich sichtbar, sowohl die scheinbaren als die wirklichen Bewegungen der Gestirne darstellen und beide Arten der Bewegung aus einander herleiten; auch könne man den Apparat so zerlegen, daß immer nur diejenigen Teile angebracht würden, die gerade zur Betrachtung erforderlich wären, so daß die Aufmerksamkeit der Schüler nicht abgelenkt werde. Nach des Redners Erfahrungen hat sich der Apparat in jeder Beziehung bewährt. Darauf geht er zur Vorführung desselben über. Er stellt zunächst die scheinbaren Bewegungen dar. a) Erdglobus mit Horizont, der für jeden Ort der Erde eingestellt werden kann, zur Erläuterung der astronomisch-geographischen Vorbegriffe; b) Himmelskugel mit sämtlichen Sternen erster Größe und den wichtigsten Sternbildern. Die tägliche Bewegung des Himmelsgewölbes kann für jeden beliebigen Horizont dargestellt werden. Da die Kugelfläche der Sphäre nur durch einige Kreise markiert, im übrigen aber offen ist, so kann der Beschauer durch sie hindurchblickend alle Bewegungen vor sich gehen sehen, wie der Beobachter am Himmel sie erblickt. Mit Hilfe eines mit Gradeinteilung versehenen Meridians¹⁾ und eines Stundenkreises lassen sich alle Aufgaben über die Aufgangszeiten und Örter, über die Kulmination und Höhe der Gestirne praktisch und genau lösen. c) Im südlichen Ekliptikpol wird der Sonnenhalter eingesetzt und dann die jährliche Bewegung der Sonne um die Erde dargestellt. d) Am nördlichen Ekliptikpol wird der Mondhalter mit der höchst sinnreichen einfachen Quotenvorrichtung angeschraubt und die Eigenbewegung des Mondes gezeigt. Daraus ergeben sich unmittelbar die Mondphasen, welche am Apparat dadurch sichtbar werden, daß der Mond an seinem Halter drehbar ist, so daß die vernickelte Hälfte als beleuchteter Teil der Sonne zu, die andere schwarz lackierte Hälfte von der Sonne abgewendet wird.

Es folgt die Darstellung der wirklichen Bewegungen. a) An dem Tellurium mit kurzem Erdausatz innerhalb der Sphäre zeigt sich die scheinbare jährliche Bewegung der Sonne als natürliche Folge der wirklichen Bewegung der Erde. b) Nach Entfernung der Sphäre wird der größeren Deutlichkeit halber durch einen längeren Erdausatz eine weitere Entfernung zwischen Erde und Sonne hergestellt und durch den Versuch mit einer zur Ekliptik senkrechten, dann mit einer in ihr liegenden und endlich mit einer zur Ekliptik richtig geneigten, aber noch nicht sich stetig parallelen Erdachse die Unhaltbarkeit aller

1) In der dritten Auflage ist statt der früheren beweglichen südlichen Meridianhälfte, welche man nach Bedürfnis anbringen oder entfernen konnte, ein voller fester Meridiankreis angebracht, durch welchen die Handlichkeit des Apparates gegen früher nach dem Urteil des Vortragenden wesentlich beeinträchtigt erscheint.

dieser Annahmen dem Beschauer unmittelbar deutlich gemacht. Darauf folgt mit richtiger Achsenstellung die Darstellung der Tages- und Jahreszeiten mit dem Vortheile, dafs, wenn man auf Anwendung der Sonnenkerze verzichten mufs, durch einen besonders, um die Erde herum gelegten, selbst feststehenden, der Erde aber ihre Beweglichkeit lassenden 'Lichterling' man die Grenze zwischen der beleuchteten und dunkeln Erdhülle leicht zeigen kann. c) Um die Erdkugel des Telluriums drehbar, wird dann eine mit Knotenzeigern versehene Mondkugel im brauchbaren Grofsenverhaltnis angebracht, so dafs die Lehre von den Finsternissen in exakter Weise abgehandelt werden kann; es zeigt sich sowohl der Fall der totalen und partialen Finsternisse, wie auch der des Ausbleibens derselben je nach der Knotenlage.

Der Vortragende macht schliefslich noch darauf aufmerksam, dafs aufer den genannten Teilen des Apparates noch Vorrichtungen vorhanden seien zur Darstellung sowohl der scheinbaren Bewegung der Planeten an der Sphure, als auch ihrer wirklichen am Tellurium, welches dadurch zum Planetarium werde, ebenso auch zur Darstellung der Rückwärtsbewegung des Frühlingspunktes sowohl an der Sphure wie am Tellurium, so dafs das Instrument mit vollem Rechte als Universalapparat zu bezeichnen sei.

Bei der folgenden Besprechung weist Böttcher (Leipzig) darauf hin, dafs man im Zimmer an der Decke mittelst der Lampe die auf der Sphure angebrachten Sterne anschaulich projicieren könne.

Nouvel (Köthen): Der Apparat lasse noch viel mehr Demonstrationen zu, als der Vortragende bei der Kürze der Zeit habe andeuten können.

Parow (Halle) betont wiederholt bezuglich der leichten Handhabung des Apparates, dafs, was er heute während des Vortrags an demselben nicht ohne einen gewissen Zeitaufwand fortwährend habe ändern müssen, während des Gebrauchs im Unterrichte sich immer für jede Stunde vor Beginn derselben mit grofter Leichtigkeit herstellen lasse.

2) Antrag des Realgymn.-Direktor Dr. Dronke (Trier):

'Die mathematische Sektion beschliefsst, eine Kommission von fünf Mitgliedern mit dem Rechte der weiteren Kooptation zu ernennen, welche der nächsten Versammlung geeignete Vorschläge zu einer einheitlichen Schreibweise in der Algebra und Analysis, sowie zu einer einheitlichen Bezeichnungsweise in der Geometrie machen soll'.

Da der Antragsteller nicht zugegen ist, so verliest der Vorsitzende einen Brief desselben vom 13. Sept. d. J., worin er seinen Antrag anmeldet. Zur Begründung findet sich darin folgendes: 'Eine Motivierung ist eigentlich für jeden Lehrer, der die Misere kennt, die aus der Verschiedenheit der Schreib- oder Bezeichnungsweise kommt, nicht nötig. — Schreibt man doch noch $2 = \text{num. lg } 2$, sonst $2 = \text{num. log. } 0,30103$ oder $2 = \text{num. (lg } 0,30103 \text{ u. s. w.)}$. — Polardreikant bezeichnet fast in jedem Lehrbuche etwas anderes. Fast jeder Quartaner bezeichnet die Winkel an 2 Paar von einer dritten geschnittenen Parallelen anders u. s. w.'

Schubring (Erfurt): Es schein niemand Lust zu haben, in die Kommission zu treten. Unter diesen Umständen dürfte eine weitere Besprechung unfruchtbar sein; man solle daher den Antragsteller ersuchen, seine Vorschläge auszuarbeiten und der nächsten Versammlung vorzulegen.

Suhle (Dessau) wünscht, daß die Angelegenheit nicht so kurzer Hand abgemacht werde; die von Dronke erwähnten Übelstände seien in der That vorhanden; er sei dafür, die Kommission zu wählen.

Gerhardt (Eisleben) stimmt Schubring zu. In die Kommission könne man doch nur Notabilitäten wählen, sonst hätte die Sache keinen Erfolg.

Suhle (Dessau): Ein einzelner könne die Aufgabe nicht lösen; daher sei eine Kommission erforderlich, welche die Vorlagen ausarbeite.

Schubring (Erfurt): Der Antragsteller könne sich mit Redakteur Hoffmann in Verbindung setzen, damit seine Vorschläge in der betr. Zeitschrift veröffentlicht würden und so vor der nächsten Versammlung zur Besprechung kämen.

Suhle (Dessau): Der Vorsitzende möge mit Dronke und andern geeigneten Personen in Verbindung treten.

Der Vorsitzende: Die Frage sei gestern abend bereits bei der geselligen Vereinigung¹⁾ der Sektionsmitglieder mehrfach besprochen worden, und es habe sich allerdings keine Neigung gezeigt, die Kommission zu wählen. Es sei dies ja auch natürllich; denn Versammlungen, wie die unsrige, hätten immer eine etwas lokale Färbung; hier seien vorzugsweise Norddeutsche vertreten, Süddeutsche fast gar nicht. Im Süden würden diese überwiegen; auch sei das von Gerhardt erwähnte Moment von Wichtigkeit. So könne man wohl schwerlich die Kommission aus der hiesigen Versammlung wählen, Abwesende aber zu Mitgliedern zu ernennen, halte er für mißlich, da man nicht wisse, ob sie die Wahl annehmen würden. Was den Vorschlag Suhles anlange, so müsse er seinerseits zunächst danken, da er jetzt nicht wisse, ob ihm die erforderliche Zeit übrig bleiben werde, die Sache mit Dronke zusammen zu betreiben.

Roth (Buxtehude): Man dürfe sich kaum Erfolg von einem einseitigen Vorgehen versprechen, jedenfalls seien doch die Universitäten mit heranzuziehen.

Gerhardt (Eisleben) ist für Ablehnung der Wahl einer Kommission, möchte aber vermieden sehen, daß der Antrag unberücksichtigt bleibt; er schlägt deshalb vor, die Versammlung solle sich mit der Tendenz des Antrags einverstanden erklären; Antragsteller aber möge selbst erst Vorschläge machen und diese entweder in der Hoffmannschen Zeitschrift publizieren oder der nächsten Versammlung vorlegen.

Darauf wird folgender Beschlufs gefaßt: 'Unter Anerkennung der Tendenz des Antrags soll Direktor Dronke ersucht werden, bestimmte Vorschläge zu machen und in geeigneter Weise zu veröffentlichen'.

3) Antrag des Oberlehrers Nouvel (Köthen):

'In den mathematischen Unterricht ist eine allgemeine Definition von 'Produkt' und 'Potenz' bereits beim Beginn der betreffenden Partien einzuführen'.

Hierauf erhält das Wort Oberlehrer Nouvel zur Begründung seines Antrags (Nr. 4 der Tagesordnung).

Nouvel (Köthen): Die bisher gebräuchlichen oder doch noch in vielen Lehrbüchern vorkommenden Definitionen von 'Produkt' — eine Summe von gleichen Summanden — und 'Potenz' — ein Produkt von gleichen Faktoren — seien als 'allgemeine' fallen zu lassen und durch andere, allgemein gültige zu ersetzen. Die alte Definition von Produkt

1) Dieselben waren mehrseitig für die freien Abende angeregt worden.

habe nur Sinn, wenn der Multiplikator eine ganze positive Zahl sei; die Regel von der Vertauschbarkeit des Multiplikand und Multiplikators könne man alsdann auch nur unter dieser Voraussetzung beweisen; die Produkte von negativen Zahlen oder von Brüchen müßten, wenn jene Definition an der Spitze stehe, als neue Begriffe eingeführt werden, und dann sei jene Definition eben keine allgemeine mehr. Stelle man dagegen als allgemeine Definition auf: 'Das Produkt zweier Zahlen ist die Zahl, welche so aus dem Multiplikand entsteht, wie der Multiplikator aus Eins', so lassen sich die Produkte aller beliebigen Zahlen daraus ableiten und die zugehörigen Regeln beweisen. Da diese Ableitung schon in verschiedenen Lehrbüchern der Arithmetik durchgeführt sei, z. B. in dem Leitfaden für den Unterricht in der Arithmetik des Mitgliedes der Sektion, Realgymn.-Direktors Dr. Suhle (Dessau), so glaube Redner auf eine weitere Darlegung verzichten zu können.

Ähnlich verhalte es sich mit der alten Definition von 'Potenz'; auch sie habe nur unter der angeführten Beschränkung des Exponenten Gültigkeit. Sei dieser Null, eine negative oder gebrochene Zahl, so könne man aus dieser Definition keine der hierher gehörigen Formeln beweisen, sondern müsse diese als neue willkürliche Annahmen hinzufügen. Auch hier vermeide man alle Schwierigkeiten und könne alle Regeln beweisen, wenn man wie folgt verfare. 'Wenn m und n positive ganze Zahlen sind, so ist $a^m \cdot a^n = a^{m+n}$ und wenn außerdem $m > n$, so ist $a^m : a^n = a^{m-n}$. Der Inhalt dieser beiden Formeln auf alle möglichen Zahlen als Exponenten angewandt giebt folgende Definition: Potenzen derselben Basis sind Zahlen, die so auseinander durch Multiplikation, resp. Division entstehen, wie ihre Exponenten aus einander durch Addition resp. Subtraktion entstehen; und da hier notwendig schon eine Potenz bekannt sein muß, so sei noch hinzuzufügen: 'Unter der Potenz mit dem Exponenten 1 versteht man die Basis selbst.' Diese Definition komme, wenn auch bisweilen in anderer Fassung, schon in einigen Lehrbüchern vor, wie z. B. in dem oben genannten Leitfaden von Suhle. Da sie wohl weniger bekannt sein dürfte, als die vom Produkt, so habe Redner geru die Entwicklung aller Formeln der Potenz- und Wurzelrechnung durchführen wollen, wüsse jedoch wegen Kürze der Zeit darauf verzichten. Dagegen füge er noch hinzu, wie er sich die Behandlung der Arithmetik in der Schule denke.

Zunächst erscheine bei der Summe der besondere Fall, dafs die Summanden einander gleich seien. Eine solche Summe erhalte den Namen Produkt, aber nicht umgekehrt als Definition. Mit dieser Summe von gleichen Summanden operiere man nun so lange, bis man auf einen Fall stofse, wo es nicht weiter gehe. Dann erst werde die allgemeine Definition gegeben, und nun leite man alle Regeln, auch die zuerst für den spezielleren Fall bewiesenen allgemein ab. In derselben Weise verfare man bei der Potenz. Um die allgemeine Definition geben zu können, müßten die Regeln $a^m \cdot a^n = a^{m+n}$ und $a^m : a^n = a^{m-n}$ schon bewiesen sein, natürlich nur für ganze positive Exponenten und die letztere für $m > n$. Außerdem beweise man noch unter gleicher Einschränkung $(a^m)^n = a^{m \cdot n}$, $(ab)^n = a^n \cdot b^n$ u. s. w. Dann folge bei der ersten Schwierigkeit die allgemeine Definition und daraus der Aufbau des ganzen Systems. Redner habe nach seiner Erfahrung diese Art des Vorgehens nicht zu schwierig für die Schüler gefunden.

Gerlach (Parchim) findet eine Unklarheit in dem Ausdruck: 'Wie der Multiplikator aus Eins'; wie entstehe dann -6 aus Eins?

Suhle (Dessau) ergänzt: Wie der Multiplikator aus Eins 'durch Addition' entsteht.

Es wird die Frage aufgeworfen, seit wann diese Definitionen im Gebrauch seien und von wem sie herrühren. Rößler (Hannover) ist der Ansicht, man solle dem Schüler zu Anfang nur das Einfachste bieten; daher sei mit der alten Definition zu beginnen, und nach und nach sei sie zu erweitern. So viel er wisse, stamme die Definition von Wittstein. Böttcher (Leipzig) dagegen schreibt sie Dirichlet zu.

Der Vorsitzende erwähnt, daß die Definition von Produkt ihm zuerst im Lehrbuche der Arithmetik von Wiegand (Halle, 1844) entgegengetreten sei.

Parow (Halle) hält diese Definitionen für zu abstrakt und deshalb vom pädagogischen Standpunkte aus für nicht brauchbar; auch er, wie mehrere andere, will auf der ersten Stufe mit der einfachen Definition begonnen und sie erst allmählich erweitert wissen.

Schubring (Erfurt) findet manches unklar in den Ausführungen Nouveis, er spreche von Beweisen sämtlicher Regeln, $a^0 = 1$ könne man doch nicht beweisen.

Ströse (Dessau) erwähnt, daß er in III^B zwei Jahre mit Erfolg die allgemeine Definition vom Produkt zu Grunde gelegt habe, sie sei den Schülern nicht unverständlich erschienen.

Rößler (Hannover) hält für wichtig, so vorzugehen, wie die Rechnungsarten sich historisch fester entwickelt haben.

Gerlach (Parchim): Man gehe von der Potenz als einem Produkte aus. Kommt man dann zu Potenzen mit negativem und gebrochenem Exponenten, so frage der Schüler natürlich, wie dies mit der Definition zusammenpasse, daher müsse am Schluß eine allgemeine Definition angefügt werden.

Böttcher (Leipzig) erkennt das Bedürfnis allgemeiner Definitionen an.

Es wird Schluß der Debatte gewünscht und gleichzeitig der Verzicht auf eine Abstimmung.

Der Antragsteller modifiziert nunmehr seine These dahin: Es sei von der alten Definition auszugehen und erst später die allgemeine zu geben.

Mit geringer Mehrheit beschließt die Sektion, über diese These abzustimmen. Hierauf werden die Definitionen von Produkt und Potenz, wie sie der Antragsteller formuliert hat, einzeln mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt.

(Schluß 10 Uhr.)

Vierte Sitzung

am 4. Oktober 1884, morgens 8 Uhr.

Vor dem Eintritt in die Tagesordnung zeigt der Vorsitzende an, daß gestern nach Schluß der allgemeinen Sitzung ihm eine Reihe Thesen über die Ausbildung der Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften vom Redakteur J. C. V. Hoffmann (Leipzig) zugegangen seien und zwar in zwei Fassungen. Die eine (gedruckte¹⁾ betreffe die Ausbildung an Hochschulen u. s. w. mit teilweiser Berücksichtigung anderer Lehrergattungen, besonders der Lehrer für neuere Sprachen, und enthalte 11 Sätze; die andere über denselben Gegenstand, aber in kürzerer Fassung, laute wie folgt:

1) In der Zeitschrift für math. Unterricht V, 7.
Verhandlungen der 57. Philologenversammlung.

1) 'Die gegenwärtige Ausbildung der Lehrer für höhere Schulen, insbesondere der Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften ist ungenügend und bedarf der Reform'.

2) 'Die Lehrer an höheren Schulen sind künftig an Hochschulseminaren auszubilden, d. h. Universitätsinstituten, welche organisch mit einer Übungsschule verbunden sind. Die Übungsschule ('höhere Seminarschule') ist die unerläßliche Bedingung eines Hochschulseminars. Der Direktor desselben ist zugleich Professor der Pädagogik an der Universität, und die Lehrer an der Übungsschule als einer Mutterschule seien die bestmöglichen. Wegen der Verschiedenheit der Lehrrergattungen soll die höhere Seminarschule ein Simultangymnasium (Gymnasium mit Realgymnasium verbunden) mit gemeinsamer Caterbau sei'.

3) 'Die theoretische Ausbildung der höhern Lehrer ist eine fachwissenschaftliche und eine pädagogische. Sie wird vermittelt durch Vorlesungen und Übungen in wissenschaftlichen Seminaren. Ihre Dauer ist wegen der Weite des wissenschaftlichen Gebietes auf vier Jahre festzustellen'.

4) 'Die wissenschaftliche Ausbildung des math.-naturw. Lehrers insbesondere darf nicht exklusiv theoretisch, sondern muß theoretisch-praktisch sein. Sie ist nicht zu verwechseln und zu vermischen mit der Ausbildung akademischer Dozenten. Ihre Lehrziele sind durch Regulativ genau festzustellen und dürfen nicht überschritten werden'.

5) 'Zur theoretisch-praktischen Ausbildung des math.-naturw. Lehrers gehört außer den wissenschaftlichen Vorlesungen noch gründliche Unterweisung in a) Zeichnen, b) Schulerperimentieren, c) astronomischen und geodätischen Beobachten (für die Lehrer der Geographie), d) im mikroskopischen Beobachten (für die Lehrer der Naturgeschichte), e) in Exkursionstechnik'.

6) Wegen der Konzentration (oder Vermeidung der Zersplitterung) der Lehrkräfte empfiehlt es sich, daß jeder Lehrer ein Hauptfach und zwei Nebenfächer wähle. Die Fakultas fürs Hauptfach berechtigt zum Unterricht in den obern Klassen, die fürs Nebenfach nur für die untern Klassen (incl. IIb). Folgende Fachgruppen dürfen sich empfehlen.

Hauptfach:	Nebenfächer:	Hauptfach:	Nebenfächer:
Mathematik	Physik, Chemie	Naturgeschichte	Geographie, Chemie
Physik	Mathematik, Chemie	Geographie	Naturgesch., Mathem.'
Chemie	Physik, Mathematik		

7) 'Die theoretisch-praktische Ausbildung wird abgeschlossen mit einem wissenschaftlichen Examen (im 8. Semester). Die gegenwärtige Kumulation der Prüfungen muß einer stufenweisen Ablegung derselben weichen (wie bei den Medizinern). Das wissenschaftliche Zeugnis spricht nur die wissenschaftliche (nicht pädagogische) Lehrbefähigung aus.

8) 'Der examinierte Lehramtskandidat erwirbt die praktisch-pädagogische Ausbildung im 5. Jahre, statt wie gegenwärtig im Probejahre, in der höhern Seminarschule. Die Überführung in die Praxis erfolgt hier allmählich ohne die gegenwärtig bestehende Kluft. Materiell erleichtert wird dem Praktikanten dieser Kursus durch Stipendien und Honorare für erteilten Unterricht an der Seminarschule'.

9) 'Die praktische Ausbildung wird durch das Examen *pro facultate docendi* abgeschlossen. Das Zeugnis dafür bildet mit dem Zeugnis *pro litteris* das Staatsprüfungszeugnis'.

10) 'Das Staatsprüfungszeugnis berechtigt zur provisorischen Übernahme eines höhern Lehramts mit Gehalt. Ein ständiges Lehramt ist erst nach dieser Zeit zu erwerben'.

11) 'Zur weitern wissenschaftlichen und pädagogischen Ausbildung sind wissenschaftliche Reisen höchst wünschenswert, für die Lehrer der Geographie notwendig. Daher sind vom Staate Reise-stipendien zu gründen'.

Bei der vorgerückten Zeit wird auf eine Vorlesung verzichtet, da der Gegenstand doch nicht mehr zur Verhandlung kommen kann.

1) Vortrag des Oberlehrers Dr. Böttcher (Leipzig) über:

'Die Beobachtung des Sonnenlaufs durch die Schüler'.

Meine hochgeehrten Herren!

Sie haben mir gestattet, vom Beobachten des Sonnenlaufs durch die Schüler unserer höheren Schulen einiges Ihnen mitzuteilen. Schon dieser Titel verrät, wie ich

nich hierbei ganz auf den frühesten kindlichen Standpunkt, den der Ptolemäischen Weltanschauung, stelle. Freilich wird da von den noch fehlenden 5 Integrationen zum Problem der drei Körper keine Rede sein. Dennoch glaube ich in Ihrem Kreise, meine Herren, der Entschuldigung nicht zu bedürfen, weil die ganze Sache eine gar zu einfache sei. Denn aus Ihren Erfahrungen heraus wissen Sie so gut wie ich und besser, daß gerade das Einfachste durchaus nicht das Leichteste ist, und jedenfalls ganz besondere Beachtung erheischt.

Sehon als Primaner ward ich beim Privatunterrichte eines sehr geweckten Knaben einmal im Innersten ersebrückt durch eine Antwort auf meine Frage, wo denn mittags die Sonne stehe? „Über unsern Köpfen“ war die blitzschnelle Antwort — die ihm irgendjemand eingelernt hatte. Um sicher zu gehen, sagte ich: zeig mal, wo? und er hob seinen Arm und zeigte stracks zum Scheitelpunkt.

Welch eine tiefbetäubende Abkehr von der lebendigen Natur und ihrer Betrachtung! Dafs sie nicht vereinzelt dasteht, bestätigt mir u. a. Dr. Finger in seiner überaus ausregenden Heimatkunde von 1844.¹⁾ Die Rede: das weiß ja jedes Kind, trifft eben nicht die Wahrheit. Auch die Schüler unserer höheren Bildungsanstalten wissens oft nicht, wenigstens nicht aus eigenem vielfältigem Erlebnis. Ja, es ist den Kindern unsrer Zeit und unsres Landstrichs, vollends den Städtern, nicht einmal groß übel zu nehmen. Mitten zwischen hohen Häusern und in zerstreuemdew Gethühl, im Qualm der Städte und nordischem Novembernebel sehen sie wenig vom Himmel, einen freien Horizont fast nie.

Um so mehr thut's not, daß der erziehlche Unterricht hier kräftig eingreift, die Schüler lehrt, voreerst alle papierne Weisheit fahren zu lassen und den eignen Augen zu trauen. Humboldt schreibt in einem Briefe: „Durch ein wenig eignes Beobachten werden Sie mehr lernen als durch alle Vorlesungen.“ Er und Goethe, Pestalozzi, alle neuen Pädagogiker werden nicht müde, diese selbe Mahnung zu wiederholen. So auch, wenn vom Gang der Gestirne der Zögling sich eine Überzeugung selber erarbeiten will, ist es unerläßlich, daß er auch wirklih von vorn anfängt, d. h. mit dem natürlichen Schein, genau wie es das naive Altertum gethan. Statt dessen sind unsre Schüler von 8, 9 Jahren — kaum daß sie Roggen von Gerste unterscheiden können — schon völlig gewöhnt an die hohlen Deklamationen: die Erde ist eine Kugel, schwebt im Weltraum, dreht sich um, läuft um die Sonne. Man redet davon, nicht als ob's unsere Erde wäre hier unter unsern Füßen, unsere Sonne oben am Himmel — sondern wie von ganz fernem freuden Gegenständen. Vom Primaner (allerspätestens!) muß durchaus die Rückkehr aus solchem Dogmatismus gefordert werden. Allein sie fällt mittelbegabten Schülern unsäglich schwer.²⁾ Denn nicht genug, daß sie keine persönliche Überzeugung von alledem mitbringen: sie fühlen auch, was das böseste ist, gar kein Verlangen nach einer solchen. Wozu auch? „Das weiß ja jeder Gebildete,“ sagt man, schon mit Stolz. Es war so wohlfeil seinerzeit, über den Pastor Knak und sein Sonnenschieben selbstgefällig zu lachen. Aber wie viele wohl von den „gebildeten“ Lachern hätten bei einer ernstlichen Frage an sie selber Stand gehalten und Rechenschaft geben können?

Drum als ich vor etwa 9 Jahren, erst im Privatunterricht, dann auf meine Bitte

1) Dr. F. A. Finger, Heimatkunde, 6. Aufl. 1880. Berlin, Weidmann, S. 7 und 8.

2) Vgl. auch Finger a. a. O. S. 60: 'Am wenigsten zufrieden waren wir mit Solchen, denen schon zu viel Unverständenes eingelernt war; bei Solchen dauert es lange, bis sie mit Lust zu diesem Einfachen zurückkehren; aber es geht doch endlich.'

im Klassenunterrichte an unserm Leipziger Realgymnasium 1stündig in beiden Primen, die mathematische Geographie zu lehren anfang, fragte ich mich in erster Linie, was alles die Schüler am Himmel selber finden könnten, ohne Kalender, ohne Lehrbuch, auch ohne kunstreiche Instrumente.

Auch nach litterarischen Hilfen sah ich mich um, doch großs war die Ausbeute eben nicht. Denn die schätzbaren Darstellungen für weitere Kreise aus der Feder hervorragender Gelehrter, z. B. von Arago¹⁾, von Quetelet²⁾ denken sich als Publikum doch nur völlig receptive Leser. Nur Delambres *Abrégé d'Astronomie*³⁾ schlägt im Anfang des Buchs einen sehr hübschen heuristischen Gang ein, verläßt aber gleich nach den ersten Seiten diesen Weg. Und die trefflichen Lehrbücher von Weiler, von Jochmann-Hermes, Reis und vielen andern, vor allem aber die ausgezeichnete Astronomische Geographie von Martus setzen wenigstens einige Vertrautheit mit den Himmelserscheinungen schon voraus. Andererseits Diesterwegs bahnbrechendes und noch immer wichtiges Werk und ebenso Wetzels verdienstliche Himmelskunde nehmen allzuwenig Geometrie in Anspruch. Gleichwohl aber wird man an höhern Schulen nicht gern verzichten auf Verwertung einiger Kenntnisse aus der Kegelschnittslehre und an Realgymnasien namentlich nicht auf die belebende Darstellende Geometrie.

Wenn Sie mir nun erlauben, so möchte ich Ihnen diesen Eingangsunterricht im Umriss vorführen, wie ich ihn mir zurecht gelegt babe. (Gleichzeitig war eine Auswahl einschlägiger Schülerarbeiten ausgestellt, lediglich zum Beleg dafür, wie viel fröhlichen persönlichen Anteil die Schüler dem Gegenstande entgegenbringen; denn alle die vorgelegten Opuscula waren freiwillige Hausarbeiten.)

I. Der Lauf der Sonne allein,

ohne Rücksicht auf die Sterne. Als bekannt angenommen wird vorerst nichts, gar nichts als was die Natur selber und unmittelbar giebt. Insbesondere also keine Weltachse (die man eben erst kennen lernen will), keine feste Himmelsgegend. Daber bleibt nichts übrig, als einerseits die horizontale Stellung des Bodens unter unsern Füßen, genauer: die Stellung des Wasserspiegels im Teich (oder im Tintenfaß), und andererseits die Richtung des ruhenden Lots. Dafs diese beiden zu einander winkelrecht sind und folglich die eine aus der andern hervorgeht, wird auf dieser Lehrstufe empirisch hingenommen.



Um nun den Lauf der Sonne zu verfolgen, brauchen wir nicht in die blendende Scheibe hineinzublicken. Sie zeichnet uns vielmehr ihren Weg selber auf mittelst der Schatten. So sind wir mit Notwendigkeit hingedrängt zum Gnomon des Anaximander (6 Jahrh. vor Chr.). Er ist nichts weiter als ein vertikaler Stab, welcher Schatten wirft auf eine wasserrechte Ebene.

Als Schattenwerfer darf vor allem derjenige nicht beiseit gelassen werden, welcher dem lieben Ich am nächsten liegt, ich meine den eignen aufrecht stehenden Leib. Seine

1) *A.*, *Leçons d'Astr.*, Paris 1835.

2) *Qu.*, *Elém. d'Astr.*, 3. Aufl. Paris 1847.

3) *D.*, *Abrégé d'Astr.*, Paris 1813.

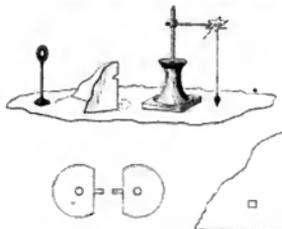
eigne Leibeshöhe und (als Maß) die eigne Fußlänge möge jeder Schüler wissen, und, indem er die einfachste Anwendung von tangens macht, hat er im Augenblick die Höhe des Sonnenstands.

Weiter bieten sich für Beobachtungen in der Schule und zu Haus: Tannenstämme, Türme, Häuserkanten, Simsecken am Schulgebäude¹⁾ und ihr Schatten im Schulhof, allerlei Pfähle; ferner, auf dem Tisch zu gebrauchen, alles was sich gut senkrecht stellen läßt: Kästchen mit scharfen Kanten, die metallnen Träger für Magnetnadeln, die Ölkännchen der Nähmaschinen u. s. w. u. s. w.

Unter sonst gleichen Umständen erzielt man um so genauere Resultate, je mehr man diejenige Gewohnheit der alten Völker annimmt, durch welche diese den Mangel feinerer Instrumente einigermassen ersetzten²⁾, nämlich je höher man den schattenwerfenden Körper wählt.

Den Übelstand ferner, daß die Stabspitze immer nur einen verschwommenen Schatten liefert, beseitigt aufs beste das Verfahren, welches schon im Ausgang des 15. Jahrh. Paolo Toscanelli anwandte bei seinem berühmten Sonnenweiser an der Kathedrale zu Florenz. Es wird nämlich einfach die Spitze des Stabes ersetzt durch

ein Scheibchen mit einem Loch in der Mitte. Dieses Loch möge das Auge heißen. Scheint durch dieses die Sonne, so kommt am Boden ein elliptisches Bildchen, dessen Mitte sich recht scharf bestimmen läßt. Ein steifes Blatt, rechtwinkelig gebrochen, mit kleinem Ausschnitt an der Bruchkante, thut gute Dienste. Mit dem Ständer sodann, der in nebenstehender Figur abgebildet ist, haben unsre Schüler im Schulhof viel beobachtet. Die Sonnenbilder den Tag über wurden in den Zwischenstunden nachgezeichnet auf einer kräftigen polierten Schieferplatte von 90 cm Länge.



Die drei Pfähle, auf denen sie in Tischhöhe ruhte, hatte ein Schüler selbst eingerammt. Das Wagerechtmachen geschah mit Wasserwaage. Bequem war ferner die nach Süd gelegene steinerne Vorflur unsres Schulhauses. Als Schattenwerfer diente eine eiserne Geländerstange. Genau in Meterhöhe ist sie wagrecht angebohrt; zwei durchlochte Schirme werden von beiden Seiten her eingeklemmt.

Am allerhöchsten aber bedient man sich der Fensterscheiben südlicher Zimmer. An einer Scheibe der hohen Bogenfenster unserer Aula war ein undurchsichtiges Blatt fest angelegt, mit kleinem quadratischen Ausschnitt in einer Höhe von 236 cm. Die auf der Diele erschienenen Sonnenbilder und Sonnenläufe, viele Meter weit, sind mittelst einschlagener Kuppeunägel dauernd festgehalten.

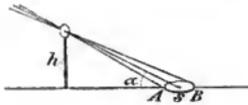
[Bei dieser beträchtlichen Höhe des Auges wächst die Längsachse des elliptischen

1) Wenn die höchste schattenwerfende Stelle seitlich herausragt, so denke man sich von dorthier das Lot auf die Grundebene nieder; dies gedachte Lot bis zum Fußpunkt hat dann als Gnomon oder Schattenstab zu gelten.

2) Der Quadrant des Ulugh Beigh hatte, nach Littrow, einen Radius wie die Hagia Sophia, 180 römische Fuß.

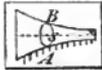
Sonnenbildes auf der Diele im Winter selbst des Mittags bis zu 30 cm. Trifft nämlich der mittlere Sonnenstrahl die Diele unter einem Winkel α im Punkte S , ist A der dem

Fuße nächste Scheitel, B der fernste, h die Augenhöhe, und der scheinbare Radius der Sonnenscheibe $\frac{1}{2}^\circ$, so hat man



$$AS = h [\text{ctg } \alpha - \text{ctg} (\alpha + \frac{1}{2}^\circ)]$$

$$SB = h [\text{ctg} (\alpha - \frac{1}{2}^\circ) - \text{ctg } \alpha]$$



Mit diesen Formeln läßt sich eine Schablone vorauskonstruieren, welche, aufgelegt auf die Sonnenbilder der Diele, sowohl die Höhe des mittlen Sonnenstrahls als auch seinen Spurpunkt S unmittelbar abzulesen gestattet.]

Nur im Vorbeigehen erwähne ich noch, daß ein Schüler versucht hat, mittelst Brennglases den Lauf der Sonne auf horizontalem Blatte einzusengen; und mehreren andern es gelungen ist, daß die Sonne selber, ohne Zuthun des Beobachters, ihren Lauf photographisch nachschrieb. Man liefs die Sonne je einen Tag lang durchscheiden durch einen feinen Stich im Deckel eines geschlossenen Kastens, dessen Boden mit photographischem Papier überspannt war. —

Lassen Sie uns nun eine der so gewonnenen fertigen Tageskurven betrachten.

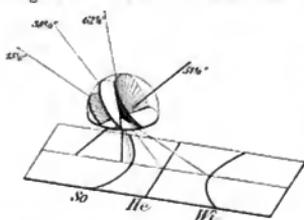
Was gleich der erste Anblick lehrt, ist die Symmetrie der Kurve. Sie wird nachgeprüft mittelst konzentrischer Kreise um den Fuß des Stabes herum. Aus dieser folgt dann, daß die absteigende Hälfte des Tagbogens der aufsteigenden gleich ist; und bei der nächstliegenden Annahme konstanter Geschwindigkeit ist dann auch die Dauer des Anstiegs und die des Abstiegs gleichgroß: wir bekommen einen Vormittag, einen Nachmittag, einen natürlichen Mittagsplatz der Sonne und die natürliche Mittagszeit, eine Meridianebene und am Boden eine Meridianlinie — freilich alles dies zunächst nur gültig für diesen einen Tag.

Indes die Gestalt der Kurve muß genauer untersucht werden. Auch dürfen wir bei der „Schattenskurve“, diesem Abbild des scheinbaren Sonnenlaufes am Boden, nicht stehen bleiben; sondern eingedenk des bedeutsamen Wortes, welches Kirchhoff an die Spitze seiner Mechanik stellt, müssen wir streben, den Vorgang der täglichen Sonnenbewegung zunächst einfacher und später auch vollständig zu beschreiben. Zu diesem Zwecke möge auf jedem Sonnenstrahle — da es hier nur auf dessen Richtung ankommt, und die Entfernung der Sonne außer Betracht bleibt — eine beliebige konstante Strecke vom Auge aus abgeschnitten werden. Der Endpunkt gilt als Bild, als Projektion der wandernden Sonne; und dieses Bild bewegt sich nach Konstruktion auf einer Projektionskugel oder, wie sie kurz heißen möge, einer Hilfskugel ums Auge herum. Es ist klar, daß von dieser Hilfskugel nur die eine Hälfte zur Verwendung kommt, nämlich die oberhalb einer horizontalen Ebene, welche durchs Auge gelegt ist. Dieser Horizont durchs Auge möge im folgenden immer den Horizont durch den Fuß zugefügt werden.

Es gilt jetzt, die sphärische Bahn des Sonnenbildes geometrisch darzustellen, am besten im Grund- und Aufriss. Als Grundrissstafel bietet sich von selbst die Horizontebene durch den Fuß, als Aufrissstafel eine parallele zur gefundenen Symmetrieebene. Jetzt wird

der Stelle des Loches (durch dasselbe hindurch) in die Glocke ein, so ist für einen Moment die Richtung des Sonnenstrahls fixiert. Damit wird fortgefahren den Tag über. Und betrachtet man danach die Reihe der Schrauben im Profil, so ergibt sich abermal, daß sie in einer Ebene liegen; der Neigungswinkel derselben zeigt sich in Übereinstimmung mit einem dahinter gehaltenen Winkelblatt von 39° . —

Die nächste Aufgabe ist sodann, in fortlaufender Beobachtungsreihe weitere Tageskurven sich zu verschaffen. Jemehr der Sommer vorrückt, krümmt sich die



Kurve am Boden immer stärker auf den Schattenstab zu: es kommt ein Maximum, und der Termin des Solstitiums, der Sonnenwende, wird, nicht aus dem Kalender, sondern von der Schattenkurve selber abgelesen. Darauf nimmt die Krümmung wieder ab. Es wird vorausgesagt, es muß ein Tag kommen, an welchem die Schattenkurve zur geraden Linie wird, und dieser Zeitpunkt, der der Nachtgleiche, tatsächlich beobachtet. In unsrer Aula konnte diese Gerade (welche mit fast keiner Mühe die Ost-

West-Richtung liefert) in einer Länge von 9 Metern eingenagelt werden. Hiernach, wenn's zum Winter geht, krümmt sich die Kurve nach der andern Seite, vom Stabe weg.

Bei jeder neuen Kurve lehrt eine neue Konstruktion, daß der Lauf des Sonnenbildes auf der Kugel wiederum in einer Ebene liegt; es finden sich immer neue Rotationskegel und als ihre Schnitte am Boden Hyperbeln.

Zur stereometrischen Charakterisierung eines solchen Rotationskegels gehören für jeden einzelnen Tag 3 Konstanten: das Azimuth der Rotationsachse, die Höhe derselben und noch ein Winkel. Um letztern zu beschaffen, zeichnet etwa der eine Schüler, welcher zu Haus von seinem westlichen Fenster Aussicht hinüber zum Waldrand hat, fortgesetzt die Stellen ab, wo abends die Sonne niedergeht.¹⁾ Ein anderer hat anderthalb Jahr durch an jedem hellen Mittag die Höhe der Sonne (den Winkel *MOS*) notiert.

Allein es zeigt sich überraschenderweise, daß diese 3 Konstanten sich auf eine einzige reducieren. Denn hat man, z. B. auf der Diele, die Symmetrielinie vom ersten Beobachtungstage festgehalten, so bemerkt man nach Wochen und Monaten, daß alle folgenden Symmetrielinien mit jener ersten zusammenfallen. Ferner findet sich, daß die Neigungswinkel der einzelnen Sonnenbahn-Ebenen sämtlich gleich sind. Aus beidem zusammen folgt: die Sonnenbahnen sind alle einander parallel, die Achse des Sonnenunlaufs weist nicht bald da- bald dorthin, pendelt auch nicht leise hin und her, sondern liegt unverrückt das ganze Jahr über fest. Kurzum die Achse des eintägigen Sonnenlaufs avanciert zur Achse des Sonnenlaufes überhaupt für unsern Beobachtungsort.

Damit ist der scharfe Begriff von Süd- und Nordpunkt, von Meridianlinie und -ebene gewonnen, der Begriff der Äquatorebene, sowie der der nördlichen und südlichen Deklination. Letztre ist der frühere Winkel δ , den man erhält, wenn von der Neigung des beobachteten Mittagsstrahles die konstante Neigung der Bahnebenen subtrahiert wird.

¹⁾ Vgl. hierzu: Osk. Lungwitz, Heimatkunde und ihre Pflege. Leipzig, Programm No. 513, S. 18 u. f.

Da die, unmittelbar abgelesene, Neigung des Mittagsstrahls als höchsten Betrag (in Leipzig) $62\frac{1}{2}^{\circ}$ um Johannis herum aufweist, als niedrigsten um Weihnacht $15\frac{1}{2}^{\circ}$, während der Mittagsstrahl zur Nachtgleiche, und mit ihm die Äquatorebene, unter $38\frac{2}{3}^{\circ}$ geneigt sich findet: so bekommt man als grösste Ausweichung der Sonne von der Äquatorebene weg, nach Nord sowohl als nach Süd, den wichtigen Winkel von $23\frac{1}{2}^{\circ}$.

Auch wird leicht eingesehen, wie der Hoch- und Tiefstand der Sonnenbahnebene den schönen Wechsel unserer Jahreszeiten mit sich bringt.¹⁾

Die Veranschaulichung der bisher erkannten Gesamtbewegung erreicht man jetzt mit Hilfe eines einzigen Holzstabes, den man, in Achsenrichtung, in die Mitte einer wagrecht gehaltenen Scheibe steckt und umdreht. Ein eingesteckter Stift oder Pfeil, der gleichfalls ins Centrum (das Auge) trifft, versinnlicht den Sonnenstrahl. Jenachdem er einen spitzen, rechten, stumpfen Winkel mit der Achse bildet, liefert er den sommerlichen, herbstlichen, winterlichen Tageslauf der Sonne.

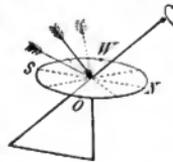
Indes noch weit eindringlicher ist es, und von einer unglaublich lebendigen Wirkung auf den Schüler, wenn er den eigenen Leib — steif gehalten und mit Rückschrittstellung des einen Beins — in die Lage der Achse bringt. Blickt er dann grad vor sich hin und läßt den Kopf kreisen von Ost bis West, so überschaut er genau die Bahn der Sonne im Frühling und Herbst. Hatte er den Kopf vorher auf die Brust gesenkt, so folgt sein Blick dem kurzen Tagbogen der Wintersonne. Und er erhält den sommerlichen Tageslauf, wenn er den Kopf hintenüber gebeugt hält und nun das Kreisen beginnt: hinter seinem Rücken sieht er dann die Sonne ihren längsten Weg im Jahr anfangen sowie enden.

Die kleine noch nötige Korrektur der bisherigen Ansicht ist bald angebracht. Wollte man nämlich streng ebene Läufe der Sonne gelten lassen, so müßte die Sonne täglich (etwa mitternachts) von einer Kurve zur nächsten, parallelen, ruckweis übertreten. Man braucht einen stetigen Übergang und hat darum das Schlufsergebnis:

Der Sonnenlauf das Jahr hindurch ist eine enggewundene Spirale; die Achse derselben liegt unwandelbar fest. Die Spiralwindungen haben (für Leipzig) $38\frac{2}{3}^{\circ}$ Neigung, die Achse $51\frac{1}{3}^{\circ}$.

Wie endlich noch dies Ergebnis zu erweitern ist für die sämtlichen Beobachtungsorte der Erde, wird sogleich noch zu besprechen sein. Hier möchte ich nur fragen, meine hochgelehrten Herren: wenn so in monatelanger aufmerksamer Beobachtung und einfachem geometrischen Schließen der Schüler das eben ausgesprochene schlichte Resultat sich selber erarbeitet hat, ist's dann nicht natürlich, daß dasselbe in einem ganz andern Mafse sein persönliches, unverlierbares Eigentum geworden ist — als jenes ihm fremde dogmatische Sätzchen: der Erdball fliegt im Weltenraum, und die Achse bleibt immer parallel mit sich selbst? welches Sätzchen beim ersten Hören auf sein wahres inneres Leben kaum eine tiefe Wirkung hat, als wenn er erfährt: die Stadt am Tsad-See heißt Kuka.

1) Und daß in der Heimat schon vor einem Jahrtausend die astronomischen und meteorologischen Jahreszeiten nicht wesentlich anders können gewesen sein als heut, das bezugen Karls des Großen Monatsnamen, Wonnemond, wannimänth, d. i. Monat der jungen grünen Weide, Erstemonat u. s. w., welche noch immer zutreffen.



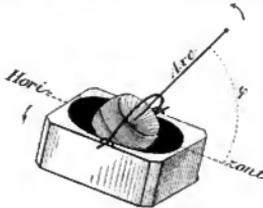
Schöne Bestätigungen für die erworbene Gesamtansicht liefert etwa ein selbstgefertigter Heliostat, vor allem aber die Sonnenuhren. Es ist eine Liebhaberei der Schüler, solche mit den bekanntesten Mitteln der deskriptiven Geometrie sich zu entwerfen, äquatoral und horizontal, auf allen möglichen de- und inklinierenden Ebenen, auf Cylindern oder Kugeln.

Ich hole nach, was noch fehlt. Sind wir nämlich fertig mit der Sonne am heimatlichen Himmel, so ist die Frage unvermeidlich, wie es anderwärts auf der Erde ausschaut. Und hier sind wir an dem Punkte angelangt, wo das eigne Hinsehen schlechterdings nicht mehr ausreicht und man wohl oder übel fremde Berichte zu Hilfe rufen muß. Denn wir können wohl in den Michaelisferien eine hübsche Dessauer Fahrt unternehmen, nicht aber eine nach dem Pol oder Äquator.

Die Auskunft, welche wir suchen, darf kein homöopathischer dritter oder vierter Aufguß sein, sondern sie muß den Reiz und den Wert des Quellenmäßigen besitzen. Doch auch unter den Quellberichten giebt es einen hochbedeutsamen erziehlischen Unterschied. Dieselben sind um so wertvoller für den Unterricht, je näher sie dem persönlichen Zutrauen der Schüler stehen. Kann daher einer von ihnen von einem Onkel erzählen, der wenigstens in Petersburg oder gar in Indien war, so ist das ein ganz unschätzbare Umstand. Ebenso sind unter den litterarischen Hilfsmitteln über die tropischen und arktischen Gegenden diejenigen mir die liebsten, welche die Schüler selbst herbeibringen. Sie haben mir u. a. gebracht Payers, Koldeweys Reisen, Elisha Kant Kane, für die Tropen Chamisso's Reisen. Wo's fehlt, hilft der Lehrer nach mit Reiseberichten namhafter Naturforscher. Immer aber müssen die Augenzeugen selber reden in wörtlichem Auszug. Es ist unsagbar, wieviel tiefern Eindruck solche „gegenständliche“ Darstellungen hinterlassen. Wie fesselnd ist die Schilderung der rasch einbrechenden Dunkelheit und Kühle der tropischen Nacht¹⁾, wie ergreifend wirkt der schmucklose Bericht in dem Tagebuch von Otto Krüsch²⁾, dem tapfern draußen verstorbenen Maschinisten des Kapitän Weyprecht: die Ode der Polarnacht, das Sehnen nach dem ersten wiederkehrenden Sonnenblitze, endlich seine jubelnde Begrüßung! Nicht minder darf die volksmäßige Dichtung hereingezogen werden, wenn es z. B. in der Frithjofsage heißt:

Mittnachtsonn' auf den Bergeu liegt,
Blutrot anzusehnen,
Es ist nicht Nacht, es ist nicht Tag,
Es ist ein seltsam Grauen.

In all diesen Berichten nun erkennt man ohne Zwang einen spiralförmigen Sonnenlauf ganz wie bei uns um eine feste Achse wieder, nur daß die Achse anders geneigt ist. Darum haben wir die Wahl, entweder einen Horizont uns zu denken und verschiedene Achsen, oder eine einzige Achse und verschieden geneigte Horizonte. Wir entscheiden uns leicht für das letztere: die Erde ist also gekrümmt von Nord nach Süd, die Höhe der Rotationsachse über dem jeweiligen Horizont nimmt zu vom Äquator zum



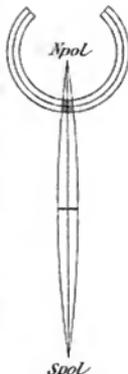
1) Schon für Palästina lassen 1. Moz 31, 40. Jer. 36, 30. Ps. 121, 6 u. a. Stellen sich anziehen.

2) Wien, Wallishaufersche Buchh. 1875. Ein schätzbares, wohlfeiles Büchlein.

Pol hin, die sog. geographische Breite wird unmittelbar am Himmel abgelesen als Polhöhe (unsre früheren $51\frac{1}{3}^\circ$).

Dafs ostwestlich die Erdoberfläche sich gleichfalls krümmt, wird nachgewiesen mittelst der Uhrendifferenz, im Reichskursbuch wird's nachgeschlagen, dafs der Jagdzug scheinbar 1 Stunde länger braucht von Berlin zur russischen Grenze als umgekehrt.

Die bekannten fernern Gründe unterstützen die Vorstellung von einer Erdkugel — welche aber immer noch ruhend gedacht ist. Recht nützlich ist es, aus der Gesamtläche der Erdkugel alle Länder herauszuheben und in ein Netz wie das nebenstehende einzutragen, welche mit unserm Landstriche entweder gemeinsame Tageszeit oder gemeinsame Jahreszeit haben. —



Meine hochgeehrten Herren! wir sind zu Ende mit der Betrachtung der Sonne für sich allein, und müssen nunmehr wissen, wo ihr Platz zwischen den Fixsternen ist zu den verschiedenen Zeiten. Dazu ist vorerst nötig, dafs

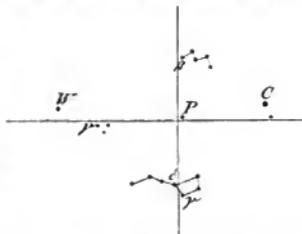
II. der Fixsternhimmel und seine Bewegung

in Umrissen bekannt sei.

Im Sternenhimmel ist nichts mehr zu fürchten als die Verwirrung durch die Menge. Darum unterscheide ich, wie weiland der alte Ziethen seine vier Heerstrassen malte mit dem großen Klecks in der Mitten, von Haus aus vier Hauptstrassen:

Nordpolarstern — Himmelswagen,
Polarstern — Kassiopeia,
ferner hüben vorbei an der Wega,
drüben an Capella.

Oder genauer: 1) zum Sesselstern β der Kassiopeia, der thronenden Königin-Mutter, 2) vorbei an Ettanin oder dem berühmten γ Draconis, der grad über dem Schornstein des großen Bradley stand*), 3) hindurch zwischen γ und δ Ursae, 4) vorbei am Ellenbogen des Fuhrmanns.



Die spätere Ausfüllung dieses Gerippes vollzieht sich ganz von selbst; wichtiger ist es zu beobachten und zu merken, wo diese wenigen Anhaltspunkte zu den einzelnen Tages- und Jahreszeiten zu finden sind.

Das bequeme Hilfsmittel, der Schatten, fällt hier weg. Will man Höhen beobachten, so kann dazu ein Sternrohr ohne Gläser dienen, wie es die Stoyschen Schüler anwenden. Ebenso mit Prefsers Mefsknecht*) habe ich recht brauchbare Werte bekommen. Handelt es sich jedoch um die etwaige Rückkehr eines Sterns zu einem früheren Platz, so markiere man am einfachsten irgend eine Vertikalebene, durch einen

1) Philos. Trans. v. J. 1727/28.

2) Hofr. Prof. Prefsler, Der Ingenieur-Mefsknecht. Mit Textbuch. Leipzig, Liebeskind. b. 2

Pendelfaden an der Fensterscheibe einerseits, und andererseits eine ferne Häuserkante oder was es ist, die durch den Pendelfaden eingedeckt wird. Nun wird wochenlang verfolgt, an welcher Stelle ein und derselbe Stern — irgendeiner — hinter der Häuserkante verschwindet. Es zeigt sich, daß dies nicht einmal höher, einmal tiefer geschieht, vielmehr immer an derselben, wohlgezeichneten Stelle. Viele Schüler — es sind ja genug — stellen zu Haus die nämliche Beobachtung, in allen möglichen Gegenden des Himmels, an den verschiedensten Sternen an: immer der gleiche Erfolg. So erkennt man, daß die Bahnen der einzelnen Sterne unveränderlich sind. Und weiter: sie sind unter einander parallel; endlich: die Achse des Sternenlaufs fällt zusammen mit derjenigen des Sonnenlaufes (welche man sich aufbewahrt hat).¹⁾ Demnach ist jetzt diese Achse, welche anfänglich Achse für einen Tag war, später für den gesamten Sonnenlauf, aber nur für diesen, galt, — zur Weltachse geworden.

Eine zweite Thatsache drängt sich auf. Mit Benutzung einer nach bürgerlicher Zeit wohlvergleichenen Taschenuhr bemerkt man bald eine tägliche Verfrühung der Sternankunft gegen die mittlere Zeit. Um ein Beispiel herauszugreifen: den mittlern Wagentern, δ Ursae, erblickte ein Schüler

am 26. Nov. 1881 abends 7^h 47^m an e. bestimmten Platze,

am 9. Dez. schon 6^h 57^m an demselben Platze;

dies giebt in 13 Tagen eine Verfrühung um 50 Min. In 1 Tage sind's knapp 4 Min. Verfrühung, in 15 Tagen eine Stunde, im Monat 2, im Vierteljahr ein Vierteltag, und im ganzen Jahr ein ganzer. So haben wir die 366 Sternungänge im Gemeinjahr, und wir gewinnen, wie schon früher den Begriff der mittlern Sonnenzeit, so nunmehr den der Sternzeit.

Selbstentworfenene Sternuhren (als billigste Taschenuhren) zeigen nach einmaligem Anblick des Nordhimmels, ob man im Augenblick 17 oder 18 Uhr Sternzeit hat, und wieviel Uhr nach bürgerlicher Zeit. — 4 Hauptanblicke des (nördlichen) Nachthimmels, werden eingepreßt, nach folgendem Schema:

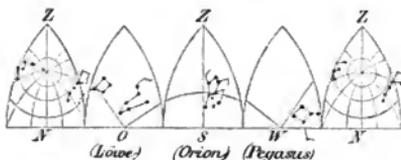
	0 ^h Sternzeit	VI ^h	XII ^h	XVIII ^h
Michabach	Mitternacht	früh 6 ^h	—	Abends 6 ^h
Weibnacht	Ab. 6 ^h	Mitternacht	fr. 6 ^h	—
Ostern	—	Ab. 6 ^h	Mitternacht	fr. 6 ^h
Johannis	fr. 6 ^h	—	Ab. 6 ^h	Mitternacht.

1) Daß schon vor Jahrtausenden der Sternenumlauf und der Sonnenlauf sich um (nahezu) dieselbe Achse herum vollzogen haben muß, dafür ein hübsches sprachliches Zeugnis: denn wie hätte es sonst geschehen können, daß die Römer den Namen *Septentrio*, der von den Sternen stammt, ohne jede Störung völlig untermischt brauchen konnten mit den von der Sonne herrührenden Namen *Oriens*, *Occidens*, *Meridies*?

Dann werden jene 4 Hauptstraßen fortgesetzt in den südlichen Himmel hinein: die erste vom Pol über Kassiopeia und Andromeda zum Pegasus und dem später erklärten Υ -punkt; die zweite über den Fuhrmann zum Orion¹⁾; u. s. w.

Für das Gedächtnis ist es eine wesentliche Hilfe, wenn diese wenigen Sternbilder, und keine weiteren, immer wieder aufgezeichnet werden, und zwar in Gradnetze

nach mannigfacher Projektionsart: Netze mit rektifizierten Stundenkreisen, stereographische Projektionen oder solche aus dem Kugelcentrum, Cylinderprojektionen etc. Ein noch nicht übliches Abbildungsverfahren möchte ich besonders empfehlen: man zerschneide die sichtbare Halbkugel des Himmels



vom Zenith aus in Viertel und projiciere ein jedes stereographisch auf eine Vertikalebene. Den Umriß des fertigen Netzes zeigt beistehende Figur; als Beispiel der schematischen Ausfüllung ist gewählt der Anblick des Himmels mitten in der Neujahrsnacht.

III. Die Plätze der Sonne zwischen den Fixsternen.

Mit diesen wenigen aber desto sichereren Vorkenntnissen ausgerüstet, treten nun schließlic die Schüler an die letzte Frage heran, die auf Ptolemäischem Standpunkt noch übrig ist: welche Plätze an der Fixsternsphäre nimmt nach einander die Sonne ein?

Hierbei bedürfen wir zum Glücke nicht des von den Griechen angewandten sinnreichen doch allzukünstlichen Hilfsmittels der Mondbeobachtung. Ebensovienig des heliakischen Aufgangs. Vielmehr hilft uns das schöne Werkzeug, das wir vor den Griechen voraushaben, eine treffliche gleichmäßig fortgehende Uhr.

Mittelst ihrer bestimmen wir leicht den Zeitpunkt genau in der Mitte zwischen zwei Sonnenkulminationen. Es sei z. B. Mitternacht in der Michaeliszeit, und das Prachtbild des Pegasus kulminiert am südlichen Himmel; wo steht in diesem selben Augenblick die Sonne? und welche Fixsterne befinden sich in ihrer nächsten Umgebung? Nun, die Sonne ist im Nord, am tiefsten Standort, den sie heute hat, 39° unterm Horizont, dem Pegasus grad gegenüber; und in ihrer Nähe stehn einfach die jenigen Sterne, von welchen wir wissen daßs auch sie dem Pegasus gegenüberliegen (und daßs sie genau ein halbes Jahr später um Mitternacht kulminieren). Auf diese Weise findet sich: Der Herbstplatz der Sonne ist ein Punkt des Himmelsäquators auf der Verbindungslinie zwischen Regulus und Spica; der Weg zu diesem Punkt vom Pol aus führt über den großen Himmelswagen weg; er wird markiert mit dem Zeichen der ω . Zum Platz der Weihnachtssonne (ε) gelangen wir an der Wega vorbei. [Gut merkt sich der Spruch:

Wagen und Wage
Wega und Weihnacht.]

Ebenso findet sich der Frühlingsstz der Sonne, oder der Υ punkt, beim Pegasus,

1) dem Glanzgestirn unsres Himmels, dem Vertrauten der ältesten Völker, Hiob 9, 9, cap. 38, 31. 62. Iliade XVIII, 465. Odys. V, 272.

in der Verlängerung der Linie zwischen den Rumpfsternen; endlich zur sommerlichen Sonnenwendezeit befindet sich die Sonne droben über der Keulenspitze des Orion.

So mag man zunächst 365 einzelne Sitze, Residenzen, der Sonne sich vorstellen: jeden neuen Tag nimmt sie einen neuen Sitz ein, behält ihn aber den Tag über bei. Danach



ist es nicht schwer, sich statt dessen den stetigen Übergang zu denken. Verbindet man aber all die gefundenen Plätze durch eine Linie, welche geschlossen um die Sphaera fixarum herumläuft, so zeigt sich:

die sämtlichen Sonnenplätze liegen in einer Ebene, ihre Projektionen auf die Fixsternkugel gehen einen Hauptkreis, verknötet mit dem Äquator im

γ- und im α-punkt und gegen ihn geneigt um jene $23\frac{1}{2}^{\circ}$; wir haben, meine Herren, die scheinbare Ekliptik.

Ich bin zu Ende. Denn der Übergang von dieser Welt des Scheins zur naturgemässeren Ansicht liegt ausserhalb des Rahmens gegenwärtiger Darstellung.

Ein Unterricht wie der hier skizzierte braucht notwendig ein volles Jahr Zeit. Denn was im Kreislauf eines Jahrs am Himmel passiert — wenn's mit eigenen Augen geschaut sein soll — kann man eben nicht vorwegnehmen, so wenig wie unten auf der Erde das Blühen und Welken der Blumen, Saat und Ernte.

Die Stunden oder Viertelstunden jedoch, welche auf dem Lektionsplan für die Woche dem Gegenstand gewidmet sind, dürfen allenfalls knapp bemessen sein — die Hauptsache bleibt ja doch das Selbstbeobachten. Zur Not mag der Gegenstand sogar an anderen Unterricht angeschlossen werden; um so eher, wenn eine fruchtbare Wechselwirkung dadurch hergestellt ist, dafs der Lehrer der Stereometrie auch diesen Unterricht übernimmt, und an Realgymnasien auch die überaus förderliche Darstellende Geometrie.

Mein Wunsch am Schluss eines solchen Jahreskurses ist, dafs jeder Schüler, wenn er im Freien steht und einen Stand der Sonne oder Sterne betrachtet, sogleich ihren gesamten scheinbaren Lauf wie einen guten alten Bekannten vor sich sieht.

Nunmehr kommen die Wahrscheinlichkeitsgründe für die Erdrotation an die Reihe. Ihre „sichtbaren und fühlbaren Wirkungen“ hat ja erst kürzlich Herr Prof. S. Günther in lehrreicher Weise und mit der ihm eigenen reichen Litteraturkenntnis zusammengestellt.¹⁾ Es kommen die Gründe für den Umschwung der Erde um die Sonne.

Hat der Schüler diese zweite Lehrstufe erklommen, so ist lebhaft zu wünschen, dafs er nicht blofs halb widerwillig zugiebt: ja, die Erde rotiert und sie läuft um, wie bei einem Rechenexempel welches stimmt; sondern, wenn er draussen auf dem Felde steht, (um mit Goethe zu reden) „mit festen markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden

1) Monatsschrift Humboldt 1882, Heft 9 und 10.

Erde“, dafs er dann trotzdem sich vorstellen kann, wie der gewaltige Erdball „schnell und unbegreiflich schnelle“ rundum schwirrt und ihn mit herumnimmt um jene Achse, welche er nicht sieht; sich vorstellt „Fels und Meer mit fortgerissen in ewig schnellem Sphärenlauf“, und wie er, er selber, fortfliegt im Weltraum. —

Ist er soweit gediehen, dann mag er getrost zu den Riesen Kepler und Isaak Newton sich wenden und nun weiter nach dem Warum fragen. —

Pieper (Dessau) ersucht den Vortragenden um Anskunft, wie die Beobachtungen durch die Schüler das ganze Jahr hindurch ausgeführt würden, ob die Schüler dazu in das Schulhaus kämen, oder zu Hause beobachteten.

Böttcher: Die Anleitung zur Beobachtung werde in der Schule gegeben, und zwar zu den Sonnenbeobachtungen in der nach Süden gelegenen Klasse. Zu Hause wiederhole der Schüler diese Beobachtungen und ergänze sie, wie und wo er kann.

Pieper: Wie kontrolliert der Lehrer diese Beobachtungen der Schüler?

Böttcher: Die Schüler bringen ihre Originalaufzeichnungen mit in die Klasse, hier werden diese revidiert.

Pieper: Werden diese Arbeiten von allen Schülern verlangt und geliefert?

Böttcher: Gezwungen ist niemand; bisher haben die Schüler immer gern Arbeiten gebracht, jeder so viel er wollte; einige wenige freilich thaten auch nichts.

Pieper hält dies für einen wunden Punkt des Verfahrens. Dadurch, dafs nicht alle Schüler an den Beobachtungen beteiligt seien, entstehe eine Schwierigkeit für den Unterricht in der mathematischen Geographie.

Böttcher wiederholt, dafs er bisher nur gute Resultate erzielt habe; schliesslich sei es ihm lieber, wenn auch nur einige Schüler solche Beobachtungen anstellten, als dafs diese ganz wegfielen.

Lucke (Köthen): Die erste Anregung hierzu könne schon auf einer frühern Stufe als in Prima, sogar schon in Sexta gegeben werden. (Böttcher: Sehr richtig!)

Auf Antrag Gerlachs (Parchim) erkennt die Sektion das geschilderte Verfahren als ein empfehlenswertes an und bezeugt dem Vortragenden ihren Dank durch Erheben von den Sitzen.

Nachdem hierauf Realgymn.-Lehrer Schubring (Erfurt) die neue Ausgabe seines 'immerwährenden Kalenders' zur Ansicht vorgelegt hat, folgt

2) der Vortrag des Realschullehrers Roth (Buxtehude) über:

'Die Sonnenstrahlung auf der nördlichen im Vergleich mit derjenigen auf der südlichen Erdhälfte'.¹⁾

Nachdem der Vortragende in der Einleitung die Wichtigkeit des zu besprechenden Gegenstandes dargethan hat, erörtert er die Grundsätze, nach denen die Wirkung der Sonnenstrahlen auf die Erdoberfläche zu berechnen ist. Handelt es sich um eine Vergleichung der Gegenden nördlich und südlich vom Äquator, so kommt nur die Neigung der erwärmten Fläche gegen die Lichtstrahlen und die Zeitdauer der Erleuchtung in Betracht.

1) Nachfolgend ein Auszug, vom Vortragenden selbst nachträglich angefertigt.

Denkt man sich von der Sonne eine gerade Linie nach derjenigen Stelle des Himmels hinausgezogen, die den Frühlingspunkt bezeichnet, so wird dadurch die elliptische Erdbahn in zwei ungleiche Teile geteilt. Da nun außerdem die Erde in der Nähe der Sonne sich schneller bewegt als in der Entfernung, so ist die Zeit, welche sie braucht, um die kleinere Hälfte zu durchlaufen, erst recht geringer als diejenige, die sie in der größeren zubringt. Infolge dessen beträgt die Dauer unseres astronomischen Frühlings und Sommers 186 Tage, die unseres Herbstes und Winters nur 179 Tage. Umgekehrt verhält es sich auf der südlichen Halbkugel. Wird nun durch diese Ungleichheit der Jahreszeiten eine Verschiedenheit in der Erwärmung der nördlichen und der südlichen Erdhälfte herbeigeführt? Wäre dies der Fall, so müßte sich das Verhältnis im Laufe der Jahrtausende umkehren, da durch das Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen die Dauer der Jahreszeiten sich ändert. Vor etwa 6000 Jahren war das Sommerhalbjahr der Nordhalbkugel ebenso lang wie das der Südhalbkugel; von da ab verlängerte sich das erstere, erreichte seine größte Dauer im Jahre 1248 n. Chr. Geburt und nimmt jetzt wieder ab. Der französische Mathematiker Adhémar hat auf diesen Umstand die Erklärung des Klimawechsels gegründet, der für manche Gegenden durch geologische Befunde unzweideutig dargethan wird.

Es hat bereits Joh. Heinr. Lambert in seiner 1779 erschienenen Pyrometrie den Beweis erbracht, daß die Wärmemenge, welche die ganze Erde oder überhaupt ein Planet von der Sonne empfängt, nur von demjenigen Winkel abhängt, den der *radius vector* der Erdbahn während der Dauer der Beleuchtung beschreibt. Nun beträgt dieser Winkel bei den fraglichen Jahreszeiten jedesmal 180° , folglich wird dadurch die oben aufgeworfene Frage verneint.

Der Vortragende verliest den bezüglichen § 588 der Pyrometrie und erläutert ihn unter Zuhilfenahme der an der Tafel entworfenen zugehörigen Figur, macht aber gleichzeitig auf die gemeinverständliche Darlegung des Lambert'schen Gedankenganges aufmerksam, die Prof. Hann in seiner 'Klimatologie' unter Vermeidung aller mathematischen Formeln gegeben hat.

Denselben Satz hat der Amerikaner Meech unter Hinweisung auf Lambert wieder von neuem bewiesen in der 1857 zu Washington veröffentlichten Abhandlung: „*On the relative intensity of the heat and light of the sun, upon different latitudes of the earth,*“ und er hat demselben insofern eine größere Ausdehnung gegeben, als er die Mengen der Wärme vergleicht, die zwei Planeten während eines ganzen Umlaufes von der Sonne empfangen.

In dem 1871 erschienenen Programme der Wilhelmsschule zu Wolgast hatte der Vortragende sich die Prüfung der Lehre des Adhémar zur Aufgabe gestellt und zu diesem Zwecke den besprochenen Satz, ohne mit den einschlägigen Arbeiten der genannten Gelehrten bekannt zu sein, selbständig abgeleitet und ihn noch mehr als Meech verallgemeinert. In einer kurzen Wiederholung der betreffenden mathematischen Entwicklung wird nun gezeigt, daß die Wärmemenge, die eine bestimmte Fläche eines Planeten von senkrecht auftreffenden Sonnenstrahlen erhält, ausgedrückt werden kann durch einen Bruch, dessen Zähler die Zunahme der wahren Anomalie als Faktor enthält, während im Nenner außer einer für das ganze Sonnensystem unveränderlichen Größe noch die Quadratwurzel aus dem Parameter der Bahn vorkommt. Es folgt daraus das Gesetz: 'Die Wärme-

summe, die eine gleich große Fläche zweier Planeten bei senkrecht auffallendem Lichte in einer Zeit empfängt, während welcher die Sonne in der Ekliptik scheinbar denselben Bogen zurücklegt, ist nur mit dem Parameter der Bahn veränderlich'.

Was hier bei senkrechter Bestrahlung gilt, muß auch für die ganze Erdkugel wahr sein, weil das Strahlenbüschel, welches diese trifft, dasselbe ist wie dasjenige, welches durch die Fläche des Querschnittes rechtwinklig hindurchgeht. Nun hatte ich aber in der genannten Schrift die weiter gehende Behauptung aufgestellt, daß jeder Breitenkreis der Nordhalbkugel in seinem Sommer- und in seinem Winterhalbjahre dieselbe Strahlenmenge erhalte als der unter gleicher südlicher Breite liegende Parallel in den gleichartigen Jahreszeiten. Dabei hatte ich den Winkel, unter dem das Sonnenlicht auftritt, gar nicht beachtet. Die weiteren Abschnitte des Vortrages sind nun der Erörterung der Frage gewidmet, ob diese Behauptung berechtigt ist oder nicht.

Der ursprüngliche Beweis war: Nach dem Halleyschen Grundsatz steht die Wirkung der Lichtstrahlen im geraden Verhältnisse zum Sinus des Winkels, unter welchem sie eine Fläche treffen. Es ist nur ein anderer Ausdruck, wenn wir sagen, daß die erwärmende Kraft eines aus unendlicher Ferne kommenden Lichtbüschels gemessen wird durch den Flächeninhalt seines senkrechten Querschnittes. Daraus geht hervor, daß diese Kraft für ein beliebig geneigtes und gestaltetes Stück der Erdoberfläche proportional ist der Wärmemenge, die seine Projektion auf eine zum Lichtstrahl senkrechte Ebene unter sonst gleichen Bedingungen erhält. Da nun der oben besprochene Lambertsche Satz für senkrecht auftreffende Strahlen bewiesen ist, so muß er auch für alle Teile der Erdoberfläche gelten, deren Bild, von der Sonne aus gesehen, das gleiche ist, mithin auch für die Breitenkreise nördlich und südlich vom Äquator in ihren gleichartigen Jahreszeiten. Den Parallelkreis hat man dabei als einen schmalen Streifen aufzufassen, dessen Ausdehnung in der Richtung Süd-Nord so gering ist, daß der Unterschied der geographischen Breite beider Ränder vernachlässigt werden kann.

In der erwähnten Programmabhandlung habe ich diesen Beweis, weil er mir selbstverständlich schien, weggelassen. Dem ist es wohl zuzuschreiben, daß meine Behauptungen in einer Beurteilung, die 1874 in den 'Jahrbüchern über die Fortschritte der Mathematik' erschien, nicht anerkannt wurden. Dort heißt es: 'Bei der Ausdehnung dieses (des Lambertschen) Satzes auf die ganze Erdoberfläche hat der Herr Verfasser übersehen, daß jene Wärmemenge auch noch von dem Winkel abhängt, den die Strahlen mit der Fläche bilden; seine Ableitung ist daher für verfehlt anzusehen'. Dieser Vorwurf ist durch die vorangegangenen Erörterungen widerlegt, abgesehen davon, daß er, sofern die Summe der Bestrahlung für die ganze Erde gemeint ist, nicht gegen mich, sondern an die Adresse von Lambert und Meech hätte gerichtet werden müssen.

Im Gegensatz zu den Jahrbüchern über die Fortschritte der Mathematik ist über die in dem fraglichen Programme vom Vortragenden aufgestellten Sätze in der in Wien herausgegebenen 'Realschule' ohne tadelnde Bemerkung berichtet worden. Dagegen veranlaßte jene ungünstige Kritik Herrn Gymnasialprofessor Günther, im 2. Hefte des XI. Jahrganges von Hoffmanns Zeitschrift sich absprechend über meine Abhandlung zu äußern. Vom Vortragenden darum angegangen, hat Herr Prof. Günther seine frühere Aussage in denselben Jahrgange S. 334—335 widerrufen und die Richtigkeit der ange-

zweifelten Folgerungen, soweit es sich um die Wärmesumme für die ganze Erde handelt, anerkannt.

Da nun die zweite auf voriger Seite ausgesprochene Behauptung dadurch nicht berührt wird, so versuchte ich noch eine eigene Entgegnung zu entwerfen, die auch in demselben Jahrgange letzterer Zeitschrift S. 499—501 abgedruckt worden ist.

Um Unparteiische zu überzeugen, schien es mir geraten, von dem Standpunkte der Gegner auszugehen und den Einfallswinkel der Sonnenstrahlen von vornherein mit in Rechnung zu ziehen. Mit Rücksicht ferner auf die Ziele der Zeitschrift, in welcher die Veröffentlichung erfolgen sollte, wurde ein einzelner beschränkter Fall gewählt, in dem sich die mathematische Entwicklung bedeutend vereinfacht, nämlich eine wagerechte Ebene nahe dem Pole. Es geschah dies, um zu zeigen, wie man an einem einzelnen greifbaren Beispiel einen Einblick in allgemeine Gesetze gewinnen könne entsprechend dem pädagogischen Grundsatz, im Unterrichte immer vom Konkreten zum Abstrakten überzugehen.

Bedeutet

σ die Schiefe der Ekliptik,

β die nördliche geographische Breite,

δ die Abweichung (Deklination) der Sonne nördlich,

t den Stundenwinkel, gerechnet vom wahren Mittag und gleichzeitig das Maß für die Zeit,

r den Abstand der Erde von der Sonne,

ϑ die Länge der Sonne,

W die Kraft der Sonnenstrahlen, die in bestimmter Zeit auf die gegebene Fläche fallen,¹⁾

S dasselbe in der Entfernung 1 von der Sonne bei senkrecht auftretendem Lichte und in der Einheit der Zeit,

so findet man aus dem sphärischen Dreiecke Zenith-Pol-Sonne:

$$dW = \frac{S}{r^2} (\sin \beta \sin \delta + \cos \beta \cos \delta \cos t) dt. \quad (1)$$

Unter Zuhilfenahme des zweiten Keplerschen Gesetzes läßt sich daraus W als Funktion von ϑ darstellen und durch eine leichtere in der angezogenen Erwidrung ausgeführte Entwicklung die entscheidende Formel ableiten:

$$W = - \frac{S}{c} \sin \sigma (\cos \vartheta_1 - \cos \vartheta_0), \quad (2)$$

wo ϑ_1 und ϑ_0 den Anfangs- und Endwert von ϑ und c eine Konstante bedeuten.

Der Wert dieses Ausdruckes (Gleich. 2) ist für den Südpol derselbe wie für den Nordpol. Wenn man von dem letzteren auf den ersteren übergehen will, so ist es am einfachsten, seinen Standpunkt auf der südlichen Halbkugel zu nehmen. Dann bleibt alles wie vorher, nur hat man ϑ rechts herum zu zählen. Dadurch aber wird weder Vorzeichen noch Zahlenwert des Cosinus geändert; und die Richtigkeit des Satzes,

1) In der in Hoffmanns Zeitschrift abgedruckten Erwidrung ist bei Einführung des Begriffes von W und S ein störender Fehler stehen geblieben. Durch Verwechslung sind auf S. 500 die Worte 'in der Zeiteinheit bei senkrechtem Auftreffen' in die Erklärung von W hinter 'Sonnenstrahlen' gesetzt worden, während sie zu S hinter 'Sonne' hätten angefügt werden müssen.

den ich in der fraglichen Programmabhandlung aufgestellt hatte, ist somit für die Pole bewiesen.

Im übrigen ist es leicht, jeden Mathematiker zu überzeugen, daß dasselbe auch von jeder beliebigen Kugelkappe, deren mathematischer Pol der Erdpol ist, gelten muß, so lange an allen ihren Punkten die Sonne nicht untergeht.

Denn eine solche Kugelhaube erscheint einem Sonnenbewohner als die Fläche einer Ellipse, deren große Halbachse a durch die geographische Breite des Randes bestimmt wird, während die kleine Halbachse $a \sin \delta$ ist. Der Flächeninhalt der Ellipse ist also $\pi a^2 \sin \delta$. Da nun nach einem bekannten Satze vom rechtwinkligen sphärischen Dreiecke ein δ gleich $\sin \sigma \sin \theta$, so wird dadurch, wie vorhin für den Pol selbst, die augenblickliche Bestrahlungsstärke als Funktion der Sonnenlänge θ ausgedrückt. Dann kann man die unendlich kleine Zunahme (dt) der Zeit durch die Zunahme $d\theta$ ersetzen, ohne für die Integration mehr als eine Veränderliche zu erhalten. Wie in dem vorhin betrachteten Beispiele hebt sich dann r^2 im Zähler und im Nenner weg, und wir erhalten für die gesuchte Wärmemenge, welche die Kugelkappe durch Strahlung empfängt, während die Sonne in der Ekliptik von θ_0 bis θ_1 fortschreitet, einen Ausdruck, der nur die Cosinus von θ_0 und θ_1 , als Veränderliche enthält. Es gilt deswegen für die Vergleichung der südlichen mit den nördlichen Breiten dasselbe wie für die Pole selbst.

Dieses Verfahren läßt sich dazu anwenden, um die Bestrahlungsstärke für jede beliebige von einem Breitenkreise begrenzte Kugelhaube und somit auch für jede Zone innerhalb eines gegebenen Zeitraumes zu berechnen. Die von dem Vortragenden versuchte Entwicklung führt zu elliptischen Funktionen; wegen ihrer Schwierigkeit und ihres großen Umfanges konnten nur Andeutungen gegeben werden.

Wie vorteilhaft dieses Verfahren ist, wird man am besten einsehen, wenn man mit Hilfe dessen die Wärmesumme für die beiden durch den Äquator geschiedenen Halbkugeln berechnet und damit den umständlichen Weg vergleicht, den Lambert und ihm folgend Wiener einschlugen, um dasselbe Ziel zu erreichen. Dort wird erst durch Anwendung der sphärischen Trigonometrie und der Integralrechnung die Strahlenmenge gefunden, die in jedem Augenblicke auf eine Halbkugel auftrifft, während wir einfach sagen: Die Süd- wie die Nordhalbkugel der Erde projicieren sich auf eine zum Sonnenstrahl senkrechte Bildebene als eine Fläche, die einerseits von einem Halbkreise, andererseits von der Hälfte einer Ellipse begrenzt wird. Die bekannten Vorschriften für die Flächenberechnung dieser beiden Kurven führen dann sofort auf die betreffende Formel.

Der Grundgedanke dieses Verfahrens ist bereits von Wiener da gebraucht worden, wo er die Wärmesumme für die eine Erdhälfte unter der Voraussetzung berechnet, daß unser Planet eine sphäroidische Gestalt besitzt. (Zeitschr. für Mathematik und Physik, XXII. Bd., S. 366.)

Überhaupt gelangt dieser Gelehrte zu Schlüssen, welche die Anschauungen stützen, deren Rechtfertigung das Ziel des Vortrages war. So lautet einer der Sätze, in denen er seine Folgerungen zusammenfaßt: 'Die Bestrahlungsstärke eines Punktes von nördlicher und eines solchen von gleicher südlicher Breite in den Zeiträumen entsprechender Jahreszeiten sind einander gleich'.

Dem geradezu widersprechend sind die Ergebnisse, zu denen Meech in der oben angeführten Schrift gelangt. Das Verhältnis der Kraft des Sonnenscheines zwischen Norden

und Süden am 1. Januar und am 4. Juli ist 1 zu 1 — $\frac{1}{5}$ und umgekehrt einige Zeit nach dem jedesmaligen höchsten Sonnenstande 1 zu 1 + $\frac{1}{5}$. Für den ganzen Sommer und Winter nimmt er $\frac{3}{5}$ als Mittelwert des Unterschiedes an und rechnet so heraus, daß der Winter der südlichen Erdhälfte um 1° kälter, der Sommer um 3° F. heisser ist als auf der nördlichen. Er beruft sich dabei auf die Bestätigung dieser Berechnungen durch den jüngeren Herschel, der bei Reiseberichten aus dem Inneren von Australien und Afrika, in dessen südlichen Teile die Bodentemperatur auf 150° F. steigt, bemerkt, daß $\frac{1}{5}$ ein zu beträchtlicher Bruchteil der Kraft des Sonnenscheines sei, um nicht eine erhebliche Wirkung zu äußern.

Im weitem Verlaufe seiner Untersuchungen kommt er jedoch zu dem Schlusse, daß dieser Umstand nicht ausreicht, um die geologischen Thatsachen zu erklären. Denn selbst unter der ungünstigsten Annahme, daß die Sonne in der Mitte des Sommerhalbjahres in der Erdferne sich befand und die Excentricität der Erdbahn den nach Leverrier zulässigen höchsten Wert hatte, würde dies doch die Sonnenwärme am längsten Tage nur um 9° vermindern und umgekehrt am kürzesten Tage um 4° vermehren, während die Temperatur des Frühlings und des Herbstes unverändert bliebe. Deswegen wendet sich Meach der Vermutung von Poisson zu, daß nämlich der Wechsel der Wärme der Erde herrühre von der verschiedenen Temperatur des Weltraumes, durch den sich unser ganzes Planetensystem mit großer Geschwindigkeit hindurchbewege. Er betont ferner die Möglichkeit, daß unser Planet einmal in der Nähe eines Fixsternes vorbeigekommen sei, der als zweite Sonne besonders die Nordhalbkugel beleuchtet und erwärmt habe, schließt aber auch den Gedanken nicht aus, daß durch die Änderung der Beschaffenheit der Erdoberfläche auf der einen Seite des Äquators die Gegensätze der Jahreszeiten sich zu einem ewigen Frühlinge hätten abschwächen können.

Der Widerspruch der Schlüsse des amerikanischen Forschers gegen die Folgerungen von Wiener ist in der Verschiedenheit der angewandten Berechnungsarten begründet. Beide gehen von der Gleichung (1) aus. Diese wird zunächst, indem man die Abweichung der Sonne innerhalb eines Tages als konstant ansieht, nach t innerhalb der Grenzen eines Tages von $-t_1$ bis $+t_1$ integriert. Für die tägliche Stärke der Sonnenstrahlung ergibt sich so

$$W = \frac{2S}{r^2} (\sin \beta \sin \delta \cos t_1 + \cos \beta \cos \delta \sin t_1). \quad (3)$$

Beim Übergang auf grössere Zeiträume tritt nun aber die Schwierigkeit hervor, daß wir es nicht mit einer stetigen Funktion zu thun haben, sondern daß mit Ausnahme einer veränderlichen Kugelhaube am Pol die Wirkung des Sonnenlichtes durch die Nacht unterbrochen wird. Außerdem ist ja δ für jeden Tag unveränderlich gesetzt worden. Es wird nun zunächst die Gröfse des halben Tagebogens t_1 dadurch bestimmt, daß man die Höhe der Sonne mit Hilfe der sphärischen Trigonometrie berechnet und sie null werden läßt; es findet sich so

$$\cos t_1 = -\operatorname{tg} \delta \operatorname{tg} \beta. \quad (4)$$

Wird dies in Gleichung (3) eingesetzt, so bekommt man W als Funktion von δ und somit auch von θ . Nun gehen unsere deutschen Mathematiker ohne weiteres zur Integralrechnung über. Streng genommen aber ist dies nicht erlaubt; denn wir haben es nicht

mit einer stetig wachsenden Größe zu thun, sondern mit einer solchen, die sich rückweise ändert und in Stufen von je einem Tage größer wird. Es ist daher nicht statthaft, die Differentialrechnung und ihre Umkehrung anzuwenden, sondern die Differenzenrechnung ist hier am Platze.

Diesem Umstande hat Meech in seinen Entwicklungen Rechnung getragen. Er geht von einer Gleichung aus, durch welche die Summe einer Reihe von Werten einer Größe u ausgedrückt wird, wenn eine andere Größe x , von der u abhängt, nach einander die Werte $1, 2, 3 \dots x$ annimmt. In dieser Formel stehen neben dem Integral noch andere Glieder, von denen er aber in der weiteren Ausführung nur zwei beachtet. Bei der Entscheidung der uns vorliegenden Frage betrachtet er stets nur die Wärme einzelner Tage und zählt diese für eine bestimmte Zeit zusammen, während Wiener die Summe der Strahlenmenge für Abschnitte des Jahres schlechtweg als Funktion der sich stetig verändernden Sonnenlänge θ ansieht. Daher die Verschiedenheit ihrer Ergebnisse von denen aber die des amerikanischen Forschers als die wissenschaftlich besser begründeten bezeichnet werden müssen.

Den Unterschied der beiden Arten der Ableitung versuchte der Vortragende nun an denselben einfachen Beispiele zu erläutern, das schon oben benutzt worden ist.

Nehmen wir eine Reihe von Tagen um die Sommersonnenwende, so können wir, ohne einen groben Fehler zu begehen, voraussetzen, daß die Sonne an jedem dieser Tage in dem Tierkreise die gleiche Strecke zurücklege. Da nun ferner in dem Falle des Beispiels, weil am Pole $\cos \beta$ verschwindet, in Gleichung (1) nur der Sinus der Deklination (δ) der Sonne, mithin auch nur der Sinus ihrer Länge (θ) stehen bleibt, so sind wir in den Stand gesetzt, ohne viele Mühe die Summierung der zugestrahlichten Wärmemenge gleichzeitig mit Hilfe der Integral- und mit der Differenzenrechnung auszuführen. Werden die Integrationsgrenzen richtig gewählt, so findet man, daß die für schrittweise Zunahme gebildete Summe gleich ist dem Integral dividiert durch $\Delta\theta$, abgesehen von konstanten Faktoren.

Nun war, wie oben bewiesen, das Integral für beide Pole gleich; $\Delta\theta$ aber stellt den Weg vor, den die Sonne in der Ekliptik innerhalb eines Tages scheinbar zurücklegt. Dieser aber ist größer zur Zeit unseres kürzesten Tages als in unserem Sommer, weil die Erde in der Sonnennähe sich schneller in ihrer Bahn bewegt als in der Entfernung; umgekehrt muß also die ganze Wärmesumme um die Zeit des längsten Tages der Südhälfte für den südlichen Pol kleiner sein als in der entsprechenden Zeit für unseren Pol, wenn beidemal die Länge der Sonne um gleichviel zunimmt.

Es würde sich daraus ergeben, daß nach der bislang üblichen Weise die Sonnenstrahlung zu berechnen, die Ansichten Adhémars die folgerichtigen wären, und daß dasselbe auch von Meech gesagt werden könnte, insofern derselbe überhaupt einer Verschiedenheit der gleichartigen nördlichen und südlichen Jahreszeiten das Wort redet.

Durch diesen Schluß wird aber keineswegs der eingangs mitgeteilte Beweis für den Satz umgestoßen, daß die Summe der Bestrahlung auf beiden Erdhälften in gleichen Breiten in den entsprechenden Jahresabschnitten die nämliche sei. Der Widerspruch rührt ja daher, daß die bisher übliche Berechnungsweise nur eine Annäherung ist, bei der man sich eine der Natur nicht ganz entsprechende Voraussetzung erlaubt, indem man annimmt,

dafs die Sonne innerhalb eines Tages denselben Abstand vom Himmelsäquator behalte. Man hat bis jetzt seinen Standpunkt auf der Erde genommen, hat aus dem scheinbaren Wege der Sonne am Himmel deren strahlende Wärme abgeleitet, und konnte so der unangenehmen Unterbrechung durch die Nacht nicht entgehen.

Diese Auffassung hat deshalb der Vortragende bei seinen Arbeiten von vornherein verlassen. Es kommt in der vorliegenden Frage ja nur darauf an, wieviel Wärme ein ganzer Breitenkreis erhält. Nun ist zu jeder Zeit die eine Hälfte der Erde erleuchtet, die andere dunkel. Von sämtlichen Parallelkreisen liegt immer ein gewisses Stück auf der Licht-, ein anderes auf der Schattenseite. An einer einfachen Figur läfst sich mit Hilfe der Sätze vom rechtwinkligen Kugeldreieck zeigen, dafs die Länge (b) des beleuchteten Teiles eines jeden Parallels durch dieselbe Formel als Funktion von δ und β sich darstellt wie oben nach (4) der Tagebogen $2t_1$.

Für eine unendlich kleine Fläche in beliebiger Breite findet man aus Gleichung (1) die auftreffende Lichtmenge; läfst man nun die geographische Länge veränderlich werden und integriert zwischen den Grenzen von null bis b , so bekommt man die Strahlmenge für das ganze beleuchtete Stück des zugehörigen Parallelkreises. Es ist aber der entstehende Ausdruck im wesentlichen nichts anderes als Gleichung (3), nur dafs $\frac{1}{2}b$ für t_1 steht. Setzt man nun für b seinen Wert ein, so unterscheiden sich die entstehenden Formeln bis auf die Konstanten in nichts von denjenigen, von welchen Wiener bei seinen Untersuchungen ausgegangen ist. Doch kam die Berechtigung der Integralrechnung jetzt nicht mehr angefochten werden, weil wir es nicht mehr mit dem ruckweise sich verändernden Tagebogen zu thun haben, sondern mit dem stetig wachsenden und sich veringern den Stücke eines Breitenkreises, das in jedem Augenblicke von der Sonne erleuchtet wird. Die Schlüsse, welche der letztere Gelehrte aus seinen Formeln gezogen hat, bleiben nun bei unserer Anschauungsweise über allen Zweifel erhaben, und die Niederlage, die wir in diesem Punkte für die deutsche Wissenschaft zugestehen mußten, verwandelt sich in ihr Gegenteil.

Aber noch einen andern Vorteil glaubt der Verfasser durch seinen Vortrag erreicht zu haben. In einer Zeit, wo der Wissensschatz des Volkes fortwährend wächst, und infolge dessen die Anforderungen an den Lernstoff der Schulen immer höhere werden müssen, während man von anderer Seite die Lehrer für die geistige Überanstrengung der Jugend verantwortlich macht, ist es Pflicht eines jeden unterrichtenden Mathematikers, wo derselbe auch wirke, die Beweisarten überall zu vereinfachen und so danach zu streben, mit möglichst geringer Arbeit möglichst viel zu bieten. Diesen Ziele aber glaube er einerseits dadurch näher gekommen zu sein, dafs er gezeigt habe, wie die augenblickliche Bestrahlungsstärke für beide Halbkugeln, die bis jetzt nur mit Hilfe der sphärischen Trigonometrie und der Integralrechnung hergeleitet wurde, mit den einfachsten Regeln des perspektivischen Zeichnens gefunden werden kann, und andererseits, indem er den Weg gezeigt habe, durch einzelne greifbare Beispiele einen Einblick in allgemeine Gesetze zu gewähren, die in ihrer Vollständigkeit das Fassungsvermögen des Lernenden übersteigen.

Teils wegen der Natur dieses Vortrags, teils wegen der vorgerückten Zeit konnte eine Diskussion nicht erfolgen.

Der Vorsitzende dankt den Mitgliedern der Sektion für ihre rege Teilnahme an den Sitzungen, ferner den Herren, welche teils Vorträge gehalten haben, teils zur Ausstellung von Lehrmitteln behilflich gewesen sind, endlich den Dessauer Kollegen und namentlich dem Realgymn.-Direktor Dr. Suhle für ihre vielfachen Bemühungen um die Sektion.

Hierauf nimmt Suhle (Dessau) das Wort, um namens der Sektion dem Vorstände der Sektion, besonders dem ersten Vorsitzenden, herzlichen Dank zu sagen.

Mit einem 'Auf Wiedersehen in Gießen' schließt sodann der Vorsitzende die Sitzung.

(Schlufs 10 Uhr.)

VII. Neusprachliche Sektion.

Verzeichnis der Mitglieder.

1. Lambeck, Dr., Professor. Köthen. I. Vorsitzender.
2. Benecke, Direktor. Berlin. II. Vorsitzender.
3. Wetzel, Oberlehrer. Berlin. I. Schriftführer.
4. Knörrich, Dr., Oberlehrer. Wollin. II. Schriftführer.
5. Albrecht, Oberlehrer. Leipzig.
6. Bahrs, Dr., Oberlehrer. Dessau.
7. Berdez, Oberlehrer a. D. Dessau.
8. Braune, Realgymnasialdirektor. Harburg.
9. Bräuner, Inspektor. Zerbst.
10. Budy, Oberlehrer. Gera.
11. Dannehl, Oberlehrer. Sangerhausen.
12. Deutschein, Dr., Oberlehrer. Zwickau.
13. Flebbe, Dr., Oberlehrer. Flensburg.
14. Francke, Oberlehrer. Zerbst.
15. Fritsche, Dr., Oberlehrer. Köthen.
16. Fritsche, Dr., Gymnasiallehrer. Dessau.
17. Geißler, Realgymnasiallehrer. Dessau.
18. Glöckner, Oberlehrer. Zerbst.
19. Greger, Oberlehrer. Zerbst.
20. Hahn, ordentl. Lehrer. Berlin.
21. Hasselbaum, Dr., Oberlehrer. Kassel.
22. Henze, Dr., Realgymnasiallehrer. Berlin.
23. Hummel, Dr., Oberlehrer. Potsdam.
24. Jahn, Dr., Oberlehrer. Zelle.
25. Jospelit, Oberlehrer. Rastenburg.
26. Klinghardt, Dr., Oberlehrer. Reichenbach i. Schl.
27. Kolbe, Dr., Gymnasialdirektor. Treptow a. R.
28. Köhu, Dr., Realgymnasiallehrer. Wiesbaden.
29. Loewe, Dr., Oberlehrer. Bernburg.
30. Loewe, Dr., Oberlehrer. Stettin.
31. Mahrenholtz, Dr., Realgymnasiallehrer. Halle.
32. Matthiae, Dr., Oberlehrer. Berlin.
33. Müller, Dr., Oberlehrer. Halberstadt.
34. Pauli, Oberlehrer. Bernburg.
35. Quedefeld, Dr., Oberlehrer. Freienwalde a. O.
36. Schilling, Professor. Bowdon bei Manchester.
37. Schmager, Realgymnasiallehrer. Gera.
38. Schulz, Oberlehrer. Sechhausen.
39. Schütze, Dr., Professor a. D. Bernburg.
40. Strien, Dr., Oberlehrer. Dessau.
41. Techmer, Dr., Privatdozent. Leipzig.
42. Truelsen, Realprogymnasiallehrer. Luckenwalde.
43. Vietor, Dr., Professor. Marburg.
44. Westphal, Gymnasiallehrer. Freienwalde a. O.
45. Wickenhagen, Dr., Direktor. Dessau.
46. Zelle, Dr., Oberlehrer. Berlin.
47. Ziemer, Dr., Gymnasiallehrer. Kolberg.

Erste (konstituierende) Sitzung

am 1. Oktober 1884.

Nach dem Schluß der ersten allgemeinen Sitzung konstituierte sich die Sektion in der II. des Gymnasiums unter Vorsitz des Professor Dr. Lambeck (Köthen), welcher

bereits von der neusprachlichen Sektion der letzten Philologenversammlung (Karlsruhe, 1882) zum Vorsitzenden designiert war.

Der Vorsitzende konstatiert zunächst unter Hinweis auf die Zahl der Mitglieder der Sektion, daß die 'neusprachliche Sektion' fortan nach Maßgabe der bezüglichen Bestimmung der Statuten der Philologenversammlung zu den ständigen Sektionen der letzteren gehören werde.

Im Anschluß hieran erheben sich die Mitglieder der Sektion zu Ehren des (†) Professor Bernhard Schmitz, der den Gedanken der Gründung einer 'neusprachlichen Sektion' einst zuerst gefaßt hat.

Zum Stellvertreter des Vorsitzenden wird Direktor Benecke (Berlin) ernannt, zu Schriftführern Oberlehrer Wetzel (Berlin) und Oberlehrer Dr. Knörich (Wollin).

Nach Feststellung der Tagesordnung für den nächsten Tag wird die Sitzung geschlossen.

Zweite Sitzung

am 2. Oktober, morgens 8 Uhr.

Vortrag des Oberlehrers Dr. Löwe (Bernburg):

'Über den Anfangsunterricht im Französischen'').

'Die Methode des französischen Sprachunterrichts ist bereits auf der vorigen Philologenversammlung Gegenstand eines Vortrags gewesen, indem Hr. Prof. Bühler zu Karlsruhe in der pädagogischen Sektion über den betreffenden Unterricht an den badischen Gymnasien sprach. Seine Ausführungen werden in vielen Punkten auch bei Ihnen Beifall gefunden haben, trotzdem aus dem Protokoll nicht einmal ersichtlich ist, welches Lehrbuch dort beim Unterricht zu Grunde gelegt wird. Nach brieflicher Mitteilung ist es die jetzt von Prof. Bühler umgearbeitete Grammatik von Ciala. Da nun aber unsere norddeutschen Schulverhältnisse wesentlich anders liegen und durch die Lehrpläne von Osnabrück 1882 eine festere Gestalt gewonnen haben, so gestatten Sie mir, meine Herren, Ihnen die Ergebnisse meiner Betrachtungen und Arbeiten auf dem Gebiete des 'Anfangsunterrichts im Französischen' vorzulegen. Ich bin in der glücklichen Lage, Ihnen statt bloßer theoretischer Erörterungen einen gedruckten, ziemlich ausführlichen 'Entwurf eines französischen Elementarbuches nach neueren Anschauungen' bieten zu können.

Die Anregung zu vorliegender Arbeit wurde mir einerseits durch die Reformschriften von Perthes über den lateinischen Unterricht, sodann aber ganz besonders durch die Beobachtung der, ich muß sagen, traurigen Tatsache, daß die Schüler, auch die der obersten Klassen, infolge der jetzt allgemein herrschenden grammatistischen Lehrweise

1) Von dem Vortragenden bereits publiziert in dem 'Centralorgan für die Interessen des Real-schulwesens'. 1884. XII, 12, S. 729 ff.

Verhandlungen der 37. Philologenversammlung

von dem französischen Unterrichte nur einen ganz kärglichen Nutzen haben. Man nehme z. B. einen eben nach Prima versetzten Realgymnasiasten mittlerer Begabung. Derselbe hat bis dahin, wie leicht nachzurechnen, ca. 1000 Stunden Französisch gehabt. Ja, 'gehabt' ist das richtige Wort; denn das, was bei ihm wirklich zum geistigen Eigentum geworden ist, steht auch nicht entfernt im Verhältnis zu der aufgewendeten Zeit und Mühe. Ganz anderer Art sind meine Erfahrungen im Englischen. Wir sängen früher das Englische bereits in Quarta an und hatten bei halbjährlichen Versetzungen nur drei Wochenstunden dafür. Unter so ungünstigen Verhältnissen verfiel ich auf folgendes Auskunftsmittel. Im ersten Vierteljahr, selbst in der kurzen Zeit zwischen Ostern und den Hundstagen, wurde Mefferts Englische Formenlehre bewältigt (ohne die ausführlicher behandelte Aussprache, von der nur 100 Musterwörter eingeübt wurden, ca. 20 Seiten lang). Dann ging es aber an die Hauptsache, Lektüre der Tales von Scott, worin bereits Leseübungen angestellt waren. Dieser Lehrgang war stets von gutem Erfolge gekrönt: mündliche und schriftliche Retroversionen, Lesen *in choro*, und Erläuterungen, wie sie in meiner seitdem gedruckten Ausgabe von Scotts Tales (Leipzig, Siegmund & Volkering, 1883) zu finden sind, hatten das ihrige gethan. Und nun gar im Einzelunterricht, bei Gymnasiasten, die zur Realschule übertraten und mehrere Semester English nachzuholen hatten, war dies der einzige sichere Weg, der schnell zum Ziele führte.

Sollte sich denn nun, *mutatis mutandis*, für das Französische nicht etwas Ähnliches herstellen lassen? Der Gedanke hat mich längere Zeit beschäftigt. Nach Durchmusterung und Durcharbeitung der einschlägigen Litteratur ist der Ihnen als Festschrift vorliegende Entwurf entstanden, zu dessen Erläuterung ich jetzt übergehe.

Meine Herren! Sie haben ja die Reformschriften und Aufsätze von Perthes, Münch, Kühn, Viëtor, Deutschbein, Fricke, Quousquetandem, Graf Pfeil u. s. w., u. s. w. gelesen und gewiß, wie auch ich, den Münnern Dank und Anerkennung gezollt, welchen die Förderung des Sprachunterrichts in unsern Schulen am Herzen liegt. Ein jeder hat sich aber seins dabei gedacht, und es kann mir nicht beikommen, hier alle Ansichten, die ich nicht teilen kann, zu widerlegen. Denn wie weit dieselben zum Teil noch auseinandergehen, das beweist die immer mehr anschwellende Flut der Schulbuchlitteratur, auch die der französischen Schulgrammatiken. Der Preliger Salomonis schreibt zwar schon (im 12. Kapitel): 'Denn viel Büchermachens ist kein Ende', heute würde er sich vielleicht noch ganz anders ausdrücken. Und doch ist die Fülle der neuen Erscheinungen auf unserm Gebiete andererseits auch als ein erfreuliches Zeichen zu begrüßen von dem rogen Eifer und dem sich immer mehr erschließenden Verständnis für unser Fach. Ich habe mich daher auch mit manchem meiner Vorgänger erst hier auseinanderzusetzen, von denen ich hier und da mehr oder weniger an Passendem für meinen Zweck entlehnen konnte; denn nur gemeinsame Arbeit kann meines Erachtens auf diesem so einfach scheinenden und doch so schwierigen Gebiete zum Ziele führen. Für den grammatischen Teil sind hauptsächlich benutzt die Schriften von Schmitz, Licking, Breymann, Plattner; für das Lesebuch fand sich wertvolles Material bei Klotzsch, Plattner, Schmitz, Wingerath, Wershow, Schulz, Lüdeking, Westenhöffer, Saure, Marelle und bei französischen Jugendschriftstellern.

Da ich nun von allen bisher genannten Fachkollegen am meisten noch Klotzsch in seinen Ansichten zustimmen kann, so gestatten Sie mir, meine Herren, dasf ich Ihnen

einige Stellen aus dem Bornaer Osterprogramm von 1883 verlesen darf (S. 3—7), welches unsern Gegenstand behandelt und mir sozusagen aus der Seele geschrieben ist.

Behufs praktischer Anwendung seiner Methode hat Klotzsch drei Bücher herausgegeben:

- 1) 'Die Grundzüge der französischen Grammatik'. Teubner 1876.
- 2) 'Methodisch bearbeitetes franz. Lesebuch'. Weidmann 1877.
- 3) 'Französische Formenlehre zum wörtlichen Auswendiglernen'. Ehlermann 1883.

Für die oberen Klassen ist außerdem Lückings Grammatik eingeführt.

Das sind meines Erachtens (ich habe dabei hauptsächlich Quinta und Quarta im Auge) erstens zu vielerlei und zwar teure Bücher, zweitens aber, und das ist der für mich triftigste Grund, warum ich das Lesebuch nicht acceptieren kam, der Schüler bekommt als Sprachstoff im ersten Jahre aufser einigen Bibelstellen lediglich gereimte und ungereimte Fabeln von La Fontaine, Florian und andern. Die Auswahl scheint mir nicht glücklich. Ebenso verhält es sich mit dem Quartanerpensum, nichts als Fabeln.

Doch nun zu dem letzte Ostern erschienenen 'Elementarbuch der franz. Sprache' von Plattner, Karlsruhe, Bielefelds Verlag. — Dieses Buch möchte ich den französischen Gesenius nennen, d. h. es ist ungefähr wie jene bekannte englische Grammatik eingerichtet. Auf den vier Bogen umfassenden grammatischen Teil, der zwar sehr hübsch gearbeitet ist, aber z. B. das Verbum doch wieder methodisch zerreißt und es dem Schüler Efslöffelweise beizubringen versucht, folgen vier Bogen Übungsstücke. Dieselben geben unter A. eine französische Anekdote, B. enthält eine Reihe deutscher Sätze, d. h. Antworten auf Fragen über den Inhalt des Lesestücks A., endlich C. giebt eine Umarbeitung des Lesestücks zum Übersetzen in das Französische. Das Buch scheint mir mehr dem Bedürfnis französisch redender und deutsch lernender Schüler angepafst zu sein, als umgekehrt. (Hr. Plattner ist Dirigent der Lateinschule zu Château-Salins.) Für unsere Quintaner sind die Übungsstücke viel zu lang und viel zu schwierig. Das hat der Verfasser selber zugestanden; denn vor kurzem erschien eine Vorstufe für obiges Buch, die dem erwähnten Mangel in zwölf Lektionen abzuhelfen sucht.

Wieder ein anderes Bild bietet das letzte Ostern erschienene 'Lehrbuch des Französischen' von Dr. E. Scholderer, Realschuldirektor in Frankfurt a/M. Derselbe giebt zunächst 138 Seiten französischer Einzelsätze, die methodisch über das ganze Gebiet der Formenlehre verteilt sind. Natürlich ist der Inhalt derselben so heterogener Art, daß selbst dem Lehrer ganz wirt im Kopfe werden muß, wenn er eine Seite davon liest. Da wären wir nun glücklich bei dem französischen Häckerlingsack angelangt. Bis dato bestand doch in den laudläufigen Grammatiken das Futter wenigstens noch darin, daß aus französischen und aus deutschen Sätzchen ein Häcklingsgemenge hergestellt wurde, auf dessen Grunde sich in Gestalt einiger zusammenhängender Lesestücke etliche genießbare Brocken befanden, auf die sich die Schüler mit einer wahren Gier zu stürzen pflegten.

Schließlich habe ich noch die in diesem Sommer erschienene 'Französische Elementargrammatik für Realschüler' zu erwähnen, die den Münchener Universitätsprofessor Breymann zum Verfasser hat. Das Buch hat mir bei Abfassung der Formenlehre vielfach zum Muster gedient. Dasselbe ist außerdem interessant durch seinen, für Lehrer bestimmten, Anhang über Lautphysiologie mit Zeichnungen, Noten und was sonst dazu gehört. Daran schließt sich das im Verein mit H. Möller bearbeitete Elementarübungs-

buch, welches sich durch geschickte Darstellung und Bezeichnung der Aussprache vor andern ähnlichen Werken vorteilhaft auszeichnet. Weniger befriedigt der Inhalt, der allzusehr dem Ausclammsunterricht Rechnung trägt. Zum Beispiel Lektion 56 ist übersrieben: *L'ois et le canard*. Wir bekommen da zunächst unter a) Version manches über diese beiden Vögel zu hören. Das neunzehn Zeilen lange Lesestück ist nämlich den §§. 108—110 der Elementargrammatik, welche die orthographischen Abweichungen der Verben auf *-er* behandeln, auf den Leib geschrieben; deshalb müssen sich die armen Geschöpfe aneh vorschriftsmäßig langweilen, denn der letzte Satz heisst: *Loin de l'eau ils mènent une triste vie et s'ennuient beaucoup!* — Weiter folgt b) Vocabulaire, c) Conjugaison, (zu ob. §§.), d) Questionnaire (mit französischen Fragen und deutschen Antworten), e) Familles de mots (z. B. Ableitungen von *plume*), f) Thème (eine deutsche Bearbeitung des erwähnten Lesestücks, worinnen die Gänse und Enten aber die Langeweile nicht mehr plagt, denn die §§. 108—110 verlangen jetzt, daß sie auf dem Lande ihre Zeit anwenden (*employer*) um ihr Gefieder zu trocknen (*sécher*) und ihre Federn zu reinigen (*nettoyer*) und zu fetten (*engraisser*!).

Die sonst von mir hier und da benutzten französischen Grammatiken kann ich als solche älteren Datums und als allgemein bekannte füglich übergehen, zumal dieselben ja nicht, wie die von Klotzsch, Plattner, Breymann einen reformierenden Charakter tragen.

Doch nun, meine Herren, gestatten Sie mir einige Erläuterungen zu dem Ihnen vorliegenden Entwürfe. Derselbe enthält erstens eine, meines Erachtens für Quinta und Quarta vollkommen ausreichende Formenlehre, welche auch die wichtigsten unregelmäßigen Verben in tabellarischer Form umschließt, zweitens Sprach- und Übungsstoff für Quinta. Bei Abfassung der Formenlehre ist alles überflüssig Scheinende weggelassen; dieselbe ist zum wörtlichen Auswendiglernen in den untern Klassen bestimmt. Die Darstellung der Lehre von der Aussprache wurde absichtlich möglichst einfach gehalten, denn meines Erachtens ist und bleibt in dieser Beziehung der Lehrer die lebendige Quelle und unbestrittene Norm für die Schüler. Der Lehrer hat sich mit Lautphysiologie zu beschäftigen und kann davon, so viel er kann und ihm gut dünkt, den Schülern mitteilen, ein Mehreres ist vom Übel. An den Lesestücken ist das Lesen zu lehren und zu lernen!

Den Sprachstoff zu sammeln war keine leichte Aufgabe. So wenig mühsam es ist, für den englisch lernenden Tertianer Passendes zu finden, so schwierig gestaltet sich die Sache für Quintaner; denn interessant muß das Lesestück sein, es darf aber weder den geistigen Horizont eines 10—12jährigen Knaben überschreiten, noch gar etwa sprachliche Schwierigkeiten enthalten. Man sehe sich nur einmal ein Grimmsches Märchen oder eine Lessingsche Fabel in französischer Übersetzung daraufhin an! — Im Vorliegenden finden Sie, meine Herren!

1) Anschauliches, Nr. 1—4. 2) Histörchen, Nr. 5—12. 3) Biblisches, Nr. 13—17. 4) Fabeln, Nr. 18—22. 5) Mythologisches, Nr. 23—28. 6) Geschichtliches, Nr. 29—41. 7) Naturgeschichtliches, Nr. 42—46. 8) Poetisches, Nr. 47—60. 9) Rätsel, Nr. 61. 1—V. 10) Lehrhaftes, Nr. 62, 1—X.

Um nun den Entwurf zu einem 'Naturgemäßen Lehrgang des Französischen für die ersten beiden Jahre des französischen Unterrichts (Quinta und Quarta)' zu vervollständigen, wie solcher im Dezember 1884 bei Friedberg & Mode in Berlin thatsächlich erscheinen soll, dazu gehören 1) Eingehende Präparationen zu den für Quinta bestimmten

Lesestücken. 2) Sprachstoff für Quarta, welcher denselben Gebieten entnommen ist. 3) Ein Wörterbuch mit genügender Aussprachebezeichnung. Gedruckte deutsche Übungsstücke bleiben besser fort; der Lehrer soll in dieser Beziehung durchaus nicht gebunden werden. Der Hauptvortrag eines solchen Buches besteht für mich darin, daß es dem Lehrer völlig freie Hand läßt. Ob mit der Deklination und Lesestück 1, oder mit dem Verbum und Lesestück 5, ob mit dem Lesestück oder ob mit der Formenlehre begonnen wird, das ist Sache des betreffenden Kollegen. Denn, meine Herren, heutzutage bricht sich glücklicherweise die Überzeugung immer mehr Bahn, daß der Anfangsunterricht im Französischen sehr wichtig ist und in die Hand eines erfahrenen Fachmannes gelegt werden muß; für den ist er nämlich auch allein interessant. — Beim Plötz freilich braucht der Lehrer dem Schüler nur um eine Lektion voraus zu sein. Meine Herren, ich komme zum Schlufs. Mir ist sehr wohl bewußt, daß ich Ihnen nicht allzuviel Neues habe sagen können; Ben Akiba behält auch hier recht, wie die Vorrede von Schmitz' franz. Elementarbuch recht deutlich zeigt. Mir erübrigt nur noch, Ihnen für Ihre rege Teilnahme und zahlreiches Erscheinen zu danken und Sie zu bitten, mir Ihre Wünsche, Ausstellungen und Verbesserungsvorschläge für mein geplantes Buch nicht vorenthalten zu wollen.

In der Perspektive würde erscheinen: Teil II für die beiden Tertian und Untersekunda mit einem Abrifs der Syntax und Übungen, während für Obersekunda und Prima lediglich französische Autoren und eine grössere wissenschaftliche Grammatik, wie z. B. die von Schmitz, Lücking oder Plattner einzutreten hätten. — Dafs nun nicht nur auf Gymnasien und Realgymnasien, sondern auch auf jeder andern Schule, die Französisch lehrt, eigentlich nur die eben geschilderte naturgemäße Lehrweise zur Anwendung kommen müsse, ist meine persönliche Überzeugung.

Der Redner faßt hierauf seinen Vortrag in folgende These zusammen:

'Mit Benutzung eines nach dem Entwurf gearbeiteten Lesebuchs ist ein gedeihlicher Betrieb des französischen Anfangsunterrichts möglich.'

Kühu (Wiesbaden) wünscht einige Punkte in der Aussprache geändert, ebenso in der Wortlehre, besonders in Bezug auf die Konjugation, die in seinem demnächst erscheinenden Buche anders dargestellt sei. Er habe die unregelmäßigen Verba nach den Unregelmäßigkeiten des Präsens geordnet. Er wolle sogleich Sachliches, keine Schriftlehre. Die Grammatik solle nur mit, nicht vor der Sprache getrieben werden. Praktische Gewöhnung werde meistens zu wenig berücksichtigt, so bei Bindung, Stellung. Der Sprachunterricht sei jetzt zu sehr Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische; das nütze nichts. Der Schüler solle nicht gleich schreiben, vielmehr erst lesen.

Klinghardt (Reichenbach i. Schl.) hat Thesen drucken lassen, zu denen er Bemerkungen der Fachgenossen sich erbittet. Mit der These des Redners ist er einverstanden. Vokale seien nicht nach der Schrift zu ordnen; man müsse vom Sprechen ausgehen. Die Einteilung der Verba sei danach zu ordnen.

Josupeit (Rastenburg) meint, Mischung der naturalistischen und grammatischen Methode sei zu fordern. Er will die These dahin umändern, auch Einzelheiten des Entwurfs abgeändert wissen.

Loewe betont, daß der Entwurf seine persönliche Erfahrung darstelle. Er wolle den Lehrer unabhängiger hinstellen, als es gewöhnlich geschehe.

Klinghardt (Reichenbach) erklärt sich gegen Josupeit. Man möge sich für naturalistische Methode entscheiden, so wenigstens, dafs sie vorwiege.

Josupeit (Rastenburg) stimmt dem bei.

Hummel (Potsdam) möchte die Abstimmung über die noch nicht genügend erörterte These hinausschieben, Klinghardt und Kühn desgleichen; dagegen Knörich. Hummel bittet, die Abstimmung auf den 4. Oktober zu verschieben.

Benecke (Berlin) beantragt Diskussion über die Frage: 'Wie muß die Grammatik für Gymnasien und Realgymnasien beschaffen sein?' — Einzelsätze seien nicht zu verwerfen, Begriffe möglichst häufig zuerst zu geben. Der grammatische Gesichtspunkt sei nicht gering zu schätzen.

Demnächst wird die Fortsetzung der Debatte auf Sonnabend d. 4. Okt. vertagt.

(Schluß gegen 10 Uhr.)

Dritte Sitzung

am 3. Oktober, morgens 8 Uhr.

Vortrag des Oberlehrers Dr. Deutschbein (Zwickau) über:

'Die Lautphysiologie beim neusprachlichen Unterricht'.

Deutschbein (Zwickau): 'Von nah und fern sind wir herbeigeeilt, um an der 37. Philologenversammlung teilzunehmen. Wenn es schon im allgemeinen für jeden eine besondere Freude und ein besonderer Genuß ist, eine derartige Versammlung besuchen zu können, wieviel mehr mußte das bei uns Neuphilologen diesmal der Fall sein, wo es galt, den Mauern einer Stadt zuzueilern, in welcher die Wiegen zweier Männer gestanden haben, die an philologischen, speziell an neusprachlichen Himmel heute noch als Sterne erster Größe glänzen, die Wiegen eines Max Müller und eines Karl Elze. Es hiefse Eulen nach Athen tragen, wenn ich versuchen wollte, in einem Kreise von neusprachlichen Fachgenossen die Verdienste dieser Männer um unsere Wissenschaft zu schildern. Nur darauf will ich hinweisen, dafs der eine uns mit der besten Shakespearebiographie beschenkt, und dafs der andere zu anfang der sechziger Jahre die Engländer mit den damaligen Resultaten der deutschen Forschung auf dem Gebiete der Lautphysiologie bekannt gemacht hat und zwar, wie Sie wissen, durch seine im Königlichen Institut zu London gehaltenen Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, durch deren Veröffentlichung er dann wieder befruchtend auf weitere Kreise in Deutschland gewirkt hat.

Seitdem sind zwei Dezennien verflossen, ein epochemachendes Werk nach dem andern ist über die Lautphysiologie erschienen, und noch hat es nicht den Anschein, als ob der Frühlingstrieb des Schaffens in ihren Jüngern und Auhängern erloschen sei; hat uns doch der eben vergangene Sommer wieder zwei hervorragende Eracheinungen gebracht, ich meine die 'Elemente der Phonetik' von Viëtor, der unsere Sitzung mit seiner Gegenwart beehrt, und den I. Teil der 'Sprachlaute' von Trautmann.

Ohne Überlebung kann man kühn behaupten, es wird verhältnismäfsig auf keinem Gebiete wissenschaftlich jetzt mehr gearbeitet als auf dem unsrigen, dem neusprachlichen,

und auf diesem Arbeitsgebiete nimmt wiederum die Lautphysiologie eine der ersten Stellen ein, wenn nicht augenblicklich die allererste, wie aus den zahlreichen Programmabhandlungen, Aufsätzen, Broschüren und hervorragenden Werken hervorgeht. Es kann nun hier nicht meine Aufgabe sein, Ihnen all diese Erscheinungen einzeln namhaft zu machen, oder ihr Verhältnis zu einander zu bestimmen, oder ihren innern Wert abzuwägen; es soll vielmehr meine Aufgabe sein, die Frage zu beantworten, 1) ob, 2) auf welche Weise und 3) wie weit all diese theoretische Geistesarbeit für das praktische Schulleben geeignet ist, beziehentlich nutzbar gemacht werden kann.

Die Lautphysiologie oder Phonetik ist bekanntlich diejenige Wissenschaft, die uns über die Erzeugung, das Wesen und die Verwendung der Sprachlaute belehrt; die uns demnach in den Stand setzt, jeden Laut seiner Entstehungsweise nach zu erkennen und zu beschreiben, seinem Werte und seiner Klangfarbe nach genau zu bestimmen.

Der erste, welcher die Forderung, in der Schule die Resultate der Lautphysiologie zu verwerten, unverhohlen aussprach, ist der Engländer Sweet. In der Vorrede zu seinem *Handbook of Phonetics* vom Jahre 1877 heisst es:

‘Wenn je unsere gegenwärtige klügliche Methode der Erlernung der neueren Sprachen umgestaltet werden soll, so muß dies auf der Basis einer vorbereitenden Schulung in der allgemeinen Lautlehre geschehen, womit dann zugleich das Fundament zu einem gründlichen, praktischen Studium der Aussprache und des Vortrags unserer eigenen Sprache gelegt würde — alles Dinge, die in unserm gegenwärtigen Erziehungssystem vollständig ignoriert werden.’

Fast zu derselben Zeit sprach sich der deutsche Forscher Trautmann im ersten Bande der *Anglia*, Seite 598 also aus:

‘Die Schüler müssen, ehe sie das Studium der Laute einer Sprache beginnen, die wichtigsten Sätze der allgemeinen Lautlehre inne haben.’

Ähnlich sprechen sich Sievers, Krüger und andere Phonetiker von Fach aus.

Aber ich will von der Forderung der Phonetiker absehen; könnte doch eine solche als eine *Oratio pro domo* erscheinen.

Viel wichtiger und überzeugender scheint es mir zu sein, wenn dieselbe Forderung von tüchtigen und praktischen Schulmännern gestellt wird, und in der That ist auch dies der Fall. Direktor Münch z. B. sagt in seiner sehr beherzigenswerten Schrift ‘Zur Förderung des französischen Unterrichts’, Seite 24 und 25: ‘Auf die Aussprachelehre gerade beziehen sich zum wesentlichen Teil die reformatorischen Bestrebungen von Viëtor, Kühn und dem Anonymus Quousque Tandem. . . . Ich meinerseits trete jenen Stimmen darin aufs entschiedenste bei, daß für den gesamten Sprachunterricht hier eine breite und allseitig solide Grundlage zu legen sei in der ruhig und streng zu bewältigenden Lautlehre, daß die Schulung, Erziehung, Bereitung der Sprachorgane bis zu unerbittlicher Genauigkeit erfolge, daß die Lautlehre nicht von vornherein durch die damit verquickte Orthographielehre verwirrt und verdorben werde, sonderu hier eine gründliche Sonderung und Säuberung vorzunehmen sei’.

Auch hier könnte ich Ihnen noch eine gröfsere Zahl von Aussprüchen anführen, so z. B. von Schröer in Wien und Gutersohn in Karlsruhe; ich will es jedoch unterlassen, um Ihre Geduld nicht zu lange in Anspruch nehmen zu müssen.

Obwohl nun die Forderung, die Lautphysiologie in der Schule zu berücksich-

sichtigen, erst vor sieben Jahren zum ersten Male gestellt wurde, so giebt es doch schon eine Anzahl namentlich jüngerer Lehrer, die ihr nachkommen. Manchen, der die Sache wohl auch versuchen möchte, hält noch dies und jenes Bedenken davon ab, wie z. B. 1) kannst du auf deine eigene Hand einen neuen Wissenszweig einführen, ohne eigentlich von deiner vorgesetzten Behörde dazu autorisiert zu sein? Oder 2) wenn du es thust, giebst du da nicht der Überbürdungsfrage neuen Nährstoff in einer Zeit, wo von allen Seiten, namentlich auch von seiten der Regierungen alles Mögliche geschieht, um eben dieser Frage den Boden der Berechtigung zu entziehen? Oder 3) verlierst du nicht dabei Zeit, die du zur Erreichung deines Klassenzieles unbedingt und notwendig brauchst? Oder 4) fürchtest du dich nicht vor dem Fluche der Lächerlichkeit, den Molière einfürlmal in der 6. Scene des II. Actes seines Bourgeois gentilhomme auf die Bestrebungen gelegt hat, beim Unterrichte lautphysiologische Dinge zu treiben?

Solche und ähnliche Bedenken werden wohl in jedem aufsteigen, welcher der in Rede stehenden Angelegenheit näher treten will. Zum Glück lassen sich alle diese Bedenken schnell und leicht widerlegen.

Zu Punkt 1: Eine gute Aussprache der neueren Sprache wird mit Recht in allen diesbezüglichen Regierungserlassen vom Lehrer und Schüler gefordert. Es giebt aber, wie später gezeigt werden wird, kein Mittel, das so geeignet ist, eine gute Aussprache zu erzielen, als die Verwertung der Lautphysiologie. Nun muß doch jedem Lehrer so viel Freiheit gestattet sein, jenes gesteckte Ziel auf die sicherste Weise zu erreichen.

Übrigens ist bereits die österreichische Regierung mit gutem Beispiel vorgegangen, indem sie für den Unterricht an den Realschulen direkt vorgeschrieben hat, daß die fremdartigen Laute der französischen Sprache nicht zuerst in der Schrift dem Auge, sondern dem Ohre des Schülers durch den Mund des Lehrers vorzuführen seien. Ferner enthält ja das amtliche sächsische und preussische Orthographicbuch eine Konsonantentabelle, die nach meinem Dafürhalten von den Kindern nur erst richtig mit Zuhilfenahme der Lautphysiologie verstanden werden kann.

Zu Punkt 2: Wir geben von der Lautphysiologie in der Schule so wenig als möglich, so daß von einem eigentlichen Mehrwissen erstlich nicht gesprochen werden kann, und welches gegen die Vorteile, die es gewährt, gar nicht in Betracht kommt. (Was wir zu geben gedenken, davon wird später ausführlich die Rede sein.)

Zu Punkt 3: Bei der bisherigen empirischen Methode wird die Aussprache lediglich durch Vorsprechen bez. Korrigieren und Nachsprechen erlernt; es geht hierbei viel kostbare Zeit verloren. Bei der neuen phonetischen Methode werden die Kinder die Laute viel eher und richtiger auffassen. Das Vorsprechen, Korrigieren und Nachsprechen nimmt deshalb verhältnismäßig viel weniger Zeit in Anspruch. Die Einführung der Lautphysiologie, so wie wir es meinen, bedeutet also nicht Zeitverlust, sondern im Gegenteil Zeitersparnis.

Zu Punkt 4: Ich muß von mir gestehen, daß gerade diese Scene es gewesen ist, die mich längere Zeit abgehalten hat, die Lautphysiologie in der Schule zu Hilfe zu nehmen, weil ich mir immer sagte, so ein Menschenkenner wie Molière muß doch den feinen Kern der ganzen Bestrebung erkannt haben. Schließlich aber habe ich mich doch von diesem Molièreschen Vorurteil emanzipiert und zu meiner Freude und Genugthuung gefunden, daß der Dichter Molière wohl immer recht haben mag, wenn es gilt, Wahr-

heiten aus dem Menschenleben zu ziehen und darzustellen, aber nicht, wenn es gilt, Methoden beim Unterrichte zu beurteilen.

Nachdem wir auf diese Weise, wie ich glaube, die verschiedenen Bedenken gegen die Berücksichtigung der Lautphysiologie beseitigt haben und andere neu auftauchende ebenso beseitigen könnten, fragt es sich nun, aus welchen Gründen es denn empfehlenswert sei, die Resultate der Lautphysiologie beim Unterrichte zu verwerten. Wir antworten darauf:

- 1) aus ethischen,
- 2) aus ästhetischen und
- 3) vornehmlich aus pädagogisch-didaktischen Gründen.

Wir sagen, die Berücksichtigung der Lautphysiologie ist zu empfehlen aus einem ethischen Grunde. Die Lautphysiologie gewährt nämlich dem Kinde einen überaus interessanten Einblick in den wunderbaren Bau des menschlichen Körpers, in seine zweckmäßige Einrichtung und in die körperlichen und geistigen Kräfte und Fähigkeiten, die Gott in den Menschen gelegt hat. Wenn der Schüler einsieht, was für eine Menge von Bewegungen der Sprachwerkzeuge dazu gehören, um nur das einfachste Wort, geschweige denn einen ganzen Satz auszusprechen, und wie unmerklich alle diese Bewegungen vor sich gehen, findet er da nicht ungesucht die Bestätigung des herrlichen Bibelwortes: 'Ich danke dir dardüber, dafs ich wunderbarlich gemacht bin; wunderbarlich sind deine Werke, und das erkennet meine Seele wohl?' Ps. 139, 14. Nun ist es ja richtig, unser Sprachunterricht soll und kann kein Religionsunterricht sein, aber ebenso richtig ist es, dafs aller Unterricht, also auch der Sprachunterricht, wo sich nur eine Gelegenheit bietet, zur Hebung und Stärkung des religiös-sittlichen Gefühls der Schüler beitragen soll, und wenn der Sprachunterricht an seinem Teil das thut, so kann er in den Augen der Kinder an Achtung nicht verlieren, sondern nur gewinnen.

Der ästhetische Grund, weshalb wir die Verwertung der Lautphysiologie in der Schule empfehlen, liegt darin, dafs diejenige Aussprache, die mit auf einer lautphysiologischen Grundlage erlernt ist, das eigentümlich Nationale der betreffenden fremden Sprache besser zum Ausdruck bringt, als die blofs auf empirische Weise erlernte. Wir lesen wohl oft z. B. in der 'Methodischen Anleitung' von Plötz und in der neuen Herausgabe des Théâtre français der Velhagen-Klasingschen Sammlung von unserm allverehrten Direktor Benecke, man solle die Vokale recht sonor sprechen, die Endkonsonanten recht voll austönen lassen. Diese Forderung ist ja richtig und recht schön, aber die Frage ist nur, wissen denn eo ipso alle Lehrer eigentlich, wie man das macht? Eine sichere Anleitung hierzu giebt nur die Phonetik. Nur an einem schönen Lesen kann sich das ästhetische Gefühl der Schüler entwickeln und ausbilden. Schön aber kann man das Lesen erst nennen, wenn es möglichst im nationalen Gewande der betreffenden Sprache geschieht. Nun ist es ja wiederum richtig, zum guten Lesen gehört noch mehr als die korrekte und national geführte Aussprache der einzelnen Laute, aber die erste Bedingung zu einem guten Lesen ist und bleibt doch die eben genannte Aussprache, zu der die Lautphysiologie das sicherste Hilfsmittel bietet.

Wir kommen nunmehr zu den pädagogisch-didaktischen Gründen, deren es eine ganze Anzahl giebt. Ich kann wegen der Kürze der Zeit jedoch nur die wichtigsten andeuten.

Als ersten Grund führe ich den an, daß die Lautphysiologie das Interesse der Schüler am Unterrichte in hohem Grade weckt. Das ist ja aber gerade der Kernpunkt eines gedeihlichen Unterrichts überhaupt, daß das Interesse der Schüler geweckt und gefördert wird. Wie das durch die Lautphysiologie geschieht, kann ich an einem Beispiele aus meiner Praxis zeigen. Als ich seiner Zeit zum erstenmale einzelne Resultate der allgemeinen Lautphysiologie im englischen Unterrichte bei meinen Obersekundanern besprochen hatte, hatten mich in der nächsten französischen Stunde die Oberprimaner, ihnen dasselbe vorzutragen. Die Obersekundaner hatten offenbar den Oberprimanern Mitteilung von der betreffenden Stunde gemacht — gewiß der beste Beweis, daß ihr Interesse für den Gegenstand geweckt worden war.

Dieses einmal geweckte Interesse wird sich dann auf andere Seiten des Sprachstudiums übertragen; Sache des Lehrers wird es sein, dasselbe zu erhalten, resp. von Zeit zu Zeit neu zu beleben. Erhalten wird das Interesse des Schülers auch mit dadurch, daß er jetzt klar wird über das Charakteristische eines jeden Lautes. Klarheit aber und sicheres Erkennen sind wesentliche Stützen des notwendigen Interesses, ebenso wie Unklarheit, Schwanken und unsicheres Umhertappen die Interesslosigkeit der Schüler begünstigen.

Einen weiteren pädagogisch-didaktischen Grund für die Einführung der Lautphysiologie sehe ich darin, daß sie dem Lehrer das Unterrichten und dem Schüler das Sprechenlernen erleichtert. Gestatten Sie, daß ich auch hier wieder ein Beispiel aus meiner Praxis anführe. Wir Sprachlehrer in Sachsen haben besonders für die Aussprache des weichen s-Lautes und dementsprechend auch für die des weichen j-Lautes zu kämpfen, weil der Sachse durchschnittlich den weichen s-Laut in seiner Muttersprache nicht spricht. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß jeder sächsische Sprachlehrer fast in jeder Stunde den fraglichen Laut zu korrigieren hat; dabei ereignet sich oft genug der Fall, daß es einzelne Schüler giebt, die diesen Laut anfangs gar nicht, und erst später mit vieler Mühe hervorbringen. Von jener Plage des Korrigierens bin ich erst befreit worden, nachdem ich den Weg des bloßen Vorsprechens verlassen und den Schülern gesagt habe, mit welchen Sprachwerkzeugen dieser Laut hervorzubringen sei. Damit will ich nun nicht sagen, daß nicht doch noch gelegentlich die scharfe Aussprache zu Tage käme, sondern nur, daß es hierin wesentlich besser geworden ist, als es früher war.

Ein dritter pädagogisch-didaktischer Grund liegt in dem Umstande, daß die Lautphysiologie dazu dient, viele Irrtümer zu zerstreuen; zu diesen gehört namentlich die häufige Verwechslung von Laut und Buchstabe; ist es doch selbst unserm Altmeister Grimm passiert, daß er über das erste Buch seiner deutschen Grammatik, welches die Lautlehre behandelt, die Überschrift setzte: 'Von den Buchstaben'.

Ferner werden durch die Phonetik verschiedene grammatische und lexikalische Vorgänge erklärt, über welche die bisherige Methode die Erklärung schuldig bleibt. Nach ihr lernen die Schüler z. B. l, m, n, r sind liquidae oder flüssige Konsonanten; diese Laute werden so genannt, weil sie sich sehr leicht mit andern Konsonanten verbinden und gleich den Vokalen durch ihren lang auszuhaltenden Ton mit ihnen verschmelzen. Woher diese Doppelnatur dieser flüssigen Konsonanten kommt, das erklärt erst genügend die Phonetik, die da lehrt: die liquidae tragen deshalb den Doppelcharakter der Konsonanten und Vokale an sich, weil sie zu ihrer Erzeugung einerseits einen Verschluss verlangen, wie

die Konsonanten, und andererseits einen freieren Abfluss der Luft wie die Vokale. Wenn die Schüler so die Doppelnatur der Liquidae kennen gelernt haben, dann werden sie es leicht erklärlich finden, daß sich z. B. das l im Französischen in Verbindung mit a zum frühern Zweilaute au, jetzt Einlaute o aufgelöst hat, z. B. also animal, pl. animals, animaux, animaux; daß l im Englischen den vorangehenden Vokal wesentlich beeinflusst, ihn also verlängert, wie z. B. i + o in mild und old, oder ihn verdunkelt wie z. B. a in all, oder schließlich mit ihm verschmilzt wie in half, balmy, walk, folk.

Endlich erblicken wir, wie bereits angedeutet, in der Lautphysiologie neben dem Vorsprechen von seiten des Lehrers das beste und sicherste Mittel zur Aneignung einer guten Aussprache. Bei der bisherigen empirischen Methode, eine gute korrekte Aussprache der fremden Sprache zu erzielen, ist eigentlich zweierlei vorausgesetzt, nämlich 1) ein gutes, korrektes Vorsprechen von seiten des Lehrers, und 2) ein gutes Gehör von seiten der Schüler; beides aber findet sich oft nicht zusammen; wo das eine oder andere fehlt, muß die Theorie der Lautphysiologie unterstützend eintreten. Danker sagt deswegen auch in seiner Schrift: 'Die Realgymnasien und das Studium der neueren Sprachen':

'Es handelt sich da durchaus nur um Dinge, die lehrbar sind für jeden, der die Elemente der Lautwissenschaft inne hat, lehrbar für jeden mit gesunden Ohren und fehlerlosen Sprachwerkzeugen.'

In dem bekannten Spottverse auf die schlechte angeblich nur norddeutsche Aussprache des Französischen:

Sprecht ihr aber doch französisch,
Solls nicht lauten wie chinesisch;
Traug, Detalch und Reglemang
Ist ein sonderbarer Klang

wird besonders die schlechte Aussprache der Nasenlaute und des l mouillé gegeißelt.

Zeigen wir zunächst an einem dieser beiden Beispiele, wie einerseits die alte empirische und andererseits die neue, auf phonetischer Grundlage ruhende Methode die Sache anfängt. Jene, die alte Methode, sagt: Die betreffenden Laute haben davon ihren Namen, daß sie durch die Nase gesprochen werden, annähernd haben wir diese Laute auch im Deutschen wie z. B. in 'danken', 'denken', 'Onkel', und nun spricht der Lehrer einfach vor, und die Schüler ahmen einfach nach, so gut sie können. Damit ist die Sache abgethan. Die neue Methode aber sagt: Wir haben zwar auch Nasenlaute im Deutschen, aber es ist ein großer Unterschied zwischen deutschen und französischen Nasenlauten; bei den deutschen entweicht die Luft ganz durch die Nase, bei den französischen halb durch die Nase und halb durch den Mund, indem der Gaumenvorhang so weit heruntergelassen wird, daß der Luftstrom geteilt wird. Die deutschen Nasenlaute sind Konsonanten, die französischen Vokale, deswegen wird bei der Aussprache der deutschen Nasenlaute der Mund verhältnismäßig nur wenig geöffnet, die Zunge krampfhaft nach hinten gezogen, der Luftstrom mit einem Ruck und mit einem schwachen g am Ende abgebrochen; bei den französischen dagegen wird der Mund verhältnismäßig weit geöffnet, die Zunge fast unbeweglich gelassen und der Luftstrom langsam, ohne Ruck, ausgehaucht.

Nehmen wir auch ein Beispiel aus der englischen Sprache, die Aussprache des *r*. Hierüber geben die Lehrbücher nach der alten Methode entweder gar nichts, oder sie sagen: es wird schwächer gesprochen als das deutsche *r*. Das ist aber durchaus ungenügend. Dagegen belehrt uns die Lautphysiologie etwa wie folgt: Im Deutschen (wie im Französischen) giebt es zweierlei *r*, ein Zungenspitzen-*r* und ein Zäpfchen-*r*; beim ersteren wird die Zunge in schwirrende oder rollende Bewegung gesetzt, beim letzteren das Zäpfchen. Im Englischen dagegen giebt es nur ein *r*, das Zungenspitzen-*r*; die Zunge macht aber hier keine schwirrende Bewegung, sondern nur einen einzigen Schlag, daher klingt das englische *r* viel schwächer als das deutsche. Im Auslaute ist das englische *r* noch schwächer als im Anlaute, es ist hier kaum hörbar, so daß es von englischen Phonetikern nur ein vokalisches Gemurmel genannt wird, weil die Zungenspitze nicht mehr wirksam ist, sondern nur noch der Stimmton im Kehlkopfe.

Wenn nach dieser phonetischen Anleitung der Lehrer richtig vorspricht, so werden und müssen die Schüler eher instande sein, richtig nachzusprechen, als wenn sie ohne alle theoretische, resp. physiologische Anleitung bloß nach Gehör nachsprechen sollen.

In dieser Weise könnte ich noch weiter fortfahren, Ihnen den Unterschied zwischen der bisherigen empirischen und der neuen phonetischen Methode darzulegen. Aber ich glaube, es wird schon an diesen zwei Beispielen allen klar geworden sein, wie viel sicherer die neue Methode zu einer korrekten Aussprache führt als die alte — und eine gute Aussprache ist und muß doch ein Hauptziel jeden Sprachunterrichts sein.

Ihnen die Wichtigkeit und den Wert einer guten Aussprache in theoretischer und praktischer Beziehung ausführlich zu schildern, würde uns zu weit führen, ist auch in einem Kreise von Fachgenossen nach meinem Dafürhalten nicht nötig. Nur auf einen Punkt will ich noch hinweisen, nämlich auf den, daß die Lautphysiologie nicht bloß von Wichtigkeit bei der Erlernung einer fremden Sprache, sondern auch bei der Aussprache der Muttersprache ist, indem man hierbei die beste Gelegenheit hat, die Schüler auf das Fehlerhafte in ihrer eigenen Sprache resp. Dialekte hinzuweisen, wie z. B. die mittel- und süddeutschen Schüler auf die falsche Aussprache ihrer weichen Konsonanten (wenn dies nicht bereits in der Volksschule geschehen ist).

Wer sich über diese und ähnliche Vorteile der Lautphysiologie noch ausführlicher unterrichten will, dem empfehle ich zwei kleine Broschüren, nämlich 1) die von Breymann: 'Über Lautphysiologie und deren Bedeutung für den Unterricht' und 2) die von Schröer: 'Über den Unterricht im Englischen'. Wir aber stellen auf Grund des bisher Gesagten die I. These auf:

'Trotz mehrfacher Bedenken ist es doch aus ethischen, ästhetischen und vornehmlich pädagogisch-didaktischen Gründen empfehlenswert, in der Schule die Resultate der Lautphysiologie theoretisch und praktisch zu verwerten'.

Nachdem ich im ersten Teile gezeigt habe, aus welchen Gründen es empfehlenswert ist, die Resultate der Lautphysiologie bei unserm Schulunterrichte zu verwerten, beziehentlich welche Vorteile uns eine solche Methode gewährt, wird es im zweiten Teile meine Aufgabe sein, darzulegen, welcher Richtung wir dabei zu folgen haben.

So jung nämlich auch die Wissenschaft der Lautphysiologie ist, so hat sie sich doch föhlich der Stenographie in zwei Schulen gespalten, in eine sozusagen schweizerisch-

deutsche und eine norwegisch-englische, von denen jede ihr eignes System aufstellt. Wir würden vielleicht als Deutsche von voruherein das System der englischen Schule ignorieren und nur das der deutschen anerkennen,

- 1) wenn nicht ein hervorragender deutscher Phonetiker, der Professor Sievers, in der zweiten Auflage seiner 'Grundzüge der Lautphysiologie' vom deutschen System abgefallen und ins Lager der Engländer übergegangen wäre;
- 2) wenn nicht ein anderer namhafter Phonetiker, der norwegische Professor Storm, in seinem ins Deutsche übersetzten, sonst so vorzüglichen Buche: 'Die englische Philologie' Seite 73 andeutete, daß das Hauptprincip des deutschen Systems ein 'verlassener Standpntkt sei';
- 3) und wenn nicht ein Anhänger des englischen Systems, Professor Schröer in Wien, in seiner eben genannten Broschüre so angelegentlich für das englische System plaidierte.

Es handelt sich bei der ganzen Angelegenheit um die Vokallehre und die Anordnung der Vokale. Um uns ein eigenes, einigermaßen sicheres Urtheil bilden zu können, welchem von beiden Systemen wir bei dem Schulunterrichte den Vorzug zu geben haben, müssen wir beide kurz charakterisiren.

Das deutsche, ältere System berücksichtigt bei der Aufstellung der Vokallehre die Mundstellung einerseits und die Klangfarbe und Tonhöhe der Vokale andererseits; das englische System hält sich nur an die Mundstellung und kümmert sich gar nicht um die Klangfarbe und Tonhöhe. Ferner: Das englische System begreift unter 'Mundstellung' nur die Stellung der Zunge und der Lippen, das deutsche dagegen außerdem die Gestalt und Größe der Mundöffnung, sowie die Größe des Kieferwinkels, d. h. den Abstand der Ober- und Unterkiefer von einander.

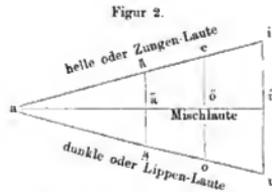
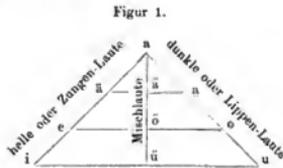
Die deutsche Schule nimmt zunächst die drei Grundlaute i, u, a an und bestimmt die zugehörige Mundstellung, indem sie sagt: Beim i-Laut liegt die Zunge am weitesten nach vorn, beim u-Laut am weitesten nach hinten, beim a-Laut ungefähr in der Mitte umgekehrt ziehen sich die Lippen beim i-Laut am weitesten zurück und bilden einen breiten Spalt, beim u-Laut schieben sie sich am weitesten nach vorn und bilden eine runde Öffnung, beim a-Laut stehen sie am weitesten nach oben und unten; die Ober- und Unterkiefer haben beim i- und u-Laut gleichen Abstand, beim a-Laut den weitesten von einander. Zwischen i + a liegt nun noch der e- und ä-Laut, zwischen a und u der a- und o-Laut. Die Zunge zieht sich dabei entsprechend zurück, und die Lippen schieben sich entsprechend vor. Die i-, e-, ä- und a-Laute nennt man auch die hellen Vokale, die übrigen die dunkeln; bei den ersteren ist die Zungenthätigkeit die Hauptsache, bei den letztern die Lippenenthätigkeit, was man daraus ersehen kann, daß man z. B. u + o ganz gut mit derselben Zungenstellung aussprechen kann, aber nicht so gut mit derselben Lippenstellung.

Verbindet man deswegen die Lippenstellung der dunkeln Vokale mit der Zungenstellung der entsprechenden hellen, so erhält man die sogenannten Mischlaute ü, ö, ä. Alle diese Laute stehen unter sich in einem harmonischen Verhältnis, indem z. B. die Grundvokale beim Flüstern zwei übereinander liegende Duraccorde (oder wie jetzt Trautmann gefunden haben will, Septimenaccorde) bilden und zwar u den Grundton, o die

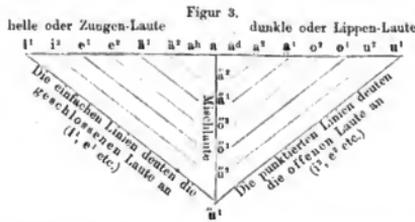
Terz, *a* die Quinte, *a* die Oktave (resp. die Septime); zu *a* bildet dann wieder *ü* die Terz, *e* die Quinte und *i* die Oktave (resp. Septime).

Stellen wir die bisher gewonnenen Resultate zusammen, so haben wir die hellen Grundvokale *i*, *e*, *ä* und *a*, die dunkeln Grundvokale *ä*, *o* und *u* und die Mischlaute *ü*, *ö* und *ä*, also im ganzen 10 Normalvokale. Jeder dieser Normalvokale kann aber auf zwei verschiedene Weisen ausgesprochen werden, nämlich geschlossen und offen; geschlossen, d. h. mit etwas kleinerer Mundöffnung, offen, d. h. mit etwas größerer Mundöffnung, z. B. *i* + *i*, *u* + *u*. Das zweite (offene) *i* nähert sich etwas dem *e*-Laut, das zweite (offene) *u* etwas dem *o*-Laut. Zieht man diese doppelte Aussprache in Betracht, so erhält das deutsche System 20 (21) verschiedene Normallaute.

Die deutschen Phonetiker ordneten früher diese Normalvokale in eine Pyramide oder Dreieck ein, wobei die Grundlaute die Seiten, die Mischlaute die Höhe bilden (siehe Figur 1 und 2):



Jetzt stellen sie gewöhnlich die Grundvokale auf eine gerade horizontale Linie und die Mischlaute senkrecht dazu (siehe Figur 3).



Wer über die Anordnung der Vokale sich noch näher unterrichten will, den verweise ich auf zwei Aufsätze von Michaelis in Herrigs Archiv, Band 65, Heft 4 und Band 66, Heft 1.

Ganz anders verfährt die englische Schule; der Begründer derselben ist Bell, ihre Förderer und Verbesserer Ellis, Sweet, Storm und Sievers. Wie bereits bemerkt, bilden nur die Zungenstellungen und in zweiter Linie die Lippenstellungen die Grundlage. Bei ihr kommt es demnach darauf an:

- 1) ob die Vorderzunge, die Mittelzunge oder die Hinterzunge wirksam ist; darnach giebt es vordere, mittlere (gemischte) und hintere Vokale, z. B. i, ü, u;
- 2) ob sich dabei die Zunge vom Gaumen nur wenig (hoch), mittelweit oder sehr weit (niedrig) entfernt; darnach giebt es hohe, mittlere und niedrige Vokale, z. B. i, e, ä.
- 3) ob dabei die Zunge straff angespannt oder schlaff ist; darnach giebt es enge und weite Vokale, z. B. i⁷ + i⁸.

Nun erst kommt die Thätigkeit der Lippen in Betracht, ob diese gerundet sind wie bei den dunkeln Vokalen, oder nicht rund sind wie bei den hellen; darnach giebt es runde und nicht runde Vokale. Auf diese Weise bringt die englische Schule 36 verschiedene Vokale zusammen, welche sie in ein oder zwei Vierecke einreihet. In Figur 4 erblicken Sie das englische Viereck mit den 20 (21) Normallauten des deutschen Dreiecks. In den leer gebliebenen Fächern stehen Laute, die entweder in keiner der bekannten Hauptkultursprachen vorkommen, oder doch wenigstens nicht im Deutschen, Englischen und Französischen.

I. Die Lippen sind nicht rund (unround). Figur 4.

Die Zunge ist:	straff	schlaff	straff	schlaff	straff	schlaff
hoch	—	—	—	—	i ¹	i ²
mittelweit	a ¹	a ²	(ä)	(ü)	e ¹	e ²
niedrig	—	—	ä ¹	ä ²	ä ³	ä ⁴
Es artikuliert:	die Hinterzunge,		die Mittelzunge,		die Vorderzunge.	

II. Die Lippen sind rund (round).

Die Zunge ist:	straff	schlaff	straff	schlaff	straff	schlaff
hoch	u ¹	u ²	—	—	ü ¹	ü ²
mittelweit	o ¹	o ²	—	(ö)	ö ¹	ö ²
niedrig	a ¹	a ²	—	—	—	—
Es artikuliert:	die Hinterzunge,		die Mittelzunge,		die Vorderzunge.	

Auf dieses Viereck ist die englische Schule sehr stolz und blickt, wie bereits angedeutet, mit Geringschätzung auf das deutsche Dreieck als auf einen 'überwundenen Standpunkt' herab.

So weit die deutsche und englische Vokaltheorie und ihre Darstellung; es fragt sich nunmehr, welches System nehmen wir für die Schule an.

Das englische System hat theoretisch den Vorzug vor dem deutschen, dafs es 1) die Vokale wie später die Konsonanten nach ihrer Artikulationsstelle bestimmt, d. h. nach derjenigen Stelle im Munde, wo der betreffende Vokal gebildet wird, ob vorn am harten Gaumen oder hinten am weichen, ob oben am Gaumen oder unten, d. h. weit weg

vom Gaumen u. s. w., und dafs es 2) mehr Lautnünancen unterbringen kann als das deutsche. Trotz alledem hat dies System vom theoretischen Standpunkte aus und noch mehr vom praktischen seine grofsen Schwächen und Unvollkommenheiten, von denen wir hier einige näher beleuchten wollen.

Als eine Schwäche des englischen Systems mufs zunächst der Umstand bezeichnet werden, dafs es die Lippenstellung zu wenig berücksichtigt und bestimmt; es erkennt nur zwei Lippenstellungen an, nämlich eine runde und eine niehrunde. Nun ist aber doch, wie wir bereits beim deutschen System gesehen haben, bei den dunkeln Lauten die verschiedene Lippenstellung die Hauptsache, die Zungenstellung Nebensache. Ein normaler, geschlossener u-Laut mit der α -Lippenstellung läfst sich ohne ungewöhnliche Zungenveränderung gar nicht aussprechen. In diesem Punkte ist das deutsche System viel genauer, indem es lehrt, dafs nach u hin sich die Lippen bei runder Mundöffnung immer weiter vorschieben müssen. Da es in England für unanständig gilt, die Lippen zu sehr zu bewegen, so mufs bei der Bildung der Laute die Zunge thätigkeit ersetzen, was an der Lippen thätigkeit gespart wird. Aus diesem Grunde kann man selbst noch zugeben, dafs das englische System für die englische Sprache passender ist als das deutsche; aber hier, wo es gilt, eine allgemeine Grundlage für mehrere Sprachen zu finden, ist es nicht am Platze.

Zweitens bestimmt das englische System nichts über die Gröfse des Kieferwinkels; nach ihm stehen z. B. a + e auf einer Stufe. Die beiden Laute haben aber doch ganz verschiedene Gröfsen in betreff des Kieferwinkels, auf die das deutsche System hinweist.

Ein Fehler ist entschieden der Umstand, dafs die Klangfarbe der Vokale gar nicht berücksichtigt wird; so stehen beispielsweise die Laute e und ü wie in 'Mensch' und 'Ähre' in einem Fache, obwohl sie entschieden verschiedene Klangfarbe haben.

Endlich fehlt es dem englischen System an jeder Bestimmung für die Zungenartikulationen, wie weit hinten, wie weit vorn, wie weit oben, wie weit unten sie stattfinden, ob die nächste Zungenstellung von der vorhergehenden $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, 1 ganzen oder 2 Centimeter entfernt ist. Dem beliebigen Ermessen des Individuums ist damit Thür und Thor geöffnet, um so mehr, da ja die Zungenstellung nicht so kontrolliert werden kann als die Klangfarbe, namentlich in der Schule.

Die Anhänger des englischen Systems, voran Sweet und Sievers, machen dem deutschen System den Vorwurf, dafs das subjektive Moment der Abschätzung nach der akustischen Seite hin so stark hervortrete und die Quelle mannigfacher Irrtümer geworden sei; mit noch viel größerem Rechte kann man dem englischen System vorwerfen, dafs es dem viel subjektiveren Moment der Abschätzung nach der Mundstellung zu viel freien Spielraum lasse. Die Klangfarbe kann jederzeit beurteilt werden (um so mehr, da die echt wissenschaftliche Erprobung auf die Tonhöhe hin vorbehalten bleibt), während die Mundstellungen, namentlich die Zungenstellungen im Munde, nicht immer kontrolliert werden können. Dazu kommt, dafs beim Sprechen die Mundstellung doch nur Mittel zum Zweck sein kann, während die Hauptsache der Klang ist.

Was nun ferner den Vorzug des englischen Systems anlangt, dafs es mehr Vokalnünancen unterbringen könne als das deutsche, so ist darauf zu antworten: Für die

Wissenschaft als solche mag es zweckmäßig sein, so viel Lautnuancen als möglich unterbringen zu können; für die Schüle aber genügt es vollständig, wenn ein System eine Basis aufstellen kann, worauf alle Vokale derjenigen Kultursprachen vertreten sind (oder sich doch wenigstens sehr leicht bestimmen lassen), die in ihr (der Schüle) erlernt werden; das ist aber durchaus beim deutschen System der Fall. Das englische System aber muß zum Belege seiner Vokaltheorie Beispiele aus allen möglichen untergeordneten Sprachen herholen, so beispielsweise gleich seine zwei ersten Laute aus dem Gälischen und Nordwelschen. Übrigens, beiläufig bemerkt, behauptet Trautmann, der eifrigste Verfechter des harmonisch-akustischen Princips auf Seite 56 seiner 'Sprachlaute', daß es möglich sei, in seinem erweiterten deutschen System 140 reine Vokale und mit den gemischten 280 Vokale unterzubringen.

Infolge der beiden oben gemachten Bemerkungen, 1) daß die Zungenbewegungen resp. Zungenstellungen nicht so gut zu kontrollieren seien wie die Klangfarbe der Vokale, und 2) daß das englische System mehr Vokale enthalte, als in den Hauptkultursprachen Europas vorhanden sind, müssen wir zu der Überzeugung kommen, daß vom pädagogisch-praktischen Standpunkte aus das englische System für die Schüle zu verwerfen ist. Wenn ein Schüler einen Laut falsch ausspricht, so kann der Lehrer das nur nach dem Klange, nicht nach der Zungenstellung beurteilen. Das Kriterium also, ob der Schüler richtig gesprochen hat, ist nur der Klangeffekt; den aber erkennt das englische System in seiner Vokallehre nicht an.

Auf Grund des deutschen Systems kann der Lehrer den Laut richtig vorsprechen und vom Schüler verlangen, daß er ihn richtig nachspricht. Trifft der letztere den richtigen Laut nicht, so kann der Lehrer wiederum auf Grund des deutschen Systems sagen: Ziehe die Zunge etwas zurück, schiebe die Lippen etwas vor, der Laut klingt etwas dunkler, dumpfer, heller u. s. w.

Wenn aber der Lehrer ein Anhänger des englischen Systems und dabei konsequent ist, darf er nie versuchen, den falschen Laut des Schülers durch Vorsprechen, durch die viva vox zu korrigieren, sondern er kann nur sagen, mache die und die Zungenstellung, beziehentlich Lippenstellung. Nun aber ist gewiß richtig, was Trautmann Seite 70 seiner 'Sprachlaute' sagt: 'Kein Mensch ist fähig, die etwa 70 verschiedenen Anordnungen der Mundteile (zwischen je zwei verwandten der 36 Vokale des Systems werden nämlich noch Zwischenstufen unterschieden) mit leidlicher Sicherheit auseinander zu halten, und wer behauptet, es doch zu können, ist in einer seltsamen Einbildung begriffen. Der eine wird unter hoch — hinten — weit — rund, unten — hinten — weit — rund u. s. w. dies verstehen, der andere etwas anderes.' Wenn aber ein Anhänger der englischen Schüle die falsche Aussprache seiner Schüler doch durch Vorsprechen korrigieren will, so bedeutet dies Verfahren weiter nichts als einen Abfall von seinem Princip und eine Nutzarnachung des deutschen.

Ferner ist das englische System für die Schüler auch zu schwer. Storm giebt dazu auf Seite 64 seiner 'Englischen Philologie' eine Anleitung. Er sagt, man solle mit dem langen geschlossenen i in 'ihn' anfangen, dann durch Senkung der Zunge zum geschlossenen e in 'See' und von da zum breiten schwedischen ä in 'lära' (lehren) übergehen. Dann solle man das offene i in 'Fisch' sprechen, dann wieder durch Senkung der Zunge zum offenen e in Mensch und von da durch noch tiefere Senkung der Zunge zum

(schwachen) *ü*-Laut im englischen 'man' schreiten. Dann fährt er fort: 'Die übrigen Reihen sind schwieriger, aber durch Übung und Aufmerksamkeit doch zu lernen'.

Übrigens haben zwei andere namhafte deutsche Phonetiker, Dr. Teichner in Leipzig und Dr. Viëtor 'versucht, die Vorzüge des englischen Systems mit denen des deutschen zu vereinen und zwischen diesen beiden zu vermitteln', indem sie nicht vom akustischen Prinzip ausgingen, sondern vom physiologischen, und sind dabei doch auf die deutsche Dreieckstheorie wieder zurückgekommen. Aus alledem folgt These II:

Aus theoretischen wie aus praktischen Gründen können wir für die Schule nur das deutsche System der Vokallehre verwerten, da es den akustischen Effekt (die Klangfarbe der Vokale) und die physiologischen Verhältnisse (Mundstellungen) in gleicher Weise berücksichtigt, und nicht, wie das englische System, die letztern allein. Für die Schule im besondern ist nur die Klangfarbe von Wichtigkeit; die physiologischen Verhältnisse treten nur aufklärend und berichtigend hinzu.

Wer sich über diesen hier in Rede stehenden Punkt noch weiter und besser unterrichten will, dem empfehle ich Viëtor, 'Elemente der Phonetik', Seite 22—25, und Trautmann, 'Sprachlaute', Seite 68—72, vor allem aber zwei Programmarbeiten der Karlsruher Realschule vom Jahre 1882 und 1884, verfaßt von Professor Gutersohn. Diese zwei Programmarbeiten, die den Titel führen: 'Beiträge zu einer phonetischen Vokallehre', sind ein Muster von lichtvoller Darstellung und eine wahre Fundgrube von Beweisen für die Vortrefflichkeit des deutschen Systems.

Das Konsonantensystem beider Schulen weicht nicht prinzipiell und wesentlich von einander ab. Wir können deshalb diesen Punkt hier verlassen und zum III. Teile übergehen, nämlich zur Beantwortung der Frage: In welchem Maße können wir die Resultate der Lautphysiologie in der Schule verwerten? Die Antwort lautet: Nur das Allernotwendigste ist durchzunehmen, d. h. 1) nur soviel als zur Einsicht in die Mittel der Sprache oder Sprachwerkzeuge und 2) nur soviel als zum Verständnis der lautlichen Erscheinungen unbedingt notwendig ist. Der Unterrichtsstoff, der sich aus dieser Forderung ergibt, ist derart, daß er sich bequem in den ersten 2—3 Stunden einer Quinta absolvieren läßt.

Angenommen, wir sollten den französischen Unterricht in dieser Klasse beginnen, so würden wir in der ersten Stunde die Sprachorgane und ihre Funktionen, in der zweiten die Vokale im allgemeinen und in der dritten ebenso die Konsonanten besprechen. Wir würden dabei als **Maximum** ungefähr folgendes bieten:

A. Erste Stunde. a) Die Sprachorgane. Die Sprachorgane im weitern Sinne sind die Lunge, der Kehlkopf und der Mund, im engeren Sinne nur der Mund mit seinen verschiedenen Teilen, auch das Ansatzrohr gemeint. Für unsere Zwecke bedürfen nur der Kehlkopf und einige Teile des Ansatzrohrs einer genaueren Beschreibung. Der Kehlkopf ist nämlich eine aus Knorpeln gebildete Röhre, das Wichtigste dabei sind die zwei sogenannten Stimmbänder, welche sich quer durch den Kehlkopf von hinten nach vorn ziehen. Zwischen den beiden Stimmbändern bleibt ein dreieckiger Raum, die Stimmritze, welche durch die elastischen Stimmbänder je nachdem ganz geöffnet, verengt, oder geschlossen werden kann. Der Mund oder das Ansatzrohr besteht aus der Rachenhöhle hinten, der Nasenhöhle oben und der Mundhöhle vorn; Teile der letzteren sind die Zunge, die Zähne, die Lippen und der Gaumen. Beim Gaumen unterscheidet man nun

wieder den harten Gaumen vorn und den weichen Gaumen hinten mit dem Zäpfchen. Der harte Gaumen oder das Gaumendach trennt die Mundhöhle von der Nasenhöhle, der weiche Gaumen oder der Gaumenvorhang kann einerseits die Rachenhöhle von der Nasenhöhle und andererseits die Rachenhöhle von der Mundhöhle abschließen.

b) Die Funktionen der Sprachorgane bei Erzeugung eines Sprachlautes. Die Lunge und die übrigen Sprachorgane im weitern Sinne dienen zum Atmen, indem dabei die Luft ohne merkliches Geräusch durch den Kehlkopf, den Mund und die Nase strömt; das Sprachorgan befindet sich so in seiner Ruhelage. Wird der Luftstrom etwas stärker von der Lunge fortgestoßen, und versetzt er dabei die Stimmbänder in schwingende Bewegungen, daß sie anfangen zu tönen, so wird der sogenannte Stimmtön im Kehlkopf erzeugt, den wir z. B. zur Bildung aller Vokale gebrauchen. Wir können jedoch auch den Luftstrom ungehindert durch die Stimmritze hindurchlassen, ohne daß die Stimmbänder in Bewegung gesetzt werden; trifft nun dieser Luftstrom erst im Munde eine Hemmung, so entsteht wiederum eine Art Laut: ein Konsonant.

Anmerkung 1. Man wird zugeben müssen, daß der hier gebotene Stoff für die erste Stunde durchaus nicht zu viel ist. In den meisten Fällen wird man gar keine volle Stunde brauchen. Die übriggebliebene Zeit benutze man dazu, entweder die Vokallehre drau zu nehmen, oder ruhig den Anfang in dem betreffenden Lehrbuche zu machen, indem man noch die Bemerkung vorausschickt, daß bei einer Sprache die Laute die Hauptsache, ihre Darstellung durch Schriftzeichen, welche man Buchstaben nennt, das Nebensächliche und Zufällige sei. So werde z. B. der Zischlaut "sch" im Deutschen dargestellt durch s, c und h, im Französischen durch c und h, im Englischen durch s und h. Der Laut sei für das Ohr hörbar, der Buchstabe für das Auge sichtbar. Dann gebe man zuerst die Laute an, die in der ersten Lektion vorkommen, darauf lasse man sie von den Kindern nachsprechen und endlich zeige man ihre Darstellung durch Buchstaben. Auf diese Weise kommt gleich etwas Abwechslung in den Unterricht.

2. Man wird gut thun, wenn man den Kindern sagt, daß sie sich zu Hause vor den Spiegel stellen und sich das Ansatzrohr in *natura* ansehen.

B. Zweite Stunde. Die Vokale. a) Wesen der Vokale. Ein Vokallaut ist ein solcher Sprachlaut, der entsteht, wenn der aus der Lunge kommende Luftstrom im Kehlkopf den Stimmtön erzeugt (wie bereits in der ersten Stunde angedeutet wurde) und dann frei und ungehindert durch die Mundhöhle hindurchgeht, dabei aber durch die verschiedenen Mund-, Zungen- und Lippenstellungen verschieden gefärbt wird, z. A. i— a—u. Diese Laute heißen auch Selbstlaute, weil sie für sich allein eine Silbe bilden können, z. B. Mari—a.

b) Die einfachen Grundvokale und Mischlaute.

Sodann nehme man die einfachen Grundvokale und Mischlaute durch und zwar nach dem deutschen System, wie ich es im II. Teile gezeigt habe, aber natürlich noch viel einfacher und mit einer Zeichnung des deutschen Lautdreiecks an die Wandtafel. Als neuen vollberechtigten Vokal lernen die Schüler dabei nur den *a*-Laut kennen, den aber ¹⁶ derselben schon in der Dialektsprache entweder gehört haben oder selbst sprechen.

c) Trübung, Länge und Kürze der Vokale.

Nachdem man auf die eben angegebene Weise die Klangfarben der Vokale bestimmt hat, kann man noch hinzufügen, daß die Vokale so rein nur in Hauptsilben ge-

sprochen werden, daß sie aber in den Nebensilben, d. h. Vor- und Nachsilben etwas an ihrer bestimmten Klangfarbe verlieren, daß sie getrübt werden, vergleiche z. B. die drei e in 'bestechen'. Ein anderer Unterschied der Vokale beruht noch darin, daß manche kurz, andere lang sind, vgl. z. B. die beiden u in 'Mut' und 'Mutter'.

Anmerkung 1. Die Probe auf die Tonhöhe der Vokale können wir in der Schule nicht machen; das würde zu zeitraubend und auch zu schwierig sein.

2. Dagegen giebt es ein anderes einfaches Experiment, das geeignet ist, das Interesse der Schüler in hohem Maße anzuregen, und das man deshalb nie unterlassen wolle. Um nämlich den Kindern begreiflich zu machen, warum bei den hellen Vokalen der Mund so und bei den dunkeln anders gestellt wird, nehme man eine kleine Glasflasche, etwa eine 50-Grammflasche, fülle dieselbe mit Wasser bis oben an, und blase kräftig über den Hals derselben weg. Hierbei wird ein (heller) Ton hörbar werden. Dann gieße man ein wenig Wasser aus, und blase wieder über die Flasche weg. Jetzt wird ein etwas dunklerer Ton entstehen. Dasselbe Experiment wiederhole man mehrmals, bis die Flasche ganz leer, und der Ton ganz dunkel geworden ist. Dann sage man den Kindern weiter: Seht, unsere Mundhöhle ist auch eine Art Flasche (Höhle). Bei den hellen Lauten müssen wir sie deshalb möglichst klein machen und zwar dadurch, daß wir die Zunge möglichst nach vorn schieben und die Mundwinkel möglichst zurückziehen, am meisten beim i. Bei den dunklen Lauten dagegen müssen wir die Mundhöhle möglichst groß machen und zwar dadurch, daß wir die Zunge möglichst zurückziehen und die Lippen möglichst vorschieben, am meisten beim u. Dieses einfache Experiment wird nie seine oben bezeichnete Wirkung verfehlen.

3. Die Diphthonge und Halbvokale läßt man hier am besten weg und behandelt sie bei den Lektionen, wo die betreffenden Vokalverbindungen im Französischen zum ersten Male auftreten, umso mehr, da die deutschen und französischen Diphthonge wesentlich von einander abweichen (man vergleiche deutsch au, ei, eu und französisch ia, oi, ui), und da das Deutsche keine Halbvokale kennt wie das Französische in ciel, Dieu u. s. w.

4. Sollte noch etwas Zeit vorhanden sein, so fahre man im Lehrbuche weiter fort, oder beginne die Konsonantenlehre.

C. Dritte Stunde. Konsonanten und Vokalkonsonanten.

a) Wesen der Konsonanten. Ein Konsonant ist ein solcher Sprachlaut, der entsteht, wenn der aus der Lunge kommende Luftstrom im Ansatzrohre entweder einen Verschluss (wie z. B. beim p) oder eine Enge (wie z. B. bei f) durchbrechen muß. Sie heißen deswegen Konsonanten oder Mitlaute, weil sie nur in Gemeinschaft mit einem Selbstlaut eine Silbe bilden können.

b) Einteilung der Konsonanten nach ihrem Klange. Wie bereits angedeutet, werden die Konsonanten in Verschluss- und Reibelaute eingeteilt. Verschlusslaute heißen diejenigen, bei deren Erzeugung der Luftstrom einen Verschluss durchbrechen muß, wie z. B. beim p. Die andern heißen Reibelaute, weil bei ihrer Erzeugung der Luftstrom sich an den Wänden der Enge reibt, wie z. B. beim f. Bei den Verschlusslauten wird die Luft mehr durch das Ansatzrohr gestoßen, daher auch der Name Stoßlaute oder Explosivlaute, bei den Reibelauten wird er mehr gehaucht, daher auch der Name Hauchlaut oder Spirans. Sowohl die Verschluss-, als auch die Reibelaute zerfallen dann wieder in harte und weiche. Der Unterschied von diesen beiden Arten von Lauten

besteht darin, 1) dafs bei den weichen der Stimmton mittönt, bei den harten nicht. Deshalb heifsen die erstern auch stimmhafte oder tönende Konsonanten, die letztern stimmlose oder tonlose; 2) dafs bei den harten Konsonanten die Sprachwerkzeuge straffer angespannt werden und die Mundbewegungen schneller von statten gehen als bei den weichen; die ersteren heifsen deswegen auch momentane Laute, die letzteren Dauerlaute.

c) Arten der Konsonanten nach ihrer Artikulationsstelle.

Für unsere Zwecke genügt es, wenn wir folgende Verschlüsse und Verengungen annehmen. Ein Verschlufs läfst sich bilden:

- a) Mit den beiden Lippen: p (tonlos), b (tönend).
- b) Mit der Zungenspitze und dem innern Damm der obern Schneidezähne oder gar dem vordern harten Gaumen: t (tonlos), d (tönend).
- c) Mit dem Zungenrücken und dem hintern Gaumen: k (tonlos), g (tönend).

Eine Enge läfst sich bilden:

- a) Mit der Unterlippe und den obern Schneidezähnen: f (tonlos), w (engl. + franz. v) tönend.
- b) Mit der Zungenspitze und dem innern Damm der obern Schneidezähne, oder gar dem vordern harten Gaumen: fs (tonlos), s (tönend).

Werden dabei die Lippen etwas vorgeschoben, die Zunge aber etwas zurück, so erhält man als tonlosen Laut den Zischlaut 'sch', als tönenden das französische j.

- c) Mit dem Zungenrücken und dem hintern Gaumen: ch (tonlos), j (tönend).
- d) Mit den Stimmbündern: h (tonlos).

Nach herkömmlicher Weise nennt man die Laute unter a) Lippenlaute oder Labiale, unter b) Zahnlaute oder Dentale, unter c) und d) Kehllaute oder Gutturale; vgl. Figur 5.

Konsonantentabelle. Figur 5.

a) Lippenlaute (Labiale).

	Verschluslaute		Reibelaute	
	tonlos	tönend	tonlos	tönend
Gebildet mit den beiden Lippen	p	b	—	—
Mit der Unterlippe und den obern Schneidezähnen	—	—	f	w (frz. u. engl. v)

b) Zahnlaute (Dentale).

	Verschluslaute		Reibelaute	
	tonlos	tönend	tonlos	tönend
Gebildet mit der Zungenspitze und dem innern Damm der oberen Schneidezähne	t	d	deutsch fs	s
Dieselbe Mundstellung, nur mit vorgeschobenen Lippen und zurückgezogener Zunge	—	—	deutsch sch	franz. j

c) Kehllaute (Gutturale).

	Verschlusslaute		Reibelaute	
	tonlos	tönend	tonlos	tönend
Gebildet mit dem Zungenrücken und dem hinteren Gaumen oder Gaumenvorhang	k	g	ch	j (deutsch)

d) Der Hauchlaut h.

	Reibelaut	
	tonlos	tönend
Gebildet mit den Stimmläutern	h	—

D. Die Vokalkonsonanten.

Die Vokalkonsonanten tragen den Charakter der Vokale und Konsonanten zugleich an sich, indem sie zu ihrer Erzeugung einerseits, wie die Vokale, einen freien Abfluss der Luft und andererseits wie die Konsonanten einen Verschluss verlangen, auch silbenbildend und nichtsilbenbildend gebraucht werden können; man nennt sie deswegen wohl auch Mittellaute. Sie sind sämtlich tönend, es sind die sogenannten flüssigen Laute l m n r.

1. Der l-Laut verlangt die Mundstellung des d-Lautes; die Luft fließt zu beiden Seiten der Zunge ab, also llll.
2. Das m hat den Verschluss des b; das n den Verschluss des d; die Luft strömt durch die Nase, daher sie auch Nasenlaute heißen, also mmm, nnn.
3. Das r hat die Zungenstellung von d; entweder versetzt sich dabei die Zungenspitze, oder das Zäpfchen in schwirrende Bewegung; die Luft fließt zu beiden Seiten der Zunge ab, also rrr, oder rrrr.

Vokalkonsonanten. Figur 6

Der Verschluss wird gebildet:	Nasenlaute	l-Laut	r-Laut
1) mit den beiden Lippen	m	—	—
2) mit der Zungenspitze und dem inneren Damm der oberen Schneidezähne	n	l	r
3) mit der Hinterzunge und dem Zäpfchen	ng — nk	—	r

Anmerkung 1. Wenn wie in dem preussischen und sächsischen amtlichen Regelbuche für die neue Orthographie die Schüler bereits eine Konsonantentabelle in Händen haben, so kann man sich die Sache recht erleichtern, indem man die in jenem Buche gegebene Tabelle erläutert, die doch nur erst mit Hilfe der Lautphysiologie von den Kindern richtig und vollständig verstanden werden kann, wie ich bereits früher gesagt habe.

2. In Mittel- und Süddeutschland, wo man die Konsonanten b, d, g, wohl weich,

aber nicht tönend spricht, achte man besonders auf das letztere. Man gehe von m auf b über, von n auf d (und von ng auf g).

3. Die Lehre von den französischen Nasenvokalen und den deutschen Nasenkonsonanten läßt man hier lieber noch weg und behandelt sie erst bei der betreffenden Lektion des französischen Lehrbuches.

Nun noch einige allgemeine Bemerkungen.

1. Wenn später in Untertertia beziehentlich in Obersekunda das Englische anfängt, so spricht man diese hier gegebene Lautlehre noch einmal repetierend durch, wozu man sicherlich nicht mehr als eine Stunde gebrauchen wird. Sollten indessen viele neue Schüler in den Cötus eingetreten sein, so muß man natürlich langsamer gehn, den Stoff aber doch in höchstens zwei Stunden absolvieren.

2. Vorausgesetzt bei dieser Methode muß allerdings ein Lehrbuch werden, das die Ausspracheschwierigkeiten in angemessener Weise verteilt. Da anerkanntermaßen die Ausspracheschwierigkeiten im Französischen und Englischen ganz bedeutend sind, viel bedeutender wenigstens als die meisten Schwierigkeiten in der Formlehre, so ist es mir immer unbegreiflich gewesen, wie es jetzt noch, namentlich für das Englische, Lehrbücher giebt, welche die erstgenannten Schwierigkeiten einfach ignorieren. 'Vom Leichten zum Schweren' ist und bleibt nach meinem Dafürhalten einer von denjenigen Hauptgrundsätzen der Pädagogik, die man nicht ungestraft beiseite schiebt.

An dieser Stelle erlaube ich mir Ihnen eine Zuschrift des Hamburger Vereins für das Studium der neueren Sprachen mitzuteilen, dieselbe lautet:

Geehrter Herr Kollege!

Ich bin beauftragt, Ihnen im Namen des hiesigen 'Vereins für das Studium der neueren Sprachen' von der Annahme nachfolgender These in der letzten Vereinssitzung Mitteilung zu machen.

Sie haben über die Verwendung der Lautphysiologie beim neu-sprachlichen Unterricht einen Vortrag auf der Philologenversammlung angekündigt; darum glaubten wir durch die Mitteilung im Interesse der Sache zu handeln. Ich bemerke, daß unser Verein, dessen Vorsitzender ich zu sein die Ehre habe, aus fast sämtlichen wissenschaftlich gebildeten Neuphilologen der hiesigen Staats- und Privatschulen besteht und die gn. Fragen wiederholt diskutiert hat.

Ich benutze diese Gelegenheit, Sie bestens zu grüßen.

Ihr ergebenster

Hamburg, 5. September 1884.

Dr. G. Wendt.

These.

Die Aussprache ist nicht Nebensache. — Allgemeine Lautgesetze mit physiologischer Begründung statt der bisherigen Ausspracheregeln.

3. Wie Sie sehen, habe ich den Lehrstoff so verteilt, daß in den ersten zwei bis drei Stunden das Allgemeine aus der Lautphysiologie durchgesprochen wird, um auf diese Weise eine Basis zu gewinnen, von der aus das Spezielle oder Eigentümliche einer jeden Sprache leicht erklärt und verstanden werden kann, was dann bei den nachfolgenden einzelnen Lektionen geschehen muß.

Dieses Verfahren hat drei Vorzüge:

- a) es bewahrt uns vor einer übertriebenen phonetischen Schulung, wie sie von einigen fanatischen Phonetikern gefordert wird, die aber nach meiner Ansicht nicht in die Schule, sondern in das neuphilologische Seminar der Universität gehört;
- b) es überhäuft die Kinder mit nicht zu viel neuem Stoff auf einmal und legt demnach nicht ihr kaum erwachtes Interesse wieder lahm;
- c) last not least, wir können die meisten der bisher gebräuchlichen Lehrbücher ruhig beibehalten, sofern sie nur die Ausspracheschwierigkeiten in gehöriger Weise verteilt haben.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich unsere III. These: In den ersten zwei bis drei Stunden des neusprachlichen Anfangsunterrichtes ist das Notwendigste und Allgemeine aus der Lautphysiologie zu behandeln, um so eine Grundlage zu gewinnen, von welcher aus das Spezielle und Eigentümliche einer jeden Sprache leicht erklärt und verstanden werden kann, was dann am besten im Anschlusse an die einzelnen Lektionen des betreffenden Lehrbuches geschieht, welches die Ausspracheschwierigkeiten in angemessener Weise verteilt haben muß.

Meine Herren, Körting sagt im II. Teile seiner soeben erschienenen Encyclopädie und Methodologie der romanischen Philologie, S. 23: 'Dafs der schulmäßige (deutsche, französische, englische u. s. w.) Sprachunterricht, namentlich insoweit er Aussprachunterricht ist, auf lautphysiologischer Grundlage zu erteilen sei, ist eine wohlberechtigte Forderung; aber zur Zeit ist die pädagogische Form, in welcher dies zu thun sein wird, noch nicht gefunden'. Ich meinesteils gebe ihm vollständig recht. Trotzdem glaube ich aber, Ihnen doch eine solche Form gezeigt zu haben, die bei verhältnismäßig geringen Opfern an Zeit und Mühe die im ersten Teile geschilderten Vorteile im Gefolge haben muß, namentlich wenn wir unserer guten alten deutschen phonetischen Schule treu bleiben. Nun, meine Herren Kollegen, wer wollte da noch zögern, solche Vorteile für seinen Unterricht zu verwerten? Wohlan, betreten Sie mutig und unerschrocken das neue Gebiet der Lautphysiologie auch in der Schule, so weit es bis jetzt noch nicht geschehen ist, und ich gebe Ihnen die auf fremde und eigene Erfahrung gestützte Versicherung, dafs Sie es nie bereuen werden, den Versuch gemacht zu haben'.

These 1 des Vortragenden: 'Trotz mehrfacher Bedenken ist es empfehlenswert, in der Schule beim neusprachlichen Unterrichte von Anfang an die Resultate der Lautphysiologie zu verwerten' wird angenommen.

Über These 2 entspinnt sich eine längere Debatte.

Viktor (Marburg) meint, dafs Vorzüge des englischen Systems in das deutsche hineingetragen werden können; a sei unten hinzustellen.

Klinghardt (Reichenbach i. Schl.) spricht für das englische System. — Viktor stellt a unten, weil die Zunge tief ist. — Techmer (Leipzig) will die akustische und physiologische Methode vereinigt wissen und schlägt folgende Fassung der These vor: 'Dabei dürfen nicht einseitig die physiologischen Vorgänge (engl. Schule) berücksichtigt werden, sondern auch die akustischen (deutsche Schule)'. — Viktor meint, in der Schule würde ein einheitliches System nicht gegeben werden können.

Darauf wird die These in der von Techmer gewünschten Fassung einstimmig angenommen.

Zu These 3 meint Techmer (Leipzig), die empfohlene Einleitung sei für den Anfang zu systematisch. Er sei für induktive Methode. Schon beim Unterrichte im Deutschen sei vorzubereiten, an der Muttersprache zu lehren; Anschauung nach Modellen, Zeichnungen. Er sei dafür, keine detaillierte These aufzustellen, ehe die Sache anderweitig genügend gefördert sei.

Hummel (Potsdam) ist der Ansicht, daß das lebendige Modell (der Lehrer) das beste sei.

Der Vorsitzende ist der Ansicht, daß These 1 und 3 zusammenfallen.

(Schluß 10 Uhr.)

Vierte Sitzung

am 4. Oktober, morgens 8 Uhr.

Auf Vorschlag des Oberlehrers Dr. Deutschbein (Zwickau) wird für die nächste Philologenversammlung Professor Dr. Lambeck (Köthen) zum ersten, Professor Dr. Viëtor (Marburg) zum zweiten Vorsitzenden der Sektion gewählt, zu Schriftführern Oberlehrer Wetzel (Berlin) und Dr. Kühn (Wiesbaden).

Hierauf kommt Löwe (Bernburg) auf die früher von ihm gestellte These zurück, die er so abändert: 'Der französische Unterricht verträgt es sehr wohl, daß der Schwerpunkt desselben von der Grammatik mehr nach der Lektüre hin verschoben wird'. — Techmer (Leipzig) möchte der These eine andere Fassung gegeben sehen, worauf Loewe vorschlägt: 'Im Französischen ist der Schwerpunkt von der Grammatik nach der Lektüre zu verlegen'. — Hummel (Potsdam) will zwischen dem Anfangsunterricht und dem in den oberen Klassen geschieden und die These in zwei Teile zerlegt wissen. — Techmer (Leipzig) ist der Ansicht, daß man bei Besprechung dieser These nur den Anfangsunterricht ins Auge fasse. — Klinghardt (Reichenbach i. Schl.) meint, daß bei induktiver Methode schon auf der Anfangsstufe Zusammenstellungen nicht zu vermeiden sind. — Kühn (Wiesbaden) glaubt, daß die Grammatik in den oberen Klassen leicht ebenso induktiv zu behandeln sei, wie in den unteren, wie er dies selbst schon erprobt habe. Prinzipien für den Anfangsunterricht seien noch zu gewinnen; er sei gegen jedes Elementarbuch; die Grammatik solle zusammenfassen. — Mahrenholtz (Halle) meint, daß Grammatik doch nötig sei. — Techmer (Leipzig) will die These so abgeändert wissen: 'Im französischen (wie im englischen) Anfangsunterricht ist der Lesestoff zum Ausgangs- und Mittelpunkt des Unterrichts zu machen und die Grammatik zunächst immer induktiv zu behandeln'. Nach seiner Meinung werde systematische Grammatik immer beibehalten werden müssen, wenn auch nicht im Anfangsunterricht.

Die These wird hierauf in der Techmerschen Fassung einstimmig angenommen.

Von dem Vortrage des Professors Dr. Mahn (Berlin): 'Über romanische Wörter, deren Etymologie noch nicht genügend festgestellt ist' mußte zum großen Bedauern der Sektionsmitglieder wegen der vorgerückten Zeit Abstand genommen werden.

Von seiten der Firma Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig war ein Verlagsbericht in vielen Exemplaren ausgelegt. Die Verlagsbuchhändler Dumont-Schauberg in Köln und Otto Schulze in Köthen hatten mehrere Exemplare ihrer Verlagsartikel der Sektion zum Geschenk gemacht, wofür denselben auch an dieser Stelle der Dank der Sektionsmitglieder ausgesprochen wird.

(Schluß 10 Uhr.)



THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

DATE DUE

--	--



THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

DATE DUE

--	--

3 9015 01411 5821

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

DATE DUE

--	--

